Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXVIII.

(Januar — Februar — März 1909.)

99453
6/11/09

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Frize'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Co. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 138

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundachtunddreißigsten Bande (Januar — März 1909.)

		Seite
I.	Die innerpolitische Umwälzung in der Türkei. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz**	1
II.	Milch und Blut. Erzählung von **Ilse Frapan-Akunian.** I.	18
III.	Sappho. Von **Adolf Wilbrandt**	35
IV.	Schillers historische Schriften als Vorstudien des Dramatikers. Von **Richard Fester**	48
V.	Das Neue Testament für die Gegenwart. Von Prof. D. **Martin Schian** in Gießen	59
VI.	Historisch-Politische Satiren. Von **Richard M. Meyer**	67
VII.	Das Automobil in der Wüste Gobi. Von **Wilhelm Bölsche**	80
VIII.	Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers. Von **Johannes Proelß.** (Fortsetzung.) II.	86
IX.	Das österreichisch-ungarische Staatsrecht des Grafen Theodor Zichy. Von Dr. **Friedrich Tezner,** Professor der Wiener Universität	109
X.	Das Kruzifix in der Kirche zu Dunes. Von **Vernon Lee**	129
XI.	Chinesische Kunst in Berlin. Eindrücke. Von **Marie von Bunsen**	140
XII.	Das Reichsland Elsaß-Lothringen unter deutscher Verwaltung. Von Dr. **Kreuzkam**	143
XIII.	Mackowskys Michelagniolo. Von **Werner Weisbach**	147
XIV.	Ludwig Uhland und die Italiener. Von **Hermann Fischer**	149
XV.	Ein katholisches Goethe-Buch. Von **Reinhold Steig**	151
XVI.	Literarische Notizen	153
XVII.	Literarische Neuigkeiten **Ernst von Wildenbruch.** Von Julius Rodenberg.	157
XVIII.	Messina. Von **J. R.**	161
XIX.	Milch und Blut. Erzählung von **Ilse Frapan-Akunian.** (Schluß.)	164
XX.	Pro Imperatore. Vom **Grafen von Leyden**	183
XXI.	Darwin. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Von **Wilhelm Bölsche**	192

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Diplomatenleben am Bosporus. Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben vom Kaiserl. Gesandten z. D. **Raschdau** 203

XXIII. Eine zu wenig beachtete Mittelmeerinsel: Mallorca. Von **Theobald Fischer** 223

XXIV. Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Friedrich Eggers. Von **Johannes Proelß.** (Fortsetzung.) . . 237

XXV. Rembrandt und seine Zeit. Von **Mela Escherich** . . 261

XXVI. Friedrich Spielhagen. Zum achtzigsten Geburtstage. Von **Karl Frenzel** 272

XXVII. Babylonische Wahrsagekunst. Von **Arthur Ungnad** . 279

XXVIII. Aus Katharinas Zeit. Erzählung von **W. Kochánowskaja.** I. 293

XXIX. Neue Romane. Von **Erich Schmidt** 312

XXX. Felix Mendelssohn Bartholdy zum hundertsten Geburtstag. Von **Bruno Hake** 316

XXXI. Literarische Notizen 319

XXXII. Literarische Neuigkeiten 320

XXXIII. Die Bagdadbahn. Von Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** Heidelberg. (Nebst einer Skizze.) 321

XXXIV. Angst und Emma. Von **Georg Hirschfeld** 333

XXXV. Zur Erdbebengefahr in Süditalien. Mythologische und baugeschichtliche Betrachtungen. Von **Max Gg. Zimmermann** 349

XXXVI. Aus Herders Ideen-Werkstatt. Von **Bernhard Suphan** 357

XXXVII. Diplomatenleben am Bosporus. Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben vom Kaiserl. Gesandten z. D. **Raschdau.** (Schluß.) 300

XXXVIII. Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Friedrich Eggers. Von **Johannes Proelß.** (Schluß.) . . . 406

XXXIX. Grazia Deledda. Von **Carlo Segrè** 437

XL. Aus Katharinas Zeit. Erzählung von **W. Kochánowskaja.** (Schluß.) 450

XLI. Der neue Band der Humboldt-Briefe. Von **Richard M. Meyer** 464

XLII. Ein rheinisches Künstlerbild. Von **Max J. Friedländer** 465

XLIII. Fedor Mamroth. Von **Ernst Heilborn** . . . . . 4[illegible]

XLIV. Schriften von Otto Frommel. Von **H.** 469

XLV. Neuere naturwissenschaftliche Literatur. Von **Walther Löb** 471

XLVI. Literarische Notizen 475

XLVII. Literarische Neuigkeiten 478

Die innerpolitische Umwälzung in der Türkei.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Die große Staatsveränderung, die sich am 24. Juli 1908 im türkischen Reiche vollzogen hat, darf nicht als eine vereinzelte Erscheinung angesehen werden. Sie gehört in die Kette der bemerkenswerten politischen Bewegungen, die seit vier Jahrzehnten die ganze asiatische Welt berühren. Sie trat ebenso überraschend ein wie die japanische Revolution von 1868, und auch, was die Größe der Gegensätze anbetrifft, die einander ablösten, kann sie mit dieser in Parallele gestellt werden. Nur in bezug auf den äußeren Verlauf ist der Unterschied ein bemerkenswerter. Was dort einer Reihe blutiger Kämpfe bedurfte, wurde hier in vollkommen friedlicher Erhebung der gebildeten Elemente des Volkes durchgeführt. Die türkische Revolution, wenn man sie so nennen will, kostete bekanntlich nur acht Menschen das Leben — und dies in einem Lande, in dem das Dasein des einzelnen nicht gerade allzu hoch im Preise steht. Ähnlich waren die beiden Ereignisse auch darin, daß der Charakter der Umwälzung ein durchaus monarchischer und dynastischer geblieben ist. Selbst in bezug auf die wichtigste der Ursachen trifft die Gleichheit zu. In beiden Fällen bestand sie in dem Unwillen über die äußere Schwäche des Reiches und die Einmischung fremder Mächte, die diesem eine Demütigung nach der andern bereitete.

Handelte es sich in Japan darum, den mittelalterlichen Feudalstaat in ein modernes Gebilde zu verwandeln, so ist in der Türkei ein Despotismus, der vollkommen an die Zeit der absoluten Fürstenmacht des 18. Jahrhunderts erinnerte, durch die konstitutionelle Monarchie auf liberalster Grundlage, gleichsam über Nacht, abgelöst worden. Dort und hier ist die Veränderung eine so radikale gewesen, daß die Geschichte gewissermaßen mit einem neu erstandenen Staate zu rechnen hat.

Es lassen sich noch andre Analogien auffinden.

Japans Beispiel hat um die letzte Jahrhundertwende, wie männiglich bekannt, eine nicht minder gewaltige Reformbewegung in China hervorgerufen, die sich sehr viel langsamer, aber wie es scheint um so gründlicher vollzieht. Ebenso zeigen sich bedenkliche Symptome von nationaler Erregung im

ganzen britisch-englischen Reiche. Nicht nur vereinzelte Gewalttaten, wie der Anschlag gegen Sir Andrew Fraser, den Leutnant-Gouverneur von Bengalen, die Ermordung von Frau Kennedy und Tochter sowie eines bekannten Detektivbeamten usw., sondern auch die Stimmung der einheimischen Presse legen dafür Zeugnis ab. Nach dem kürzlich in Jodpur zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der englischen Herrschaft veranstalteten Durbar gab sich eine kaum verhüllte Feindseligkeit kund. Hat doch eine indische Zeitung auf die Verheißungen des Königs geradezu mit Drohungen geantwortet.

Was in Persien seit Jahr und Tag vorgeht, ist uns durch die Presse hinreichend bekannt geworden. Weniger trifft dies bezüglich des arabisch bevölkerten Teiles von Asien zu. Dennoch gärt es dort nicht minder wie in den übrigen Ländern des großen Kontinents. Die Wahabiten im Innern der arabischen Halbinsel, die Bevölkerung von Yemen, dem alten Arabia Felix, neuerdings auch die Küstenbevölkerung bei Hodeida und das Gebiet der heiligen Städte sind in einem latenten Aufruhr. Erst kürzlich, von Oktober 1904 bis zum April 1905, erlebten wir die denkwürdige Belagerung und den Fall von Sana. Die türkische Oberherrschaft wurde damals durch die nationale Bewegung nahezu vernichtet, seitdem aber durch den alten verschlagenen Achmed Feizi Pascha wiederhergestellt. Von der neuen jungtürkischen Regierung seiner Vollmachten entkleidet, fährt er unbekümmert fort, das Land auf seine Weise zu administrieren, scheint aber gerade im gegenwärtigen Augenblicke alle Hände voll zu tun zu haben, um sich zu behaupten. Seit dem Zeitpunkte, wo vor etwa fünfundzwanzig Jahren die große fenoussistische Erhebung ganz Nordafrika durchzog und ihren kräftigsten Ausdruck in dem Mahdi-Aufstande im Sudan fand, ist die arabische Bevölkerung rings um das Becken des Roten Meeres und des Persischen Golfs herum überhaupt nicht mehr recht zur Ruhe gekommen.

Überblickt man dieses gesamte vom Reiche der aufgehenden Sonne bis zum Nil sich erstreckende, wohl erst in seinem Beginn befindliche Völkerbeben, so erscheint die türkische Revolution nur als eine Ausstrahlung desselben, die uns freilich am nächsten angeht, weil sie Europa unmittelbar berührt.

Sie hat für uns ein besonderes Interesse, weil sie eine von der Allgemeinheit abweichende Tendenz verfolgt. In dem nationalen Erwachen Japans, Chinas, Indiens, Persiens und Arabiens drückt sich ein Gegensatz gegen die weiße Rasse und die europäische Hegemonie aus. Der Völker Asiens bemächtigt sich das Gefühl, europäischer Vormundschaft nicht mehr zu bedürfen. Sie fangen an, ihrer müde zu werden, sie als lästig und als ein Hindernis für die weitere eigene Entwicklung zu empfinden. Die jungtürkische Bewegung dagegen sucht gerade den Anschluß an die europäische Kulturwelt, als deren vollberechtigtes Mitglied sie das Land anerkannt zu sehen wünscht. Um so mehr ist für uns Europäer die Ursache vorhanden, die Umgestaltung des türkischen Reiches in einen verfassungsmäßig regierten Kulturstaat mit unsrer Aufmerksamkeit und Sympathie zu verfolgen, ja, soweit es die eigenen Interessen irgend gestatten, auch zu begünstigen.

Der Erhebung des Jungtürkentums ist eine lange, heimliche Gärung vorangegangen. Diese kann als etwa ebenso alt angesehen werden wie die islamitische Reformbewegung überhaupt. Man wird sie auf fünfundzwanzig Jahre zurückdatieren müssen; denn das Regierungssystem, gegen das sie sich richtete, war aus den Nachwehen des großen russisch-türkischen Krieges hervorgegangen. Man muß, um den ganzen Umwandlungsprozeß zu verstehen, bis auf jene Zeit zurückgreifen. Der mehrjährige Aufstand in Bosnien und der Herzegowina sowie der Krieg gegen Serbien und Montenegro hatten damals die Mittel des türkischen Reiches, die durch die verschwenderische Regierung des Sultans Abdul Aziz schon aufs äußerste in Anspruch genommen waren, nahezu erschöpft. Der Staatsbankerott hatte erklärt werden müssen. Dann erst kam der große entscheidende Kampf gegen den mächtigen östlichen Nachbar. Nur durch eine heroische Anstrengung und die Aufbietung aller Kräfte konnte die Türkei sich unter schweren Verlusten erhalten. Der Frieden von San Stephano ließ sie in einem Zustande völliger Zerrüttung zurück. Der Berliner Vertrag besserte ihre Lage in etwas, konnte aber die tiefen Wunden, die dem Reiche geschlagen worden waren, bei weitem nicht heilen. Das Heer war von der Übermacht zertrümmert, die Verwaltung nahezu aufgelöst; die Vorgänge bei der Entthronung Sultan Aziz' und Murads V. hatten die Autorität aufs äußerste erschüttert und das Ansehen des Sultans wesentlich geschwächt. Der Versuch, den bis dahin rein islamitischen Eroberstaat in ein das Völkergemisch des türkischen Orients als gleichberechtigt umfassendes konstitutionelles Staatswesen umzuwandeln, war mißlungen. Des großen Midhat Pascha Plan, einen neuen nationalen Begriff, nämlich das Ottomanentum, zu schaffen und darin die Islamiten verschiedenster Abstammung und ebenso Armenier, Griechen, Slawen, Albaner usw. mit ihren Sonderbestrebungen aufgehen zu lassen, blieb unverstanden. Das erste in Konstantinopel zusammenberufene Parlament, das der Durchführung dieses Gedankens hatte dienen sollen, war ohne Sang und Klang wieder aufgelöst worden. Flüchtende Mohammedaner aus den verloren gegangenen Provinzen strömten in der Hauptstadt zusammen; die Unsicherheit war groß. Man kann sagen, daß ein förmliches Chaos in dem erschöpften Lande herrschte.

Unter solchen Umständen kann die erste Hilfe nur durch eine straff geführte und in einer einzigen Hand vereinigte Regierungsgewalt gebracht werden. Das begriff Sultan Abdul Hamid II., der die Zügel der Herrschaft unter so ungewöhnlich schwierigen Umständen übernommen hatte, mit voller Klarheit, und er machte sich mit unglaublicher Zähigkeit und Energie daran, das notwendig erscheinende absolute Regiment herzustellen. Sein Entschluß zur Selbstregierung inmitten des entstandenen Wirrwarrs kann unter den obwaltenden Umständen nur als gerechtfertigt angesehen werden. Ein schwächeres Gemüt würde wahrscheinlich die Anlehnung an ein Parlament gesucht haben, um ihm die Verantwortung für die kommenden schwerwiegenden Entschließungen zur Wiederaufrichtung des Reiches, die dem Volke nur Lasten bringen konnten, zuzuschieben.

Nun neigte Sultan Abdul Hamid II. aber von Natur zum Mißtrauen. Seine Jugenderlebnisse können diese Geistesrichtung nur gefördert haben, und die Vorgänge, die seiner Thronbesteigung vorangingen, übten augenscheinlich eine nachhaltige Wirkung auf sein Gemüt, wie dies auch durchaus erklärlich ist. Dann folgten die Kriegsstürme und das über das Reich hereinbrechende Unheil. Man begreift vollkommen, wie sehr dies seine pessimistische Lebens- und Weltanschauung vermehrt haben muß. Er begann ein vollkommen abgeschlossenes Dasein zu führen und das umfangreiche Land aus der Stille seines Palastes heraus zu regieren. In dem eifrigen Bemühen, trotzdem alles, was draußen vorging, zu erfahren und vornehmlich jede dem Throne drohende Gefahr schon im Keime zu entdecken, griff er zu dem bedenklichen Mittel geheimer Überwachung. Ohne Zweifel hielt er es für unentbehrlich, zunächst auch für unschädlich; denn gelegentlich hat er sich geäußert, daß derjenige, der seine Pflicht tue, auch die geheime Überwachung nicht zu scheuen brauche. Bei seiner Abtrennung vom öffentlichen Leben blieben ihm indes die Auswüchse verborgen. Diese bestanden in dem bekannten, sich nach und nach auf eine unglaubliche Art verbreitenden Spitzelsystem, bei dem die schon bestehende geheime Polizei, die stark erweitert wurde, mit verhängnisvoller Findigkeit mitwirkte. Meist hat man die Sorge für die eigene Person als den Grund angesehen, um dessentwillen der Großherr dieses System so verhängnisvoll ausdehnte; doch ist das ein Irrtum. Sultan Abdul Hamid ist bei kleiner Figur und schwächlicher Konstitution doch ein mutiger und energischer Mann. Nicht Furchtsamkeit, sondern Mangel an Vertrauen zu den guten Seiten der menschlichen Natur sowie ein erstaunlicher Scharfblick für deren Schwächen hat seinem Wesen den Stempel aufgedrückt.

Nun muß man gerecht sein und anerkennen, daß seine Lage im Beginn seiner Regierung eine äußerst unsichere war. Sie konnte wohl zu übertriebener Vorsicht verleiten. Das lag nicht nur in den wirren Verhältnissen des Staates, sondern auch in den eigentümlichen Bedingungen, unter denen er als Sultan und Kalif seine Macht ausübte. Es wird vielfach übersehen, daß die Türkei ein Seniorat ist. Es folgt nicht der Sohn dem Vater auf den Thron, sondern der würdigste, d. h. in friedlichen Zeiten der älteste Agnat aus dem Hause Osmans. Diese Einrichtung ist auf die Zeit zurückzuführen, da das türkische Volk noch als ein eroberndes Heer die Lande durchzog und der Großherr selbst in der Schlacht befehligte. Fiel er oder starb er während eines Feldzuges, so konnte ihm unmöglich ein unmündiger Sohn folgen, der noch nicht imstande war, das Heer zu führen. Die Würde des Kalifen fordert gleichfalls ein reifes Lebensalter. Ein älterer Mann mußte an seine Stelle treten. Menschlich ist es, daß in einem solchen Senoriat, zumal wenn stabile und ruhige Verhältnisse eintreten, das Interesse des Herrschers an der Erhaltung der Monarchie gegenüber demjenigen für die persönliche Macht und Herrschaft zurücktritt. Auch sind bei der Erbfolge nach dem Seniorat Thronstreitigkeiten und Palastrevolutionen eher möglich als bei der direkten Sukzession. Der regierende Herr wird eifersüchtiger über seiner Stellung wachen, als wenn er wüßte, daß diese nach dem Tode seinem ältesten Sohne sicher ist.

Das Kalifat ist durch den Koran an bestimmte Bedingungen geknüpft. Vermag der Kalif diese nicht mehr zu erfüllen, so verliert er sein Anrecht ohne weiteres. Darüber, ob er noch fähig ist, das Kalifat zu verwalten, entscheidet unter Umständen das dogmatische Oberhaupt, nämlich der Scheich ül Islam. Wenn derselbe von einer Anzahl der höchsten Würdenträger des Reiches darum befragt wird, so ist er zu einer Antwort — einem Fetwa — verpflichtet. Dieses vermag er freilich nicht nach rein persönlichem Ermessen, sondern wieder nur gestützt auf seinen hohen Rat zu erteilen; es wird aber dann zum unwiderruflichen Beschluß. Der Kalif, bezüglich dessen mit „Nein" entschieden wird, hat im gleichen Momente aufgehört, Kalif zu sein. Die Machtsicherheit des Sultans war und ist also eine begrenzte, keine so unbedingte wie in unsern Monarchien. Auch dies also gebot große Aufmerksamkeit, wollte der Großherr sich auf dem Throne behaupten, den er rings von heimlichen Feinden umgeben glaubte.

Hand in Hand mit dem System der Überwachung ging dasjenige der Zentralisation aller Staatsgeschäfte in seinem Kabinett; denn wer alles wissen will, muß auch alles selbst leiten. Es entstand bald nach dem russisch-türkischen Kriege im Yildiz-Kiosk eine Kabinettsregierung von starrster Form. Wenn eine solche in alten Zeiten nur dort glücklich ausfiel, wo sie von der Kraft und dem Talent großer Fürsten getragen wurde, so ist sie heute bei den viel komplizierteren Zuständen des Staats-, Volks- und Verkehrslebens zu einer Unmöglichkeit geworden. Auch die Kraft des größten Monarchen würde nicht mehr dazu hinreichen.

Der amtliche Weg, der zur Entscheidung des Großherrn führte, war noch dazu ein äußerst schmaler. Alle Eingaben seiner Ministerien, hohen Behörden, Staatsbeamten und Privatpersonen sollten durch das Arbeitszimmer seines ersten Sekretärs laufen und jede Entscheidung, wie einst in dem kleinen Preußen des großen Friedrich, durch ein Iradé, Kabinettsorder, erfolgen. Freilich vereinigte dadurch Sultan Abdul Hamid in seiner Hand sehr schnell eine Machtfülle, wie sie zuvor in neuerer Zeit kein andrer Großherr besessen hatte. Und diese Machtfülle bestand schon 1885 eine harte Probe, als bei dem Abfall Ostrumeliens das ganze türkische Volk ein kriegerisches Einschreiten verlangte, der Sultan aber, jeder politischen Verwicklung abhold, es verweigerte.

Daß Abdul Hamid II. die ungewöhnliche Gewalt, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, ursprünglich nur dazu benutzen wollte, sein Reich wieder aufzurichten und sein Volk zu heben, ist durchaus wahrscheinlich. Viele Anläufe, die er zur Verbesserung der bestehenden Zustände und im Interesse der nationalen Erziehung unternahm, sprechen deutlich dafür. Es schwebte ihm wohl eine gekräftigte und zugleich modernisierte Türkei als Ziel seiner Herrschertätigkeit vor, die ein vollgültiges Glied im europäischen Staatensystem werden sollte. Wenn er dieses Ziel nicht erreichte, so hat das nicht am Mangel an diplomatischer Geschicklichkeit gelegen. Sie bildet vielmehr eine der stärksten Seiten in Sultan Abdul Hamids Persönlichkeit. Aber seine Gemütsverfassung und das von ihm geschaffene Staatsverwaltungsgesetz der Überwachung und Zentralisation erzeugten ihm selbst unüberwindliche Hindernisse. Auch seine

Vertrauensmänner ließ er durch andre überwachen und zwischen den überall tätigen Aufpassern entspann sich infolgedessen der lebhafteste Konkurrenzkampf. Da die Entdeckung irgendeiner auch noch so entfernten Gefahr für den Thron stets des höchsten Lohnes sicher war und mehr als jedes andre Mittel im Vertrauen des Großherrn befestigte, so griff sehr bald die Erdichtung und Vorspiegelung von geheimen Machenschaften, Verschwörungen und Komplotten im ganzen Lande, namentlich aber in der Hauptstadt, um sich. Die „Getreuen" überboten sich darin untereinander oft auf die abenteuerlichste Weise. So entartete das ursprünglich nur aus Nützlichkeitsgründen geschaffene Regierungssystem mit der Zeit vollständig, und die Spitzelei wurde zu einer förmlichen Industrie, die mit leichter Mühe Geld und Ehren eintrug. Das schädliche Gezücht der „Lockspitzel" begann zu wuchern und sein schändliches Gewerbe ziemlich unverhohlen zu betreiben.

Die gar zu straffe Zentralisation führte zu einem andern Übel. Man muß es als vollkommen natürlich ansehen, daß sehr viele Vorschläge, Gesuche, Eingaben aller Art in den Gemächern des Sultans unerledigt liegen blieben. Wenn Hunderte und Tausende von Schriftstücken an einem Tage und einer Stelle zusammenlaufen, so wird es auch der bewährtesten Arbeitskraft unmöglich, sie zu erledigen, zumal wenn äußere Abhaltungen eintreten. Diese sind bei einem Herrscher mit großen Repräsentationspflichten unvermeidlich. Es wurde daher bald Brauch, nach irgendeinem Nebenkanal zu suchen, um eine Sache zur Kenntnis des Sultans zu bringen. Bewerber und Bittsteller aller Art, auch die höchsten Staatsbeamten, begannen sich der Kammerherren und Palastleute, ja selbst untergeordneter Persönlichkeiten, die durch ihren Beruf Gelegenheit hatten, in die Nähe des Sultans zu kommen, zu bedienen, um mitunter recht wichtige Angelegenheiten vorzubringen. Dadurch wuchs, ohne daß der Großherr es merkte, die verrufene Günstlingswirtschaft heran, deren Gefolge unter allen Umständen die Korruption ist. Sie wird keineswegs, wie es die Menge glaubt, nur von oben her großgezogen, sondern zum mindesten ebenso stark von unten aus. Der geschickte Vermittler, der vielleicht zuvor von seinem Talent selbst keine Ahnung hatte, wurde bald von Klienten überlaufen und ohne sein Zutun zum großen und einflußreichen Manne gemacht. Die Aufsaugung aller Kräfte des Landes durch die Hauptstadt und in dieser wieder durch das Palais des Großherrn und seine Umgebung entwickelte sich damit von Jahr zu Jahr in unheilvollerer Weise.

Daß mit der Zeit eine allgemeine Unsicherheit in der Staatsverwaltung einriß, ist leicht zu ermessen. Da zu allem und jedem, was geschehen sollte, ein Iradé des Sultans verlangt wurde, dieses aber oft auf eine keineswegs regelrechte Art zustande kam, es auch für die eine Maßregel erschien und für die andre, die mit dieser in unmittelbarem Zusammenhange stand, ausblieb, so wurde jeder ruhige und logische Fortschritt in der Erledigung der Staatsgeschäfte unmöglich. Grundsätzliche Regelung in irgendeinem Zweige der Verwaltung schloß der Umstand aus, daß als höchstes Gesetz stets das Iradé angesehen wurde, das über irgendeine Einzelheit entschied, die doch dem Ganzen hätte untergeordnet werden sollen.

Dieses „ancien régime“ hatte natürlich auch für die Armee weitgehende Folgen. Die hohen Militärs, von denen am ehesten ein Pronunziamento hätte ausgehen können, wurden der strengsten Überwachung unterworfen. Der Kriegsminister, der Generalstabschef, der Großmeister der Artillerie, die hohen Befehlshaber in der Hauptstadt, ja sogar in den Provinzen hatten ihre geheimen Aufpasser neben sich, die natürlich, sobald ihre Eigenschaft bekannt wurde, einen nicht unerheblichen stillschweigenden Einfluß ausübten. Größte Vorsicht war deshalb geboten, um nicht durch irgendeinen ganz unverfänglichen Vorgang dem Verdachte der Staatsgefährlichkeit zu verfallen. Daraus ergab sich eine allgemeine Ängstlichkeit, der mit der Zeit auch die tüchtigsten energischsten Männer verfielen. Kriegsminister, Generalstabschef, Großmeister usw. hüteten sich, jemals einen andern Weg zu machen als den gewöhnlichen, der sie von ihrer Wohnung nach dem Palais und ihrer Dienststelle oder von dort wieder zurück führte. Keiner von ihnen wagte, im geschlossenen Dienstzimmer zu arbeiten, um nicht geheimer Umtriebe wegen denunziert zu werden. Der Zutritt zu ihnen war jederzeit offen und die Erledigung selbst der ernstesten Dienstgeschäfte wurde durch fortwährende Störungen unterbrochen. Irgendein Offizier, Soldat oder Beamter, der sich gerade Recht verschaffen wollte, platzte ohne Scheu mit den gleichgültigsten Angelegenheiten mitten in die wichtigste Beratung hinein.

Die Befehlshaber zogen sich mehr und mehr von ihrer Truppe zurück; denn wenn sie sich viel mit derselben beschäftigten, so konnte der Verdacht gegen sie erhoben werden, daß sie sich bemühten, zu illegalen Zwecken ihren Einfluß zu vermehren. Sie wurden nach und nach zu Bureau- und Verwaltungsbeamten, erledigten pünktlich die Unterschriften für die laufenden Geschäfte und suchten jeder selbständigen Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Nur ganz unerschrockene Naturen haben davon eine Ausnahme gemacht. Freilich hat es an solchen nicht gefehlt, aber sie schwebten stets in Gefahr, sich von dem Posten, auf dem sie erfolgreich wirkten, über Nacht an irgendeine weit entfernte Stelle in Mesopotamien, in Arabien oder Tripolis versetzt zu sehen.

Die Gewohnheit, alle Einzelfragen durch einen besonderen Erlaß zu entscheiden und nichts prinzipiell ein für allemal zu regeln, muß in jedem modernen Heere zu großen Mißständen führen. So fehlte der türkischen Heeresverfassung praktisch, wenn auch nicht theoretisch, die wichtigste aller Grundlagen, nämlich die regelmäßige Rekrutierung und Reservistenentlassung. Zwar waren für beide durch das neue Wehrgesetz von 1886 die Termine festgelegt worden. Trotzdem aber fragte und mußte der Kriegsminister immer wieder anfragen, ob der gesetzlichen Bestimmung auch Folge gegeben werden dürfe oder nicht. Blieb dann das Iradé aus, so verlängerte sich einmal die Dienstzeit der unter der Fahne befindlichen Mannschaften, oder aber es floß dem Heere kein neuer Ersatz zu. Diese Regellosigkeit erregte selbstverständlich Unsicherheit und Mißmut, und es kam dahin, daß der einberufene Wehrpflichtige von seiner Heimat für unbestimmte Zeit oder gar für immer Abschied nahm. Die unaufhörlichen Unruhen im Lande, sei es in Mazedonien, in Kurdistan, an der persischen Grenze oder in Arabien, legten der muselmanischen

Bevölkerung mit der Zeit geradezu unerträgliche Militärlasten auf. Es ist dazu gekommen, daß Leute nicht die gesetzlichen drei, sondern fünf, sechs, ja selbst bis zu neun Jahren dienten; daß sie, kaum entlassen, als Landwehr wieder einberufen oder gar noch, auf dem Transport zur Heimat befindlich, an irgendeinem bedrohten Punkte neu eingestellt wurden, um die erledigte Dienstzeit nochmals abzutun.

Der Mangel an Selbständigkeit bei den unteren Organen förderte die Gleichgültigkeit und Passivität gegenüber der Truppe und erzeugte mit der Zeit einen sträflichen Mangel an Fürsorge. Wo jede Kleinigkeit von oben her befohlen wird, wartet am Ende alle Welt darauf und läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen wollen. Geradezu erschreckend war die Sterblichkeit unter den Truppen, sobald sie während einer Mobilmachung in größeren Massen zusammengezogen wurden. Zumal das mörderische Klima von Yemen forderte förmliche Hekatomben. Man behauptet wohl nicht mit Unrecht, daß die letzten Jahre dort je 10000 Menschen das Leben gekostet haben. Davon wird nur der bei weitem geringere Teil auf die Kämpfe entfallen. Es ist klar, daß unter solchen Einwirkungen die mohammedanische Rasse, das beste Volkselement im Orient, mehr und mehr dahinschwinden mußte, und daß sich ein Zeitpunkt absehen ließ, an dem es durch die eigene Verminderung und die natürliche Vermehrung der andern Nationalitäten das materielle Übergewicht verlieren würde.

Hierzu kam die unausgesetzte Einmischung der fremden Mächte in die inneren Angelegenheiten der Türkei, zumal seit die mazedonische Frage auftauchte. Sie endeten fast regelmäßig damit, daß auch den unberechtigtsten Forderungen nachgegeben wurde, sobald die Regierung des ancien régime sich einer Drohung oder der Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung gegenübersah. Diese Schwäche derselben nach außen hin empörte das von Natur stolze und tapfere Volk mehr und mehr und brachte es allmählich in die Stimmung, in der man sagt: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!" Gerade in diesem Punkte wurde die Erbitterung am größten. Man sah der Reihe nach Bosnien und die Herzegowina, Bulgarien und Ostrumelien, Zypern, Ägypten, Kreta verloren gehen und stand in letzter Zeit vor dem drohenden Verlust Mazedoniens, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Auflösung der türkischen Herrschaft in Europa vielleicht bis auf Konstantinopel und das nächst gelegene Landgebiet gefolgt sein würde. Das Gefühl, daß auf dieser Bahn nicht weiter fortgeschritten werden könne, sondern energisch haltgemacht werden müßte, war seit lange weit verbreitet. Aber die überwiegende Macht der Palastherrschaft ließ es zunächst zu keiner gewaltsamen Äußerung desselben kommen. Sogar eine jede Kritik war gefährlich und konnte den Kritiker leicht ins Verderben stürzen.

Es ist begreiflich, daß Sultan Abdul Hamid II. bei seiner Lebensweise, die ihm alle Nachrichten von der Außenwelt nur durch das Sprachrohr seiner nächsten Umgebung zukommen ließ, von diesen verhängnisvollen Folgen seines Regierungssystems keine richtige Vorstellung haben konnte. Ihm wurde nur von den Segnungen und den Vorteilen berichtet, die sein persönliches Regiment

für Land und Volk mit sich brächte. Wie weit das ging, lehrt ein drastisches Beispiel. Als im Jahre 1885 Ostrumelien durch die Revolte von Philippopel de facto verloren gegangen war, wurde wieder einmal eine Reform an Haupt und Gliedern beschlossen. Der dem Sultan darüber vorgelegte allgemeine Entwurf aber begann etwa mit den Worten: „Nachdem die ostrumelischen Angelegenheiten durch die Weisheit und Kraft unsres Padischah in einer ebenso glorreichen als vorteilhaften Art erledigt worden sind usw." Daß der Sultan den wirklichen Stand der Dinge dabei niemals vollkommen kennen zu lernen vermochte, bedarf keiner Erläuterung.

Langsam und schüchtern, aber doch allmählich mehr und mehr erstarkend, machte sich seit vielen Jahren eine Gegenbewegung geltend. Sie ging von der Jugend und von den Schulen aus. Für das Schulwesen hat Sultan Abdul Hamid II. in seinem Lande sehr viel getan. Wenn er dabei zunächst auch innerpolitische Zwecke verfolgte, da er hoffte, mit der anwachsenden Volksbildung durch Einwirkung auf die Massen seine Herrschaft immer stärker zu befestigen und volkstümlicher zu machen, so beeinträchtigte das die Wirkung doch nur bis zu einem gewissen Grade, und es verringert sein Verdienst nicht. Aller Schulunterricht in der Türkei, soweit er von der Regierung ausgeht, ist kostenlos. Auch der Ärmste vermag daher sich den Zutritt zur Bildung der höheren Bevölkerungsschichten zu eröffnen. So hat sich diese unter dem gegenwärtigen Großherrn in erstaunlicher Weise verbreiten können. Der Wunsch, sich der europäischen Kulturwelt enger anzuschließen, es ihr gleichzutun und von ihr als ebenbürtig angesehen zu werden, beherrschte nach und nach den ganzen denkenden Teil des türkischen Volkes. Damit verlor aber das zentralistische und despotische Regierungssystem allmählich mehr und mehr an Boden, weil seine bedenklichen Folgen allzu sichtbar wurden. Die Wirkung war eine der beabsichtigten entgegengesetzte.

Eine besondere Rolle spielten die Militärschulen. Sie nehmen in der Türkei einen viel größeren Raum ein als bei uns. Um für die Zentralmilitärschule zu Konstantinopel, welche die Offiziere für die Armee und den Generalstab liefert, mit dem nötigen Nachschube zu versehen, sind noch zwei untere in allen Provinzen organisierte Stufen von Militärlehranstalten geschaffen worden. Die Zahl der Schüler ist, da auch hier aller Unterricht unentgeltlich erteilt wird, eine verhältnismäßig sehr große. Sie betrug vor 25 Jahren in runder Zahl 5000, ist aber seitdem in stetem Wachstum geblieben. Die beiden oberen Stufen, die Kriegsschule in Konstantinopel und die höheren Vorbereitungsschulen in den Provinzen (Idadié) sind Internate, tragen Uniform, und die erstere gewährt ihren Zöglingen sogar schon die Soldatenlöhnung bzw. Offiziersgehalt. Diese Einrichtung erleichtert den Zutritt natürlich außerordentlich. Während im Jahre 1883, als ich zum Generalinspekteur dieser Schulen ernannt wurde, die Kriegsschule alljährlich etwas über 100 Offiziere an die Armee abgab, waren es bei meinem Ausscheiden ihrer schon mehr als viermal so viel, und seither wird die Ziffer auf rund 700 gestiegen sein.

Obwohl nun auch an den Militärschulen die Überwachung, Spitzelei und Angeberei, von oben her geleitet, ihr unheimliches Wesen trieb, so blieb die Entwicklung im großen ganzen doch eine günstige. Die dauernde Berührung mit europäisch gebildeten, oder aus Europa kommenden Lehrern erzeugte in den jungen Leuten nach und nach eine freiere Geistesrichtung. Sie erkannten die Männer, zu denen sie Vertrauen haben durften, schlossen sich ihnen an und ließen ihre Grundsätze auf sich einwirken. Ganz in der Stille erwachte nach und nach das bis dahin unbekannt gewesene Gefühl der Vaterlandsliebe. Die Entrüstung über das schwächliche Verhalten der Regierung nach außen wurde auch hier wach und der Wunsch lebendig, das Land zu retten, sich dabei zu betätigen und aus eigener Kraft die alte Größe des türkischen Reiches wieder aufzurichten. Von den Militärschulen ging diese Gesinnung, die keinerlei revolutionären Einschlag besaß, durch den alljährigen Zufluß in der einfachsten Art auf das ganze jüngere Offizierkorps der Armee über. Man wird in demselben sicherlich heute 7—8000 Mitglieder finden, die von dem gleichen Streben erfüllt sind.

Hierzu kam die Einwirkung der von politischen Flüchtlingen gebildeten jungtürkischen Komitees im Auslande, deren Versuche lange Jahre hindurch ohnmächtig blieben, aber mit anerkennenswerter Ausdauer fortgesetzt wurden und die am Ende zum Siege führten. Auch im Inlande bildeten sich während der letzten Jahre insgeheim die bekannten Komitees „für Einheit und Fortschritt". Es war sicherlich sehr lange falsch, überhaupt von einer jungtürkischen Partei zu sprechen. Eine solche bestand nicht, insofern man sich darunter eine bestimmt geordnete und einheitlich geleitete politische Gemeinschaft vorstellt. Dafür aber durfte man schon seit Jahrzehnten mit gewissem Rechte behaupten, daß jeder junge Türke seiner Gesinnung nach auch Jungtürke sei. In dem jüngeren Beamtentum machte sich die gleiche Richtung geltend. Allein es vermochte die Rolle des Offizierkorps nicht zu übernehmen, weil ihm hierzu das Gewicht der Zahl und die Angehörigkeit zum gleichen Stande und Berufe fehlte.

Der Boden für eine innerpolitische Umwälzung war daher vorbereitet. Es hätte indessen vielleicht noch jahrelang fortgehen können wie bisher, wenn nicht äußere Umstände die Entscheidung herbeigeführt hätten. Man hat unsern Diplomaten zu Unrecht daraus einen Vorwurf gemacht, daß sie das Ereignis vom 24. Juli nicht vorausgesehen hätten. Selbst viele von den direkt Beteiligten sind ganz gewiß davon überrascht worden. Den Ausbruch führten die Ereignisse dieses Frühjahrs herbei. Die materielle Lage des Volkes war durch Mißernten schlechter geworden, als jemals zuvor. Der Druck durch die kriegerischen Anstrengungen wegen des großen Aufstandes in Yemen und der Unruhen in Mazedonien war größer geworden als früher. Nun drohte eine neue Einmischung von seiten der Mächte. Das Verlangen nach Autonomie für die unruhige Provinz wurde in England laut. Man sah dieselbe als das wahrscheinliche Ergebnis der kommenden internationalen Verhandlungen an. Die Autonomie aber wäre tatsächlich gleichbedeutend mit dem baldigen Verluste der Provinz gewesen. Dadurch würde auch Albanien vom Reiche getrennt und fremden Einflüssen überlassen worden sein. Die Monarchenzusammenkunft in Reval im Juni 1908 brachte das gefüllte Faß zum Überlaufen. Trotz der

unfreundlichen Stellung, die England zu der Türkei des alten Regimes im allgemeinen eingenommen hatte, herrschte im türkischen Volke doch die Hoffnung, daß man auf die Hilfe dieser Macht werde rechnen können, wenn es zu einem neuen großen Existenzkampfe gegen Rußland kommen sollte. Diese Hoffnung schwand mit der Vereinigung der beiden Monarchen und den Pressenachrichten, daß zwischen ihnen ein vollkommenes Einverständnis in den orientalischen Angelegenheiten erzielt worden sei. Der Orientale schätzt im allgemeinen den persönlichen Einfluß der Regierenden im Betriebe der großen Politik höher ein als wir, wie dies bei der bisherigen absoluten Regierungsform erklärlich ist. So entwickelte sich die Überzeugung ganz allgemein, daß das Einverständnis zwischen König Eduard und Kaiser Nikolaus auf einer von beiden gebilligten Teilung mindestens der europäischen Türkei beruhe. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Ansicht im ganzen Volke. Keinerlei Gegengründe, wie der sehr nahe liegende, daß bei Monarchenzusammenkünften derartige Teilungspläne überhaupt nicht verabredet würden, wollten verfangen. Die Beunruhigung war eine um so heftigere, als sie ganz plötzlich entstanden war. Wer sich in jenen Tagen am Bosporus aufhielt, vermochte daran eine interessante Studie über Völkerpsychologie zu machen. Auch der wohlmeinendste Freund der Türkei konnte nichts andres tun, als dem Alarm seinen Lauf lassen.

Die Meinung, daß, wenn man überhaupt zur Rettung von Volk und Reich handeln wolle, jetzt der letzte Augenblick dazu gekommen sei, wurde vorherrschend. Ein verspäteter und höchst ungeschickter Eingriff des kürzlich in Stambul ermordeten Spitzelchefs Ismaël Pascha drängte geradezu zum Handeln. Es erfolgten nun die bekannten Meutereien in Mazedonien, die, an sich unbedeutend, doch der Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung waren. In der Ebene von Kossowo, nördlich von Üsküb, fand eine Nationalversammlung von 6000 Albanesen statt, die sich in ihrer Existenz durch die erwartete Autonomie Bulgariens bedroht fühlten. Von beiden Stellen aus wurde die stürmische Forderung nach der Wiederbelebung der alten Verfassung von 1876 an den Großherrn gerichtet. In Resnja, nahe Monastir, kam es zuerst zur eigenmächtigen Verkündigung derselben. Die Unmöglichkeit einer gewaltsamen Unterdrückung der großen Bewegung ergab sich aus dem Widerwillen der nicht beteiligten Truppen, gegen die mazedonischen Kameraden einzuschreiten. In dem ganzen jüngeren Offizierkorps herrschte in diesem Punkte volle Einhelligkeit, aber es gereicht ihm dabei zur Ehre, daß sein eigenmächtiges Vorgehen sich nicht gegen die Person des Großherrn richtete. Die Losung, daß der Sultan unter allen Umständen auf dem Throne zu erhalten sei, fand allgemeine Anerkennung. Es handelte sich also um eine loyale Revolution, die nur darauf ausging, den Ring zu sprengen, der den Padischah bis dahin umgeben hatte, und ihm zu zeigen, wo er in Zukunft die Stützen für die Besserung der Lage des Reiches zu suchen habe. Man muß anerkennen, daß auch nur das Offizierkorps eine so große Umwälzung ohne stürmische Gewaltakte und Blutvergießen hervorrufen konnte. Die türkische Gesellschaft ist bekanntlich nicht ständisch gegliedert. Es fehlen ihr die Schichten mit einheitlichen Interessen. Nirgends als im Offizierkorps fand sich daher im Augenblick die hinreichende Zahl von

gleichgesinnten Männern, die, organisatorisch miteinander verbunden, imstande gewesen wären, dem Volke aus seiner trüben Lage herauszuhelfen und doch zugleich den Thron zu stützen. Dies hat dem Vorgehen des Offizierkorps unter den besonderen Verhältnissen des Orients die innere Berechtigung verliehen. Durch dasselbe ist aller Voraussicht nach Schlimmeres, was in absehbarer Zeit gekommen wäre, verhütet und dem Großherrn Thron und Leben gerettet worden. Sultan Abdul Hamid erkannte im entscheidenden Augenblick die Bedeutung der Bewegung mit scharfem Blick und stellte sich mit großer Entschlossenheit an ihre Spitze. Im Hinblick auf die hier geschilderte Vergangenheit der ersten 32 Jahre seiner Regierung wird jedermann anerkennen müssen, daß diese Tat eine kühne war.

Die Umwälzung ist aus dem Durst nach moralischer Reinigung des Staatslebens, aus der Vaterlandsliebe und dem Gefühl für nationale Würde hervorgegangen. Sie ist nicht frei von einer gewissen Schwärmerei. Darin beruht einerseits ihre Stärke, anderseits aber auch, bis zu einem bestimmten Grade, die ihr eigentümliche Schwäche. Sie wird getragen von der jungen Generation im gebildeten Teile des Volkes, die von guten Vorsätzen erfüllt, aber im allgemeinen arm an staatsmännischer und volkswirtschaftlicher Erfahrung ist. Sie möchte alle ihre Wünsche am liebsten auf einmal erfüllt sehen und im Fluge ans Ziel gelangen. Die leitenden Männer sind zwar sehr gut gewählt, aber den meisten von ihnen fehlt die Praxis der Verwaltung. Sie werden voraussichtlich den ersten Widerstand in der bis dahin mächtigen Bureaukratie finden. Man denke sich bei uns junge Gelehrte und Offiziere im Frieden urplötzlich an die Spitze aller Staatsgeschäfte gestellt, und man hat ein Bild von dem neuen Regiment im türkischen Reiche.

Dieses hat von dem alten Regime zudem eine äußerst schwierige Erbschaft übernommen. In allen Zweigen der Staatsverwaltung herrscht Überfüllung. Eine anderweitige Verwendung oder auch nur Unterbringung der überflüssigen Kräfte ist bei der geringen kommerziellen und industriellen Entwicklung des Landes nicht leicht und jedenfalls erst nach Jahren in einigermaßen ausreichender Weise zu finden. Der durch die Günstlingswirtschaft der Vergangenheit eingerissenen Verschwendung muß energisch gesteuert werden. Eine Unzahl übermäßig hoher Gehalte, Pensionen und Zulagen ist zum Teil schon herabgesetzt oder ganz gestrichen worden, wird aber noch weiter zu vermindern sein. Das geht nicht ab, ohne Scharen von Unzufriedenen zu erzeugen. Daß die Korruption zwar an den hervorragenden Stellen durch die Umwälzung selbst hat vernichtet werden können, in den niederen Schichten des Beamtentums aber doch nur allmählich ganz auszurotten sein wird, ist natürlich. Nichts ist schwieriger, als nach einer tatsächlich budgetlosen Zeit, die jedermann an sorglose Wirtschaft gewöhnt hat, strenge Sparsamkeit, wie sie fortan durchaus erforderlich ist, im Staatshaushalte einzuführen. Die Kassen hat die neue Regierung im allgemeinen leer gefunden. Zunächst muß von Vorschüssen gelebt werden. Bis neue, reichlicher fließende Einnahmequellen entstehen, sind Anlagekapitalien in beträchtlichem Umfange notwendig. Straßen- und Eisenbahnbauten sowie alle andern gemeinnützigen Anlagen, die

Handel und Gewerbe heben sollen, bedürfen der Jahrzehnte, um einen Ertrag abzuwerfen. Die Steuern werden zunächst noch für geraume Zeit eher spärlicher als reichlicher wie früher eingehen, denn der Bauer und Arbeiter versteht unter größerer Freiheit, die ihm jetzt zuteil werden soll, vor allem, daß er weniger zu zahlen habe als ehedem. Eine andre Freiheit wird ihm wertlos erscheinen. Im drohenden Geldmangel erwächst also dem verjüngten Reiche eine Gefahr, die freilich zu überwinden ist, aber auch nicht unterschätzt werden darf.

Die nationalen und religiösen Verschiedenheiten in der Bevölkerung, die im Augenblicke der allgemeinen Freude über den neuen Zustand verstummt sind, bergen immerhin starke zentrifugale Kräfte. Wie es möglich sein wird, Griechen und Bulgaren, Kurden und Armenier, Albaner und Serben, Mohammedaner und Christen zu vereinen und miteinander dauernd auszusöhnen, erscheint heute noch als ein Rätsel der Zukunft. Die Milderung der Gegensätze kann nur durch eine ausgezeichnete Staatsverwaltung erreicht werden, die alle Elemente mit derselben Anhänglichkeit erfüllt. Jedenfalls ist dazu eine Riesenarbeit zu vollbringen, die Jahre in Anspruch nehmen wird. Das Beamtentum muß von unten herauf für die neuen Verhältnisse erzogen werden. Lässigkeit und Verschwendung sind ebenso auszurotten wie die Korruption. Die Industrie und Landwirtschaft werden erst zu entwickeln sein, und die Verkehrsverhältnisse sind neu zu gestalten. Das alles wird auch eine wesentliche Änderung der Gesetzgebung notwendig machen.

Dazu kommen die großen politischen Aufgaben. Die mazedonische Frage ist zwar vertagt, aber noch nicht gelöst. Das kann erst von einer neuen strengen und selbstbewußten Regierung geschehen. Wichtiger für den Bestand und die Zukunft des Reiches ist noch die große arabische Frage. Je mehr die verjüngte Türkei in moderne Bahnen lenkt und die Christen mit ihrer Herrschaft befreundet, desto weiter entfernt sie sich von dem Fanatismus der arabischen Bevölkerung im Süden. Schon jetzt beschuldigt diese die türkischen Oberherrn, sich mit Christen und Juden verbündet und gegen den wahren islamitischen Glauben gesündigt zu haben. Die Aspirationen der Araber sind keine geringen, sie gehen im letzten Ende auf die Errichtung des arabischen Kalifats hinaus, die selbstverständlich der türkischen Herrschaft den schwersten Stoß versetzen würde, den sie bisher erlitten hat. Dabei darf man die Araber durchaus nicht unterschätzen; sie sind ein altes Kulturvolk mit einer großen Vergangenheit und sich dessen wohl bewußt. Die osmanischen Türken sehen sie als Emporkömmlinge und Usurpatoren der ihnen selbst gebührenden Stellung an. Ihr Bildungsniveau ist auch heute kein so unbedeutendes, wie man es in Europa annimmt. Man darf sie durchaus nicht alle für wilde Nomaden halten. Im Innern Afrikas ist bei der seßhaften Bevölkerung die Kenntnis der Schriftsprache weiter verbreitet als in manchen Distrikten Anatoliens. Auch von den Frauen sollen etwa 60 % lesen und schreiben können. Es wird ein großer Aufwand von Kraft, von Klugheit und Geschicklichkeit dazu gehören, das arabische Element mit dem Regime des Jungtürkentums zu versöhnen und es endgültig für einen Fortschritt in der Richtung der abendländischen Kultur zu gewinnen. Die neue einheitliche Nationalität ist erst zu schaffen. Bisher haben wir

Europäer die ottomanische noch immer für gleichbedeutend mit einer türkischen oder islamitischen genommen. Nach Midhat Paschas Plane aber sollte sie etwas ganz andres sein. Sie war so gedacht, daß die nationalen und religiösen Unterschiede, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch mit der Zeit gegen das Gefühl gemeinsamer Staatsangehörigkeit zurücktreten sollten, um von diesem allmählich beherrscht zu werden. Das aber kann nicht einmal allein durch eine vortreffliche und völlig unantastbare Verwaltung erreicht werden, sondern erfordert auch eine glänzende äußere Politik, für die zunächst noch die Vorbedingungen fehlen.

Das Parlament vermag am ehesten dieser Einigung und Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungsbruchteile vorzuarbeiten, und es ist als ein Glück anzusehen, daß die Wahlergebnisse eine weit größere mohammedanische Majorität ergeben haben, als es erwartet wurde. Dadurch kann in seine Arbeiten die notwendige versöhnende Festigkeit kommen. Starke griechische, bulgarische, armenische Minoritäten würden sofort mehrere auseinandergehende, sich heftig befehdende Gruppen erzeugt und jeglichen Beschluß erschwert haben. Trotz der glücklichen Zusammensetzung wird das Werk der Volksboten ein unendlich schwieriges sein. Jede politische oder religiöse Genossenschaft wird ihre Forderungen und Klagen vorbringen, und die Befriedigung aller ist einfach unmöglich. Auch in der Staatsverwaltungsmaschine ist die einheitliche und sichere Autorität erst zu schaffen. Die gegenwärtigen Ministerien werden von der öffentlichen Meinung zwar getragen, sind aber auch von ihr abhängig. Die Presse ist plötzlich ganz frei geworden, da ein Preßgesetz, dessen das ancien régime nicht bedurfte, vollkommen fehlt. Über ihre Zügellosigkeit wird von ernsten Männern lebhaft geklagt. Die Scheu vor derselben ist ebenso groß wie die Sorge, reaktionärer Gesinnung oder der Untugenden des alten Systems, zumal der Korruption, verdächtigt zu werden. Noch führen die jungtürkischen Komitees im stillen hinter den Ministerien eine Art von Nebenregierung. Sie wollen dieselben in ihrer öffentlichen Tätigkeit unterstützen, dies aber doch nur dann, wenn sie ihren Winken folgen. Das erinnert ein wenig an die Parole: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut!" Bisher haben die Komitees ihre Tätigkeit noch nicht eingestellt, weil ihr Weiterbestand wegen der Gefahr einer Reaktion auch fernerhin nötig sein soll. Das mag zutreffen. Man kann zudem den unbekannten Führern das Lob nicht vorenthalten, daß sie bisher trotz ihrer Jugend mit großer Mäßigung und einem hohen Maße von Umsicht vorgegangen sind. Dennoch bleibt die Einrichtung bedenklich und kann leicht in der Zukunft Verwirrung in die Staatsgeschäfte bringen.

Am besten steht es ohne Zweifel in der Armee, und damit ist die erste Bedingung für die Lösung aller übrigen Aufgaben gegeben; denn zunächst heißt es, Herr im eigenen Hause zu sein, wenn man Ordnung schaffen will. Ginge das unaufhörliche Dreinreden der fremden Mächte fort wie früher, so wäre auf keine ernstliche Gesundung des Reiches zu hoffen. Aber einen Staat, der über ein tüchtiges Heer und eine ausreichende Seemacht verfügt, läßt jedermann in Ruhe. Das hat ja in unsern Zeiten erst das Beispiel der

Japaner bewiesen, in deren heimische Angelegenheiten sich keine Macht mehr einmischen wird. Schon heute ist es klar geworden, daß man der neuen Türkei nicht mehr bieten dürfe, was man der alten von außen her oft leichten Herzens geboten hat.

Die gesetzlich aus den Reformen seit dem Jahre 1886 hervorgegangene Verfassung der Armee ist eine einfache und gute. Sie beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht und einem Kadersystem, das den großen europäischen Heeren nachgebildet worden ist. Gesetzlich soll eine dreijährige Präsenzpflicht, eine sechsjährige Dienstzeit in der Reserve, eine neunjährige in der Landwehr und dann noch eine zweijährige im Landsturm innegehalten werden. Das ist keineswegs zu viel. Es wird sich nur darum handeln, diese Bestimmungen auch gewissenhaft durchzuführen und die Wehrpflicht auf die Gesamtbevölkerung zu übertragen. Dies ist ein Gebot der Selbsterhaltung für die mohammedanischen Herren des Landes, die sonst im Laufe der Zeit durch die natürliche Verminderung ihre Führerrolle verlieren müßten, ohne daß eine andre Nationalität vorhanden wäre, die sie ersetzen könnte. Der Zerfall und die Auflösung würden die notwendige Folge bilden. Die Zahl der bestehenden Linientruppenteile reicht aus, um alle Wehrpflichtigen jeden Bekenntnisses und jeglicher Nationalität aufzunehmen. Nun hat man das Zusammendienen von Mohammedanern und Christen im gleichen Truppenteile gemeinhin für unmöglich erklärt. Die Vergangenheit aber bietet Beispiele, daß dem nicht so ist. Bis zum Jahre 1886, vor der strengeren Regelung der Wehrpflicht, war die Stellvertretung, wenigstens im Mobilmachungsfalle, geduldet und hat vielfach Christen in nicht geringer Zahl in die Landwehrbataillone geführt, ohne daß dadurch besondere Unzuträglichkeiten entstanden wären.

Vielleicht wird die Armee durch die Einstellung der Nichtmohammedaner in ihrem Äußeren etwas verlieren; aber auch das kann nicht von großer Bedeutung sein, denn die christlichen Völkerschaften des Orients sind fast durchweg für den Soldatendienst von der Natur gut ausgestattet. Der einheitliche innere Zusammenhang durch die religiöse Gemeinschaft und im gegebenen Falle auch durch den religiösen Fanatismus fällt freilich fort. Er muß durch die Erweckung des Gefühls für die gemeinsame Staatsangehörigkeit, durch die Manneszucht und die wieder aufzufrischende Tradition der Armee ersetzt werden. Das Menschenmaterial für das Offizierkorps ist ein sehr gutes und in vieler Beziehung ohne Zweifel dem der benachbarten Armeen erheblich überlegen. Es herrscht darin eine recht ansehnliche theoretische Bildung, ein großer Eifer, noch ein stattlicher Rest vom alten Erobererstolze und viel Gefühl für die Größe des osmanischen Reiches. In betreff des sachlichen Ernstes im Dienst steht der bessere Teil des türkischen Offizierkorps uns nahe. Daher haben es auch die jungen türkischen Offiziere, die nach Deutschland zu ihrer Ausbildung geschickt worden sind, der großen Mehrzahl nach verstanden, sich hier eine gute Stellung zu machen. Mir wird in dieser Beziehung die Äußerung eines preußischen Generals stets in lebhafter Erinnerung bleiben, der mich im türkischen Dienste besuchte. Er nahm dort in meiner Begleitung an einem Übungsritte von Offizieren des Generalstabes und der Militärschule teil. Als ich ihn am Schlusse fragte, welches ihm die auffallendste Wahr-

nehmung gewesen wäre, erhielt ich zur Antwort: „Am meisten hat mich erstaunt, daß Sie es nicht nötig haben, auf den kameradschaftlichen Verkehr zu verzichten, wie wir es in unsrer Armee gewohnt sind.“ Ich konnte diesem Urteil nur beistimmen, denn die Gesellschaft bestand aus trefflichen älteren und jüngeren Offizieren, von denen mehrere die Welt in weiteren Kreisen kannten, und denen es weder an geläutertem Urteil noch an fesselndem Stoff für die Unterhaltung fehlte. Freilich sind die taktischen Anschauungen im türkischen Offizierkorps noch keine homogenen, weil den theoretischen Studien der Regulator der Praxis gefehlt hat. Im allgemeinen aber herrschen deutsche Ideen über die Kriegführung vor, und sie dürften jetzt, wo die praktischen Übungen emsig in Angriff genommen sind, mit der Zeit Gemeingut des ganzen Heeres werden.

Aus willigen, genügsamen, durch eine einfache Lebensweise an die Ertragung von Beschwerden gewöhnten und der großen Mehrzahl nach jedenfalls sehr unerschrockenen Mannschaften und einem so, wie eben geschildert, beschaffenen Offizierkorps läßt sich ohne Frage von einer sorgsamen Kriegsverwaltung ein tüchtiges Heer schaffen. Die leitenden Männer, die jetzt an der Spitze stehen, sind durchweg gut gewählt. Sie sind jung und rüstig, durch ihre Integrität vertrauenerweckend, europäisch gebildet und zum Teil auch schon in mancher harten Krisis erprobt. Was ihnen vielleicht am meisten fehlt, mag die Routine sein, wie sich dies durch die Plötzlichkeit erklärt, mit der sie aus verhältnismäßig bedeutungslosen Stellen oder gar aus vollkommener Untätigkeit an ihre gegenwärtigen hohen Plätze versetzt wurden. Allein diesem Mangel ist bald abgeholfen, wo es nicht am guten Willen gebricht. Er ist jedenfalls der geringfügigste.

Natürlich bleibt auch im Heere noch sehr viel zu tun. Der materielle Zustand der Truppen, ihre Ausrüstung für den Krieg, Bewaffnung und Versorgung waren unter dem alten Regime, wie es bei der alle Augenblicke Betriebsstockungen hervorrufenden Zentralisation nicht anders sein konnte, sehr ungleichmäßig. Es gab also vieles auszugleichen. Nach allen Berichten, die mir von befreundeter Seite aus der Türkei zugehen, ist darin schon jetzt viel geschehen. Die Armee hat heute bereits ein ganz andres Aussehen als vor dem 24. Juli. Der Augenblick für eine Überrumpelung ist wohl schon vorüber und die dringendste Gefahr vor fremden Eingriffen beseitigt.

Die kriegsmäßige Ausbildung und Übung der Truppen, an die heutzutage in allen Heeren große Anforderungen gestellt werden, fehlte bis auf zufällige Ausnahmen bisher ganz. Sie kann auch vollständig und systematisch von der Vorbereitung des einzelnen Soldaten für seinen Dienst bis zur völligen Kriegsbrauchbarkeit der großen Truppeneinheiten erst im Verlaufe der nächsten Jahre durchgeführt werden. Aber die Armee ist damit bereits tüchtig am Werke; es wird manövriert und scharf geschossen, was früher streng verpönt war. Die gute natürliche Anlage von Soldaten und Offizieren und das erstaunliche Talent aller Orientalen, sich mit wenigem zu behelfen und mit Improvisationen auszukommen, wo wir von langer Hand Vorbereitetes verlangen, muß sich geltendmachen. Bereits im nächsten Herbst wird, meiner Meinung nach, das erreichte Resultat viel Erstaunen bei unparteiischen Beobachtern hervorrufen.

Die politische Welt ist im allgemeinen geneigt, eine ernsthafte Reform der Türkei wegen der herrschenden Geldnot für ausgeschlossen zu halten. Aber auch dieses Hemmnis kann überwunden werden. Die orientalische Genügsamkeit wird dem sehr zustatten kommen. Eine erste Hilfe ist durch die Erhöhung der Einfuhrzölle von den jetzt erhobenen 11 auf 20% zu schaffen. Massenartikel, die dem Volke zu seinem Dasein unentbehrlich wären, wie Getreide usw., werden nicht eingeführt. Das Land wird also unter dem Aufschlag wenig leiden. Auch Monopole, wie z. B. für Petroleum, die recht rentabel werden können, lassen sich ausfindig machen. Fährt man in der Beschneidung alles Überflüssigen bei den Ausgaben gleich energisch fort wie bisher, so kann die unzweifelhaft kommende Finanzkrise überwunden werden und der natürliche Reichtum des Landes sich entwickeln. Der Boden der Türkei ist jedenfalls ergiebig genug, um die Bevölkerung nicht nur vor Not zu schützen, sondern sogar verhältnismäßig wohlhabend zu machen, sobald die Verwaltung nur eine leidliche ist. Wenn durch die Erstarkung des Heeres die Sicherheit nach außen gewährleistet ist, so wird sich auch die Arbeit an der inneren Regeneration in Ruhe vollziehen können, und es steht zu hoffen, daß sich auch die Männer finden, die fähig sind, sie zu bewirken. Zu warnen ist nur vor einer eiligen Überschätzung der eigenen Kraft. Die Türkei hat noch eine Reihe von Jahren des Friedens notwendig. Ihre Staatsmänner handeln weise, wenn sie kriegerische Konflikte vermeiden, solange es die staatliche Ehre und das Ansehen der neuen Regierung irgend gestatten.

Man klagt im Augenblicke zwar nicht im Heere, wohl aber in der Zivilverwaltung über den Mangel an geeigneten Persönlichkeiten für die Leitung der einzelnen Verwaltungszweige an höchster Stelle. Wo sollten diese aber auch jetzt schon herkommen, da die jüngere, nunmehr herrschende Generation sich eben erst mündig gesprochen hat? Auch Persönlichkeiten bedürfen der Zeit zum Werden. Staatsverwaltungsgenies sprossen nicht wie Pilze aus dem Boden. Sie wachsen durch Zeit und Erfahrung. An Intelligenzen fehlt es im Beamtentume nicht. Wenn die erste Hast und Gärung, die augenblicklich noch herrscht, überwunden ist, werden sich die abgeklärten Geister schon finden, die zu einer ruhigen und stetig fortschreitenden Entwicklung erforderlich sind.

Es liegt jedenfalls kein hinreichender Grund zu pessimistischen Auffassungen über die Zukunft der verjüngten Türkei vor. Der ganze Prozeß, der sich vollzogen hat, ist anerkennenswerten Beweggründen entsprungen. Er trägt einen idealistischen Zug in sich. Er ist einem Gesetz der Notwendigkeit, nicht politischer Leidenschaft oder Herrschsucht entsprungen, und dies alles stellt einen guten Erfolg in Aussicht. Eine innerlich gefestigte, nach außen hin kräftige Türkei kann ein sehr nützliches Glied im mitteleuropäischen Staatensystem werden. Deutschland insbesondere besitzt alle Ursache, mit der großen Umwälzung, die sich vollzogen hat, zufrieden zu sein, und begleitet daher, wie es auch in seiner Presse zum Ausdruck kommt, die Weiterentwicklung des befreundeten Reiches mit großem Interesse und der lebhaftesten freundschaftlichen Teilnahme.

Milch und Blut.

Erzählung

von

Ilse Frapan-Akunian.

Es ist das letzte Mal, daß Ilse Frapan hier zu unsern Lesern spricht: ihr tragisches Ende, das alle Herzen bewegt hat, gibt dieser Arbeit ein wehmütiges Relief.

Wie diese letzte, so ist auch die erste ihrer Erzählungen, „Die Last", vor bald zweiundzwanzig Jahren (Juni 1887) in der „Deutschen Rundschau" erschienen, die dann noch manchen Beitrag aus ihrer Feder gebracht hat. Besonders haben diejenigen ihrer Novellen, die „zwischen Elbe und Alster", auf Ilse Frapans heimatlichem Boden und im Kleinleben ihrer Vaterstadt Hamburg spielen, sie bekannt und beliebt gemacht; mit ihnen wird das Andenken an die reichbegabte Dichterin fortleben, die vor der Zeit ein trauriges Geschick hinweggerafft hat.

Die Redaktion.

Im Frauenspital, in der Hauptstadt, lagen Bett an Bett zwei junge Mütter, die siebenundzwanzigjährige Bäuerin Materna Aufdermauer und das Dienstmädchen Martha Klepf, die bis zu den letzten Tagen in Stellung gewesen war.

Sie hatten die schwere Weibespflicht erfüllt, die Schmerzen waren vorüber, aber von dem Wohlgefühl und der glücklichen Lebensfülle andrer Mütter empfanden sie beide nichts, sondern lagen vielmehr bleich und stille da, wie Menschen, die ein Unglück betroffen, gegen das es keine Abwehr gibt. Die Quellen ihrer Leiden waren aber ganz entgegengesetzter Art, so daß keine der beiden das Unglück der andern begriff oder gar bedauerte.

Materna Aufdermauer war vor acht Tagen voll Angst und Hoffnung in die Stadt, in das Frauenspital gekommen, um einem Kinde das Leben zu geben. Aber das Kind war bei der Geburt gestorben, ebenso wie seine zwei Geschwister, um die sie lange Jahre getrauert hatte, und das junge Weib lag nun mit heimlich gerungenen Händen unbeweglich da, und die Tränen schlichen ihr heiß und quälend an den sonnenverbrannten Wangen hinab. Seit dem

schrecklichen Augenblicke, da sie ihr Kind zu sehen verlangt, und die Auskunft bekommen hatte, daß es besser wäre, sie sehe es nicht, — seit dem tödlichen Schmerz, da sie gerufen: „Aber es lebt? gelt, mein Kindlein lebt?“ und keine Antwort gehört hatte, nichts als den warmen Atem der Krankenschwester, die sich über ihr Gesicht beugte, so nah, als ob sie mit ihren Lippen Maternas schweißbedeckte, zuckende Stirn berühren wollte, weinte die Arme, ohne Laut, ohne äußere Bewegung, ohne Aufmerksamkeit für das Kommen und Gehen rundum und ohne Gehör selbst für die freundlichen Worte, die der Arzt und die Schwester an sie verloren. Man gab ihr Beruhigungsmittel und ward ihrer müde, noch bevor sie als gesund entlassen werden konnte.

Das junge Dienstmädchen Martha Klepf aber war unglücklich, daß sie ein lebendes Kind zur Welt gebracht hatte. Sie, die kaum sich selber von ihrem Lohn ein hübsches Kleid, einen hellen Hut hatte anschaffen können, sie sollte nun für ein Kind mitsorgen, und durfte sich noch dazu vor ihren Leuten nimmer zeigen, wenn sie nicht Spott und Schande ernten wollte. Sicherlich wußten längst alle daheim, wie es ihr ergangen war, und Vater und Mutter zürnten ihr; nichts wagte sie ihnen zu schreiben, um nichts sie zu bitten. Das Schlimmste jedoch war, daß ihr Schatz, der junge Metzgerbursch, der Vater des Kindes, sich seit den letzten Monaten nicht mehr um sie bekümmerte, da seine Eltern, die sie nicht kannten, gegen seine Heirat mit dem mittellosen Mädchen waren und ihm mit Enterbung gedroht hatten, falls er nicht von ihr abließe. Nun zählte sie an ihren schon verarbeiteten, aber in der Krankheit wieder sauber und hell gewordenen Fingern ab, wieviel von ihrem Lohn ihr bleiben würde, wenn sie das Kind in Kost geben müsse, und da ihr dazwischen immer wieder einfiel, daß sie noch keine Stelle, also auch keinen Verdienst habe, so kam sie mit ihrer Rechnung nie zu Ende und warf sich seufzend im Bette hin und her. Sie hatte bis zum letzten Augenblicke gehofft, das Kind würde auf irgendeine Weise sterben oder verschwinden, und da es nun doch lebte und ihr zur Last leben würde, so hatte sie ihm in ihrer Ratlosigkeit noch kaum einen Blick gegönnt.

Trotz ihres Mißgeschicks erholten sich die beiden jungen Mütter bald und wurden am gleichen Tage aus dem Frauenspital entlassen. Es war der erste April, und die Sonne schien freundlich auf den großen, hellblauen Vergißmeinnichtkranz vor dem Portal, durch das sie hinausgingen, und auf den dicht mit weißen Gänseblumen übersäeten Rasenplatz. Eine kranke Frau in einer roten Kattunjacke klopfte heftig mit einem Rohrstock auf einen Haufen Federkissen und nickte den zwei Abgehenden zu: „Gelt, man ist zufrieden, wenn man nur wieder etwas schaffen kann!“ Über die sauber geharkten Kieswege schleppten die beiden sich mühsam und geblendet hinaus. Dort begann die Straße, die Wagen rollten, der Staub flog; ohne Gruß, ohne Blick gingen die zwei Leidensgenossinnen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Materna hatte ihrem Manne durch die Krankenschwester schreiben lassen, daß sie „ganz leer und allein“ heimkomme; doch hatte sie bis jetzt kaum an den Mann denken können. Nun sah sie in der fremden lärmenden Straße, die sie erschreckte, immer sein ruhiges Gesicht vor sich, die eckige Stirn mit

dem rötlichen, krausen Haar, die hellen, gutmütigen Augen. — Er wird nicht mit mir hadern — dachte sie —, ich kann ja nicht dafür. — Aber zugleich fühlte sie sich irgendwie schuldig und minderwertig, und sie dachte: — Ich bin verflucht! Ja, Gott hat mich verflucht, aber er hat mir nicht gesagt, für welche Sünde! — Sie verirrte sich in den ihr unbekannten Straßen und war doch zu scheu, nach dem Wege zu fragen. Verzweifelnd blickte sie auf die grün und weiß und wasserreich fortschäumende Limmat unter der Brücke, und sie fühlte sich mitgezogen, und Schwindel überkam sie. Da bemerkte sie auf dem Wege neben sich ein junges, blasses Weib mit einem eingewickelten Bündel, das hielt an, als es sie gewahrte und schien mit den Augen auch etwas zu fragen. Materna sah, daß es die Bettnachbarin aus dem Frauenspital war. Auch Martha Klepf wollte zum Bahnhof, eine Ecke noch, und er lag vor ihnen. Martha Klepf hatte sofort zu sprechen angefangen, sie sprach und sprach, und ihre blassen Backen röteten sich dabei. Materna ging neben ihr her, ohne zu antworten; sie betrachtete nur unverwandt das in ein blaues Wollentuch gehüllte Bündel auf dem Arm des jungen, schwachen Mädchens.

„Es ist ein Bübli, gelte Sie?" fragte Materna fast unwillkürlich, und sie streckte die Hand aus. Aber gleich stieg ihr das Blut ins Gesicht, und sie versteckte ihre Hand, die das Wollentuch über dem Köpfchen des Kindes gelüftet hatte.

Das Mädchen vollzog den vollen Mund zum Weinen. „So eppes Dummes!" schmollte sie, „wenn ich gewußt hätte, daß es den Weg geht —".

Sie blieben stehen, um besser sprechen zu können. Ohne die Augen abzuwenden, spähte Materna nach dem rötlich schimmernden Spalt im blauen Tuche. Ihr Atem ging rasch, sie faltete die Hände.

„Ein schönes Bübli! und lebt! Ach ja, es lebt!"

Martha Klepf wurde aufmerksam. Erstaunt machte sie Mund und Augen auf und versuchte, in dem schmalen, fremden, sonnengebräunten Gesichte zu lesen.

„Schön oder nett, ich muß es dann versorgen!" sagte sie; „wissen Sie niemanden?" Und sie nahm rasch das Bündel auf den andern Arm. Das wollene Tuch verschob sich.

„Ach du, mein Bübli, mein schönes! Und lebt!" rief Materna und streckte ihre beiden Arme aus.

„Einen Kostort, oder wie man's heißt, ich zahl es dann schon!" Aus dem Bündelchen tönte ein leises Gewimmer.

Martha schüttelte es hin und her, ihre Augen ruhten schlau und scharf auf Materna. „Net so herb, Sie!" wehrte die Bäuerin, und ganz von selber suchte ihre Hand das wollene Tuch. Augenblicklich fühlte sie sich von einer zarten Wärme durchdrungen, die ihr fast die Stimme benahm.

„Gezahlt will ich nichts, ich nehm's umsonst," murmelte sie atemlos, und ihr Herz schlug hoch auf.

„Da! Nehmen Sie's!" rief das Mädchen, ebenso hastig und atemlos wie die andre, und als fürchte sie, daß Materna das Wort zurücknehmen könne,

legte sie ihr sofort das warme weinende Bündelchen in die hergestreckten Arme, die sich eng darüber schlossen. Martha aber reckte sich, wie von einer unerträglichen Bürde erlöst, nickte dankbar lächelnd ihren Abschied, schob sich noch schnell den verrutschten Strohhut zurecht und ging dann, ohne sich weiter umzusehen, quer über den Fahrdamm, auf die andre Seite der Straße hinüber, gerade auf ein paar große, mit Modewaren gefüllte Schaufenster zu, die sie längst im Auge gehabt hatte.

Plötzlich jedoch, knapp vor einem daherschleifenden Tramwagen, besann sie sich, kehrte um und kam noch einmal zurück zu der Bäuerin, von der sie sich eben getrennt hatte. „Sie! wie heißen Sie?" rief sie die tief Erschrockene an, die das Kind fest an sich gedrückt hielt. Und während Materna ihr sagte, wer sie sei, und wo sie wohne, zog Martha langsam und gemächlich das blaue Wollentuch von dem Körper des Säuglings herunter und schlug es sich über den Arm.

„Ich brauch's alleweil noch selber," sagte sie, „es ist ja net kalt, bis Sie heimkommen."

Mit keinem Blick hatte Materna dem Mädchen nachgesehen. Sie schwankte langsam vorwärts, und es schien ihr, daß auf dem Bahnhofsplatze ein fürchterliches Gedränge sei, und daß all diese hin und her laufenden Leute an das Kind anstoßen könnten, das nun sie auf dem Arme trug. Seit das blaue Tuch fort war, konnte sie das runde Köpfchen sehen, die zugekniffenen Augenlider und den dunklen, seidigen Haaranflug, der über der Stirn in eine drollige kleine Spitze auslief.

Es schlief mit eingebissener Unterlippe in all dem Straßenlärm, das Kinn versenkt in das rote Jäckchen, aus dem die runzligen Fäustchen steif hervorstanden, und von den Armen ab in ein Stück rot und weiß gestreiften Baumwollenflanell gewickelt. Die Sachen entstammten dem Frauenspital, bettelarm war das Büblein auf die Welt gekommen. Aber von dem unhörbar atmenden kleinen Wesen ging eine süße Wärme aus und durchdrang alle Glieder der Frau, die es trug. Materna zog sich im Gehen den braunen Umhang von der Schulter und hüllte in den freien Zipfel das ganze Bündel ein. Dann duckte sie den Kopf, hauchte auf die kaltgewordenen Fäustchen und nahm eins davon spielend in den Mund. Die Füßchen bewegten sich ganz leise unter dem Tuch, und von dieser Bewegung rann es wohlig und lieblich in ihre Hände hinüber.

Vor dem Schalter hatte sie Mühe, mit einer freien Hand ihr Geldtäschchen herauszubringen: jemand wollte ihr gefällig sein, wollte derweilen das Kind halten. Sie sah ihn nicht an, antwortete nichts, zeigte nur stumm ihre Rückfahrtkarte. „Und das Bübli ist frei, gelte Sie?" begann sie auf einmal zu fragen. Der Beamte äugelte unter dem Guckfenster durch.

„Wo haben Sie's? Wie alt ist es?"

Sie zeigte: „Hier!" Die Umstehenden lachten, lachten noch stärker, als der Beamte fragte: „Das? das ist wohl noch keine vier Jahr alt?"

Sie blieb ernsthaft, nahm von niemandem Notiz und ging stolz wie ein Fahnenträger mit seinem Banner zwischen den lachenden Leuten durch.

Ihre Augen glänzten, sie fühlte keine Müdigkeit, keine Erinnerung an die überstandenen schweren Zeiten. Als sie an die Eisenbahnwagen kam, schloß der Schaffner gerade einen auf, der ganz leer war. Vorsichtig wie nie, das Kind vor der Berührung mit all den Ecken schützend, stieg sie ein. Gut warm war es drinnen, die Wagen hatten in der Sonne gestanden, die Vorhänge waren zu; es war heimelig wie in einer Stube. Sie setzte sich auf die gelbe Bank, schöpfte tief Atem und duckte ihren Kopf wieder in den Umhang zu dem runden Köpfchen und den geballten Fäustchen. Sie fühlte sich klein werden, ganz klein, und so ruhig, so in sich beschlossen wie das Kind.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die glänzenden, grünen Felder glitten vorbei, die Wälder stiegen die Höhen hinan, die Berge wuchsen weiß in die weißen Frühlingswolken hinein, die verstreuten Fichten drehten sich im Kreise. Materna sah es achtlos, immer wieder kehrten ihre Augen zu dem Bübli zurück. Eine starke Empfindung durchzuckte sie, als es den Mund öffnete, ein rotes, weiches Blümchen, das sich bewegte . . . Hastig öffnete sie ihr Kleid und drückte das rote weiche Blümchen an die volle Brust. Und wie ihr Leben in den weichen, warmen Körper des Säuglings hinüberfloß, fühlte sie mit seliger Freude, daß dieses ihr seit vier Jahren geliebtes eigenes Kind sei, das sie dreimal beweint hatte, und das nun lebend und atmend in ihrem Arm lag, hungrig und Nahrung fordernd, aufgewacht aus seinem langen Todesschlummer, dreimal entrissen und nun zum vierten Male ihr wiedergeschenkt, für immer, zum Behalten, zum Liebhaben, damit sie sich ihm hingäbe, und ihre Lippen lallten ein feuriges Dankgebet.

Den Himmel im Herzen und das Glück im Arm kam Materna im Dunkeln heim in ihr Dorf zu ihrem Mann. Das Schlüsselloch brannte ihr entgegen wie ein Kirchenlicht, und der Heimatgeruch des qualmenden Reisigs und der Abendsuppe war ihr wie Weihrauch.

„Materle, bist du's?" fragte der Mann und kehrte sich schnell vom Herde gegen sie, wie er die Frau lachen hörte. Es war ein wunderliches Lachen, und es fuhr ihm in die Herzgrube, als ein schlimmes Zeichen.

„Dir ist's wieder net gut gange?" sagte er mit unsicherer Stimme.

Sie stand noch an der Tür, groß und eingehüllt, und lachte mit fremdem Klang.

„Materle, um alles!" entfuhr es ihm, „wenn du heulen willst, ich hab nichts dawider," und er legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Sst! Es schläft!" sagte sie und duckte den Kopf wieder unter den Umhang.

Da dachte der Mann, sie sei vor Kummer hintersinnig geworden, und er wollte der Frau den Weg in die Kammer vertreten, Nachbarn herbeiholen, um Hilfe schreien, — als Materna ganz unvermutet den Umhang abwarf und ihn das Kind sehen ließ. Es schlief in ihrem Arm, weich an die weiche Brust geschlossen und ganz ihr eigen.

„Bring die Wiege her."

Der Mann brachte die Wiege, die lange vorbereitet gestanden hatte; ihm blieb der Mund offen.

„Siehst du?" Sie schlug die blauen Vorhänge mit der freien Hand auf und hob das Deckbettchen. „Ein Staatsbüble, lang und groß! O, du mein liebes, jetzt bist du daheim! Sollst wachsen und groß werden und schön und brav! Das walte unser lieb Herrgott!" Sie warf sich über das Kind in der Wiege, herzte und küßte es und stand mit strahlenden Augen vor dem Manne, aber nur ganz kurze Zeit. Dann lief sie geschäftig in die Kammer, legte ihr Alltagskleid an, band sich den Schurz vor und trat an den Herd, hungrig und aufgeregt.

„Aber warum hast mich angeführt mit deinem Brief, du Heimliche?" wunderte sich der Mann beim Essen, „so beweglich hat sie geschrieben, das Bübli sei tot; ich hab fast heulen müssen darüber."

Maternas Blick verlor den Glanz; sie wehrte seine Worte ab. „Iß und vergiß! Ich muß dann das Wernerli tränken." Da lachte er in froher Überraschung. „Wernerli? Hoho, ist er denn schon getauft?" Er selbst hieß Werner, und seine Mutter hatte ihn Wernerli gerufen, und Materna rief ihn so, bevor sie verheiratet waren. Der Name klang ihm anheimelnd in die Ohren und machte ihn zufrieden und behaglich.

„Und jetzt horch auch, Materle, was mir passiert ist, es würgt mich sonst zu arg."

Dann, während sie den Kleinen tränkte, hörte sie mit halbem Ohr auf seinen langen, überausführlichen Bericht, wie er abends auf dem Heimwege, bald nach ihrer Abreise, am See, den Häusern fern, eine schwarze Brieftasche gefunden, und darin — — straf mich Gott, fünftausend Mark in deutschen, fast neuen Kassenscheinen. „Wie für mich hingelegt, für den Buben, wo du mit heimbringst!" Jeden einzelnen Schein beschrieb er genau, denn er hatte sie oft und oft wieder angesehen; ein Tausender war dabei, bunt wie ein Regenbogen, der hatte es ihm völlig angetan. „Fünftausend Mark, beinah siebentausend Franke, denk es dir, Weib, und kein Name und keine Adresse. Was macht man damit? Jetzt, sobald Bericht kommt, daß alles gut gangen ist, ein Sparkassenbuch für das Kleine gekauft; und fort damit auf die Sparkasse." Vier Tage und vier Nächte hat er das Geld im Hause behalten, dann ist er auf die Post, ob kein Brief da ist vom Frauenspital. „Wohl," sagte der Bote. Und da hat er gelesen, das Bübli sei bei der Geburt gestorben. Werner Aufdauermauer senkte die wulstige Stirn, auf der die Adern zuckten, gegen die Tischplatte. „Da bin ich heim und denk: Bübli hin! Alles hin! Jetzt brauch ich das Geld nimmer. Und eingepackt, ein Spagat kreuzweise drüber gebunden, und gleich aufs Amtsgericht." Hart schlug er die Faust auf den Tisch nieder; der schwere Kampf, den ihm die Rückgabe des Fundes gekostet, stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. „Und jetzt ist das Büble dennoch da, und — — — mir ist, — — er — er hat das Geld net habe wolle, der Kerle, der!" Seine Stimme begann zu schwanken, als sei ihm das Lachen und das Weinen nah. Er schob behutsam seine Hand über den Tisch und

berührte den Kopf des Säuglings, über den Materna sich tief und andächtig beugte, — — — der Mondschein flutete herein, der See rauschte — — —

In der Nacht erwachte die Frau mehrmals von einem inneren plötzlichen Stoß, eh noch der Kleine Nahrung begehrte. Der Mond schien über das kleine Gesicht, sie fühlte das warme leichte Körperchen entlang, das feucht war vom Schlummer, die Händchen, die noch nicht griffen, die Füßchen, die sie alle zwei zugleich mit ihrer Hand umspannte. Ihr war so wohl, so gut, sie mußte immer lächeln, und in der Kammer schien es ihr so feierlich wie in der Kirche, seit das Kind da war. Ihr Kind, das sie so lange schon geliebt hatte.

Aber als es Morgen ward, fragte der Mann nach dem Papier, das sie im Frauenhause erhalten habe. Sie reichte es ihm arglos hin, den unerbrochenen Umschlag mit dem aufgedruckten Stempel. Der Mann las, und er wurde fahl im Gesicht, und seine Knie bebten. In dem Papier stand bescheinigt, daß Materna Aufdermauer einen Sohn zur Welt gebracht habe, der bei der Geburt verstorben sei. — — Sie saß da und wickelte das Kind auf und wusch es auf ihrem Schoß und beugte sich zart und liebevoll zu dem Zarten. Verstohlen sah der Mann zu, und da er sein Weib liebte, wenn es fröhlich und gesund war, so konnte er lange kein Wort finden. Aus und ein ging er mit verstörtem Gesicht, molk die Kuh und brachte der Frau einen Krug warmer Milch aus dem Stalle. Er mußte ihr aber den Krug an die Lippen halten; denn sie war mit beiden Händen an dem Kleinen beschäftigt. Über den Rand des Kruges gingen ihre sanften, schwarzen Augen mit den Blicken zu dem Manne und baten.

Da dachte er, er wolle seine Fragen auf den Nachmittag verschieben, und er ging auf sein Gemüseland, um das junge, frische Grünzeug für das Marktschiff zu rüsten. Darauf fuhr er mit den andern Bauern auf dem Marktschiff nach Luzern und kehrte erst spät in der Nacht heim. Das Lämpchen, das die Frau für ihn brennen ließ, wenn er spät mit dem Schiff heimkam, glühte ihn von weitem an, und es wurde ihm wohl, an sein Haus am Berge und an sein wieder gesundes und frohes Weib zu denken. Aber er sah sie mit dem Büblein im Arm, und ein leiser Schmerz mischte sich in seine Freude.

„Einerlei, es ist also nicht mein Büblein," sagte er fast laut vor sich hin. Und mit diesen selben Worten trat er in die Kammer, wo Materna barfuß und fast entkleidet, mit niederhängenden Zöpfen das Kind hin und her trug. Sie drückte es schnell an die Brust und erwiderte: „Es ist mein."

„So wenig dein, wie das Geld mein war, das ich gefunden habe," wollte er sagen; aber Materna zog den Mann auf den Bettrand nieder und lehnte ihren Kopf an seinen, vom Nachttau feuchten Bart. „Heut hat es seine Äugele weit aufgemacht, und du bist net do gsi," sagte sie schläfrig.

„Morgen ist auch noch Zeit," dachte der Mann, „willst sie morgen weiter fragen," und auch er lehnte sich willig in die weichen, liebevollen Arme.

So verging ein Tag nach dem andern, und schnell und unmerklich schlich sich das Büble auch dem Manne ins Herz. Es war schon eine ganze Woche

da, als Werner endlich eine rechte Aufklärung verlangte. Und da fand es sich, daß Materna auch nicht gar viel zu sagen wußte. Als sie einsam und kummervoll ihre Straße gegangen, war ein fremdes Weib gekommen und hatte ihr alsbald das Büblein in die leeren Arme gelegt. Woher das Weib gekommen, — — sie entsann sich nicht; auf einmal war es an ihrer Seite gewesen. Und wie gekommen, — — so verschwunden war es. Materna hatte ihren Mann nie belogen, es war ihr auch jetzt alles Ernst, was sie erzählte. In den stillen Nächten, da der Mondschein zum kleinen Kammerfenster hereinkam und das Köpfchen des Kindes auf ihrem Arme so lieblich umleuchtete, hatte sich ihre Phantasie entzündet, und wonnevolle Träume waren zur Wirklichkeit gereift. Wie wenn ein Englein zu ihr getreten? Wie wenn die Muttergottes selber sich ihrer Not erbarmt hatte?

Der Mann sah ihre verzückten, seligen Blicke, und ein Schauer durchlief ihn. Er dachte, er müßte sie aufwecken, und er brachte ihr das Papier, auf dem der Tod ihres Kindes bescheinigt stand. Er begann zu lesen, aber die grausamen Worte erstarben auf seinen Lippen, als er sah, wie ihr Gesicht auf einmal in Schatten versank, wie sie sich den Handrücken über die Augen deckte, wie ihre Brust zu schluchzen begann.

„Heul net, Materle," murmelte er und steckte das Papier ein. Und noch einmal fing er an: „Wenn man nur wisse tät, wo das Büble herkommt."

Da faßte sie ihn bei der Hand.

„Es kommt von Gott," sagte sie mit klarem, sicherem Ton.

Die Worte besiegelten ihren Wunsch, der auch schon sein Wunsch geworden war. Die Stimme des Kindes, das seinen Hungerschrei aus der Kammer rief, traf sie alle beide. In des Weibes Wangen stieg ein tiefes Rot, und während sie an ihm vorüber in die Kammer lief, sprach er unwillkürlich lachend: „Nun, so mag es denn in Gottes Namen hier bleiben."

Seit Werner Aufdermauer das gefundene Geld aufs Amtsgericht getragen hatte, schien es ihm, daß er nun in alle Dinge seines Lebens eine feste und gute Ordnung bringen müsse, und so ging er am Sonntag nach der Kirche zum Gemeindeammann und fragte ihn, ob er das auf so seltsame Weise erhaltene Büblein als sein eigen ansehen dürfe. Der Ammann brauchte lange Zeit, bis er die Sache nur erst verstand, und als er verstanden hatte, meinte er, das sei ihm nimmer vorgekommen, daß in Zürich die Schutzengel auf der Straße spazieren, und das Gescheiteste sei, einmal in der Zeitung einen Aufruf zu machen, um den Namen und Stand der Person zu erfahren, die der Materna das Büblein übergeben habe.

Auf diesen Bescheid fing die Frau jammervoll zu weinen an und bat ihren Mann flehentlich von dem Aufruf abzustehen; denn sie hatte ohnehin eine fliegende Angst, das Wernerli wieder zu verlieren. Der Mann jedoch ließ sich durch nichts bestechen, er blieb dabei, es würde sonst nichts Gutes dabei herauskommen; und so wurde denn im Amtsblatte ein dreimaliger Aufruf erlassen und außerdem das Kind wie ein verlaufenes Hündchen im Ge-

meindehause ausgeschrieben. Materna verbrachte angstvolle Wochen und Monate. Sobald das Grunzen der Schweine in der Nachbarschaft einen Fremden ankündigte, schien ihr der Augenblick gekommen, wo sie sich von dem Kinde ihrer Schmerzen trennen sollte. Oft riß sie es aus der Wiege und flüchtete mit ihm in die Scheuer oder in den Keller, wo sie es unter Herzstößen, zum letztenmal, wie sie glaubte, an die Brust legte. Oft fuhr sie Nachts aus dem Schlaf empor und tastete mit angstkalten Händen nach der Wiege, die sie in schrecklichem Traum leer gesehen. Oft auch, wenn sie die Stimme des Ammanns hörte, wollte sie vor ihn hintreten und in sein munteres, pfiffiges, graubärtiges Gesicht hineinrufen, — schreien —. Wenn sie am Gemeindehause vorüber mußte, wo das Papier mit dem Aufruf, der sie peinigte, hinter dem Drahtgitter aufgehängt war, wurde sie blaß und wandte das Gesicht nach der andern Seite. So vergingen zwei Monate. Da ereignete es sich, daß eines Morgens der Aufrufzettel aus dem Schaukasten verschwunden war. Das Geflecht davor zeigte sich unverletzt, aber etwas angeräuchert, und ein winziges Aschenflöckchen erklärte, in welcher Weise das beschriebene Papier vernichtet worden. Werner Aufdermauer war sehr verstört, — das Unerklärliche und Unvernünftige der Tat versetzte ihn in Aufregung. Im Dorfe aber hieß es, irgendein Landstreicher habe den schlechten Scherz begangen, den Zettel durch die Maschen des Drahtnetzes mit seiner Zigarre aufzubrennen. Materna ging mit verbissenem Lachen beiseite, als sie hörte, wie der Ammann vor dem Hause diese Erklärung machte. Nach zwei Tagen ward der Zettel neu ausgeschrieben und abermals ausgehängt. Nach weiteren zwei Tagen war er genau auf dieselbe Weise vernichtet worden. Nun wurden die Leute aufmerksam. Die Geschichte von dem Landstreicher fand nicht länger Glauben. Nach Feierabend trat der Ammann in das Aufdermauerhaus. Der Bauer löffelte eine große Schüssel Brot und Milch. „Wo ist das Weib?“ fragte der Ammann gewichtig. Materna sang in der Kammer, der Gesang brach jäh ab. „Du weißt, daß die Schrift wieder aufgebrannt ist?“ fragte sie der Ammann, als sie hereinkam. „Ja, gut so,“ nickte sie, konnte kaum das Lachen verbergen. „Du weißt, scheint's, wer's gemacht hat?“ fuhr Werner auf. „Ja, ich weiß es dann schon,“ erwiderte sie gelassen. Der Ammann bekam einen roten Kopf; am nächsten Tage mußte Materna vor dem Amt erscheinen.

Sie trug den Kleinen auf dem Arm, und ihr Mann stand draußen vor dem offenen niederen Fenster und hörte mit gesenktem Kopfe zu.

„Ihr seid es gewesen, leugnet nicht!“ hörte Werner sagen. Und darauf die Antwort: „Ich bin's gewesen, und ich leugne nicht.“

„Ihr habt den Zettel heimlich aufgebrannt?“

„Nein, öffentlich.“

„Bei Tage?“

„Bei der Nacht.“

„Also! also! es war keiner dabei?“

„Gott war dabei.“

„So! so! Ihr meint noch, daß Ihr recht habt?“

„Ja,“ sagte Materna ruhig.

„Fremdes Eigentum zu vernichten, Urkunden zu verbrennen — das sei recht, meint Ihr?" „Die Schrift hat mich geniert," erwiderte die Frau nach einigem Nachdenken. Und mit einem eigenen Blick auf das Kind in ihrem Arm fügte sie hinzu: „Wegen dem Wernerli, — es möchte schier denken, man wollte es nicht."

Ihr Gesicht glühte auf, wie im Schreck über ihre eigenen Worte. „Bist mein!" beschwichtigte sie das Kleine.

Der Beamte sah ins Buch. „Halt! vor der Hand noch net! descht e Gewaltakt! Ein Gewaltakt ist kein Recht. Weit gefehlt. Feif Livres Buße, soviel seid Ihr schuldig, — oder wollt Ihr ins Loch?"

„Nein!" keuchte Werners Stimme zum Fenster herein, „ich zahl die Buße, sie hat's dann in ihrer Dummheit getan."

Da begann es in der Brust der Frau zu stürmen.

„Ein Büble, descht e menschliches Wesen! Das hängt man net im Schaukaste aus." Und einen Schritt näher tretend fragte sie: „Wen suchet Ihr, wenn's erlaubt ist?"

Die Buße wurde bezahlt, der Aufruf nicht wieder aufgehängt, um „die dumme G'schicht" nicht aufzubauschen. Im Grunde wußte der Ammann gut, daß sich niemand melden würde, um die Sorge für den Findling auf sich zu nehmen. Aber dies verhinderte ihn nicht, die Materna, so oft er konnte, in Schrecken zu versetzen. Das ganze Dorf nahm teil an diesem Spiel, unwillkürlich, aus Lust am Widerspruch, aus Schadenfreude. Je deutlicher Materna ihre leidenschaftliche Liebe zu dem Kinde zeigte, um so eifriger war man beflissen, ihr immer wieder in Erinnerung zu bringen, daß „die rechte Mutter" sich jeden Tag einstellen und es wegholen könne. Die Erwähnung der „rechten Mutter" war der Frau schmerzhaft, wie ein Steinwurf ins Auge. Ihre Blicke umflorten sich rot, sie bäumte sich zurück und fühlte sich betäubt und kraftlos. Aber dann, nach einem Augenblick, während ihr Herz um Erbarmen schrie, durchzuckte sie ein jähes zorniges Kraftgefühl. Die eben noch wie verwundet sich schließenden Augen öffneten sich weit, ein Blitz brach daraus hervor, vielsagender als Worte, — sie kehrte dem Angreifer den Rücken, als wäre er ein Baum, ein Pfahl. — So kam es, daß in dem halb unterirdisch geführten Kampfe doch endlich Materna Siegerin blieb. Die Zeit verging, und auch das Dorf gewöhnte sich daran, den kleinen Werner als den Sohn der Aufdermauersleute zu betrachten.

Es war vier Jahre später, ein heller Sonntag Ende Februar.

Dicht unten am See war die Schneedecke schon naß, von schwarzen Streifen durchzogen. Die Aprikosen blühten an den geschützten Spalieren, und goldgelber Mailänder und violetter Rotkohl täuschten in den sonnigen Gemüsegärten die starken Farben des Sommers vor. Die schöne Rigi aber lag noch im weichen, weißen Wintersamt, und von ihr abwärts zogen sich die steilen, zackigen Steige und die breiteren Wege schneehell bis in die wieder grün erwachenden Matten hinab. Wo die Schurren durchs Dorf hinabführten,

waren sie überall von fröhlichen Schlittenfahrern besetzt, die ihre kleinen niederen Fahrzeuge mit sausender Eile geschickt leiteten, und mit ihrem prahlerisch jubelnden „Obacht!“ die Wichtigkeit ihrer Taten in alle Weiten hinausschrien. Und in die kleine Wunderwelt hinein lachten die Bergriesen vom jenseitigen Ufer ihr blaues, gleißendes Riesenlachen. Werner Aufdermauer stand mit der Pfeife im Mund an seinem Gartenzaun und guckte bald gegen den See, der wie eine dampfende Schale voll unergründlichem Himmelblau vor ihm lag, bald auf das Weglein, steil am Garten aufwärts, auf dem sich das Wernerli zum erstenmal im eigenen Sesselschlitten vergnügte. Materna im weißen wollenen Kopftuch, froh und frisch von dem Spiel, half dem kleinen Schlittler, daß er die Kunst nach allen Regeln lerne. Wie ein Alter saß das stämmige Bürschlein auf dem mit blanken Messingringen geschmückten Keßler, hielt das Leitseil fest in den kräftigen roten Fäustchen, die Arme dicht an den Körper gedrückt, die kurzen, halbnackten Beine gespreizt, und stampfte mit den neuen, genagelten Sohlen den spiegelglatten Boden zum Beginn. Und die runden, braunen Augen lachten, und der rote gerundete Mund, bereit aus voller Kraft „Obacht!“ zu schreien, lachte, statt zu rufen, über das neue wundervolle Gleiten, hinab, hinab, immer schneller, immer sausender, daß die Backen vor freudigem Schrecken dunkelrot wurden und die Fahrt mit einem jauchzenden, halb erstickten Schrei endete. Und Materna, die nebenher gelaufen war, lobte und lachte und zog den Keßler, den ihr Mann an den langen Winterabenden für den Kleinen zurechtgeschreinert, wieder hinauf, und ihre Blicke grüßten ihren Mann über den Zaun hinweg, und er nahm die Pfeife aus dem Mund und lachte den beiden zu. „Es ist halt das erste Mal, und die Eisen sind noch etwas schartig, aber er rasselt net übel, gelt Wernerli?“

Er deutete mit der Hand nach dem Ufer. Eben legte ein großer Dampfer dort an. Schwarze Männerkleider, bunte Frauenröcke bewegten sich über die lange Brücke, die wie aus einem blauen Glasgrund aufstieg. „Desch e Sonntag wie im April, man meint fascht, es sei heiß, und die Wirte feiern bereits es Erntefescht.“

Über die Straße, am unteren Gartenzaun vorüber, kamen bereits die ersten der Vergnügungssuchenden; Schleier und lange Boas wehten, braune und gelbe Schuhe suchten die trockenen Stellen; allerlei Sprachen klangen an dem Manne vorüber, der behaglich gaffend, die Pfeife im Mund, über seinen Gartenzaun hing und von Zeit zu Zeit die Mütze lüftete, um einen Landsmann zu begrüßen.

Da kam mit hochgehobenen Röcken, auf städtischen Schuhen, eine einzelne buntgekleidete Figur daher, die Nase spitz geradeaus, die Augen mit deutlicher Absicht auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Und dieses Ziel war zu Werners größter Überraschung er selbst. Das junge, hübsche und geputzte Mädchen blieb dicht vor ihm an der andern Seite des Zaunes stehen und fragte mit blinzelnden Augen, die sie durch den zugeklappten, steil in die Höhe gerichteten Schirm gegen die Blendung zu schützen suchte, in dreistem Ton: „Sind Sie vielleicht der Herr Werner Aufdermauer?“

„Das schon,“ erwiderte der Mann, ohne große Eile.

Denn die Fragerin war ihm erstens ganz unbekannt, und zweitens gefiel sie ihm nicht, obwohl sie jung und hübsch und geputzt war. Später behauptete er, er habe sogleich eine Warnung bekommen, wer das sei, und was sie wolle, aber das äußerte er viel später und vielleicht nur seiner Frau zuliebe.

„Ich komme da herein zu Ihnen, ganz ungeniert," sagte die Fremde und suchte das Pförtchen; „wo ist denn Ihnen Ihre Frau? und mein Bub, wo Sie bei sich habe?" Damit hatte sie die Klinke gefunden und kam nun in den Garten gestiegen, als ob sie durch knietiefes Wasser wate. Ihre Blicke flogen nach allen Seiten und in alle Winkel. „Wie's halt so auf dem Lande ist! Nun ja! Bin selber vom Land, es geniert mi net," sagte sie und spazierte auf die Haustür zu.

Werner Aufdermauer trat bei Seite und ließ sie in die Stube. Sie setzte sich an den Ofen und schwatzte weiter. „So, so, da wohne Sie — — ja, ja, so han ich Sie doch gefunde. Nu, weger — — ist sie drinnen?"

Und sie stand auf und öffnete die Tür zur Kammer.

Dem Manne war die Pfeife entfallen. Er folgte mit den Augen dem Eindringling, und plötzlich kam es ihm vor, als sei sie mit vollem Recht hier.

„So, so!" murmelte er verwirrt und verließ die Stube, um Materna zu rufen. Gerade kam sie ihm mit dem Wernerli an der Hand, heiß und schneebespritzt entgegen. Der Kleine zog den Schlitten, er blickte unaufhörlich zurück.

„Nach dem Kaffee machen wir weiter!" rief sie frohgemut ihrem Manne entgegen. Da fiel ihr sein verändertes Gesicht auf. „Was ist? Was hast auch?" wollte sie fragen, aber die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Auf der Schwelle ihres eigenen Häuschens, aus dem sie vor einer kurzen Stunde so glücklich hinausgelaufen, stand ein geputztes Mädchen, das ihr entgegenblickte und mit übervertraulicher Betonung sagte: „So, so! sieht man sich auch einmal wieder? Jesis Gott, da ist ja mein Bub!"

Mit einem Schwung, so hastig und so heftig, daß Wernerlis gestricktes Käppchen den niederen Deckenbalken streifte und zu Boden fiel, riß Materna den Kleinen auf ihren Arm. Mit den Augen einer Mutter, die ihr Kind gegen eine Schlange verteidigt, suchte sie die Annäherung der Fremden abzuwehren. Der Knabe begann laut und durchdringend zu schreien; er schlug mit den Füßen gegen die unbekannten Hände, die er nur fühlte, denn er hatte seinen Kopf unter Maternas Schultertuch verkrochen. Das wilde Angstgeschrei machte alle Reden unmöglich; die unbekannten Hände, die den Kleinen zu streicheln versucht hatten, zogen sich vor den nägelbeschlagenen Sohlen zurück. Materna warf ihr Tuch um den Knaben, und ohne ein Wort wich sie mit hastiger Bewegung aus der Tür. Und gleich weiter um das Haus herum, in die Scheuer hinein, dann die schmale Leiterstiege hinan, die verräterisch unter ihren bebenden Schritten erknarrte, und weiter auf den Heuboden. Einen Augenblick duckte sie sich hinter dem Heu, bald aber fühlte sie sich auch hier nicht sicher. Die kleine Knechtskammer, deren Tür so unauf-

fällig zwischen den Balken stak, war ein besserer Ort. Der Knabe hatte längst zu schreien aufgehört; allein mit der Mutter fühlte er sich geschützt und hatte schon vergessen, daß er sich gefürchtet. Es war schwer, ihn zum Stillsitzen und zum Schweigen zu bewegen. Frei und fröhlich, ohne Beschränkung, ohne Verbote hatte er sich getummelt, wo es ihm gefiel. Nun saß er mit der Mutter hier in der kahlen, schrägen Kammer, auf der großen Truhe, die sie mühsam vor die Tür geschoben hatte, ohne ihn dabei loszulassen. Seine runden, braunen Augen blickten sie fragend an, als sie ihm die Hand auf den Mund legte. So heiß lag die Hand auf seinem Munde. Und als er zur Zerstreuung mit den derben Stiefelchen auf den Boden klopfen wollte, da hielt sie ihm auch die Beine fest. Und doch war ihm die Mutter nicht böse, das fühlte Wernerli deutlich. „Schlaf!“ hauchte sie ihm in den Mund. Da machte er gehorsam die Augen zu und war bald eingeschlafen. Die aber, die ihn in den Armen hielt, auf ihrem Schoße gebettet, saß zitternd über ihn gebeugt, die Ohren scharf gespannt, und das Herz flatterte in ihrer Brust wie ein gefangener Vogel, der sich sinnlos und hoffnungslos an den Wänden seines Kerkers den Kopf zerschlägt. Sie weiß, daß die Fremde mit dem dreisten Gesicht Martha Klepf ist, und sie weiß, weshalb sie gekommen. Um kleiner Ursachen halber kommt die gewiß nicht. Vier Jahre lang war sie, als sei sie überhaupt nicht mehr auf der Welt; jetzt ist sie da, weil sie etwas will, und was kann sie wollen als das eine. Schauer auf Schauer laufen Materna über die warme Haut. Vor ihr liegt ein wüstes Land und ein See voll Tränen. Die Arme, die das Kind umschließen, werden kalt, als hielten sie eine Leiche. „Ich gebe dich nicht her! nein, nein!“ will sie rufen, und fühlt zugleich, daß ihre Arme schon erschlaffen, und daß sich viele andre Arme nach ihrem Kinde ausstrecken. Sie alle werden der „rechten Mutter“ helfen; denn nun ist die „rechte Mutter“ gekommen. „Und ich? wer bin ich?“ wimmerte sie in Verzweiflung, und in ihre heißen Küsse fallen die heißen Tränen hinein über das ruhig schlafende Kind.

Ohne daß sie vorher seine Schritte vernommen, hörte sie die Stimme ihres Mannes vor der Kammertür draußen: „Mach auf und komm abe, Materle, es ist doch alles umsonst.“

Der Martha Klepf war es gut gegangen, wie sie selber sagte. Da hatte so ein einzelner Herr ein hübsches, junges Hausmädchen gesucht, und sofort hatte er sie genommen. Und sie hatte dann auch zu ihrer Sache geschaut, daß ihm nichts abgeht, und immer gedacht, es ist zu meinem eigenen Besten. Und so ein lieber Herr war er gewesen, nicht zum Sagen, und gewiß, er hätte sie auch geheiratet, nur leider, er war dann darüber gestorben. Aber das schöne Legat, wo er ihr ausgesetzt, das würde bald ausgezahlt, und der Geschmack von dem Geld, sagte sie, der sei denn auch aus aller Ferne ihrem ehemaligen Schatz, dem Metzger, in die Nase gestiegen, und er habe sie auf einmal wieder besucht; denn er habe sie eben vormals arg gern gehabt, und da sei dann auch die Rede auf den Buben kommen. Und er hab gesagt, sie würden nun

alsbald heiraten, aber der Bub, auf den kommt jetzt die Hauptsach an, der muß die Großmutter versöhnen, die Großmutter vom Franz. Nämlich die Großmutter hat ihm ihr Geld versprochen, wenn er heiratet, wie sie will, und nun ist sie in eine rasende Wut kommen, wie sie gehört hat, daß der Franz einen Buben hat und ihn nicht zu ihr bringt. Denn sie ist eine arg brave Frau, die Großmutter vom Franz, und sie hat gesagt, ein Maitli sitzen lassen, wenn man's angeführt hätt, das sei eine große Untat. Und auch sie, die Martha Klepf, hab schändlich gehandelt, daß sie ihr Kind nicht der Großmutter übergeben hab, sondern wildfremden Leuten. Und also, und kurz und gut, der Bub solle sofort heim zu seiner Großmutter, dann werde man weiter sehen. „Wenn emal das ganze Lebensglück davon abhängt, net wahr?" hatte Martha Klepf bedeutungsvoll geschlossen und sich dabei die Augen gewischt. Auf diesen Schlußsatz aber hatte ihr stummer Zuhörer, Werner Aufdermauer, den Kopf hängen lassen, hatte der Martha bedeutet, zu warten, und war der Materna nachgegangen, bis auf den Heuboden, um ihr durch die Tür die traurige Botschaft zuzurufen, vor der sie sich da oben versteckt hatte.

Materna öffnete nicht und kam nicht heraus. „Der Bub ist mein!" rief sie ihrem Manne zu mit einer Stimme, die ihm fremd war. „Reiß mir das Herz aus!" schrie sie wild. Er stand vor der Tür, gab gute Worte, wiederholte den Satz vom Lebensglück. Da hörte er Materna weinen, heftig und fassungslos. Sein Wille geriet ins Wanken. Ihm selbst waren die Tränen nahe. „Freilich ist der Bub unser, und hunderttausendmal unser!" sagte er halblaut, und die ausgesprochenen Worte machten ihn noch weicher. „Sie hat dann vom Lebensglück geredet," sagte er, und er schien wieder unschlüssig. „Und dein Wernerli soll dafür zahlen!" antwortete die Frau leidenschaftlich. „Dein Wernerli", hatte Materna gesagt.

Dem großen Werner wurde es siedend heiß. „Nein, das doch net!" rief er in entschiedenem Ton, und damit ging er die Treppe mit den knarrenden Stufen hinab. Materna horchte auf jede Stufe, jede hatte ihre besondere Stimme. In ihre tiefe Dunkelheit schimmerte wie ein Stern die Liebe ihres Mannes, der ihr beistand. Der Kleine war erwacht, er wollte sich losmachen, verlangte zu essen. Da dachte sie, mein großer Werner wird den kleinen Werner nicht zugrunde gehen lassen, und sie schob die Truhe beiseite, öffnete die Tür und ging dem Schicksal entgegen. Aber schon am Scheunentor blieb sie stehen. Vor dem Hause war es laut von verschiedenen unbekannten Stimmen; eine Stimme aber weinte und schrie dazwischen, daß es jammervoll zu hören war. In diesem Augenblick kam abermals Werner Aufdermauer um die Hausecke gelaufen, in großer Verstörung und winkte, als er sein Weib erblickte, heftig mit der Hand. „Um Gotteswillen, hör auch du! Sie hat bereits das ganze Dorf aufgeregt, komm geschwind, wir gehen allesamt zum Ammann."

Dies Wort fiel wie ein Blitzschlag neben Materna nieder. Sie preßte den Kleinen fest an die Brust und folgte ihrem Manne in Betäubung. Undeutlich bemerkte sie den Menschenhaufen vor ihrem sonst so friedlichen Hause, und in der Mitte das junge Weib in seinem städtischen Aufputz, das mit einem großen, weißen Sacktuch sein Gesicht verdeckte.

Als Materna mit dem Kleinen hinter ihrem Manne sichtbar wurde, verstummte auf einmal alles Geräusch, und nur ein paar Fremde, die, von Neugier getrieben, mit in den Hof gekommen waren, fuhren fort, laut, als ob sie allein wären, ihre Meinung über den Vorfall auszutauschen. Martha Klepf schluchzte in ihr Sacktuch. „Kommen Sie, wir gehen aufs Amt," sagte Werner, indem er sie an der Schulter berührte. Martha fuhr mit roten, aber trockenen Augen aus der Verhüllung auf, steckte ihr Tuch in die Tasche und sah Materna mit dem Wernerli stehen. „Jesis Gott, mein Büble! Nein, aber! wie wird sich die Großmutter freuen!" schrie sie in verwandeltem Ton, — „und ich dank Ihne denn auch recht schön, daß Sie mein Büble so gut betreut haben. Wie sauber! Nein, aber wie schön! Zum Einbeißen. Und die nette Stiefele und das nette Wämsle!" Die fremden Leute nickten ihr zu und lächelten mitfühlend über ihre Freude, die ja so natürlich war. Nur Materna wehrte mit starrer, verzweifelter Miene die Hände der Städtischen von dem Buben, und der Kleine begann abermals zu schreien. „Eine unfreundliche Pflegemutter!" sagten die Fremden und gingen kopfschüttelnd ihrer Wege. Martha Klepf stimmte Werner Aufdermauer ruhig zu. „Gut, gut, wie Sie wollen! Ich habe die Schriften bei mir. Wenn der Ammann die Schriften sieht, so weiß er's. Jesis Gott, ich begreif es ja schon, wenn man ein Büble ganz aufzogen hat, da ist es halt schwer, wenn man davon scheiden muß," sagte sie, von einem zum andern sehend, „aber wenn emal das ganze Lebensglück davon abhängt." — Und wieder nickten die Leute teilnehmend und sogar ergriffen, daß die „rechte Mutter" so sänftliche Worte sprach gegen dieselbe, die ihr das leibliche Kind hatte vorenthalten wollen und auch jetzt wohl noch durch die Obrigkeit die Herrschaft über das fremde Kind zu behalten gedachte. Wie bleich und wild sie aussah! Wie eifersüchtig sie das Gesicht des Knaben gegen ihre Brust drückte! Wie sie der andern, die so vernünftige Worte gesprochen und gleich allen Groll über ihrer großen Dankbarkeit vergessen hatte, so gar kein Wort, keinen Blick gönnte! Mußte sie denn nicht von Sinnen sein, die Materna Aufdermauer, um zu glauben, daß der Knabe, der eine „rechte Mutter" hatte, ihr, der blutfremden, zugesprochen werden könnte? Der Ammann hielt natürlich an diesem Sonntagnachmittage keine Amtsstunden ab, kam aber bereitwillig aus der Schenkstube des „Schwarzen Bären" heraus, als er hörte, was sich ereignete. Seiner Ordnungsliebe war es sehr wohltuend, daß die „rechte Mutter" sich nun endlich freiwillig meldete; denn er hatte der Materna Aufdermauer die Zerstörung des Aufrufes nicht vergessen, und ihre gar zu offensichtliche Liebe zu dem Findling war ihm wie all den Nachbarn ziemlich unverständlich. Ein Ziehkind, das nichts einbringt, pflegt man nicht zu verhätscheln. Das füttert man mit möglichst wenig Kosten, um es so früh wie irgend angänglich zur Arbeit heranzuziehen. Wer es anders macht, der hat den Kopf nicht recht zwischen den Schultern, dachte der Ammann.

Unter der breiten, blätterlosen Platane, die mit ihren knotigen Fäusten nach allen Himmelsrichtungen zugleich drohte, auf dem Hofe des Bärenwirtshauses ward ein salomonisches Gericht abgehalten. Das halbe Dorf

stand um die Hauptpersonen her, und als der Ammann die Schriften der beiden Frauen, die sie im Spital mitbekommen hatten, geprüft hatte, war kein Zweifel mehr in ihm. Er verkündete, obwohl in vorsichtigen, nicht im geringsten kränkenden Worten, daß die Aufdermauer-Leute keinen Anspruch an den Knaben hätten, da von jetzt an die rechte Mutter die Sorge und Pflege selber übernehmen wolle. Martha Klepf nickte dazu mit Wichtigkeit, und der Ammann wiederholte: „Wenn emal das ganze Lebensglück davon abhängt!" Die Frauen machten gerührte Gesichter, einige hatten Tränen in den Augen. „Eben! Eben!" bestätigte Martha Klepf und streckte sich, um den Kleinen, der durch sein Geschrei die Verhandlung störte, endlich in Empfang zu nehmen.

„Wartet Sie!" — Werner Aufdermauer, das dünne, rötliche Haar vom Winde aufgeweht, die eckige Stirn gefaltet, ratlose Unruhe in den blauen, gutmütigen Augen, drängte das Mädchen noch einmal zurück. „Wenn man emal vier Jahre Vaterstelle an einem Büble vertreten hat —"

Der Ammann entsann sich nun auch, daß er etwas vergessen habe, etwas Wichtiges — nein, das Wichtigste.

„Ja, und wegen der Köschten, Jungfer Klepf?"

Nun drückten die umherstehenden Männer die Hüte in die Stirn, spitzten die Ohren. Den Teufel auch! Das kann eine gesalzene Rechnung werden, vier Jahre Kost und Pflege! Das ist jetzt eine Gelegenheit, die Städtische zu zwicken, wie sich's gehört. Aber die rief eifrig: „Von den Kosten ist keine Rede; ich habe das Büble vergeben gehabt. Die Frau hat's mir selber antrage, wissen Sie noch?" setzte sie gegen Materna hinzu, die ihr auf den Anruf starr ins Gesicht sah. Ihre Lippen zuckten, aber sie sprach nicht.

„Wenn es also ischt, und Ihr keine Köschten verlangt," begann langsam der Ammann.

Werner bewegte abwehrend den Kopf: „Sell nein."

Darauf ward es seltsam still unter der Platane. Die Zuschauer schwiegen; ihre Empfindungen wanderten zwischen Werner Aufdermauer mit seinem Weib und jenem Mädchen hin und her, verständnislos jetzt für beide.

Der kleine Werner weinte noch immer.

Dann wurde der Ammann des Wartens müde, und mit einer Handbewegung erteilte er der „rechten Mutter" die Vollmacht, das Kind an sich zu nehmen. Als Martha Klepf allzu geschwind und mit einem überredenden Hüsteln Materna aufforderte, schob sich Werner noch einmal dazwischen. „Gleichwohl, es bleibt Gewalt!" murmelte er; „vier Jahre, bedenket Sie, es ist bereits wie ein eigenes — das han i immer denkt, gewiß, gewiß!"

Und langsam, kopfschüttelnd, nahm er den Kleinen aus Maternas Armen und legte ihn in den der „rechten Mutter". — „Mach mein beschte Dank," sagte Martha Klepf.

Materna hatte sich nicht gewehrt. Nun blickte sie, als sei sie ganz allein, auf ihre leeren Arme, und wie wenn sie erst jetzt inne würde, daß der schwere Traum Wirklichkeit sei, stürzte sie der Martha Klepf nach. Der Kreis der Nachbarn und die neugierigen Fremden, — alles wich bestürzt auseinander.

Der Ammann, den Türgriff schon in der Hand, drehte erschrocken wieder um, — es galt, eine Weiberschlacht zu verhindern. Aber Materna legte nur die linke Hand auf Marthas Schulter, die rechte drückte sie sich vor die Augen, und mit einem stöhnenden Laut sank sie, die Entführerin ihres Kindes streifend, an ihr nieder. Die Menge, die so ganz anders erwartet hatte, stand abermals still. Wieder gab es gerührte Gesichter, wieder wurden die Augen gewischt. Maternas Gebärde, die zu flehen schien, nicht mehr für sich, nur für den Kleinen, hatte die Herzen getroffen. Niemand dachte mehr an die „rechte Mutter". Sie war irgendwo in einem Gäßchen verschwunden. Sie bemühten sich um Materna, führten die Widerstandslose ins Wirtshaus, zwangen sie, ein Glas Wein zu trinken. Werner saß mit gesenktem Kopf auf der Bank, ihm graute vor dem Heimgehen. Aber er war doch neugierig zu sehen, ob die Fremde noch dort wäre. Materna sprach nicht, den Wein wehrte sie ab. Werner lief nach Hause. Er fand die Tür nur angelehnt, in der Stube war niemand; aber sie war hier gewesen und hatte die Kleider des Knaben vom Nagel weg mit sich genommen. Die kleine Truhe, die er für Wernerli geschreinert und bemalt, — mit zurückgeschlagenem Deckel stand sie da, ausgeleert. All die neuen Hemdle und Wämsle waren verschwunden. Nur ein zerbrochenes Holzpferdchen stand auf der Ofenbank, und daneben lag ein angebissener Wecken. Sonst gab es hier keine Spur mehr von dem gestohlenen Kleinen. „Die hat kurze Arbeit gemacht," murmelte der Mann, „deścht e Diebin, weiter nüt." Er ging über den Hof, sein Fuß trat auf etwas, das einen klirrenden Ton gab. Es war der leichte kleine Kesselschlitten, der lag mit dem Eisen nach oben im Kot. Wie er das nette Ding, seiner Hände Werk für das Büble, das vor ein paar Stunden mit Jauchzen daraufgesessen, mit dem Fuße beiseite stieß, brach sein Zorn durch die schmerzhafte Weichheit. „Fremde Brut! Bettelbrut!" Finster kam er ins Wirtshaus zurück.

Die lärmenden Nachbarn, und dazwischen sein verweintes Weib, — es war wie ein Leichenmal. Vor Zorn und Ratlosigkeit ward ihm vom ersten Glas der Kopf heiß. Er begann zu erzählen, schlug auf den Tisch, schrie und fluchte. Da erwachte die Frau aus ihrer Betäubung; sie stand auf und zog den Mann am Ärmel, daß es Zeit sei. Den ganzen Heimweg hin redete der Mann vom Sterbehaus. Aber als sie drinnen waren, fiel er schnell in Schlaf. Die Lampe jedoch erlosch nicht im Aufdermauerhaus, sie wanderte drinnen hin und her, auf und ab, getragen von der Hand der Ruhelosen, die in allen Ecken die Spuren der kleinen Füßchen suchte.

(Schluß folgt.)

Sappho.

Von

Adolf Wilbrandt.

Spät abend war's; ich saß im Peterskeller
Zu Salzburg, ich zum ersten Mal allein.
Mit frohen Zechern, trauten Freunden, kurzen
Und langen Haars, wie viele Male hatt'
Ich dort gesessen, in den kahlen Zimmern
Der Weine Glut, der Träume Pracht geschlürft,
Die jede Decke bis zum Himmel heben.
Nun saß ich einsam, mit der Freundin Flasche
Allein, in lieblich träumenden Gedanken;
Aus Jugendtagen, dann aus alten Zeiten
Der Menschheit stiegen ernste, freud'ge, große
Gestalten auf; ich hob mein Glas, voll Liebe,
Und trank den Edlen zu. Homer, der Blinde; —
Vielleicht ein Märchen nur? Nein, nein, du Alter,
Du göttlich Junger, Wunderwerke sangst du,
Der Meister du; hab immerjungen Dank!
Erhabner Sophokles, vor dem ich schon
Als Knabe kniete, in das deutsche Herz
Griechischer Schönheit reinste Düfte saugend,
Dir dieses volle Glas!
Wer stört die Stille
So süßer Einsamkeit? Es rauschte leise
Ein langes, weiches Kleid; an mir vorüber
Schritt eine Dame, vor sich niederblickend,
Und trat zum letzten Tisch dort in der Ecke
Und setzte sich. Allein; allein wie ich;
Doch schien ihr harrend Aug zu fragen: kommt
Der andre bald? Sie sah mich nicht; sie sah

Nur diesen andern, merkt' ich wohl. Ein Kopf,
Fremdartig, ernst, sich bald versinnend; jung noch?
Nicht jung, nicht alt; wie zweite Jugend, schien mir,
Nachdem die erste gern und schön gelebt.
Ein nie gesehn'er Kopf! So viel beisammen,
Je mehr ich schaute: Würd' und weiche Milde,
Gebändigt Feuer, voll erblühtes Denken,
Fruchtreiche Güte. Unterm Hals beginnend,
Tiefrot war ihr Gewand; vom bläulich dunklen
Gelock der hohen Stirn fiel rechts und links
Wie Elfenbein gefärbt ein Schleier nieder.
Doch über dieser geistverklärten Stirn
Des schlanken Kopfes edel schöne Wölbung;
Und drunter Augen — die das Zimmer nun
Langsam durchwanderten — gedankenvoll,
Von innen leuchtend, dunkle Glut, durchschimmert
Von leisem Lächeln: so in sanftem Wechsel
Erzählten sie, was durch die Seele ging.
Die seelenvollsten Augen, dacht' ich, die
Ich je an einem Weib gesehn! — Sie nippte
Von einem dunkelgelben Wein, — wie meiner.
Wer bracht' ihr den? Kein Kellner kam herein.
Und wie denn das: ein Becher, schön geformt,
Da wir hier nur aus Wassergläsern trinken? —
Nun griff sie hinter sich, und Rosen nahm sie,
Frisch junge Rosen, eben aufgeblüht,
Und wand sie noch in einen Kranz hinein,
Der fast vollendet — —
An die Stirne griff
Ich mir. Wo bin ich denn? Was ist mir? Träum ich?
Kam die herein aus einer andern Welt
In meine? — Und die dort ins Zimmer tritt
Aus dieser braunen Tür — die Jüng're, Zarte,
Im krokusgelben Kleid, ein Diadem
Im braunen Haar — was will sie?
„Sappho!" rief sie
Und flog zur andern hin. Und die — wie süß
Auf einmal lächelte das edle Antlitz —
„Gyrinno!" sagte sie. „Gekommen! endlich!"
Und stand nun aufrecht, eine Wohlgestalt
Von reifster Blüte, frauenhaft, und schlang
Die beiden Arme um die Jungfräuliche.
Und „Sappho!" wiederholte sich's in mir.
„Sappho, die Dichterin!" Und staunend, wie
Ich wohl noch niemals staunte, saß und horcht' ich.

Mein guter Vater! Und wie dankt' ich dir,
Daß du mein Führer einst im Griechischlesen,
Mein feurig Vorbild warst. Wie nun den beiden
Das holde Griechisch von den Lippen floß —
Das herzlich trauliche Äolisch aus
Der Sappho schönem Mund, das heimatliche —
Wohl mir, daß ich's so viel geübt, gelesen;
Wie viel verstand ich!
Sappho hob den Kranz:
„Für dich gewunden! Da du nun der Hochzeit
Entgegenschmachtest. Komm, wir wollen ihn
Auf deine jungfräulichen Locken setzen.
Bald sagt im Hochzeitslied die Jungfrauschaft
Zu dir auch, wenn du fragst: wo gehst du hin?
‚Nie komm ich mehr zu dir! Nie komm ich wieder!'"
Rot ward Gyrinno. Und an Sappho weich
Sich schmiegend, fragte sie: „Und schaffst du dann
Auch mir ein Hochzeitslied?"
Doch Sappho nickte:
„Gewiß. Wie sollt' ich nicht? Ich lieb dich ja,
Wie keine zweite jetzt." Und sanft sie streichelnd:
„Wie anders war Gyrinno, als sie kam,
Von mir zu lernen! Klein und — anmutlos;
Ein recht jonisch[1]) Kind! Nur für des Hauses
Und Mannes Dienst erzogen, ungeformt,
Den drei Charitinnen noch nicht begegnet,
Fast noch den Musen fremd. O Aphrodite!
So dacht' ich, mit den andern dich vergleichend,
Die mit mir lebten, Atthis, Mnasidika,
Polyanaktis, o was machen wir
Aus diesem Schattenblümchen? — Doch ich sah
Dir tiefer in die Augen, sah darin,
So blaß sie schauten, deinen jungen Willen
Zu wachsen, Schönheitshunger, Freiheitssehnsucht;
Und all die mütterliche Gärtnerlust
In mir erwachte, diesem Schattenblümchen
Zu helfen durch der Musen Kuß. Gyrinno,
Du lieber Liebling! Gelt, wir haben mit
Einander unsrer Göttin Aphrodite
Schön, schwesterlich gedient? Ihr Blumen auf
Der Au gepflückt, den Reigen ihr getanzt,
Ihr unsre frommen Lieder zugesungen?
Der Göttin opfernd, ihr uns weih'nd, empfingen

[1]) Jonisch ist dreisilbig zu sprechen.

Wir Göttliches von ihr: des Leibes und
Der Seele Anmut, Sonnenlicht im Geist,
Schönheit im Herzen. Denn das schöne Herz
Ist gut auch; wie der Gute wird zum Schönen."
Gyrinno nickt' ihr zu, mit Ehrfurcht lächelnd:
„Wir sehn's in dir."
„Ihr seht's in euch! Und ich,
Die Göttin segn' ich, die's durch mich gegeben."
„O Sappho!" sprach Gyrinno. „Süße Freundin; —
's ist mir noch immer wie ein Traum, daß ich
Dich Freundin nennen darf. Wie bang, wie schüchtern
Kam ich an jenem Tag zu dir! Aus meinem
Miletos zu der hohen Frau, der ersten
Der Dichterinnen und der „zehnten Muse",
Wie sie dich nannten, du Vergötterte.
Und als ich vor dir stand und zu mir sagte:
Nun mußt du freundlich lächeln! das gehört sich!
Und deine schwarzen Augen mich so tief
Anschauten, bis ins Herz, da fror mir doch
Das Lächeln fest, und immer ernster, immer
Verdummter stand ich da und dachte: wär' ich
Bei Mutter doch zu Haus! — Du lächelst. Ach,
Noch Tage blieb das; all das Wunderbare,
Das Heilige in Blick und Zügen dir
Drückte mich nieder; immer kleiner ward ich,
So klein wie Dika, eine Puppe, die
Ich einst gehabt. Bis du — — Ich weiß noch, wie
Ich staunte; täglich wird sie jünger! dacht' ich.
Sie wird so jung wie wir! Doch holder und
Holdseliger warst du als die Mädchen alle;
So feurig warm, so himmlisch gut, so selig
Gefüllt mit Lebenswonne — — Unsre Göttin!
Sappho!"
Gyrinno warf sich auf die Knie,
Legt' ihrer Göttin Hand auf ihre Brust.
„Steh auf!" rief Sappho. „Tolles Kind! Wir sind nicht
Im Land der Perser, weißt du. Aufgestanden!"
Und mit den starken Armen — stark; ich fühlt' es,
Ich sah es — zog sie nun die Maid empor
Und zog sie an ihr Herz. „Geliebte!" sprach sie,
Die Stirn ihr küssend. „Du mein Werk! So darf ich
Dich nennen, Liebling." Und die Augen und
Die Wangen küßte sie; „du goldne Schönheit,
An Leib und Seele! goldener als Gold.
Die Augen — — doch du machst sie zu. Warum?"

„Weil ich so selig bin in deinen Armen;
Von dir geliebt."
„Ja, ja, von mir geliebt."
Und einen Kuß der Liebe drückte Sappho
Auf der Gyrinno glüh'nden Rosenmund.
„Du Blume meines Gartens! — — Doch o Hera,
Wer uns so säh', uns beide! Ob der wohl
Gut von uns dächte? Oder —"
„Oder was?"
„Was? — Hast du nie gehört, was hier und da
Man von der Sappho spricht? — Du hast wohl, denk ich."
Gyrinnos Brauen nickten. „In Miletos
Einmal. Doch hier — vergessen!"
„Hier!" Ich hörte
Dies „Hier", und wie erwachend schaut' ich hin.
Nun sahn erst wirklich meine Träumeraugen:
Die beiden saßen nicht im kahlen Zimmer
Des Petersstifts; am offnen Fenster, vor
Dem blauen Himmel saßen sie beisammen,
Ein wunderholdes Bild vor holdem Fernblick
Auf Häuser, Gärten, Meer.
„Ich will dir sagen,"
Begann nun Sappho, von der Maid sich lösend,
„Wie das gekommen ist. Wie deiner Sappho,
Du kennst sie, sich das Unwort angeheftet:
Sie liebt, wie man nicht soll! — Du wirst nun in
Die Ehe treten und zum Manne kommen;
Und bist so reif, so klug; da taugt's dir wohl,
Daß du mein Märchen hörst. Gyrinno, du
Bist sehr verliebt in deinen schönen Jüngling.
So war ich auch! Nicht in Alkäos, den
Berühmten Dichter hier; das ward gefabelt,
Weil er mich anfang: Veilchenlockige,
Hehre, Süßlächelnde! Und weil er sang
In diesem selben Lied: Ich möchte, Sappho,
Wohl etwas sagen, doch mich hindert Scham.
Drauf ich erwiderte: Ging' dein Verlangen
Auf Edles oder Schönes, möcht' die Zunge
Nicht etwas Schlechtes sagen, so befiele
Dein Aug nicht Scham, so sagtest du getrost,
Was du gerecht begehrst! — Den liebt' ich nie.
Doch als der kam, von Mytilana nach
Eresos, dem ich angehören sollte,
Mein künft'ger Gatte — schön und klug wie deiner —
Da fiel mich Eros an, der Gliederlöser,

Der unbezwinglich bittersüße Unhold;
Da dacht' ich: selig, über alle selig
Die Maid, die den gewinnt! Und als ich sein war,
Noch immer trunken — o, ich sag dir, Mädchen:
Um eine doppelt lange Nacht hab ich
Einmal gebeten. Und als er verreist war
Von hier — wir lebten hier in Mytilana —
Sang ich in meiner Sehnsucht, o du kennst es,
Das kleine Lied: ‚Hinunter ist der Mond
Und die Plejaden — Mitternacht — vorüber
Zieht Stund auf Stunde — und ich schlaf allein!' —
So magst auch du einmal — —" Sie lächelte:
„Doch nein, so bist du nicht."
Gyrinno raunte:
„Ich bin's wohl nicht."
„O schöne, flieh'nde Jahre
Des Jugendglücks! da meine Tochter kam,
Die Blüte unsrer Liebe; und die Götter
Uns dreien gnädig — bis die tolle Wut
Der kämpfenden Parteien, Bürgerkrieg,
Verbannung uns von dieser lieben Insel
Vertrieben, weit hinaus. Und in der Fremde
Starb mir der Gatte; und mein einzig Kind
Starb fast ihm nach. Da lernt' ich zweier Worte
Grausamen Klang: Entsagung! Einsamkeit!
Und fühlt' mich wie von jedem Trost verlassen.
Das sah wohl Eros, der so gerne tröstet,
Und kam noch einmal; doch vom Himmel nicht
Im Purpurmantel, wie ich ihn besungen,
Nein, meine Geister wild erschütternd, wie
Ein Sturm im Bergwald auf die Eichen stürzt.
Und unerwidert kämpfte meine Liebe;
Das kennt Gyrinno nicht! Er sah mich nicht,
Ihn lockten andre. O wie oft ersehnt' ich
Den schwarzen Schlaf der Nacht! Und schlummerlos
Zu meiner Göttin Aphrodite fleht' ich —
Du kennst das Lied wohl —"
„O wir kennen's alle. —
O wie du sinnst. Dort liegt die Leier, Liebste,
Dort hinter dir. Wenn du mir hold und gut bist,
So singst du mir das Lied!"
„Es singen?" — Sappho
Griff hinter sich. Die Leier in der Hand,
Die goldne, schöne, mit den dunklen Augen
Sah sie liebkosend auf die Saiten nieder:

„Wohlauf denn, hehre Leier, so erheb
Mir deine Stimme!“ Und ihr edles Antlitz
Verklärte sich; ward jung, erglühte, füllte
Sich an mit tiefem Leid; und in die Saiten
Mit Andacht greifend, sprach sie wie Musik:
„Götterkind, glanzthronende Aphrodite,
Listig kluge Tochter des Zeus! Ich flehe,
Quäle nicht mit Jammer und Not das Herz mir,
Hehre Gebiet'rin!
Sondern komm, o komme zu mir! Schon einmal
Hörtest du mein klagendes, banges Rufen
Gnädig an und eiltest hervor aus deines
Vaters Gemächern,
Kamst im goldnen Wagen herab; die schönen,
Schnellen Spatzen, über die dunkle Erde
Mit den Flügeln ruderten sie geschwinde
Hin durch den Äther.
Und auf einmal standen sie da; du tratest
Selig lächelnd, Himmlische, mir genüber,
Fragtest mich: ‚Was fehlet denn dir? Was hast du,
Daß du mich rufest?
Was begehrt dein glühendes Herz? Wen soll ich
Dir gewinnen, wen mit dem Netz der Liebe
Dir umstricken? Wer, meine Sappho, tut dir
Etwas zuleide?
Flieht er dich? So soll er dich bald verfolgen!
Nimmt er keine Gaben? So soll er geben!
Liebt er nicht? So soll er dich lieben, und auch
Wenn du nicht wolltest!‘ —
Ach, so komm auch heute zu mir! Erlöse
Mich von bittern Schmerzen, und was die Seele
Deiner Sappho sehnend begehrt, erfüll es,
Hilf mir zum Siege!“
Verhallt war Wort und Spiel. Mit stummem Blick
Der holden Augen dankte weich und innig
Gyrinno; und in Sapphos ernsten Zügen
Stieg, wie der Mond aus Wolken, die Erinn'rung
In Wehmut auf. „Was willst du? Aphrodite
Erhörte mich. Er kam, in mich verliebt.
O Zeus, und wie verliebt! Wie man erzählt,
Daß Zeus, der große Göttervater, liebt.
Ganz Feuer! Nicht des Geistes — nein, der Sinne;
Dies, was man Sappho nennt, dies Stück Natur,
Mit Brust und Arm und Bein, dies zog und lockt' ihn! —
O Kind — da wacht' ich auf. Zu jenen Worten:

Entsagung, Einsamkeit, das dritte lernt' ich:
Enttäuschung! Furchtbar tödliche Enttäuschung.
Mir starb der Mann! An tiefem Ekel starb er;
Das ganze Mannsgeschlecht fahr hin, fahr hin!
Auch er, mein Gatte, sonst wohl gut geartet,
Oft hatt' er männlich roh begehrt, als Herr,
In trunkner Sinne Rausch. Wir sollen ihre
Geschöpfe, Mägde, ihre Opfer sein!
Sie, die so knechtisch oft den wilden Trieben
Der Ehrsucht, Streitsucht und Parteiung folgen,
Um manche hohle Nuß ihr Blut verspritzen
Und ihrer Frau'n und Kinder Glück und Gut,
Sie fordern: diene, Weib! Dazu bist du
Geschaffen; füg dich!"

„Meiner spricht nicht so."

„'s ist noch dein Bräut'gam. — Doch ich will ihm sagen:
Schon mir Gyrinno! — — Ihr mich knechten? dacht' ich.
Zum Werkzeug eurer Sinne mich erniedern,
Wie's bei den Griechen Brauch fast überall?
Seid ihr denn mehr als wir? Ich fühl mich besser,
Ich fühl mich edler! Habt ihr mit den Göttern
Euch inniger vereint? Habt ihr das Gute,
Das Reine, Schöne lockender verkündet?
Ist euer blutig Hadern ohne Ende
Heilkräft'ger, edler, als wenn meine Lieder
Euch höher tragen, Seelenanmut lehren;
Als wenn mein Beispiel eure Töchter zieht,
Mit mir der Göttin alles Schönen dienend
Der Erde Glück zu werden und der Menschen
Hellstrahlend Vorbild? — Und mit diesem hohen
Beruf mich ganz erfüllend kam ich wieder
Nach Mytilana; denn zur Ruhe war
Die Stadt, das Land gekommen. Und es drängte
Sich bald die Blüte unsrer Mädchenjugend
Zu mir, der Dichterin; die holden Jungfraun,
Die schönheitsdurstig, bildsam, zartbeseelt
Nach allem Hohen, allem Reinen strebten
Und baten: Sappho, nimm uns auf! Belehr uns,
Sei unsre Muse, führ uns deinen Weg! —
Ich tat's. — O Liebling: zwischen Mann und Weib — —
Ist's draußen anders, besser? Unter Griechen
Ist zwischen Mann und Weib das Allerschönste,
Das Allerholdste nicht. Auch du, Gyrinno,
Du wirst's erleben; darum sag ich's dir.
Erwarte nicht zu viel! Ja, Mann und Mann,

In edler Freundschaft, auf dem Pfad der Ehre
Untrennbar, treu zusammen wandelnd, das
Mag Allerhöchstes sein. Doch holder noch,
Wenn Frau und Frau sich auf der Anmut und
Der Güte Weg verklärt zusammenfinden;
Süßduftend edle Blumen — Seelenduft —
An einem Zweig vereint; wie diese Rosen
In deinem Kranz da. So war meine Timas
Mit mir vereint; die erste, die mir so
Aus liebster Schül'rin liebste Freundin wurde.
Wie war sie schön! Die rosenarmige,
So sammetwangig, mit dem feurigen Blick,
Der süßen Stimme. Holdestes Geschöpf;
Es ist kein Mann so schön: so blüht und duftet
Des Mannes Seele nicht! — Da kam in mich
Ein neues Leben; wie vom Himmel nieder.
Wie den Prometheus wohl ein göttlich Feuer
Im Busen trieb, des Menschen Form zu schaffen,
Und sein vollendet Werk ihn mit Entzückung
Und Seligkeit, die keinen Namen hat,
Mit Schöpferwonnen ohne Maß erfüllte:
So ging es mir, wenn so ein Mädchenbild,
Das ich belebt, verschönt — o sag ich's nur:
Das ich erhöht, geadelt — wenn ich das
In meine Seele schloß. Das Lieblichste,
Was diese Erde trug! Wie himmlisch war's,
Wie selig, diese Timas zu vergöttern;
Für sie zu leben; mich an ihrer Holdheit
Wie an der Götter Nektar zu berauschen! —
O Kind, du kennst das nicht; ihr kennt es nicht,
So lieb ihr mich auch habt. Du weißt nicht, fühlst nicht,
Wie wonnevoll und glühend überschwenglich
Das Herz der Sappho ist. So war's; so ist's
Noch heute wieder, wenn's die Göttin will.
Denn Sappho altert nicht! — Damals, an Timas,
Sang ich das Lied — das heiße Lied der Liebe,
Das dann die Männer so mißdeutet haben;
Doch glaub mir, Mädchen, 's ist ein heilig Lied —"
Gyrinno hob die zarten Hände bittend:
„O sing auch das!"
Und Sappho, lächelnd, nickte.
Zur Leier griff sie wieder, schaut' empor mit
Verklärten Augen: „Nun wohlan, ihr holden
Charitinnen und ihr schönlockigen Musen;
Ihr gabt mir dieses Lied!" Sie spielt' und sprach:

„Selig wohl der Mann, wie die Götter selig,
Der dir nah'n darf, dir gegenüber sitzen,
Deine süße Stimme vernehmen und dein
Liebliches Lachen.
Ja, dein Lachen, das mir im warmen Busen,
Hör ich's kaum ertönen, das Herz erschüttert!
Blick ich nur dich an, so versagt mir schon die
Stockende Stimme.
Meine Zunge bricht mir entzwei; die zarte
Haut entbrennt, von plötzlicher Glut durchflossen;
Mit den Augen seh ich nicht mehr, im Ohre
Hör ich es brausen.
Kalte Tropfen rinnen herab, vom Haupt zum
Fuß erzittr' ich, grünlicher bleich als Gras ist;
Wenig fehlt, so sterb ich dahin; entflogen
Scheint meine Seele!"

's war eine Weile still. Ich saß und staunte:
Wie golden klang die Stimme! wie durchzittert
Von süßem Weh der glüh'ndsten Hochgefühle,
Die je ein liebend Frauenherz gefühlt,
Die je ein Frau'nmund in die Welt gesungen!
Das konnt'st nur du, die zehnte Muse, dacht ich;
Du fühltest dich den andern Musen gleich,
Den Töchtern des erhabnen Göttervaters,
Und frei aufrichtig wie die Himmlischen
Gabst du den Menschen die Prometheuswonne
Aus deiner reinen Brust!
Sie legte leise
Die Leier nieder. Lächelnd sah sie in
Die weitauf großen Augen der Gyrinno,
Die wohl noch staunte so wie ich. „So war mir!
Und so besang ich's. Ach, wie wohl es tut,
Sein Wort, sein letztes, tiefstes Wort zu sagen.
Dies war denn auch vielleicht mein höchstes Glück! —
Doch ach, ich nenn's vielleicht mein höchstes Glück,
Weil es so früh verging. O Aphrodite!
O welcher Gram dann, als mir Timas starb!
Fast plötzlich starb sie, wie vom Blitz getroffen.
So jung; und unvermählt. Als hätten sie
Die Götter lieber rein und unberührt
Vom Mann, von Pein und Not hinweggenommen.
Sie starb, und alle die Gespielen und
Genossen schnitten sich das schöne Haar

Vom Haupt, zur Trauer. Und ich dachte: Sterben!
Ihr nach!"
Gyrinno starrte, wie erschrocken,
Mit offnem Rosenmund. „Auch du, die Sappho,
Hast einmal sterben wollen? Du, das hohe
Vorbild des Lebens? Du, die sich und uns
Das Leben so verklärt?"
„Ich lieb es, freilich.
Hab ich doch einst geschrieben: Sterben ist
Ein Übel, das bezeugen uns die Götter;
Sie selber stürben ja, wär Sterben schön.
Doch damals dacht ich: Timas lebt nicht mehr,
Warum denn ich noch? — Wohl. Es siegte dann
Der Lebenswille — nach der Götter Vorbild.
Ich raffte mich empor! Doch nun auch ganz
Für euch, die Jungen, leben, für die Knospen
An Geist und Holdheit, die da zu mir kommen; —
Mein Kind war ausgereift schon und vermählt.
Die süße Zukunft unsres Griechenvolks
Der Aphrodite und den Musen weihen,
Ins höh're Sein sie tragen, das sie über
Die Not der Männersklavinnen erhebt!"
Gyrinno nahm der Sappho schlanke Hand:
„So hast du's mir getan. So lang ich lebe,
Werd ich dir's danken! — Noch die Stunde weiß ich,
Einmal beim Kränzewinden war's: du sprachst
Uns dein Gedicht auf jene reiche, doch
An Bildung arme Frau. Die Worte weiß ich
Nur halb, den Sinn genau: ‚Wenn du einst tot bist,
Daliegen wirst du, niemand dein gedenken,
Nicht dann, nicht später; denn du hast nicht teil an
Den Rosen aus dem Tal der Pieriden,
Der holden Musen. Glanzlos wirst du schweifen
Im Haus des Hades, mit den dunklen Schatten
Die Nacht durchflatternd!'"
Sappho nickte. „Doch
Wir sterben nicht so ganz. Ich weiß in mir:
Auch künftig wird man unser noch gedenken."
„O, deiner ewig! Du, in unsrer Schar
Wie eine Gottheit; du Geliebteste!"
„Still!" sagte Sappho lächelnd: „schau, da kommt er,
Den du mehr liebst als mich. — Doch tu's, Gyrinno;
Ich gönn ihn dir und gönn dich ihm!"
Und vor
Den beiden stand ein Dritter, eingetreten

Durch jene braune Tür; ein junger Grieche
Von adlig feiner Schönheit, schwarzgelockt;
Die schwarzen Augen lachten. „Hehre Sappho!"
Sprach er, sich neigend. Sie begrüßt' ihn herzlich,
Nahm seine Hände. „Werter Bräutigam —
Wie jung du dastehst. Wem vergleich ich dich
Am schönsten? Einem schlanken, jungen Stamm —
Um den sich diese Rose rankt. O grüß sie
Nur recht mit Hand und Arm und Kuß. Du hast sie
Aus meiner Hand empfangen; laß mich dir
Noch einmal sagen: Lieber, halt sie hoch!
Sei immer zart und edel! Zart und edel
Ist sie, so hab ich sie gehegt, gebildet;
Für dich, wofern du's recht verstehst. Die Seele
Gyrinnos, schau, ist fein; pfleg, hüt und schon sie!
Tritt sie nicht nieder, wie am Berg die Hirten
Die Hyazinthe mit den Füßen treten,
Daß ihre Purpurpracht zu Boden sinkt.
Sieh, wie sie dasteht, goldig, jugendfrisch
Und unberührt, so wie der rosig rote
Süßapfel ganz da drauß' am Ast, am Ende;
Die Äpfelpflücker haben ihn vergessen —
Nicht ganz vergessen, nein, das nicht — sie konnten
Ihn nicht erreichen. Halt sie wert! Beglück sie
Und so auch dich!"
Mit männlich ernstem Antlitz
Versprach's der Jüngling; wohl zu glauben war,
Es käm aus tiefer Brust. „Beim Zeus, o Sappho,
Dem Eideshüter, ich gelob es dir!
Die Purpurblume soll nicht niedersinken,
Sie soll so weiterblühn in meinem Garten,
Wie du sie aufzogst. Immer will ich denken:
Sie kam von Sappho!"
Der Gyrinno winkt' er;
Auf einmal knieten beide rechts und links
Von Sappho nieder. Zwischen beiden stand sie,
Mit süßem Liebesblick hinunterschauend,
Ein heilig schönes Bild, ein Götterbild.
Das hohe, schlanke Haupt, es neigte sich
Ein wenig, und ein Abendsonnenstrahl
Lag auf dem Scheitel, eine geist'ge Flamme,
Als wüchse sie aus ihr. „Glückseel'ger Bräut'gam!"
Sprach sie hinunter, wie man Segen spricht,
„Erfüll sich dir die Ehe, wie du's wünschest,
Und habest du die Jungfrau, die du wünschest."

Und sie empor nun ziehend, ihn und sie,
In jedem ihrer Arme eines haltend,
Küßt' sie die Wange ihr und ihm: „Lebt glücklich!
Die hehre Morgenröte lad und ruf euch
Zum tät'gen Tag; der holde Abend, der
Nach Haus führt alles, was das Licht zerstreute,
Er segn' euch Lieb und Glück!"
War's Sapphos Stimme,
War's Sapphos Bild? Die Augen wurden mir
So feucht, ich sah sie alle drei nicht mehr.
Als ich die Augen dann getrocknet hatte
Und wieder schaute — weggeschwunden war
Sappho und Braut und Bräut'gam, Fenster, alles.
Rings war der kahle Raum. Josef, der Kellner,
Stand neben mir, mit sanftem Finger auf
Die Schulter klopfend. „Herr, Sie sind der letzte
Im Haus. 's ist alles fort. Sie müssen nun
Auch gehn. Sie haben wohl geschlafen, Herr?"

Schillers historische Schriften als Vorstudien des Dramatikers.

Von
Richard Fester.

Der gebildete Laie pflegt dramatischen Entwürfen und Plänen nur ein geringes Interesse entgegenzubringen. Die dichterische Vorbereitung der Illusion erscheint ihm nicht anders als das Stimmen der Instrumente vor der Ouvertüre. Ein nicht unerheblicher Teil der vollständigen Klassikerausgaben hätte kein Publikum, wenn es nicht eine Literatur für Literaten gäbe. Philosophen und Literarhistoriker erzählen dem Publikum der Dichter, was es sich aus Zeitmangel, Bequemlichkeit oder Unvermögen niemals selbst aus dramatischen Fragmenten zusammensuchen würde, während sich die Dichter, wie der Bonner Musensohn in Paul Heyses tiefsinnigem autobiographischen „Märchen vom Herzblute", glücklich schätzen, wenn sie von ungefähr auf eine solche „Stoffhandlung" stoßen, um ihre Kraft an vielversuchten Stoffen abermals zu erproben.

Von dieser Regel gibt es eine einzige glänzende Ausnahme: das Verhältnis aller Gebildeten zu Schillers dramatischem Nachlaß. Der Torso des Demetrius hat zuwege gebracht, was selbst der Schönheit des Esthertragmentes Grillparzers nicht gelingen wollte. Seit Körners ersten Mitteilungen haben die Bruchstücke der „Maltheser" oder des „Warbeck" ihre Leser gefunden. Die Entdeckung des Reichtums einer allzufrühe untergegangenen Welt steigerte die allgemeine Sehnsucht, so daß die Ordner und Deuter des allmählich völlig ans Licht gezogenen Nachlasses auch auf solche Leser rechnen dürfen, die in Grillparzers oder Hebbels Werken die dramaturgischen Kollektaneen keines Blickes würdigen.

So sagt man auch dem Laien nichts Neues, wenn man auf die Größe und den Ernst eines durch die Schule der Wissenschaft gegangenen Poetenfleißes in Schillers Fragmenten hinweist. Die Studienhefte, Skizzen und Entwürfe des unvollendeten Demetrius füllen in Gustav Kettners mustergültiger Ausgabe einen ganzen Band. Der frühe Tod des Dichters hat die

Werkstatt geöffnet, die von dem Künstler sonst nicht selten eigenhändig verschlossen wird, wenn es ihm noch vergönnt ist, sein Haus zu bestellen. Die kaum minder umfangreichen Vorstudien seiner vollendeten Werke hat Schiller so wenig wie andre Poeten der Aufbewahrung für wert gehalten. Nur ein Zufall hat einige Studienblätter und Auszüge für den „Tell" vor dem Schicksal der Vernichtung bewahrt. Über die Vorgeschichte seiner vollendeten Dramen sagt das Schillerarchiv so gut wie nichts aus. Dafür entschädigt es durch den Einblick, den es uns in die Geheimnisse des dichterischen Zeugungsprozesses verstattet.

Als ich vor drei Jahren in der Säkularausgabe die historischen Schriften herausgab, legte ich mir angesichts dieser Sachlage die Frage vor, bis zu welchem Grade diese die verloren gegangenen Vorstudien der Dramen ersetzen und die Arbeit des Literarhistorikers und Ästhetikers erleichtern könnten. Jeder Schillerkenner weiß es — und er selbst hat es gesagt —, daß die Historie das Magazin seiner Phantasie war. Den Dichter hat er niemals ganz an den Nagel gehängt. Auch da, wo er die Geschichte um ihrer selbst willen treibt, wird man jenes Moment als Nebenzweck annehmen dürfen. Für den Wallenstein und sein Verhältnis zu der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" hat man das längst erkannt und gewürdigt. In ihrer Totalität vor allem ist seine Geschichtschreibung die Vorschule des Dramatikers gewesen, — in dieser Richtung wüßte ich früher Gesagtem nichts Neues hinzuzufügen — aber sie ist zugleich, wenn ich nicht irre, eine noch unerschlossene Quelle für dramatische Entwürfe, die den bekannten Nachlaß erweitern und ergänzen.

Das Säkularjahr hat noch eine andre unvermutete Erweiterung des Gesamtnachlasses gebracht. Die Entdeckung angestrichener Stellen in Schillers Handexemplaren einiger Jenenser Vorlesungsquellen ließ mich hoffen, die Lesespuren noch weiter verfolgen zu können. Es bedurfte einer neuen Detailstudie, um festzustellen, daß Schiller nicht zu den Lesern gehört hat, die mit dem Bleistift ihre Anteilnahme an dem Gelesenen bezeugen. Eigentliche Randglossen haben sich in seinen Büchern, soweit sie untersucht worden sind, nicht gefunden. Wenn er es besonders eilig hat, wie bei der Vorbereitung seiner Vorlesungen oder der Fortsetzung seiner durch schwere Krankheit unterbrochenen „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", sorgt er wohl durch Merkzeichen für raschere Orientierung in seinem Handwerkszeug. Die Regel ist, daß er auch die eigenen Bücher exzerpiert. Die erhaltenen, für den „Tell" gemachten Auszüge aus Johannes von Müller erklären es, weshalb die ersten Bände seines Exemplares der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft keine Lesespuren aufweisen. Auszüge aus dem Themistokles des Plutarch sind schwerlich verschleudert worden. Die Merkzeichen in Schillers Plutarchübersetzung von Schirach stammen sämtlich aus der Zeit der Ausarbeitung seiner ersten Vorlesung im Sommer 1789. Wenn sie auch zunächst historischen Bedürfnissen dienen sollten, leuchtet es doch ein, welche Bedeutung sie gerade im Leben des Siegers von Salamis, wo sie leider fehlen, für die Datierung und Beurteilung des Entwurfes zu einer Themistoklestragödie hätten. So hat die Erschließung der Bibliothek Schillers gerade da, wo es am erwünschtesten gewesen wäre, keine

neuen Aufschlüsse herbeigeführt, und wir müssen uns mit den allbekannten Materialien begnügen, die mich zuerst auf die neue Spur geführt hatten.

Wenn wir den Abfall der Niederlande auf dramatische Absichten seines Verfassers untersuchen wollen, so werden wir immer die Egmontrezension Schillers zum Ausgangspunkte nehmen müssen. Die Einleitung des Abfalls war bereits in Wielands „Merkur" erschienen und die kleinere Hälfte des Manuskriptes, ungefähr bis zu dem Abschnitte „Graf Egmont in Spanien", in der Druckerei des Verlegers Crusius, als Schiller am 15. Mai 1788 von der Redaktion der Jenaer Literaturzeitung den fünften Teil der Schriften Goethes mit dem „Egmont" erhielt und auf den ersten Blick „schon viel Vortreffliches entdeckte". Wohl nie ist ein Dichter besser vorbereitet gewesen, die stofflichen Grundlagen eines historischen Dramas zu überschauen. Man pflegt es daher geradezu auf die Rechnung des Historikers Schiller zu setzen, daß sich seine Rezension vom 20. September 1788 von Einseitigkeiten nicht frei gehalten hat.

In der Tat wird es jeder moderne Leser zunächst unbegreiflich finden, daß ein Dichter den historischen, verheirateten, mit neun Kindern gesegneten Egmont dem Liebhaber in Goethes Trauerspiel vorziehen konnte. Auch die Schillersche Bühnenbearbeitung des „Egmont" scheint für eine erstaunliche Verkennung einer der schönsten dichterischen Offenbarungen zu sprechen. Über Klärchens Worten: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!" fällt der Vorhang, und nur die Musik darf sich erkühnen, das Glück einer liebenden Seele weiter auszumalen, während Schiller in einer hinzugedichteten Szene Egmonts Geheimschreiber mit der Meldung von Albas Ankunft eintreten läßt. Erst nach wiederholter Lektüre der Rezension erkennen wir, daß Schiller der letzte war, die „unnachahmlich schöne und wahre" Zeichnung eines Klärchen zu übersehen. Sein Tadel zielt auf etwas ganz andres. An den Klärchenszenen wäre nichts auszusetzen, wenn sie einen episodischen Charakter hätten. „In einer größeren Komposition, wo sie von verhältnismäßig großen Handlungen aufgewogen würden", hätten sie „von der höchsten Wirkung" sein können. Goethe hat sich in seinem Helden vergriffen. Egmont selbst, auch der verheiratete, ist nur eine episodische Figur. Wenn er aber schon einmal zum Helden gestempelt werden sollte, so durfte der Dichter nicht die Hoffnung der Niederländer im kritischsten Augenblicke zum Liebchen schleichen lassen, „um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden". Denn der Tod eines solchen Mannes hat für die spätere, in der Schlußszene angedeutete Befreiung seines Volkes keine Bedeutung.

Mag man die Berechtigung dieser Ausstellungen anerkennen oder nicht, soviel ist gewiß, daß hier weniger der Historiker als der Dramatiker mit kaum gedämpfter Leidenschaftlichkeit zu uns spricht. Der Historiker würde gesagt haben, wer sich besser als Egmont zum Helden dieses Dramas eigne. Der rivalisierende Dramatiker bringt es nicht fertig, einen Namen zu nennen, der dem Verfasser des Abfalls doch auf den Lippen liegt. Schlagen wir jetzt die Einleitung zum Abfall auf, so finden wir da zwei Antagonisten Philipps II.:

das niederländische Volk und Oranien. „Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit." Dem Don Carlos würde ein Wilhelm von Oranien gefolgt sein; wir würden ihn zum mindesten auf der Liste der dramatischen Pläne finden, wenn nicht der Egmont die dramatische Nebenabsicht des angehenden Historikers Schiller ausgeschaltet hätte.

Und nun werden uns auch die von Schiller selbst bereitwillig zugestandenen Stilwidrigkeiten seiner einleitenden Betrachtung über „die Gründung der niederländischen Freiheit" verständlicher. Das erste, was sich dem Verfasser des Abfalls in die Feder drängt, ist überhaupt keine Historie, sondern ein dramatischer Entwurf, dessen dithyrambischer Carlosstil von der größeren Ruhe der späteren Niederschrift des gleichzeitigen Maltheserplanes merklich absticht. „Das große Anliegen der Freiheit" war in den Jugenddramen in immer neuen Variationen behandelt worden. Vom Räuber Moor bis zu Posa und Carlos stürmen Schillers Helden „in tyrannos". Im Grunde genommen erscheinen sie doch wie Offiziere ohne Soldaten. Wenn der Dichter hinter seinem Carlos die flandrischen Provinzen stehen läßt, so hat er doch das lebhafteste Gefühl, daß jenes große Anliegen in Madrid durch alle Künste der Rhetorik nicht zur Anschauung gebracht werden kann. Indem er nun selbst die dem spanischen Infanten versagte Reise nach Flandern unternimmt, verwandelt sich der Maltheserritter weniger in seinem Wesen als in seinem Auftreten. Aus Posa dem Redner wird Wilhelm der Stille.

„Über eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt Oranien dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmütig seines fürstlichen Daseins, steigt zu einer freiwilligen Armut herunter und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Mietlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht standhalten. Zweimal führt er seine mutlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Mut . . . Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, . . . eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande . . . Eines Meuchelmörders Hand reißt den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr."

Der opernhafte Schluß des Egmont, die Traumerscheinung Klärchens, erregt den Unwillen des Kritikers hauptsächlich deshalb, weil er sich offenbar über den Schluß des niederländischen Freiheitsdramas bereits Gedanken gemacht hat. Die Hinrichtung Egmonts wie die Ermordung Oraniens sind historische Realitäten, die ein mit seinem Stoffe noch so frei schaltender Dichter nicht umgehen kann. Der Freiheitsheld geht unter, aber die Idee der Freiheit bleibt siegreich. Wie soll der Dramatiker ein Zukünftiges unsrer Anschauung vermitteln, wie soll er es bewerkstelligen, daß wir an einen Sieg glauben, dem der Ausgang der Handlung zu widersprechen scheint? Wenn sich der erste Entwurf der Oranientragödie stilistisch mühelos aus der Einleitung zum Abfall herausschälen ließ, ist es wohl kaum zu kühn, ihr auch die Andeutung der Schlußszene Schillers zu entnehmen. „Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit . . . verzehrte fruchtlos" das Leben Philipps II. Oranien kann zuversicht-

lich vom Schauplatz abtreten, während das „sterbende Auge" Philipps den völligen Ruin des spanischen Weltreiches voraussieht. „In einer größeren Komposition" dürfte auch der im Carlos nur einseitig zur Anschauung gebrachte Gegensatz des Escurial zu den flandrischen Provinzen nicht fehlen, so zwar, daß dem sterbenden Philipp die Rolle des Propheten zugedacht wäre, die Attinghausen im „Tell" noch eindringlicher erfüllen würde, wenn Schiller seinem ersten Vorsatz einer Telltragödie treu geblieben wäre.

Unter dem historiographischen Gesichtspunkte erscheint die ganze im „Merkur" zuerst veröffentlichte Einleitung zum Abfall stillos. Nur sehr allmählich fängt der Stoff an, auch die Form zu bestimmen. Aber auch in der Einleitung hat Schiller bei genauerem Zusehen „das Schiff" des Erzählers nur da „im Sturme fliegen" lassen, wo „die wallenden Segel" der Phantasie des Dichters „der Hilfe des Ruderers nicht mehr bedurften". Mit einem Worte, der Gesamteindruck der Einleitung wird durch ein Intermezzo bestimmt, das sich aus der Werkstatt des Dramatikers in die Historie verirrt hat.

Dieses Intermezzo aber erklärt es wieder, daß wir auch in der rein geschichtlichen, vor dem Egmont druckfertigen Fortsetzung dem Dramatiker häufiger begegnen, als es das Phänomen des Geschichte schreibenden Tragödiendichters an sich erwarten ließe. Aus den dürftigsten Andeutungen der Quellen blühen wortreiche Charakteristiken empor. Wuchernde Rhetorik und scharf Gesehenes zeigen beide den Dichter des Carlos auf einer höheren Stufe. Wie im Drama wird Egmont Oranien gegenübergestellt. Wie in der Rezension nicht als gleichwertige Größe. Oranien „war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen". Wie im Drama finden wir auch hier die allzu starke, aber wirksame Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen Karl V. und seinem Sohne. Am aufschlußreichsten aber ist das Verhältnis Schillers zu seinem Helden, wie er sich bemüht zeigt, den schweigsam gewordenen „Bürger der Welt" zugleich doch mit Shakespeares Augen zu sehen. Seinem Posa gelingt es einen Augenblick, Philipp II. zu täuschen. Sein Oranien „konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geist seines Jahrhunderts". Wie Shakespeares Cassius für Cäsar, gehört Oranien für Philipp „zu den hagern und blassen Menschen, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken". In diesem Niederländer ist zugleich noch etwas von dem Verschwörer Fiesco und eine Vorahnung des Tell. Auch er ist kein Mann des Rütli, auch „sein Geist gebärt langsam", aber er verschmäht es nicht, die entschlossene Tat durch das „große Zaubermittel der Demagogen", durch „eine glänzende Gastfreiheit" vorzubereiten. Er ist Verschwörer und Befreier. „Gegen die spanische Tyrannei verteidigt er mehr die Menschenrechte der Protestanten als ihre Meinungen."

Gerade in der Vereinigung des alten Sturmes und Dranges mit sichtlich erstarktem Charakterisierungsvermögen, in dem Fortschritte von dem Spiele der Leidenschaften zu dem durch den Charakter bestimmten Menschenschicksal hätte für Schiller vielleicht eine Aufforderung gelegen, in einem „Wilhelm von Oranien" mit dem „Egmont" Goethes zu wetteifern, wenn er nicht in andrer Beziehung daran erinnert worden wäre, daß er in einem solchen Kon-

kurrenzkampfe vorläufig unterliegen müsse. Niemand weiß besser als er, „daß es unendlich leichter war, uns nach Rom" — oder wie wir wohl ergänzen dürfen, nach dem Madrid des Carlos — „als nach Brüssel zu versetzen". Denn die Niederlande sind „nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen, die unter sich aufs schärfste kontrastieren". Mit diesem Aggregat quält sich der Historiker Schiller gerade ab, als der Egmont erscheint. Die Kapitel über die Geusen und über den Bilderstürm wären ihm unmittelbar nach der Einleitung noch nicht gelungen. Der Stoff gestattet es ihm, seine historische Kunst erst an Gegenständen zu üben, die ihn längst beschäftigt haben. Die Charakterschilderungen Philipps, Margarethas, Granvellas, Oraniens, Egmonts und eines Viglius gehen der eigentlichen Handlung voraus wie das ausführlich charakterisierende Personenverzeichnis dem „Fiesco". Der Vorhang verdeckt noch halb die Szene, jenes Flandern, um dessentwillen Schiller unter die Historiker gegangen ist. Und nun öffnet er sich auf Goethes Geheiß, und der Dichter, der als Historiker lernen wollte, wie man Massen schildert, kann „nicht aufhören, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle Schwierigkeiten besiegt und uns ... in diese flandrische Welt gezaubert hat". Wenn Schiller die gleiche Kunst schon im Götz finden wollte, so teilt er nur die öffentliche Meinung, die in der dramatisierten Geschichte des Ritters mit der eisernen Hand ein treues Spiegelbild des ausgehenden Mittelalters zu besitzen glaubte. Über die historische Echtheit des „Egmont" aber urteilt er als Kenner. Solange sich historische und poetische Begabung nicht in gleicher Mischung und gleichem Stärkegrade wieder zusammenfinden, wird man das historische Kolorit des „Egmont" in seiner unvergleichlichen Wahrheit und Natürlichkeit nicht treffender charakterisieren können, als es Schiller getan hat.

„Wir sehen nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüßler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist."

Sollte mir der Nachweis des ersten Entwurfes einer Oranientragödie geglückt sein, so leuchtet ein, welche Bedeutung sie in Schillers Entwicklungsgang und auf seinem Wege zu Goethe gehabt haben muß. Wer wüßte nicht, wie lange sich Haß und Liebe die Wage hielten, bis die Bewunderung den Neid verzehrte und der Schwergeprüfte in dem großartigsten Läuterungsprozesse, den die Geistesgeschichte kennt, völlig vergessen lernte, wie hart ihn das Schicksal behandelt hatte. Das alles, Haß und Liebe, Neid und Bewunderung, finden wir gesteigert in seinem Verhältnis zum „Egmont", aber den Sieg behauptet schon hier der sittliche Wille. So grausam auch sein Plan durchkreuzt wird, so tief auch seine Entmutigung ist, so überwiegt doch in der Rezension der Ärger, daß Goethe ihm nicht durch die Wahl seines eigenen Helden Gelegenheit gegeben hat, noch mehr von ihm zu lernen. Erst

jetzt verzichtet er ganz auf das Drama, um sich von der Historie so durchdringen zu lassen, daß auch er die Gegenständlichkeit seines großen Vorbildes erreicht. Um Rahel werbend, freit er Lea.

Dürfen wir somit in der Rezension von 1788 die Keimzelle des auf Schillers Selbstüberwindung gegründeten Bundes der beiden Dioskuren von 1794 erblicken, so wird man es ebenso bedeutungsvoll wie natürlich finden, daß Goethe und die Historie, abwechselnd und ineinandergreifend, den Dichter des „Don Carlos" in die Schule nahmen. Im allgemeinen wie im besonderen läßt sich das verfolgen.

Ein Goethe kann nicht berauben, ohne reich zu beschenken. Auf einer Liste seiner dramatischen Pläne, die Kettner aus dem Sommer 1802 datiert, hat Schiller auch das Thema „Henri IV. oder Biron" notiert.

Wir wissen durch Karoline von Wolzogen, daß Heinrich IV. „einer seiner Lieblingscharaktere" war. Wir wissen auch, daß die Aufnahme der „Denkwürdigkeiten Sullys" in die von Schiller herausgegebene historische Memoirensammlung vor 1792 die Beschäftigung mit der Empörung Birons nahegelegt hatte. Aber erst aus der Egmontrezension erfahren wir, daß Schiller zum ersten Male auf den Bearner geführt wurde, als er sich, durch den „Egmont" veranlaßt, die Frage vorlegte, ob der Träger einer Handlung gerade durch „Züge menschlicher Schwachheit" charakterisiert werden dürfe. Auf was für irrationalen Faktoren Volkstümlichkeit zu beruhen pflegt, hat er soeben wieder aus dem „Egmont" gelernt. Der Zauber des Allzumenschlichen hat es auch ihm angetan; aber er bestreitet seine Bühnenfähigkeit, wenn nicht große menschliche Schwächen durch große Handlungen ausgeglichen werden. Was er bei Egmont vermißt, findet er bei Heinrich IV. Der junge Grillparzer hat später in einem Fragmente ausgeführt, was Schiller hier als eine Szene eines zukünftigen Königsdramas im Vorübergehen hinwirft. „Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele."

Wenn Schiller Klärchen als Freiheitsgöttin verwirft, so ist ihm doch nicht entgangen, wie Goethe das vorbereitet und motiviert hat. „Reizend im Zustand der Ruhe" erscheint ihm die Geliebte Egmonts vor allem „hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts". Den Keim zu der Jungfrau von Orleans sehe ich nicht in dem Stoffe, dem er erst später näher trat, sondern in den Worten Klärchens: „Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um eure Häupter flammen und Liebe und Mut das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen."

Bis auf seine Rhetorik erstreckt sich die Zucht und Bereicherung des Carlosdichters durch Klio und Goethes Muse. Der „Abfall" bewahrt in seinen späteren Partien ein merkwürdiges Zeugnis, auf das ich schon in der Säkularausgabe aufmerksam gemacht hatte. Ende Juli 1788, um dieselbe Zeit, als er seine Egmontrezension zu Papier brachte, ist das Gespräch zwischen Egmont und Oranien entstanden. Schiller hat es ebensowenig erfunden, wie Goethe die Worte Egmonts nach seiner Verhaftung, aber er kann es nicht

lassen, die Erzählung seiner Quellen zu dramatisieren und zu stilisieren, obwohl er den Plan einer Oranientragödie aufgegeben hat. Das merkwürdige Resultat dieser Bemühung ist ein Bruchstück des niederländischen Konkurrenzdramas, zu dem er sich im übrigen doch kein Herz fassen konnte. Um dem Leser die Gegenüberstellung der entsprechenden Szene im zweiten Aufzuge des „Egmont" zu erleichtern, sei es gestattet, das Fragment aus der Erzählung des Abfalls herauszuschälen.

Egmont. Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Vorsatz bestehst.

Oranien. Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst. Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksal, daß ich dem Vaterland und meinen Freunden mit Rat und Tat habe nahe sein wollen in der Stunde der Not: du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.

Egmont. Nimmermehr wirst du mich bereden, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wiederzuschenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin.

Oranien. Wohlan, so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.

Doch genug der Einzelheiten. Die Hauptsache ist, daß die Geschichte die Phantasie Schillers in der Richtung befruchtet, die ihm durch den Weg von Carlos nach Flandern und durch den „Egmont" gewiesen war. In seiner Rezension hatte er noch geschieden zwischen Dramen, in denen der tragische Dichter sein Hauptaugenmerk auf Handlungen und Situationen, auf Leidenschaften oder auf Charaktere richte. Der „Egmont" gehört ihm wie der „Götz" in die seit Shakespeare neugeschaffene Gattung der Charakterdramen. Seine unfertige Ästhetik verrät sich noch in der allzu scharfen begrifflichen Trennung des Zusammengehörigen. Auf den Inhalt seines Urteiles hat das keinen Einfluß. Denn da steht er ganz unter dem überwältigenden Eindrucke der Wechselwirkung zwischen Charakter und Situation. Der Egmont Goethes und der Geschichte ist nicht der wahre Heros des niederländischen Volkes, und doch findet sich in dem Drama keine Person, die nicht zu ihm in Beziehung stünde. Die ganze Masse scheint nur in Bewegung gesetzt, um ihn zu tragen. Dem einfachen Bürgermädchen Klärchen fällt die Aufgabe zu, den Ritter des goldenen Vlieses ganz zum Manne des Volkes zu machen. Die Vogelwiese, Markt und Straßen und die bescheidene Wohnung der Mutter Klärchens, Schauplatz und Staffage lassen sich aus dem Charaktergemälde Egmonts schlechterdings nicht mehr hinwegdenken. Die Illusion des Lebens könnte nicht größer sein.

Eben darauf hat es nun Schiller abgesehen, als er sich dem Drama wieder zuwendet. Wenn Erich Schmidt „aus Schillers Werkstatt" [1]) die Über-

[1]) Siehe „Deutsche Rundschau", 1905, Bd. CXXIII, S. 167 ff.

zeugung mitnahm, daß der Dichter „noch hundert Jahre hätte fortschaffen können, ohne jemals um Stoffe verlegen zu sein", so möchte ich das nicht ohne Einschränkung unterschreiben. Vergleicht man in Schillers Stoffsammlung Gewolltes und Vollbrachtes, so gewahrt man doch, daß er seit seiner Abschwenkung zur Historie sich nur für solche Stoffe definitiv zu entscheiden pflegte, die ihm die breiteste Pinselführung in der Untermalung seiner Gestalten gestatten. Das Problem des betrogenen Betrügers beschäftigt ihn lange, ehe er dem Demetrius im polnischen Reichstag, in der kaum vom Frühling berührten öden Winterlandschaft des Klosters der Marfa und in der weiten lachenden Ferne des südlicheren Rußland den Hintergrund geben kann, den seine Helden zum vollen Leben brauchen. Leidenschaften und Charaktere fesseln ihn wohl eine Zeitlang, um dann liegen zu bleiben, wenn die der Historie verdankte Befruchtung seiner Phantasie auf sich warten läßt. Die Stoffe der „Elfride" und der „Prinzessin von Zelle" wären auch bei längerem Leben niemals ausgeführt worden, und wir dürfen uns freuen, daß sich in Paul Heyse ein Dramatiker ihrer angenommen hat, dessen Stärke die dramatische Charakterentwicklung unter Verzicht auf die weite historische Perspektive des Hintergrundes ist.

Und hier eröffnet sich nun ein Blick in die Werkstatt, der uns die Übermalungen in dem scheinbar von allen Seiten beleuchteten Bilde seines Schaffens erkennen läßt. Bei Goethe ist nach W. Diltheys klassischer Formulierung „die dichterische Welt da, ehe dem Poeten aus irgendeinem Geschehnis die Konzeption eines Werkes aufgeht und ehe er die erste Zeile desselben niederschreibt", bei Schiller „ist die Entstehung jedes darstellenden Werkes ein in gewaltiger und bewußter Arbeit den ganzen Menschen bewegender Prozeß gewesen". Jede Zeile des Nachlasses scheint dieses Urteil zu bestätigen. Zwischen dem Dichter der „Räuber" und des „Demetrius" ist kein Unterschied, wenn wir nur auf die leidenschaftslose Untersuchung der Leidenschaften, auf ihre Bühnenwirksamkeit achten. Erörterungen, ob es besser ist, den Vater die Kinder oder den Sohn seinen Vater oder den Bruder den zukünftigen Schwager töten zu lassen, hat der junge Schiller ebenso angestellt wie der gereifte. Das Komponieren und Kohobieren des Menschenstoffes steht im schärfsten Gegensatze zu dem inneren Wachstum Goetheſcher Gestalten, bis sie „aus dem Labyrinth der Brust" ans Tageslicht treten. Und doch hätten schon die Fragmente der „Seedramen" und der „Polizei" warnen sollen, den dichterischen Zeugungsprozeß bei Schiller ganz in das Bewußtsein zu verlegen. Auch da sucht er, auch da werden Menschenschicksale zunächst wie Rechenexempel behandelt. Aber er sucht nur, weil ein Phantasieeindruck, der mit bestimmten Personen und Handlungen zunächst gar nichts zu tun hat, nach Gestaltung ringt. Aus gelegentlicher Lektüre sind auf dem Grunde seiner Seele zwei Bilder zurückgeblieben, die wie ein musikalisches Motiv immer wieder emporbrängen. Der Kleinstädter und Binnenmensch träumt von der Großstadt und dem Meere. Aber der Traum bleibt gestaltlos, weil sich kein Taucher finden will, der die Geheimnisse der Tiefe an das Licht heraufholt.

Nur einmal ist die Befruchtung in einem solchen Falle, wo der Hintergrund das prius war, geglückt: in der „Braut von Messina". Das Motiv der feindlichen Brüder hat schon den Karlsschüler beschäftigt, um immer wieder hervorgeholt und immer wieder zurückgelegt zu werden. Schritt für Schritt kann man verfolgen, was ein emsiges Studium hinzugebracht hat. Der Stoffsucher findet, wie wir erst kürzlich erfahren haben, bei Hyginus neue Anregung. Der Schüler der Griechen ringt nach einer Auseinandersetzung mit Form und Inhalt der antiken Tragödie. Die Ausführung wäre auch hier, wie bei „Elfride" und „Königsmark" unterblieben, wenn nicht ein neues Motiv hinzugetreten wäre, das wir kurzweg Sizilien nennen dürfen.

Ohne jede dramatische Nebenabsicht hatte Schiller 1790 in der „universalhistorischen Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." die Staatengründungen der Normannen in Unteritalien behandelt. Sein Quellenstudium ist hier weit weniger gründlich als im „Abfall". Einige Kapitel in Voltaires „Essai sur les mœurs des nations" genügen, ihm eine Vorstellung des Schauplatzes der ungeheuersten Weltveränderungen zu geben. Er hat damals schon genug Historie getrieben, um der Kunst, aus wenigem viel zu machen, vertrauen zu dürfen. Höher als die Kunst aber steht das Erlebnis. Was ihn im „Egmont" entzückt und entmutigt hatte, darf hier schon auf ihn selbst angewendet werden. Diese kurze Kulturschilderung Siziliens hat sich nicht durch Kunst erzwingen lassen. Das ist nicht gemacht, sondern empfunden. Ist der Historiker ein Künstler in seinem Fache, so fallen ihm solche reife Früchte als Lohn angestrengter Beobachtung seines Objektes zuweilen in den Schoß, während wir hier ein wunderbar plastisches Bild entstehen sehen, obwohl die Netzhaut kaum die Zeit gehabt hat, die Umrisse aufzunehmen. Aus der suggestiven Kraft der Mitteilung spricht die Stärke des Eindruckes und die Stärke der Empfänglichkeit für Stimmungen.

Man hat das zähe Festhalten der Ideen und gewisser Motive bei Schiller für besonders charakteristisch gehalten. Wie sehr er sich trotzalledem der Art Goethes wieder nähert, indem auch er „werte Bilder der Einbildungskraft einer reineren Form und entschiedeneren Darstellung entgegenreifen" läßt, wird dabei nur zu sehr übersehen. Für den Stimmungsgehalt des Meeres oder der Großstadt wollte sich kein Gefäß finden lassen. Auch mit Sizilien hätte es ihm ähnlich gehen können. Das Thema „die sizilianische Vesper" auf derselben Liste wie die nach ihrer Vollendung von dem Dichter durchgestrichenen „feindlichen Brüder von Messina" läßt deutlich erkennen, was in der „Braut von Messina" wie in der „Polizei" und den „Seedramen" das eigentliche, dem Dichter selbst unbewußte poetische agens gewesen ist. Die feindlichen Brüder wären blutleere Schemen geblieben, wenn nicht das Schicksal ihres Hauses durch das Völkerschicksal Siziliens die plastische Rundung empfangen hätte.

Gerade darauf aber beruht die wunderbare Anziehungskraft dieses Dramas, das doch als ein Experiment von jeher die Kritik herausgefordert hat. „Nirgends" — heißt es schon in der Übersicht von 1790 — „sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr

Elend wohnen als in den glücklichen Gegenden, die die Natur zu Paradiesen zauberte". Wie ein in Blut und Flammen getauchtes Firmament, in schrecklicher Majestät, läßt der Dichter jenes Paradies vor unsern Augen emporsteigen. Der Umstand, daß hier alles Licht aus dem Hintergrunde kommt, erklärt es, daß die Gestalten im Vordergrunde sich silhouettenartig abheben und die blühende Farbe des Lebens vermissen lassen. Auch die besten Schauspieler werden es nicht fertig bringen, daß uns das Ende Don Manuels und Don Cesars ebenso erschüttert wie die Erzählung von dem Todesritte des jungen Piccolomini, geschweige denn das Miterleben der Ermordung Wallensteins. Die auch hier nicht ausbleibende tragische Erschütterung strömt aus dem Ganzen. Schon an der apulischen Küste von Amalfi habe ich das an mir erfahren. In schwindelnder Höhe das alte Normannennest von Ravello, auf den vorspringenden Klippen die verfallenden Kastelle, die der Weltkaiser gegen die Barbaresken errichtet hat, in der Tiefe auf dem schäumenden Azur der Meereswogen dieselben Schiffe und Segel wie vor tausend Jahren, und dazu im Ohre das Lied von dem fremden Geschlechte, das auf dem Meerschiff gekommen ist, „von der Sonne rötlichtem Untergang".

An solchen musikalischen Nachwirkungen lernt man verstehen, wie Beethoven dazu kam, zum „Egmont" seine Musik zu schreiben und weshalb Schiller den Rütliakt in einer Symphonie ausklingen lassen wollte. Wen hätten nicht schon in antiparlamentarischen Anwandlungen die weisen Reden der Rütlimänner ungeduldig gestimmt. Da droben auf der stillen Bergwiese aber, hoch über dem See, verstummen alle kritischen Zweifel, und gerührt und stolz sagen wir uns, daß die Natur und die dankbaren Urkantone mit Recht dem Dichter das schönste aller Denkmäler gewidmet haben. Die Bühnenwirkung wird Schillers Heldendramen niemals fehlen. Daß auch ihre rein poetische Wirkung nicht aufhören wird, verdanken sie ihrer Grundstimmung, die Charaktere und Ideen mit den weichen Armen der Poesie umschlungen hält. Sie ist nicht gemacht und nicht erzwungen. Sie kommt ihm wie der Schlaf vor Egmonts Todesgange „ungebeten, unerfleht am willigsten". Aber sie ist der gerechte Lohn für die Jahre im Zwange der Historie, die er wohl oft als verlorene ansah. Der bei dem Opfer seines „Wilhelm von Oranien" vergossene Tropfen Herzblutes hat seinen Stoffen vom „Wallenstein" bis zum „Demetrius" jene nie verblassende tiefe Grundfarbe verliehen, die sie unsterblich gemacht hat[1]).

[1]) Für das Publikum des zweiten Bandes der Schiller-Biographie Karl Bergers möge nicht unerwähnt bleiben, daß diese Studie sieben Monate vor seinem Erscheinen am 24. März 1908 abgeschlossen wurde. Jeder ist seinen eigenen Weg gegangen. Um so erfreulicher waren mir die mannigfachen Berührungspunkte. Als eine weitere Bestätigung meiner Ausführungen darf ich das zur Veröffentlichung im dritten Bande des Marbacher Schiller-Buches bestimmte Fragment einer dramatischen Stoffliste Schillers ansehen, das der Sohn des Dichters Carl für einen Autographensammler von einem größeren Blatt abgeschnitten hatte. Es stammt wohl aus früherer Zeit als die bekannten Verzeichnisse und notiert nach freundlicher Mitteilung O. Güntters unter andern folgende historische Stoffe: „Päpste und Kardinäle", „Mauren in Spanien", „Tempelorden", baut also genau wie bei dem Thema Sizilien zunächst den Hintergrund auf, zu dem eine passende Handlung erst gefunden werden sollte.

Das Neue Testament für die Gegenwart[1].

Von

Prof. D. **Martin Schian** in Gießen.

Die Zeiten ändern sich. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Kreis von sonst recht gebildeten Menschen vor zwanzig oder dreißig Jahren, dem man ein „Neues Testament für die Gegenwart" empfohlen hätte, dieser Empfehlung mit eisig kühler Stimmung begegnet wäre. Man überließ die Beschäftigung mit solchen Dingen den Instanzen, die man dafür allein interessiert glaubte: religiöser Rückständigkeit oder antiquarischem Eifer. Die Bildung meinte, darüber hinaus zu sein. Wenn nicht alles täuscht, ist das weithin anders geworden. Nicht etwa nur deshalb, weil das religiöse Moment wieder stärker in den Vordergrund getreten ist, sondern weil die Bildung sich vertieft hat, weil sie gelernt hat, daß unsre stolze Kultur ihre Wurzeln in den Tiefen hat, welche die Geschichte birgt. Überall ist man am Werk, diesen Wurzeln nachzuspüren bis in ihre feinsten Verästelungen hinein. Wir sind uns aber auch bewußt geworden, daß das Fundament unsrer Kultur — daß ich so sage — stark mit Religion durchsetzt ist. Und zwar ganz wesentlich mit christlicher Religion. Dann aber ist es einfach selbstverständlich, daß die Geschichte, in erster Linie die Werdegeschichte des Christentums, um unsrer Kultur willen intensive Beachtung fordert. Davon, daß das lebendige religiöse Interesse dieser Forderung doppelten und dreifachen Nachdruck verleiht, brauche ich nicht zu reden.

Müssen wir aber an das Neue Testament als an die Werdeurkunde des Christentums heran, dann wollen wir auch, daß man uns das volle Verständnis desselben ermögliche. Vor wenigen Wochen hörte ich einen hochgebildeten Juristen darüber klagen, daß die neuere, kurzweg „kritisch" genannte theologische Forschung dem Nichttheologen den Verkehr mit seiner Bibel

[1]) „Die Schriften des Neuen Testaments". Neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. D. O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel, W. Heitmüller, Pastor Lic. Dr. G. Hollmann, Professoren D. D. A. Jülicher und R. Knopf, Pastor Fr. Koehler, Pastor Lic. W. Lueken, Prof. D. Joh. Weiß. Herausgegeben vom Geh. Kirchenrat Prof. D. Joh. Weiß in Heidelberg. Zweite, verbesserte Auflage. 18. bis 19. Tausend. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

erschwere. Ich gestehe, daß ich eine gewisse Zeit brauchte, um die Motive dieser Klage ganz zu verstehen. Es gelingt wohl nur, wenn man sich in die Art hineinversetzt, wie man früher, ob gebildet oder ungebildet, seine Bibel brauchte. Sie war das dogmatische Lehrbuch; jedes Satzes Erklärung war durch die Kirchenlehre gegeben; mit diesem Schlüssel konnte der Leser an jede Seite herantreten und sie dann unmittelbar „erbaulich" auf sich wirken lassen. Unzählige haben es so gehalten und haben sich dabei sicher ganz wohl befunden. Ich mag auch nicht einmal leugnen, daß sie mit dieser Methode die Bibel in ihrer Weise „verstanden" haben. Denn sie haben das Innerlichste und Beste der christlichen Religion aus ihr herausgefühlt und sich zu eigen gemacht. Aber ich muß auch das „in ihrer Weise" sehr stark betonen. Das Herausfühlen des Religiös-Wesentlichen war begleitet von völlig ungeschichtlichem Mißverstehen. Das zeigte sich nicht selten in den bizarrsten Sondermeinungen, die man mit Berufung auf die Bibel führen zu können meinte. Es hat keine noch so abstruse religiöse Verkehrtheit gegeben, die von ihren Verfechtern nicht als biblisch erwiesen worden wäre. Es handelte sich auch nicht etwa bloß um einzelne Mißverständnisse; zu konstatieren war vielmehr ein gänzlicher Mangel an geschichtlichem Verständnis und im Zusammenhang damit eine absolute Unfähigkeit, die geschichtliche Form der christlichen Religion überhaupt richtig zu würdigen.

Die neuere theologische Arbeit hat dieser Methode allerdings ein Ende gemacht, wenigstens für ernstlich der Wissenschaft ihr Recht gebende Menschen. Daß andre sich, scheinbar um der Religion willen, gegen die geschichtliche Betrachtungsweise verschließen, ist nicht zu ändern. Von den Gebildeten aber ist zu erwarten, daß sie nicht mit jenem Juristen über eine Erschwerung des Verkehrs mit der Bibel klagen — leicht war er doch nur, weil man bergtief in Vorurteilen steckte —, sondern den Weg begrüßen, den ihnen die Bibelwissenschaft zum wirklichen Verständnis der Bibel geöffnet hat.

Aber hat sie wirklich bereits dem Gebildeten diesen Weg geöffnet? Bis vor kurzem war das kaum zu behaupten. Neue Übersetzungen vom Alten wie vom Neuen Testament wurden für ihn bestimmt; gelegentlich ward auch sonst ein Stück Bibelforschung ihm zugänglich gemacht. Gunkel erklärte ausgewählte Psalmen, von Soden den Philipperbrief; andre wandten sich weniger an die Gebildeten insgemein als an den Kreis der „Bibelleser" im besonderen Sinne des Wortes; sie gerieten dabei naturgemäß leicht ins Erbauliche. Gesamterklärungen der Bibel für Gebildete hatte die ältere Theologie mehrfach aufgebracht, leider aber durchaus nicht in ihren tüchtigsten Männern, sondern in Theologen dritten und vierten Grades. Das Reußsche Bibelwerk zum Alten Testament ruhte auf wissenschaftlicher Grundlage, besaß aber Eigenschaften, die eine weite Verbreitung hinderten. Die jüngste Zeit hat sehr zahlreiche neue Arbeiten zur Erklärung des Neuen Testaments für weitere Kreise erscheinen oder doch ihr Erscheinen beginnen sehen; mit hoher Achtung ist namentlich die von Bernhard Weiß in Berlin zu nennen. Aber jede dieser Arbeiten setzte sich ihren besonderen Zweck; keine faßte scharf den ins Auge: dem Gebildeten, soweit er nur zu folgen vermag, den Weg zu

eröffnen, den ihm die heutige Bibelwissenschaft zum umfassenden geschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments bahnen kann. Die neuere Theologie hatte ihrerseits mit sich selber zu tun; im Fachkreis hatte sie sich vorerst Boden zu gewinnen, ihre eigenen Resultate abzuklären und zu sichern, ehe die Zeit gekommen schien, vor den weiten Kreis des deutschen Volkes zu treten. Ob die Zeit dazu jetzt schon gekommen war? Manch einer, der nur das absolut Sichere aus dem Hörsaal oder dem theologischen Kompendium in die Welt geschickt wissen will, hat die Frage wahrscheinlich auch jetzt noch verneint. Aber wann wird jemals eine Zeit kommen, in der es keine Hypothesen mehr gibt? Wenn man nur keinen Zweifel darüber läßt, wo Unsicherheiten bestehen bleiben, wenn man nur nicht verschweigt, daß auch wichtige Dinge noch bestritten sind, so besteht wohl das Recht, eine geschlossene Gesamtauffassung, wie sie tatsächlich herausgearbeitet ist, vorzulegen. Geredet hat man über die Forschung genug; es ist wahrlich an der Zeit, daß man sie kennen lernt. Wer das tun will, dem darf jedenfalls sie selbst sich nicht versagen.

Aus diesen Erwägungen erwuchs das von Johannes Weiß herausgegebene große Werk. Eine erhebliche Zahl Gleichgesinnter hat sich dazu zusammengeschlossen, weil so ein rasches Erscheinen sich am besten ermöglichen ließ und die fachkundigste Bearbeitung selbst im allerengsten Sinne des Wortes — denn auch innerhalb des Neuen Testaments hat noch ein jeder Forscher sein Lieblingsgebiet — so am sichersten zu erreichen war. Daß die Leitung in Johannes Weiß' Händen lag, war unzweifelhaft ein unschätzbarer Vorzug. Denn gerade er ist dafür bekannt, daß er nicht bloß die gelehrte Untersuchungsmethode beherrscht, sondern daß er auch das praktische Geschick der Gestaltung besitzt. Ohne dies wäre das Buch nie geworden. Eine Anzahl deutscher Gelehrter auf bestimmten gemeinsamen Plan einigen und diesen Plan so durchführen, daß keiner sein Maß überschreite und keiner anders als dem Zwecke des Werkes gemäß schreibe, das ist wirklich eine Meisterleistung. Man sagt von dem deutschen Professor, daß die Fähigkeit verständlichen Gedankenausdrucks nicht seinen Ruhm ausmache; und leider haben gerade auch bedeutende Theologen zu dieser üblen Nachrede reichlich Material geliefert. Vieles ist in dieser Hinsicht besser geworden; wie sehr, das lehrt in überraschender Weise diese Erklärung des Neuen Testaments. Sie hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: der zur Verfügung stehende Raum mußte knapp bemessen werden, und der Stoff war vielfach außerordentlich spröde. Eingewurzeltem falschen Verständnis war entgegenzuarbeiten, das richtige Verständnis war zu sichern und — welche Arbeit! — auf dem Hintergrund richtiger Ansetzung der Entstehungszeit aufzubauen; der Leser mußte in die verwickelten Ursprungsverhältnisse der Schriften, einigermaßen auch in das Für und Wider hinsichtlich ihrer Abfassungszeit und ihrer Verfasser eingeführt werden. Das alles in einer für den Gebildeten wirklich verständlichen Weise fertig zu bringen, war eine sehr heikle Aufgabe. Aber sie ist gelöst. Der Text ist in treffliches Deutsch übertragen, ohne daß die Treue gelitten hätte, die Erklärung ist abschnittweise in zusammenhängender Darstellung

gegeben; wo nötig, sind längere Exkurse eingefügt; die Einleitungen orientieren über alles Wichtige — kurz, wer ernstlich will, kann diese Erklärung mit Nutzen brauchen. Allerdings muß er ein gut Stück Bildung mitbringen; an andre als Gebildete ist nicht gedacht. Das sieht man z. B. recht deutlich aus der vom Herausgeber geschriebenen Einleitung zu den drei ersten Evangelien. Um überhaupt Neigung zu haben, sich in die äußerst komplizierten Entstehungsverhältnisse dieser Schriften hineinführen zu lassen, muß man schon geistig geschult sein. Andernfalls begnügt man sich lieber damit — wie oft erleben wir das! —, die Forscher, die das Gras wachsen hören, zu belächeln. Übrigens gerade diese Einleitung zu Matthäus, Markus und Lukas ist, was Übersichtlichkeit, Klarheit des Ausdrucks und sorgfältige Abmessung des Ausführlichkeitsgrades betrifft, ganz hervorragend gelungen. Gerade hier liegen die Dinge ja besonders verwickelt; diese dreifach verschiedene Gestaltung „des Evangeliums", die doch zugleich unverkennbar auf Gemeinsamkeit der Wurzeln der Erzählung hinweist, hat den Wissenschaftlern unendlich viel Kopfzerbrechen gemacht; ein wirkliches Labyrinth von mannigfaltigen Aufstellungen ist entstanden; und so gewiß der Nichttheologe keineswegs durch sämtliche Gänge desselben geführt werden muß, so sicher muß ihm die innere Notwendigkeit aller dieser peniblen Untersuchungen klargelegt und das Wesentliche der gewonnenen Ergebnisse vermittelt werden. Drei Evangelien, davon zwei (Matthäus und Lukas) vom dritten (Markus) vielfach abhängig, in ganzen Partien doch auch wieder ihm gegenüber völlig selbständig, aber untereinander verbunden, also auf eine weitere gemeinsame Quelle (Reden Jesu) zurückgehend, dazu, wie in der Kindheitsgeschichte Jesu und in manchen Gleichnissen bei Lukas, darüber hinaus auch noch ganz besonderes Gut enthaltend — wer das durchdenkt, mag versucht sein, darin eine reine Gelehrtenfrage zu sehen; wer sich aber von Weiß führen läßt, muß zu der Einsicht kommen, daß wir auf keine andre Weise als durch diese mühsame Arbeit zum Verständnis des Werdens unsrer evangelischen Überlieferung vordringen konnten. Leichter und mühelöser als an der Hand dieses kundigen Führers kann niemand in solche geschichtlichen Tiefen hinabsteigen. Aber wenn ich so J. Weiß' methodisch sichere und formell schöne Leistung hervorhebe, will ich das Werk der andern darum nicht verkleinern. Ich muß sogar unmittelbar daneben stellen die von Adolf Jülicher geschriebene „Geschichte des Neuen Testaments", die auf reichlich zwanzig Seiten eine Fülle von Mitteilungen gibt, ohne je das Bedürfnis des Leserkreises aus den Augen zu verlieren. Es ist nicht bloß das Bewußtsein, von einem der ersten Fachmänner instruiert zu werden, es ist auch die lichte, knappe Darstellung, welche die Lektüre dieses Abschnitts zu einer Freude macht.

Die Gesamtanschauung vom Neuen Testament, die aus dieser Erklärung scharf heraustritt, ist natürlich nicht die einzige in der Wissenschaft unsrer Zeit vertretene. Noch steht ihr eine andre gegenüber, vor allem verfochten von einer sich um den Erlanger Theodor Zahn scharenden Theologengruppe, die viele der neutestamentlichen Schriften ein gut Stück näher an die allererste Ursprungszeit des Christentums heranrücken zu dürfen glaubt, und die zugleich

bemüht ist, soweit als irgend möglich, die „Echtheit" derselben, d. h. ihre Abfassung eben durch die Männer, deren Namen sie selber führen, oder deren Autorschaft von der Tradition behauptet wird, zu retten. Und wiederum ist auch in außertheologischen Kreisen weithin bekannt geworden, daß Adolf Harnack, dem niemand unkritische Voreingenommenheit nachsagen wird, in seinen „Untersuchungen zur Chronologie der altchristlichen Literatur" und zur „Entstehung der Schriften des Neuen Testaments" einen vielfach recht konservativen Standpunkt eingenommen hat; gerade in jüngster Zeit hat er vor raschem Abschluß des Urteils über die „Apostelgeschichte" gewarnt und ihre Abfassung in die Zeit des Titus oder in die frühere Zeit Domitians, vielleicht aber schon in den Anfang der sechziger Jahre setzen zu dürfen geglaubt, während Rudolf Knopf in unserm Werk sie zwischen 95 und 100 entstanden sein läßt. Harnack erklärt mit vollem Recht: „Das politische Gebot: Quieta non movere gilt für die Wissenschaft nicht." Also auch nicht für diese Frage. Und ebensowenig für die Gesamtanschauung vom Neuen Testament. Wer das Buch benützt, wird sich daran erinnern müssen. Trotzdem besteht das Verdienst des Weißschen Werkes nicht bloß darin, daß es irgendeine, neben zahllosen andern auch berechtigte Ansicht vom Neuen Testament zur Geltung bringt; es gibt ja doch die Anschauung eines großen und bedeutenden Kreises zeitgenössischer Theologen wieder, und zwar derjenigen, welche die schon lange geübte literarkritische Betrachtungsweise durch eine umfassendere, literargeschichtliche ergänzt haben, wobei zugleich das religionsgeschichtliche Moment zu seinem Rechte kommt. Wie wichtig gerade das letztere ist, das wird bei der Benutzung dieses Werkes recht deutlich. Um ein Verständnis des neutestamentlichen Schrifttums auf dem Hintergrunde der gesamten Religionsgeschichte handelt es sich dabei, zumal, aber nicht bloß, auf dem der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte. Hier mag die Gefahr bestehen, daß man im Aufsuchen und Auffinden von Beziehungen und Verwandtschaften zu weit geht; im ganzen ist das doch recht glücklich vermieden worden. Und selbst wenn man im einzelnen zu rechten geneigt ist — das muß jeder zugestehen, der Sinn hat für die Kunst, ein Schrifttum vergangener Zeit zu neuem Leben zu erwecken, daß die hier zu gemeinsamem Schaffen verbundenen Männer großenteils Meister dieser Kunst sind. Sie schöpfen aus voller, anschaulicher Kenntnis des gesamten religiösen, sittlichen und kulturellen Lebens jener Zeit, soweit Quellen aller Art sie ermöglichen; sie begnügen sich nicht mit Erklärung des Wortlauts, sondern sie dringen zu dem der Sachen vor; nicht das Schriftwerk allein ist ihnen Darstellungsobjekt, sondern das Stück urchristlichen Lebens, von dem es Kunde gibt; nicht schriftstellernde Männer lassen sie vor den Augen des Lesers erstehen, sondern individuelle Persönlichkeiten von ganz eigener Farbe. In dieser Art haben wir bisher kein Erklärungswerk zum Neuen Testament; diese aus innerstem Verstehen geborene Verdeutlichung, die auch dem Nichtkundigen die alte große Zeit plastisch werden läßt, steht unerreicht da. Was macht es demgegenüber aus, wenn wirklich die zeitlichen Bestimmungen und die kritischen Resultate über die eine und die andre Schrift wieder einmal korrigiert werden müssen?

Im übrigen sind die hier vorgetragenen Ergebnisse durchaus nicht etwa aus radikaler Kritiksucht geboren. Von dreizehn unter dem Namen des Paulus überlieferten Briefen gelten vier oder fünf — die Briefe an Timotheus, Titus, der Epheserbrief, der zweite Thessalonicherbrief — als nicht von Paulus selbst, sondern von begeisterten Verehrern des Apostels geschrieben; die andern und wahrlich die bedeutendsten gehören diesem sicher an: die beiden großen Korintherbriefe, der Galaterbrief, der Römerbrief vor allem. Ein Stück weiter vom Ursprung des Christentums wird eine Anzahl andrer Briefe abgerückt; aber der Hebräerbrief gilt seinem Bearbeiter als ein Erzeugnis der Regierungszeit Domitians (81—96), der erste Johannesbrief wie der erste Petrusbrief, der Judasbrief werden in das erste Viertel des zweiten Jahrhunderts, und nur Briefe wie der Jakobusbrief und der zweite Petrusbrief in die Mitte desselben gerückt. Höchst interessant ist es, die Datierung der Evangelien durch diese kritische Theologengruppe sich zu vergegenwärtigen: das älteste der Evangelien ist Markus, zwischen 64 und 66 geschrieben. Es folgen Matthäus (zwischen 70 und 100) und Lukas (gegen das Ende oder um die Wende des ersten Jahrhunderts). Erst zwischen 100 und 140 n. Chr. ist nach der Auffassung Heitmüllers das vierte Evangelium verfaßt, nicht ein Werk des Jüngers Johannes, sondern eine Schutz- und Trutzschrift gegen die Juden, zugleich eine Werbeschrift an die Adresse der Heiden, die gar nicht den Anspruch erhebt, von dem Zebedäussohn, dem Lieblingsjünger, herzustammen. Etwa eines Jahrhunderts Zeitraum also (denn der älteste Paulusbrief, der erste an die Thessalonicher, wird vom Jahre 53 hergeleitet) umspannen die Schriften des Neuen Testaments. Wahrlich, keine uferlose Kritik. Man muß nur nicht aufs Einzelne sehen, sondern aufs Ganze. Man muß auch nicht bloß die Ergebnisse betrachten, sondern die Methode. Mehr als einmal wird auf bestimmte Datierung verzichtet, weil das Material dazu nicht ausreicht. Beim Epheserbrief heißt es ganz einfach: „Über die Entstehungszeit ist nichts Sicheres auszumachen." Aber auch, wo, wenn nicht ein bestimmtes Jahr, doch eine begrenzte Zeit für die Abfassung genannt wird, ist es deutlich zu beobachten, wie sorgsam das Für und Wider abgewogen, wie besonnen alle Instanzen der Urteilsbildung in Rechnung gezogen werden. Schließlich macht nicht das den Ruhm einer geschichtlichen Betrachtung aus, ob sie durch möglichstes Festhalten an traditionellen Sätzen den Charakter löblicher Besonnenheit zeige — in *diesem* Sinne „besonnen" verfahren Johannes Weiß und seine Mitarbeiter nicht —, sondern ob sie wirklich geschichtlich sei, also unbeirrt durch traditionelle Meinungen oder unkritische wie überkritische Tendenzen die sachlichen Gründe selber sprechen lasse und sie allein. Diesen Ruhm aber verdient das Werk ohne jeden Streit.

Was wäre mehr zu wünschen, als daß diese unbeirrte Sachlichkeit auch dort Eindruck machte, wo man den hier vertretenen Positionen mit starker Abneigung gegenübersteht? Ich denke jetzt nicht bloß an kirchliche Kreise von einseitiger Konservativität, sondern genau so an unkirchliche Kreise von einseitigem Radikalismus. Ja gerade an diese. Man braucht nicht an Haeckels vielberufene Aufstellungen in den „Welträtseln" zu erinnern; es finden sich

auch sonst die allersonderbarsten Anschauungen über den Quellenwert des Neuen Testaments — Anschauungen, deren Unmöglichkeit kein Hindernis dafür bildet, daß man sie im Ton prophetischer Gewißheit vorträgt. Die neutestamentlichen Schriften um endlose Zeiträume von ihrem Gegenstand entfernt — ihr geschichtlicher Wert auf ein Minimum reduziert — die Person Jesu Christi ins Bereich des mythischen Dunkels verwiesen, wenn man nicht vorzieht, ihre geschichtliche Existenz in Bausch und Bogen ganz zu bestreiten — diese Behauptungen sind so einige gern gerittene Paradepferde einer pseudowissenschaftlichen Literatur. Man kann sich ja nicht wundern, daß allerhand Menschen meinen, es sei etwas an ihnen; gar zu sicher und in gar zu großen Schwärmen treten ihre Verkündiger auf. Dazu kommt, daß die Skepsis nirgends leichter Eingang findet als auf religiösem Gebiete. Selbstverständlich: wo man die höchste Gewißheit braucht, muß sie auch am festesten begründet werden. Aber die richtige Empfindung dafür rechtfertigt nicht so wüste Extravaganzen. Wie sieht es in Wirklichkeit mit der Geschichtlichkeit des Gegenstandes aus? Die drei ersten Evangelien, über deren Abfassungszeit schon gesprochen wurde, fußen, wie J. Weiß klar zeigt, sämtlich auf älteren Vorgängen; sie sind nur „die schriftstellerischen Endgestalten einer vor ihnen vorhandenen Überlieferung, teils mündlicher, teils schriftlicher Natur". Nun ist gewiß richtig, daß sie nicht eigentliche Geschichte geben, weder im Sinne biographisch ausreichender Skizzierung noch im Sinne wörtlich-urkundlicher Zuverlässigkeit. Die älteste Schicht der Erzählung aber qualifiziert sich durch Frische und Anschaulichkeit, durch echtes Lokalkolorit und im ganzen durchaus untheologische Art als „vortreffliche Quelle". Weiß sagt mit überzeugender Beweisführung: „Gewiß läßt sich ihre Glaubwürdigkeit niemandem mit Zwang andemonstrieren, aber wer sie unbefangen auf sich wirken läßt, wird sich kaum dem Eindruck entziehen können, daß hier lebhaft gefühlte und unvertilgbare Erinnerungen eines Augenzeugen vorliegen." Die Überlieferung ist dabei freilich durch idealisierende Züge erweitert; die Phantasie der gläubigen Gemeinde hat gelegentlich in die dunklen Räume des Nichtwissens hineinzuleuchten und auf die Fragen der frommen Wißbegier zu antworten gesucht; aber zuversichtlich darf man auf Grund der Ergebnisse der kritischen Forschung heute die Überzeugung aussprechen, „daß die Grundzüge des Charakterbildes Jesu und vor allem eine große Zahl von Worten des Herrn uns im wesentlichen treu und ungeschädigt aufbewahrt sind". Die Einzelnachweise lassen sich hier nicht wiedergeben; dafür muß eben das Buch selbst zur Hand genommen werden; aber das ist gewiß: hier wird mit der einzig richtigen Methode für solche Untersuchungen gearbeitet, nämlich mit derjenigen größter Klarheit und Offenheit. Mit Gemeinplätzen läßt sich gegen jene sich selbst überschlagende Skepsis nichts ausrichten; mit künstlichen Harmonisierungen ebensowenig; und Machtsprüche zugunsten der Tradition, selbst wenn sie im Namen der Frömmigkeit ergehen, verderben die Sache rettungslos. Wo aber der Leser merkt, daß ein ehrlicher Mann ihn führt, der ihm nichts verschweigt, der ihm ruhig zeigt, wo idealisierende Weiterbildung ist, der ihm aber auch durch die Wucht der Tatsachen den Nachweis erbringt, wie stark

und fest der geschichtliche Grund ist, den unser Neues Testament bildet, da gewinnt er Vertrauen. Das ist die Art dieses Werkes.

Wie gern wiese ich noch auf manche Einzelheit hin! Heitmüllers Erklärung des Johannes-Evangeliums läßt die Eigenart dieser wunderbaren Schrift scharf hervortreten; die geschlossene Gesamtauffassung, die hinter ihr steht, reizt, auch wenn man sich ihr nicht gleich gefangen gibt, ganz außerordentlich zu innerer Auseinandersetzung mit ihren Aufstellungen. Die Auslegung der beiden Korintherbriefe durch Wilhelm Bousset läßt die Persönlichkeit des Paulus und die höchst interessanten Verhältnisse in der Gemeinde zu Korinth äußerst konkret hervortreten. Die Behandlung des ersten Petrusbriefes durch den auch neutestamentlich wegweisenden Hermann Gunkel interessiert nicht nur durch die ganz besonders konkret-packende Auslegung, sondern auch durch die geistvolle Hypothese, daß die Hauptmasse des Briefes die Predigt in der Gemeinde jener Zeit nachahme (ähnlich versteht Lueken den Epheserbrief als eine Art erbaulicher Ansprache); die Offenbarung Johannis, das große, viel gemißbrauchte Rätselbuch, wird vom Herausgeber, einer kurzen Bemerkung des großen Mommsen folgend, aus der Regierungszeit Domitians hergeleitet, in der der Zwang der Kaiseranbetung an die Christen herantrat und in ihnen den Glauben erweckte, daß die Weissagungen der Propheten erfüllt seien und das Ende bevorstehe. Aber genug des Details. Nur auf die von Otto Baumgarten frisch und gedankenreich geschriebene Einleitung „Über den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung des Neuen Testaments" sei mir noch gestattet hinzuweisen.

Das Neue Testament *für die Gegenwart*! Allerdings, ganz für diese. Aus dem Arbeiten der Gegenwart heraus für das Suchen der Gegenwart. Aus unbeirrbarem Wahrheitssinn, wie ihn unsre theologische Wissenschaft pflegt, geschrieben für einen Wahrheitssinn, der sich nicht leicht abspeisen läßt, der sich aber auch die Mühe gründlichen Eindringens nicht ersparen will. Ein Bollwerk gegen alles vorzeitige Absprechen, gegen innerlich gebundenen Traditionalismus wie gegen haltlose Überkritik. Zugleich ein mächtiges Zeugnis für den gewaltigen Wert eben dieser Christentumsurkunde, ein Protest gegen die Art, wie kleine Geister es heute übersehen wollen. Das alles ist dies Erklärungswerk. Nimmt man's als ein Werk der religionsgeschichtlichen Schule, so wird man ihr nach dieser Probe das Zugeständnis nicht versagen dürfen, daß ihr nichts ferner liegt, als die neutestamentliche Religion im weiten, gestaltenreichen Nebelmeer der Religionsgeschichte verschwimmen zu lassen. Nein — sie will sie scharf herausheben, in klaren Konturen zeichnen, in Zusammenhängen wie Unterschieden werten; und sie läßt sie zugleich in leuchtender Schöne aus der großen Schar hervortreten. So bringt sie der Wissenschaft Gewinn und der Frömmigkeit Herzensfreude.

Einst meinte die Bildung über das Neue Testament zur Tagesordnung übergehen zu dürfen. Jetzt darf man das Neue Testament für die Gegenwart erklären und zuversichtlich erwarten, daß die Gegenwart solche Arbeit nützen werde.

Historisch-Politische Satiren.

Von

Richard M. Meyer.

Jede Satire beruht auf einer Vergleichung: einer Vergleichung der Wirklichkeit mit erdichteten oder erträumten Zuständen. Man pflegt zwei Formen zu unterscheiden: die ironische und diejenige, die man wenig glücklich als „strafende Satire" bezeichnet, was eigentlich die Tonart trifft und nicht die Form. Die ironisierende Satire arbeitet die Schwächen und Lächerlichkeiten der Gegenwart heraus, indem sie sie als Fortschritte und Vorzüge darstellt: Cervantes schildert an Don Quijote scheinbar die vortreffliche Wirkung und glänzende Manier der Ritterromane und läßt so erkennen, wie diese verwirren und durch ihre Unwahrheit verwirren müssen. Hinter dem Bild, das der Dichter entwirft, wird also das der Gegenwart, der Wirklichkeit sichtbar, wie der Schatten durch die ins Helle gestellte Figur. — Die „strafende Satire" drängt umgekehrt die wirklichen Schwächen und Lächerlichkeiten der Gegenwart übertreibend steigernd eng zusammen und läßt gerade dadurch das Ideal stärker sich abzeichnen, als wenn sie es direkt entwürfe. Juvenal gibt ein grausiges Bild römischer Sittenverderbnis, um hinter diesen dunkeln Umrißlinien hell das Ideal altrömischer Tugend aufsteigen zu lassen. — Ideal und Wirklichkeit werden hier wie dort verglichen, beidemal zur Beschämung der Gegenwart.

Alle Satire gilt der Gegenwart; denn wenn sie sich etwa bei dem furchtbaren Jonathan Swift gegen die Menschennatur überhaupt richtet, so kann sie das nur, weil der Dichter von „Gullivers Reisen" eben diese Menschennatur für unveränderlich hält: so trifft seine Geißel, indem sie den Menschen überhaupt züchtigt, doch wieder zunächst, ja fast ausschließlich die Lebenden. — Aber eben weil der Satiriker immer die eigene Zeit meint, ist es ein feines und uraltbeliebtes Spiel, daß er von ihr gar nicht zu sprechen scheint, um sie in Wahrheit nur so viel schärfer zu treffen. Auf jener Grundvorstellung von der Unveränderlichkeit der Menschennatur, oder doch von der periodischen Wiederkehr typischer Erscheinungen, beruht auch dies Spiel. Man sucht irgendeine Zeit oder ein einzelnes Ereignis auf, in dem sich die Erscheinungen der Gegenwart schon vorgebildet finden; und an dies wendet man dann die Kunst der satirischen Beschreibung. So entsteht eine Mittelgattung zwischen den

beiden Arten der Satire. Die „strafende Satire“ wird gegen das historische Gegenbild gerichtet, allerdings meist in sehr vorsichtiger, schonender Weise, da ja der Eindruck erweckt werden soll, als liege gar nichts weiter vor als nur ein historischer Bericht; tatsächlich aber dient die ganze Darstellung zur ironischen Beleuchtung der Gegenwart.

Diese Kunst, den Zeitgenossen mit verdecktem Orchester heimzugeigen, ist so alt wie die Vergleichung des Wirklichen mit dem Wünschenswerten und wird also nicht viel jünger sein als die Menschheit. Ihr ist eine ganze Gattung der Poesie entsprossen, lange eine der mächtigsten: die Fabel. Die Fabel parodiert unsre Zustände freilich nicht, indem sie historische, sondern indem sie erfundene Anekdoten zur Vergleichung heranzieht; aber die Zeit, „als noch die Tiere sprachen“, wird doch als eine einstmals vorhandene wenigstens fingiert. So erzählt Menenius Agrippa den Plebejern, die sich erbittert von den Patriziern getrennt haben, die berühmte Fabel von dem Streit der menschlichen Körperteile. Der Magen stritt sich einst mit dem Kopf — wie töricht! Sie sollten sich vertragen! Und so ist es töricht, wenn ihr euch von den Patriziern lossagt!

Diese Technik, „die Wahrheit durch ein Bild zu sagen“, ist keineswegs auf den allein berechnet, „der nicht Verstand genug besitzt“ — wie die allzu klugen Fabeldichter unsrer Aufklärungszeit meinten. Im Gegenteil verschafft sie gerade den Klugen ein besonderes Vergnügen. Es kommt darauf an, rasch die Übereinstimmung zwischen Bild und Gegenbild herauszufinden; gerade wie es für den Dichter der Fabel ein Genuß war, diese Ähnlichkeiten schlagend herauszuarbeiten. Es ist im Grunde ein wissenschaftlicher Sport, eine Übung des Denkvermögens; es läuft auf die Geistesarbeit des „Integrierens“ hinaus, die eine Anzahl verschiedener Phänome unter eine Formel bringt.

Deshalb war die verdeckte Belehrung immer beliebt. Um sie noch beliebter zu machen, wirken praktische Motive mit. Der Bösewicht, dem die strafende Satire seine Sünden ins Gesicht sagt, mag sich verhärten, der Narr, den die ironische Satire verspottet, nur lachen. Aber nun erfolgt auf sein Gelächter oder seinen Zorn über fremde Schwächen plötzlich die Nutzanwendung: „warum lachst du, Mann von Rom? Von dir selbst ist ja die Rede, nur der Name ist verändert!“ Diese Wendung ist starken Eindrucks sicher. Der Prophet Nathan kommt zu dem König David und erzählt ihm die Geschichte von dem habsüchtigen Reichen, und der König spricht sich selbst das Urteil, indem er über den Held der Fabel urteilt. Die böse Stiefmutter Sneewittchens muß ebenso über sich das Urteil sprechen. Der Leser aber freut sich seiner Schlauheit, daß er schon vor dem König oder der Frau Königin erriet, was mit der vorgetragenen Geschichte eigentlich gemeint ist.

Solche Erzählungen also, satirischer oder allgemein lehrhafter Art, haben ein doppeltes Gesicht: hinter der Maske des historischen oder zeitlosen Vortrags ist das Angesicht der Gegenwart verborgen. Künstlerische Aufgabe ist, beides recht geschickt ineinander zu bilden. Ein englischer Gesandter am Hofe des Alten Fritz war glücklich über einen Moment seines Lebens. Der König, der die Engländer nicht mehr liebte, wollte ihn ärgern, indem er ihn nach

Nena Sahib fragte, einem indischen Empörer, der den Briten in den Kolonien zu schaffen machte. „O!", erwiderte der Diplomat, „das ist ein alter Intrigant, der früher seinen Nachbarn viel Schaden zugefügt hat; glücklicherweise ist er jetzt alt und kann nur noch schwatzen!" Der König schwieg; der Hieb, so grob er war, hatte gesessen: der Gesandte hatte Nena Sahib und Friedrich den Großen zu einem Zerrbild zusammengeballt, an dem doch beide sich sollten erkennen können!

Dies Spiel mit der doppelten Meinung nimmt ja im ganzen Gebiet des Scherzes und Spottes eine große Rolle ein. Da sind jene höchst bedenklichen Geschichten, die unter dem Schein der harmlosesten Mitteilung das allerbedenklichste vorführen; und da sind auch wieder so harmlose Späße, wie die Rätsel mit doppelter Lösung. Friedrich Wilhelm IV. gibt als Kronprinz ein Rätsel auf: „Das erste frißt das Vieh — das zweite hab ich nie — das ganze ist ein Landschaden." Der Finanzminister von Kleewitz, der sich mit dem Prinzen nicht gut stand, beklagt sich bei dem König: er sei gemeint. Aber der Kronprinz spielt die gekränkte Unschuld: er hätte von sich selbst doch gewiß nie ausgesagt, daß er nie Witz hätte! Nein, er habe den Heuschreck gemeint.

Oder es werden berühmte Zitate aufgesucht, als seien sie auf aktuelle Ereignisse gemünzt. Als der General Wrangel den Belagerungszustand in Berlin leitete, rief man dem König zu, was dem Wallenstein zugerufen wird: „Schick diesen Wrangel fort!" Oder der Mönch, der die Hetze gegen Galileo Galilei eröffnete, begann seine Predigt mit einem witzig gewählten Bibelzitat: „quid statis homines Galilei, aspicientes in caelum?" — Was steht ihr da, ihr Galiläer, und seht euch den Himmel an?

Aber hiermit sind wir schon bei der eigentümlichen Sonderform der verdeckten Satire angelangt, die wir als „Historisch-politische" oder „Novantike Satire" bezeichnen. Ihre Eigentümlichkeit besteht eben darin, daß sie frühere Zustände oder Ereignisse in solcher Weise schildert, daß der moderne Hörer unter der Verkleidung die Zustände oder Ereignisse seiner eigenen Zeit abgebildet sieht. — Der Geschichtsbericht wird in den Dienst der Zeitkritik gestellt, ohne daß sich doch die Geschichte als „Lehrerin des Lebens" zu erkennen gäbe.

Der Reiz des Versteckspiels ist um so größer, je weitere Zeiträume (und auch wohl Entfernungen) die beiden Epochen trennen, die verglichen werden sollen. Man muß aber dabei den Eindruck der historischen Wahrheit behalten: freie Erfindung würde ja ein Verstoß gegen die Spielregeln sein. Nur das in gewissem Sinn (freilich durchaus nicht unbedingt) unhistorisch gesinnte Jahrhundert der Aufklärung liebt es, mit Voltaire und Montesquieu erdichtete Bilder aus Persien oder China zur satirischen Gegenwartsschilderung zu entwerfen. Sonst aber bieten sich vor allem zwei große Gebiete zu solchen Spiegelungen an: das der biblischen und das der antiken Geschichte.

Für beide lag die Verwendung schon deshalb so nahe, weil beide unendlich oft auch ohne jegliche satirische Absicht zur Beurteilung der Neuzeit herangezogen wurden. Es sind die beiden großen Quellgebiete der Zitate, der sprichwörtlich gebrauchten Namen, der autoritären Beispiele. Auf die Worte

des Aristoteles oder des Cicero, auf die Taten des Herakles oder Brutus, auf die Schicksale der Athener oder Karthager berief sich schon das spätere Altertum; die Bibel muß dem Mittelalter für jegliche Frage die Antwort liefern. Jedes Bibelzitat gehört hierher; und wenn das Evangelium Aussprüche des Propheten Jesaias auf die Verkündigung des Täufers anwendet, so sind die ersten Worte des Neuen Testamentes schon Zeugnisse für jene Neigung, frühere und spätere Zeit unter einem Gesichtspunkt zusammenzubiegen. Man weiß, zu welchen Mißbräuchen diese Bibelanwendungen geführt haben und wie durch das gewaltsame Herausholen von Sätzen wie „Nötige sie einzutreten" eine grausam unfreiwillige Parodie des evangelischen Sinnes entstand, während daneben auch die absichtliche Parodie nicht ausblieb. Das ganze Mittelalter hat dem Spiel mit frommen Worten gehuldigt, und wenn die nervöse Andacht unsrer Tage ein halb scherzendes Bibelzitat schon als Blasphemie behandelt, haben fahrende Kleriker fröhlich ganze Evangelienstücke zu einem Evangelium der Ausgelassenheit umgebildet, ohne besondere Entrüstung zu erregen!

Aber wichtiger waren doch jene ernsten Anwendungen, für die wir in dem Vorspiel gegen Galilei ein Beispiel gaben. Das Konzil von Trient beschäftigte sich auch mit solchem Mißbrauch der Heiligen Schrift: „Es wurde angeführt, daß manche Prediger die Schrifttexte gewohnheitsmäßig auf Tagesereignisse anwandten. Das hatten zwar die alten Kirchenväter auch getan, als hätten die Texte überhaupt keine historische Meinung. Die Bischöfe gestanden, das wäre arg; aber eine so alte und weitverbreitete Übung wollten sie nicht allgemein verbieten" (J. A. Froude, Lectures on the Council of Trent, S. 207). So dauerte diese Gewohnheit denn fort, unterstützt durch die immer wiederkehrenden Ausdeutungen der Apokalypse und andrer biblischer Prophezeiungen auf die Gegenwart. Noch in der französischen Revolution hat solch eine politische Tendenzschrift, „Les actes des apôtres", eine Rolle gespielt, der dann der Mythолog und Geograph Dulaure (1790) seine „Nouveaux Evangélistes" entgegensetzte. Aber im größeren Stil ward die im einzelnen so unendlich beliebte Bibelanwendung seltener satirisch oder überhaupt lehrhaft verwandt als die Parallele mit dem Altertum. Eine eigene Literaturgeschichte hat daher nur die novantike Satire: eben die Satire, die unter dem Deckmantel von Erzählungen aus der griechischen oder römischen Geschichte die Gegenwart ironisiert.

Sie fängt schon im Altertum selbst an: seine jüngeren Schichten benutzen eben schon die älteren als ironisches Abbild ihrer Gegenwart. So hat Pöhlmann (Zur Geschichte der antiken Publizistik, S. 18 f.) in Pamphleten aus der Zeit Cäsars die novantike Benutzung von Thukydides' Charakteristik des Themistokles erwiesen — „die bekanntlich von Sybel ohne weiteres auch auf Bismarck übertragen worden ist". Man sieht, zu allen Zeiten hat sich für den Ernst strafender politischer Satire vor allem die strenge Monumentalität der Antike empfohlen; die Anlehnung an den Ton der Bibel war ja ausschließlich für die moralische Satire in Anspruch genommen. Deshalb eben dient sie der politischen Satire fast nur in gelegent-

lichen Impromptus wie bei dem Feind Galileis oder etwa in Schillers lustiger „wunderseltsamer Historia", die die Herzöge von Coburg und Meiningen in assyrischer und altjudäischer Vermummung schildert (ich verdanke die Erinnerung Herrn Prof. Ludwig Bellermann). Erst bei den Neuesten konnte auch die Bibelsprache wieder zum Träger der politischen Satire werden, weil wir von ihrem täglichen ermahnenden Gebrauch, von ihrer unaufhörlichen Anwendung auf unser Leben so viel mehr als frühere Epochen entwöhnt sind. Deshalb konnte Lamennais in seinen „Paroles d'un Croyant" eine Prophetenrede an die eigene Zeit in biblischen Ton hüllen, und auch Anatole France nähert sich diesem Stil wenigstens gern in jenen Spielen, die so fein und geistreich Ältestes und Neues in Eins bilden. — Aber eben jener moralisierende Gebrauch frömmerer Perioden ließ die biblische Satire (wenn man so sagen darf) nicht zu der festen Tradition der antikisierenden gelangen.

Ihre Wurzel hat diese einfach in der oft zu überraschend großen Ähnlichkeit zwischen ältesten und neuesten Vorgängen. So hat kürzlich Max Schneidewin (in der „Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung" vom 22. Oktober 1904) sich das Vergnügen gemacht, Aischylos' „Perser" als ein Gelegenheitsdrama zum Seesieg der Japaner bei Tsischuma zu interpretieren; wie man ähnlich in der Schlacht, die Goethe im zweiten Teil des „Faust" schlagen läßt, die von Königgrätz vorgebildet finden wollte. — Zu solcher Ähnlichkeit der Ereignisse kommt aber die dauernde Übereinstimmung der Menschennatur selbst. „Alle Poesie," sagt Goethe, „lebt in Anachronismen." Wer sich Heinrich IV. im Schloßhof von Canossa oder Hadrians Verhältnis zu Antinous oder Buddhas Weltflucht verständlich machen will, bleibt immer auf moderne Analogien und zuletzt auf verwandte Gefühle in der eigenen Brust angewiesen. „Denn was man so den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grunde der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln." Deshalb muß jeder Künstler, der Geschichtsgemälde entwirft, auf lebende Hilfsmodelle zurückgreifen. Durch dies Verfahren hat Lessing unser Theater verjüngt: an dem höfischen Luxusleben der eigenen Zeit in Braunschweig und — Guastalla frischte er die altrömische Fabel von Virginia auf, und umgekehrt mußten mittelalterliche Erzählungen ihm dazu dienen, eigene Erlebnisse mit dem Hauptpastor Goeze oder Begegnungen Mendelsohns mit Lavater im „Nathan" auf dramatische Höhe zu heben. Je wichtiger dem 18. Jahrhundert die Gestalten der Bibel und des Altertums waren, desto mehr mußte es sich gerade hier zur psychologischen Herandeutung gereizt fühlen.

Es ist daher begreiflich, daß man oft in Zweifel ist, ob nur solche modernisierende Verjüngung alten Stoffes vorliegt oder die Absicht novantiker Satire. Charakteristisch ist, was von dem „größten Dichter der Blütezeit Hollands" berichtet wird. Joost van den Vondel hat schon in seinem ersten Drama, das Israel in Ägypten (1612) behandelt, Moses als Wilhelm von Oranien gedeutet, der sein Volk aus der spanischen Tyrannei erlöst. (Ernst Martin, Allgem. Deutsche Biographie, 40, 290). Diese „Bezüglichkeit auf die politisch-kirchlichen Ereignisse und Zustände" dauert fort: als der Protestant ein eifriger Katholik geworden war, wird derselbe Wilhelm von

Oranien ihm zum Modell des Luzifer (1654). Als eine strafende Satire aber ist sein „Palamedes oder die ermordete Unschuld“ (1625) aufzufassen — ein Schauspiel, das direkt die Hinrichtung Oldenbarnevelts (1629) als Justizmord darstellen wollte (a. a. O. S. 291, 294). Ein solches Schillern zwischen Anlehnung und Anspielung geht durch zahlreiche Werke besonders des 17. Jahrhunderts; ich brauche nur an die teils rein fabulösen, teils politisch-satirischen „Schlüsselromane“, auch noch im 18. Jahrhundert, zu erinnern. Man benutzt die antiken Namen in jedem Fall gern, um moderne zu verhüllen: die dauernden Leidenschaften der menschlichen Seele sah man in antiken Gestalten plastisch verkörpert und benannte nach diesen moderne Träger jener Laster und Tugenden. Vondel hat seinem Drama von Phaeton (1636) den moralisierenden Untertitel „oder die ruchlose Kühnheit“ gegeben; und Ranke berichtet: „Es gab doch Leute selbst seiner (Friedrichs des Großen) Umgebung, denen dies (die Niederlage bei Kolin) nicht unangenehm war. ‚Phaeton ist gefallen‘, hieß es in einem mysteriösen Billett, das den Österreichern in die Hände fiel.“ C. F. Meyer hat diesen Vergleich des Königs mit dem allzu kühnen Sohn des Sonnengottes dichterisch verwerten wollen (Aug. Langmesser, C. F. Meyer, S. 524); war er doch durch den (auch von preußischen Lobdichtern gern im Gleichnis benutzten) zur Sonne fliegenden Adler der Friderizianischen Taler besonders nahe gelegt.

In die gleichen Kreise, die der holländischen Republik und der deutschen Fürsten, führt uns nun die epochemachende erste novantike Satire mit politischer Tendenz, die uns an der Schwelle der neuesten Zeit begegnet. Und wie charakteristisch ist es, daß von Friedrichs Zeit an diese Schriften fast so unabweislich politischen Bestrebungen dienen wie vorher religiösen! Ein Umschwung, der im Charakter der Flugschriften ganz allgemein hervortritt.

Es ist das Verdienst des berühmten klassischen Philologen Jakob Bernays, in der Schrift „Phokion und seine neueren Beurteiler“ (1881) auf diesen Vorgänger von Fr. D. Strauß' „Romantiker auf dem Throne der Caesaren“ — um nur den berühmtesten Nachkommen zu nennen — hingewiesen zu haben.

Man muß daran erinnern, daß das mit neuer Wärme erwachte Verhältnis zum Altertum die nie ausgestorbene Neigung, Gegenwart und Antike in Parallele zu ziehen, ungemein verstärkt hatte. Berlin war Sparta, Leipzig Pleiße-Athen; die Provinzler hießen Böotier, und jeder Freund des dürftigen Komforts jener anspruchslosen Zeit ein Sybarit. Der „Parnaß“ umfing deutsche Anakreons, Pindare, Horaze — was Wunder, daß die Poeten auch die Fürsten antikisierten, gerade wie die Bildhauer und die Medailleurs auch? Kästner spricht von Friedrich dem Großen und Moses Mendelssohn:

> Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
> Sophistenschwärme her zu seinem Unterricht;
> Ein Platon lebt in seinem Lande —
> Und diesen kannt' er nicht.

Derselbe Dionys, der paradigmatische Mustertyrann der Aufklärung (bis hin zu Schillers „Bürgschaft“) wird in dem berühmten, Schubart

zugeschriebenen Epigramm das Pseudonym eines ganz anders gearteten Fürsten, Karl Eugens von Württemberg, der nach langjährigem blutigen Aussaugen seines Landes zum pedantischen Vater der Karlsschule geworden war:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein!

Solche Exerzitien setzt die Schrift voraus, die mit einem langen, „in einem absichtlichen Kanzleistil abgefaßten Titel" 1786 zuerst erschien: „Ludwig Ernst, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, kaiserl. königl. und des h. römischen Reiches Feldmarschall ꝛc. Ein Aktenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen dessen Person, solange Höchstderselbe die erhabenen Posten als Feldmarschall, Vormund und Repräsentant des Herrn Erb-Statthalters, Fürst Wilhelm V. von Oranien, in der Republik der Vereinten Niederlande, bekleidet hat". Der Herzog war 1784 genötigt worden, seine Ämter niederzulegen und Holland zu verlassen. Für ihn wirbt die Schrift, deren Verfasser kein Geringerer war als der berühmte Historiker Schloezer. Der aufklärerische Aristokrat haßte die kleinen Republiken, die Schrift ging ihm von Herzen, und fiel so wirksam aus, daß er mehr als 1000 Dukaten dafür erhielt. Der vertriebene Herzog-Regent wird ihm zum Vertreter politischer Weisheit und Tugend, und deshalb ernennt er ihn zum modernen Phokion. Das Titelblatt ziert eine Gemme mit dem angeblichen Kopf des edlen Atheners (nach Heyne aber nennt die Umschrift den Verfertiger des Steins), und mehrfach wird dieser Akkord angeschlagen. Es heißt etwa bei einer für den Herzog ungünstigen Revolution der Stände: „Wenn ihretwegen behauptet werde, es ‚sei der Herzog durch den Souverän von Holland, durch seinen Souverän entehrt worden', so könne man sich bei solchen Ausdrücken nichts andres denken als bei denen aus älterer Geschichte: der ehrliche Greis Phocion ist von seinem Souverän (der Can ... von Athen) zum Tode verdammt worden" (Bernays a. a. O., S. 9; er fügt hinzu: „die Punkte rühren von Schloezer her, der sonst freilich die derbsten Kraftausdrücke ungescheut gebraucht, aber dennoch es dem damaligen deutschen Geschmack gegenüber nicht wagte, die ‚Kanaille' mit vollen Buchstaben hinzuschreiben!") Gleich antwortet im Namen der demokratischer gesinnten Gelehrtenwelt Heyne, für die Erneuerung der Philologie ein so großer Name wie Schloezer für die der Historie. Eigentlich haben wir erst bei ihm eine novantike Satire: bei Schloezer haben wir ja statt der charakteristischen Verhüllung des eigentlich Gemeinten nur beständig begleitende Parallelen aus der Antike. — Heyne „unterläßt in dem Universitätsprogramm, das er kaum drei Monate nach dem Erscheinen der Schloezerschen Schrift herausgab, jede namentliche Erwähnung seines Kollegen Schloezer, und auch die holländischen Angelegenheiten werden mit Stillschweigen übergangen; aber allerdings war die einleitende Bemerkung über das Zeitgemäße des Themas ... ursprünglich so ausführlich, daß kein Leser, der von der Schloezerschen Schrift Kunde hatte, die Beziehung auf dieselbe verkennen konnte." Heyne bestrebt sich, darzutun, daß in dem Partei-

kampfe, dem Phokion zum Opfer fiel, nicht alles Unrecht auf der einen, von Schloezer so grimmig befehdeten demokratischen Seite gewesen (a. a. O. S. 11). Natürlich meint auch er dabei Herzog und Stände, ja wohl in erster Linie, während dem Feind der antiken „Zwergstaaten" sich die Aufgabe fast verschoben hatte: indem Schloezer auf die Niederländer schilt, befriedigt er vor allem seinen Groll gegen die Athener; es wird beinah eine Umkehrung der novantiken Satire daraus!

Der Streit erregte großes Aufsehen; Mirabeau gab ihm Widerhall, als er ihn (1788) in einer Streitschrift („Aux Bataves sur le Stathoudérat") wiedergab (a. a. O. S. 5 f.). Hier haben wir auch bei ihm die antike Stilisierung der Holländer als „Bataver". Sie gehört zur französischen Tradition, wie vor allem auch die klassische Tragödie der Corneille und Racine sie begründet hatte. In seinem geistvollen Büchlein „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" hat Zielinski gezeigt, wie sich die Redner der Revolution an Tacitus und Cicero berauschten, wie sie es liebten, sich und ihre Gegner mit Brutus und Cato, Nero und Busiris zu vergleichen — gerade wie auch ihr berühmter Vorläufer in Deutschland, der Marquis von Posa:

Zu einem Nero und Busiris wirft
Sie ihre Namen . . .

Diese pseudohistorischen Anklänge griffen auch die Gegner der Revolution auf. Ein französischer Emigrant, Emissär und Intrigant, der Graf d'Antraigues, ließ (1805) eine „Traduction d'un fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé dans le monastère St. Laure au mont Atos" erscheinen (vgl. „Deutsche Literaturzeitung" 1904, S. 2879). Die im ganzen Altertum und Mittelalter beliebte Fiktion, eine Handschrift sei an einer heiligen verborgenen Stätte gefunden — Fr. Wilhelm hat soeben über diese Sitte höchst gelehrte Studien veröffentlicht (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, herausgegeben von W. Braune. Bd. 23, S. 286 f.) — wird in den Dienst der bourbonischen Sache gestellt. H. Hüffer („Die Kabinettsregierung in Preußen und J. W. Lombard", S. 370 f.) gibt eine ausführliche Analyse von dieser „Flugschrift, die gerade in den höchsten Kreisen eifrig und von den Gleichgesinnten mit Bewunderung gelesen wurde":

„Der Verfasser, Graf d'Antraigues, ein französischer Emigrant, der in russische Dienste getreten war, bediente sich einer damals sehr beliebten Fiktion, indem er aus einer von ihm neuentdeckten Handschrift des Polybius ein bis dahin unbekanntes Fragment zu veröffentlichen vorgab, während die leicht durchsichtige Hülle den wahren Verfasser und die Personen, die er auftreten ließ, nicht verbarg. Er schildert eine Verhandlung am Hofe des Königs Antiochus von Syrien — Friedrich Wilhelms III. — der sich entscheiden soll, ob er nach Hannibals Rate seinem früheren Nebenbuhler, dem bedrängten König Philipp von Mazedonien — Franz II. — gegen den Angriff der Römer helfen wolle. Ein greiser Minister, Kallisthenes, der seine Züge dem Grafen Schulenburg, vielleicht auch Hardenberg, entlehnt, Schüler des großen Nikanor — Friedrichs II. — setzt die Notwendigkeit auseinander, der alles verschlingenden Eroberungssucht des Flaminius — Bonaparte — eine Schranke zu ziehen. Eindringlich verweist er auf die Verbindung mit dem mächtigen Könige der Parther Arsaces — Alexander — der zwischen Philipp und Antiochus hintrete mit den Worten: ‚Laßt mich die Welt retten und helft mir bei diesem Unternehmen!'

Kallisthenes findet aber Gegner in dem immer schwankenden Feldherrn Ariarathes — dem Herzog von Braunschweig — und in Heraklides von Byzanz — Haugwitz — dem früheren Minister des Auswärtigen, ‚welcher trotz seines Rücktrittes einen unheilvollen Einfluß bewahrte'. Beiden Männern wird nicht geschmeichelt, Haugwitz erscheint als lasterhafter Schwächling, als plumper Lügner, als Söldling des Auslandes, Sklave des Kabinetts, als ein Gewürm, das nur in giftschwangeren Morästen sich wohlfühlt. Aber Ausbund aller politischen Schlechtigkeit ist der Kabinettssekretär Polykrates, dem wir den Namen Lombard nicht erst beizufügen brauchen. Ein elender Sophist, verkündet er die Grundsätze der Hölle, die Ausgeburten der Mord- und Räuberhöhlen. Nach ihm muß für die Fürsten die Moral verstummen, nur der Vorteil und das Recht des Stärkeren kommt in Betracht. Philipp ist ein lästiger Nachbar, man überlasse ihn also seinem Schicksal; das einzig Kluge ist die Neutralität, um mit dem Sieger die Beute zu teilen und den Besiegten mitzuplündern. Kleine Eingriffe muß man sich von den Römern gefallen lassen und die ihnen mißliebigen Personen entfernen. Nach der Beratung folgt Polykrates dem Könige in sein Kabinett; hier weiß er die geheimen Neigungen anzufachen, welche die Könige vor den Augen der Welt zurückdrängen, aber im vertraulichen Umgang mit Sklaven nicht verbergen. Dabei findet der Verfasser willkommene Gelegenheit zu einem Ausfall gegen das Kabinett, dessen Einfluß Syrien dem Untergang entgegenführte. Treffend unterscheidet er die Wirksamkeit dieser Institution unter dem großen Nikanor und dem gegenwärtigen Fürsten. Jetzt haben die Kabinettssekretäre als tätige Werkzeuge einer Partei sich der Geschäfte bemächtigt; alles lassen sie durch ihre Hände gehen, so daß der Staat, sobald sie bestochen sind, kein Geheimnis mehr hat und seine Politik die Politik seiner Feinde wird.

„An schneidender Schärfe und Bitterkeit wäre es nicht wohl möglich, diese Schilderung zu übertreffen — — —"

In Frankreich hat diese Sitte der antiken Maskierung nie aufgehört, den politischen Kämpfen Farbe und Stil zu geben. Dupin, der typische Parlamentspräsident unter Ludwig Philipp, rügte die Haltung des Marschalls Clauzel in Algier mit den Worten, in jene Gegenden „habe das schon feil gewordene Rom das Unglück gehabt, Calpurnius zu senden und Jugurtha zu treffen" — worauf der Marschall Calpurnius Clauzel dem neuen Sallust eine Herausforderung zum Duell schickte (Hillebrand, Geschichte Frankreichs, I, 728). Zur Abwechslung arbeiteten die französischen Legitimisten auch mit „Zitationen aus Machiavelli mit stillschweigenden Vergleichungen zwischen dem Borgia und dem milden Usurpator von 1830" (ebd. 2, 478). Wo immer damals die Beredsamkeit in lebhafterem Stil auf die Phantasie der Hörer zu wirken suchte, fehlten solche Anspielungen nicht; und oft genug verdichteten sie sich zu novantiken Satiren. So gab das von Napoleon III. geschriebene Leben Caesars dem Publizisten Rogeard Anlaß zu den nicht unwitzigen „Propos de Labiénus": der altrömische Frondeur, den Mommsen so ungnädig traktiert, kritisiert den glücklichen Usurpator.

Aber Mommsens Name leitet uns auf unsern Ausgangspunkt zurück. Schloezers Schrift war ja ein erstes Symptom jenes feurig-parteiischen Einfühlens in historische Verhältnisse, dem als höchste Blüte das großartigste Werk subjektiv-vergegenwärtigender Geschichtschreibung entsprossen ist: seine Römische Geschichte. Und in diesem Geist des innerlichen Miterlebens ist unsre Philologie und unsre Geschichtschreibung groß geworden. Auf dem Umweg über die Antike wurden unsre Historiker und Sprachforscher modern;

weil er den Pöbel von Athen haßte, nahm Schloezer gegen die Generalstaaten Partei und Mommsens Stellung zu den preußischen Junkern ward durch seine Antipathie gegen Marcus Ämilius Scaurus mitbestimmt.

Für diese fortdauernde Verbindung seien zwei Namen von gutem philologischen Klang angeführt, deren Träger die alte Übung der Universitätsrede gern zu Ausblicken auf den Tag benutzten und nicht selten bis zu der Grenze der novantiken Satire glitten. Hatte doch der große August Boeckh selbst in seiner Denkrede Wilhelm von Humboldt als einen modernen Perikles aufgefaßt und die unglückliche Charlotte Stieglitz als eine Alkestis, die, um den Gatten zu retten, herabstieg zum Hades.

Lobeck, der berühmte, letzte und strengste Vertreter der Aufklärungsphilologie, die die beiden ungleichen und feindlichen Brüder Heyne und Voß begründet haben, die bête noire seines Naumburger Landsmannes Nietzsche, liebte es besonders in seinen durch Kürze und Witz berühmten Festvorträgen, politische Anspielungen zu verweben. Eine Rede über die antike Geheimpolizei (gehalten am 3. August 1832) schließt mit der Freude, daß es so etwas nur noch in Rußland gebe — mitten in der Blütezeit der Demagogenhetze! Oder kurz vor der Revolution schildert er den „deutschen Michel" und prophezeit sein Erwachen aus langem Seelenschlaf in einer Rede mit der Überschrift „Charakteristische Darstellungen alter und neuer Völker in Bild und Schrift" (Auswahl aus Lobecks Akademischen Reden, herausgegeben von Albert Lehnerdt, S. 178).

Ebenso bemerkt aber auch von Otto Ribbeck, der erst vor kurzem von uns ging, sein Biograph (Allgemeine Deutsche Biographie 53, 339): „Bei der Schilderung der Vergangenheit ließ er auf die bewegte Gegenwart charakteristische Lichter fallen." Politisch-aktuelle Andeutungen bringt etwa die Kieler Rede „Hybris" (O. Ribbecks Reden und Vorträge, S. 1), während der Vortrag „Griechenland und Deutschland" (Kiel 1867) sich in einer ausgeführten Analogie bewegt und bedauert, daß Perikles seinen Plan nicht durchführen konnte: „so wäre der Sieg wohl schließlich auf Athens Seite gewesen, und manches souveräne Hellenenvölkchen würde den Nacken unter ein strengeres Bundesjoch haben beugen müssen."

In demselben Jahr erschien noch eine andre Flugschrift, in der die deutschen Verhältnisse an den hellenischen abgebildet werden. Ich kenne sie nur aus Zitaten (bei Albrecht Wirth, Weltgeschichte der Gegenwart, S. 319). Unter dem Titel „Die Einheit Griechenlands" ließ damals (1867) ein Publizist Namens Mone eine Broschüre erscheinen, in der der preußischen Bestrebung zur Einheit Deutschlands „ein Spiegel vorgehalten wurde". Aber sie ist, wie viele ihresgleichen, vergessen; nur eine novantike Satire hat ihren Ruf bis auf unsre Tage gerettet: D. Fr. Strauß' „Julian der Abtrünnige".

Strauß ist wohl weder von der französisch-journalistischen Tradition abhängig noch von der norddeutsch-akademischen. Eine gewisse Neigung, sich in fremde Zeiten zu übersetzen, lag in ihm. Auch bei seinem „Hutten" (1857) hat „die in seinem Gegenstand selbst liegende, durch die rein geschichtliche

Darstellung sich ungesucht aufdrängende Parallele zwischen den Aufgaben und Kämpfen des sechzehnten und denen des neunzehnten Jahrhunderts" (Zeller, D. Fr. Strauß, S. 81) ihm den Stoff belebt. Aber zu dem versteckten Porträt Friedrich Wilhelms IV. reizte ihn wohl besonders das Paradoxon, den frommen christlichen König mit dem christenfeindlichen Kaiser unter dem Gesichtspunkt der vergeblichen religiösen Reaktion zu vergleichen. Dies tut er denn mit köstlichem Witz; nirgends ist so glänzend eins jener Vexierbilder nachgeahmt, die von rechts gesehen etwa Bismarck zeigen und von links Windthorst. Auf das künstlichste ist die Einheit im tertium comparationis hergestellt. Den Grundakkord schlagen (S. 2) die Worte an:

„Als Altes und Neues, als Positives und beziehungsweise Negatives, wie jetzt Christentum und freier Humanismus, standen sich zu Julians Zeit Heidentum und Christentum gegenüber." Die Katholiken werden als Juden umgedeutet (S. 35):

„So tief er ihre heiligen Schriften unter die Erzeugnisse des griechischen Geistes setzte; so sehr ihm an ihrem Monotheismus das Ausschließende gegen andre Völkergottheiten zuwider war: so hatten sie doch nicht bloß das Institut der Opfer (solange ihr Tempel noch stand) mit den Griechen gemein, sondern die Strenge, mit der das Mosaische Gesetz den Lebenswandel regelt, seine mancherlei Speiseverbote besonders, gaben dem Judentum in den Augen des asketischen Julian einen Vorzug, an welchem selbst Heiden sich spiegeln mochten; vollends der neuen christlichen Gottlosigkeit gegenüber trat der alte Nationalkultus der Hebräer mit dem griechisch-römischen in eine Reihe. Daher begünstigte Julian zu der Christen größtem Ärgernis die Juden . . ."

Dies wirkt besonders lustig, weil Friedrich Wilhelm IV. ein ausgesprochener Judenfeind war. Es geht nun aber weiter: „Auf sein Geheiß sollte der alte, weit und breit berühmte Tempel zu Jerusalem . . . sich aus seinen Trümmern wieder erheben . . . der Kaiser selbst wies bedeutende Summen dazu an, und aus allen Teilen des Reiches flossen die Beiträge der Gläubigen zusammen . . ." Der letzte Satz dieses Abschnitts verdeutlicht noch, was mit diesem „romantischen Dombau" gemeint ist: der Kölner natürlich samt der Dombaulotterie! — Oder es wird auf des romantischen Fürsten „mystisch hohe Vorstellung von der Würde und dem Berufe des Herrschers" hingewiesen, auf „sein eitles Haschen nach dem Beifall des Publikums" (S. 41, 43) und besonders auf seinen Witz: „daß der Witz dem gekrönten Romantiker nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Manche seiner ornate et facete dicta sind uns aufbehalten. Selbst in amtlichen Sentenzen und offiziellen Aktenstücken konnte er sich des Witzes nicht immer enthalten (S. 44) . . ." All dies mit schlagenden Belegstellen beglaubigt! und am Schluß dann als höherer Sinn der Legende von Julians letzten Worten („Galilaee vicisti!" vgl. jetzt Fr. v. Nostiz Rieneck S. J. Vom Tode des Kaisers Julian, Programm des Gymnasiums Feldkirch „Stella matutina" 1908): „daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wieder herzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen muß" (S. 52).

Wäre Treitschke in seinen späteren Jahren nicht überhaupt gegen Strauß erbittert gewesen, man begriffe den Zorn gar nicht, mit dem er über dies geistreiche Schriftchen spricht und vollends über eine gar nicht schlechte Nachahmung „Theodat, König der Ostgoten", aus dem Nachlaß des jung verstorbenen Otto Abel, desselben, der die Unwirklichkeit des heiligen Johann von Nepomuk dargetan hat. Dies Pamphlet (1855 erschienen) ist glücklicher in der Parallelisierung der Zustände als der Personen. „Ein siebzigjähriger Greis war Theoderich am 26. August 526 gestorben, der erste große König im deutschen Volk, wie Friedrich von Preußen sein letzter." (Auch hier die geschickte Art, das wirkliche Vergleichsobjekt ganz beiläufig zu nennen.)

„Er hatte seine Ostgoten nach Italien geführt, hatte das alte Abhängigkeitsverhältnis zum byzantinischen Ostreich abgeschüttelt, eine selbständige europäische Stellung eingenommen, und in der germanischen Staatenfamilie, insbesondere durch die Bande der Verwandtschaft, mehr noch durch weise vermittlerische Tätigkeit, das ohne Widerspruch anerkannte, mit Mäßigung behauptete höchste Ansehen erlangt" (S. 3). „Oder welcher andre deutsche Staat schien so sehr den Beruf zu haben, die auseinandergesprengten Germanenstämme zu einem machtvollen Reiche zu vereinen? . . ." (S. 5). „Mit einem gewissen Grauen sah schon Theoderich auf den Schwager im Norden" („und auf den Zaren, deinen Schwager", heißt es bei Herwegh!), „der mit List und Gewalttat sich die Straße seiner Eroberungen bahnte . . . und auch schon die begehrlichen Blicke nach dem Süden warf, ihn zu befreien von der Herrschaft der Ungläubigen" (S. 7). „Ungern und erst nach längeren Unterhandlungen verstand man sich am kaiserlichen Hof durch Übersendung der königlichen Insignien, den Theoderich als König anzuerkennen, und fernerhin wollte man bloß den Beamten des Kaisers, den Grenzhüter — Markgrafen hieß es in späterer Zeit — des Reiches gegen Franken und die Barbaren des Nordens in dem neuen König sehen" (S. 9). „Theodat war keineswegs ein Mann ohne Geist, aber es gebrach ihm an allen Eigenschaften, deren gerade der König bedarf. Er war schwankend in seinen Entschlüssen, ohne Kraft und Mut, bei allem Ehrgeiz doch des ehrlosesten Tuns fähig . . ." (S. 10). „In einem durch die Waffen geschaffenen und noch immer fast allein durch die Wehrhaftigkeit des Volkes getragenen Staat, verstand er vom Kriegswesen nichts, statt dessen spielte er den Gelehrten . . . und wußte mitzureden in den theologischen Streitigkeiten, welche die Menschen jener Tage beschäftigten. In keine geschickteren Hände hätten die Zügel der Regierung gelegt werden können, um den Staat des großen Theoderich zugrunde zu richten" (S. 11).

Wir erstaunen über die Virtuosität dieses historisch-aktuellen Doppelspiels: Aber wie war jene Epoche dazu erzogen worden — durch die Zensur! Indem diese das offene Wort strich, zwang sie die Publizisten in die Zweideutigkeit hinein. Daher jener Kultus der Anspielung auch in der Dichtung, den Laube und besonders Gutzkow den französischen Dramatikern des Bürgerkönigtums ablernten — des Bürgerkönigtums, das zwar keine Zensur besaß, aber Preßprozesse in Menge. Daher die geschickten „Reden zum Fenster hinaus", die in den „Karlsschülern" über Freiheit der Presse, in „Uriel Acosta" über Glaubenszwang und Orthodoxie, in „Zopf und Schwert" über die Aufgabe des preußischen Staats gehalten werden. Daher die verkleideten Schilderungen Friedrich Wilhelms IV. und seiner Umgebung in den „Rittern vom Geist" und in „Hammer und Amboß". — Aber auch in die akademischen Reden dringt von neuem dieser Zug, und ein so nüchtern objektiver Schriftsteller wie Eduard Zeller schiebt in einen Vortrag über „Religion und Philosophie

bei den Römern" (1865) den Satz ein: „Es wird auch nicht überliefert, daß auswärtige Kirchenbehörden, wie etwa der Areopag in Athen oder die Priester der Göttermuttern in Pessinus, sich gedrungen gefühlt hatten, gegen den ketzerischen Kollegen (den Pontifex maximus Scaevola) in Rom Zeugnis abzulegen und der dortigen Staatsregierung über die religiösen Pflichten der Obrigkeit das Gewissen zu schärfen." Dazu dann die spätere Anmerkung: „das Obige, eine den ursprünglichen Zuhörern dieses Vortrages wohl verständliche Anspielung auf die Angriffe, die eben damals auch von auswärtigen Kirchenbehörden und Theologen auf D. Schenkel (den Präsidenten des badischen Oberkirchenrats) gemacht wurden" (Vorträge und Abhandlungen 2, 122). Freilich — Zeller war Strauß' Schüler und Verehrer, dazu, wie O. Abel sein Landsmann; der Schwabe Vischer hat ja noch später in der Pfahlbaugeschichte des „Auch einer" eine novantike Satire religiös-politischen Inhalts gegeben. Aber in den Jahren etwa von 1847—1867 blühte diese Kunst der „doppelten Wahrheit" — freilich nicht im Sinn der Scholastik! — weit über Strauß' Heimatgebiet hinaus, besonders auch durch die Witzblätter genährt.

Allmählich verging diese Technik: Vor etwa fünfzehn Jahren hat noch einmal eine novantike Satire politischer Art vorübergehendes Aufsehen gemacht: Quiddes „Caligula"; die ungeschickte Übertreibung zeitgenössischer Schwächen, die das Fundament der Vergleichung liefern mußte, bewies allein schon, daß die Blütezeit der Gattung einstweilen vorüber ist. Kleine Kabinettstücke begegnen wohl noch, wie mir ein witziges, wenn auch ungerechtes Charakterbild Eugen Richters unter dem Namen des Demagogen Kleon vorgekommen ist, und Hardens „Zukunft" operiert nur zu gern mit solchen Analogien; aber die große Kunst des zwiefachen Porträts ist nicht wieder erreicht worden und nicht die Wirkung der Schriften Schloezers und d'Antraigues, Strauß', Abels. Aber es ist ein Tod, den wir nicht beklagen: mag es auch nach Nietzsches Wort den Triumph der Kunst bedeuten, in Ketten zu tanzen — wir freuen uns, daß diese Kunst in der politischen Meinungsäußerung überflüssig geworden ist. Oder sollte sie das nicht geworden sein? . . .

Das Automobil in der Wüste Gobi.

Von
Wilhelm Bölsche.

Peking—Paris im Automobil. Eine Wettfahrt durch Asien und Europa in sechzig Tagen. Von Luigi Barzini. Mit einer Einleitung von Fürst Scipione Borghese. Mit 168 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1908.

Es ist ein Buch, zu dem man zurückkehrt, nachdem die Feste verrauscht sind. Als die Sieger der großen Automobilwettfahrt, die im Frühjahr 1907 von dem Pariser „Matin" angeregt worden war, deren Programm eine Durchquerung Asiens und Europas von Peking bis Paris bildete und deren Durchführung an erster Stelle dem Fürsten Borghese, dem Journalisten Barzini und dem Chauffeur Ettore Guizardi glückte, im August jenes Jahres heimkehrend auch Berlin berührten, gab es dort ein großes Fest. Die Zeitungen haben genügend darüber berichtet. Ich wage aber nicht zu sagen, daß wir uns noch irgendwie deutlich an dieses Ereignis selbst erinnerten. Denn die natürliche Aufnahmefähigkeit unsrer Gehirne reguliert sich heute in einem gesunden Naturprozeß so, daß je rascher, ausführlicher und anschaulicher unsre Zeitungsberichte werden, in eben dem Verhältnis unsre Gabe des prompten Vergessens wächst. Die letzten fünfzig Seiten des vorliegenden Reise- und Rechenschaftsberichts über jene Fahrt gelten den besagten Willkommfesten, ich weiß nicht wie vielen, zwischen der russisch-europäischen Grenze und dem Boulevard Poissonnière. Diese fünfzig Seiten halten eine hübsche Erinnerung für die verdienten Persönlichkeiten und einen berechtigten Glanzmoment aus der engeren Geschichte des Automobilwesens fest; im Grunde aber sind das doch Akten, die man in ein Archiv legt, bei späteren Festen einmal wieder herausucht und im übrigen auf sich beruhen läßt. Auch das erste Kapitel des dicken Bandes, so überaus amüsant, ja graziös es geschrieben ist, wirkt auf mich etwas verblaßt. Eine schon hergebrachte Geschichte. Ein Mitarbeiter in Mailand wird von seiner Zeitung telephonisch angerufen. Es wird ihm jener Wettaufruf des Pariser Blattes mitgeteilt, auf den hin sich soeben telegraphisch der Fürst Borghese gemeldet hat. Nach einem Gespräch von

sechs Sätzen wird Barzini noch am gleichen 18. März nach Paris entsandt. Am 20. März reist er von dort über Amerika nach China ab. In Neuyork erhält er ein Telegramm: „Eintreffen Peking ersten Juni". Am 1. Juni abends 6 Uhr steigt er Station Peking aus. Borghese ist bereits dort. Auch ein paar andre Wettbewerber. Anfangs hatte sich eine ganze Masse Teilhaber in Paris gemeldet. Als die Forderung, vorher eine Art Kaution von 2000 Franken zu stellen, aufgetaucht war, hatte sich das Häuflein aber stark gelichtet. Die nötigen amtlichen Wege glätten sich auch im letzten Moment. Der Große Rat, Wai-wu-pu, des himmlischen Reiches in Peking hat zwar starke Bedenken gegen das plötzliche Durchfahren von mehreren Ki-tschos, wie das neue Wort für Kraftwagen hieß, ein Durchfahren durch die chinesische Mauer und auch die große Naturmauer der Wüste Gobi nach Westen . . . Aber man gibt weise nach. Und so kann die Fahrt am 10. Juni beginnen. Diese Einleitung interessiert nicht mehr genügend. Wir haben das zuerst erfunden bei Jules Verne gelesen, dann einigermaßen wirklich zuerst bei Stanley. Seither wissen wir, daß solche Wege schon nüchterner Usus sind; wir verlangen, daß eine Sportsache dieser Art telegraphisch zustande komme, und daß ein Reporter nichts darin finde, aus dem Redaktionslokal gleich auf der Stelle nach Peking zu fahren; wir verlangen auch, daß in einem Kulturzentrum mit einem Bahnhof wie Peking noch nichts Ernsthaftes passiert bei einer Fahrt, die durch die Wüste Gobi gehen soll.

Zwischen diesen ersten zwanzig und letzten fünfzig Seiten findet sich indessen etwas, was diesem Buche eine dauernde Anteilnahme, meines Erachtens, sichern muß, eine Anteilnahme von weit höherem Bildungsgebiet, Bildungsernst aus. Dieses Kernstück konnte nur einmal so geschrieben werden, und man wird in der Geschichte der Geographie darauf zurückkommen. Es handelt sich zum Teil um eine Reise durch Gebiete, die bisher unvollkommen erforscht und unvollkommen beschrieben sind. Das ist aber auch nicht das Entscheidende. Die Flüchtigkeit des Ganzen (das eigentlich wertvolle Stück, zwischen Peking und der russischen Grenze, umfaßt nur vierzehn Tage) kann keine Hoffnung auf eigentlich neue Forschung wecken. Der Darsteller ist ein außergewöhnlich scharfer Beobachter und glänzender Stilist; das kann aber jene Lücke natürlich nicht allein decken. Der Wert liegt vielmehr auf der einen Seite gerade darin, daß diese Gegenden noch nie so rasch, aber auch noch nie (trotz aller kleinen Abenteuer) so bequem durchflogen worden sind. Das Tempo der Anschauung und Vergleichung, mit dem hier der verwickeltste Erdteil der Erde, Asien, in seiner ganzen Breite, quer durch das Innere, gesehen wird, ist etwas absolut Neues in der Geschichte der gesamten geographischen Forschung. Die Geschichte menschlicher Forschung ist ja in starkem Sinne von jeher Geschichte zugleich der menschlichen Mittel für Vereinfachung gewesen. Was für ein Gewinn waren in diesem Sinne des „Sehens mit einem Blick" die erste Karte, der erste Globus! Für Asien hat es außerordentlich lange gedauert, bis wir auch nur den äußerlichen Umriß richtig so überschauen konnten. Erst Nordenskjölds Vegafahrt, die denn auch eine große Station bildet, hat den Ring nördlich geschlossen. Das Innere ist aber bis heute im höchsten Grade zersplittert in

zusammenhangslose Einzelbilder. Man kann sogar sagen, daß das älteste große Bild, in dem Reisebericht des Marko Polo, beinahe noch das einheitlichste ist. Seither ist hineingezeichnet worden bis zum völligen Verirren in einem Labyrinth. Dabei hält sich aber die Forderung des vereinheitlichten Sehens auch da beständig aufrecht. Die Anfänge des asiatischen Eisenbahnnetzes, gipfelnd in der transsibirischen Bahn, eröffnen eine neue Ära der Möglichkeiten. Den ersten Versuch einer solchen wirklichen neuen Synthese, bei der eine Strecke etwa von Peking bis zum Baikalsee in drei Wochen ununterbrochen Szenenwechsels vorüberzieht und verglichen werden kann, liefert aber Barzinis Buch. Man legt es aus der Hand mit einem Gesamtbilde von Innerasien, das in dieser Vereinfachung ebenso neu wie wertvoll ist, auch für den Kenner der besten, im Detail unendlich viel tiefgründigeren Spezialwerke der letzten Jahrzehnte.

Die Erinnerung an die Eisenbahn gibt aber noch einen zweiten Gesichtspunkt, unter dem dieses Werk ohne Vorgänger ist und eine wissenschaftliche Station bildet. Die Teilnehmer der Fahrt sind keine Wissenschaftler im Sinne geologischer oder zoologischer oder ethnographischer Fachkenntnisse gewesen. Neben Przewalskij oder Sven Hedin würde man mit einem gewissen, sehr gefährlichen, einseitigen Urteil sagen müssen: es sind Dilettanten. Man vergäße dabei aber, sehr wissenschaftlich unexakt, daß mit diesen Männern ein ganz andrer Zweig Wissenschaft reiste, den sie als Fachleute ersten Ranges beherrscht haben, und der tatsächlich zum allerersten Mal mit ihnen Asien durchquert hat. Wir treten heute schon in ein Zeitalter, wo Eisenbahnwissenschaft ein Hochschullehrfach bilden kann. Mit Borghese und Barzini fährt ein neuer Blick für Mittel und Verknüpfungen der Kulturausbreitung. Sie selbst mit ihrem Automobil sind eine Station solcher Ausbreitung geworden auf einem Gebiet, wo ungeheure Völker- und Religionswanderungen seit Jahrtausenden Stationen bildeten, wo Marko Polo eine war, das östliche Vordringen Rußlands eine war, zuletzt jetzt die russischen und chinesischen Eisenbahnbauten und Telegraphenlinien eine sind. Als das Auto der Drei seinen Weg durch die mongolische Steppe und die absolut öde Sand- und Salzwüste Gobi nimmt und diese schaurige Gobi, zu deren Durchquerung die Kamelkarawanen bisher siebzehn qualvolle Glut- und Dursttage brauchten, Tage auf Pfaden, die von bleichenden Knochen der Opfer gesäumt waren, zum erstenmal seit allen Jahrtausenden der Völkerbewegungen in *vier* Tagen bezwingt: — da findet es seinen Weg durch genauen Anschluß an die Telegraphenstangen. In diesen Stangen steckt Pionierwerk des Weltverkehrs, der zu einer Kulturwissenschaft geworden ist. Als Vertreter dieser Wissenschaft erscheint aber nun auch das Auto selbst, das zum erstenmal in vier Tagen alle diese Stangen berührt und ideell vereinigt. Und jeder Satz der Reiseschilderung verrät, wie *diese* wissenschaftliche Mission unsern Reisenden vollauf geläufig und bewußt ist. Ihr Auge folgt jedem charakteristischen Zuge der durchquerten Gebiete, der diesem Zweck schon dient oder künftig dienen könnte. Auch diese Art Schau und Schilderung ist völlig neu. Als eine neue Verkehrseinheit, in kulturell wirklich neuer Zukunftsvereinfachung

taucht dieses unermeßliche Asien vor uns auf. Es ist wie überall: die Vereinfachung der Welterscheinungen bis zum Gesetz macht uns zugleich technisch immer mehr zum Herrn der Dinge, als Erkenner des Gesetzes werden wir zu seinem Lenker. In einem geographischen Werke ist mir das noch nie so deutlich geworden wie bei Barzinis Schilderungen, dem Tagebuch eines geistreichen Journalisten, der schon vorher in allen Kulturländern zu Hause war, und der jetzt an der Seite von zwei vorzüglichen Technikern tausend Kilometer weit ohne jeden Unfall durch die berüchtigtste Wüste des ganzen Kontinents fährt, eine Strecke so vollkommener Abgeschiedenheit von jeglichem Leben, daß er selbst sie mit einer der öden Mareflächen des Mondes vergleicht. Als das Auto am Gestade dieser Gobi wieder auftauchte und auf russischem Boden erschien, erwogen aber praktische Leute dort die Möglichkeit, die Teetransporte von China mit solchem Mittel um einen kolossalen Umweg zu verkürzen; die Möglichkeit, Tomsk im Obgebiet mit den Bergwerksdistrikten im Altai so zu verknüpfen. Das sind Dinge, die nicht mehr im Gebiet des Sports liegen, zu dem man die ganze Fahrt, je nachdem lobend oder tadelnd, hat stempeln wollen. Unter dem reinen Gesichtspunkte eines Sports waren für das Gelingen des Ganzen (abgesehen von einer ziemlichen Reihe reiner Glückszufälle) so kolossale Vorbereitungen nötig, daß es sich um die sinnloseste Kraftvergeudung handeln müßte. Der Wagen selbst konnte nur Benzin und Öl für etwa tausend Kilometer Fahrt tragen. Sechzehntausend Kilometer sind zurückgelegt worden. Das besagte, daß von China und von Petersburg her über den ganzen Weg eine Kette von Stationen mit Benzin- und Ölersatz vorher verteilt werden mußte, darunter solche mitten in der Wüste Gobi. Diese Vorversorgung glückte ohne eine leiseste Trübung des Funktionierens. Die eine Hälfte der Depots hatte die Firma Nobel in Petersburg besorgt, von Moskau bis östlich vom Baikalsee; die andre die russisch-chinesische Bank. Wenn man die Strecke auf der Karte ansieht, so sagt man sich, daß es nicht leicht einen ungeheuerlicheren Unsinn geben könnte, als eine solche Alarmierung eines ganzen Breitengrades in der Länge Asien-Europas für einen Sportrekord, eine Wettfahrt, die heute einen Preis erntet und morgen vergessen ist; man muß bedenken, daß jedes dieser Benzindepots durch lange Eisenbahnfahrten und Karawanentransporte erst geschaffen werden mußte. Daß aber dieser ganze Apparat lückenlos überhaupt schon einmal in Gang kommen konnte, daß es allen Ernstes möglich war, China bis zur großen Mauer, die mongolische Steppe, die Gobi, Sibirien und Rußland vom Baikalsee über den Ural bis Moskau mit einer solchen prompt funktionierenden Depotkette zu überziehen: das ist die Kulturtat, der Kulturnachweis, die in der Sache stecken und die (einmal ausnahmsweise ein prägnantes Beispiel des Mittels, das den Zweck heiligt) das Ganze adeln. Nicht der Autosport, sondern die Kultur hat hier einen Rekord geschlagen, der als strenger Wert zu verzeichnen ist.

Im übrigen beruht allerdings der größte Spannungsreiz der Schilderung natürlich gerade auf den Zwischenfällen des Unberechenbaren. Auf geographischen und ethnographischen Imponderabilien der Strecke für die völlige Neuerung einer Automobilfahrt, noch dazu mit einem relativ sehr schweren Automobil.

Das erste ernsthafte Hemmnis diesseits Peking bildete eine uralte herrliche chinesische Brücke, ein Monument von vielleicht sechshundert Jahren Kultur, das eine Überlieferung auf Marko Polo selber zurückführt, dessen ausgetretene Marmorfliesen aber keine rechte Auffahrt mehr besaßen für ein Auto von 1500 Kilogramm Gewicht. Damit korrespondiert ein Abenteuer fast am letzten Reisetage, das allerdings nicht Borgheses Wagen, sondern einem Begleiter passierte: indem er nämlich in dem sonst nicht eben weltgeschichtlich bekannten Orte Müngersdorf bei Köln im Eifer der Fahrt durch die Wand hindurch mitten in ein Haus hinein sauste. Dem ersten ethnographischen Hindernis: jenem Bedenken des chinesischen Großen Rats, das wohl seine ernste politische Seite hatte, entsprach am andern Ende der belgische Polizist, der das Automobil hinter Verviers anhielt und wegen zu raschen Fahrens (des Tempos der Gobi-Durchquerung) in Strafe nehmen wollte. Die erste Wegstrecke durch das engere China war im übrigen sehr harmlos. Eine Höhenkarte von Asien zeigt dann die wirkliche erste echt geographische Schwierigkeit, um die keine derartige Fahrt herum kommen wird. China liegt bei Peking 37 Meter überm Meere. Die Gobi ist eine Wüste in Gestalt einer himmelhoch darüber hinaufgetürmten Blase, 1000 und mehr Meter hoch. Zwischen diesen Kontrasten vermittelt ein Gebirge, das zugleich die Rolle einer Treppe spielt, die bloß noch etwas über das Ziel hinausschießt. Diese Treppe hinauf, vorgesehen, wie sie war, mußte das Automobil von Menschenhand geschleppt, sozusagen verladen werden wie ein Droschkengaul, der das Bein gebrochen hat. Die alte Kette dieser Treppe, die doch weder Religionen noch Völker dauernd hat absperren können, ist die doppelte „chinesische Mauer". Das Buch gibt eine äußerst malerische Schilderung dieser Mauer; Barzini ist Meister in solchen landschaftlichen Stimmungsbildern, wobei die größten natur- und welthistorischen Objekte beständig am Wege liegen. Dann erscheint die grüne Steppe und endlich als Hauptstück die gelbe Wüste selbst. Es schildert kein Naturforscher. Wenn das Auto hinter Antilopen her sauft, so erfahren wir nicht, um was es sich zoologisch handelt. Aber in der Gobi, dreihundert Kilometer nach der einen, achthundert nach der andern Seite von der nächsten menschlichen Stadt getrennt, liegt, so hören wir, eine chinesische Telegraphenstation, und sie gibt einen einzigartigen Eindruck. Jene tausend und mehr Kilometer bedeuten, daß der Telegraphenbeamte und seine paar Leute so weit vom Anschluß an die Menschheit getrennt sind, nur verknüpft noch durch den einen Nerv der elektrischen Leitung! Die Reisenden wünschen diesen Nerv in Anspruch zu nehmen. Es stellt sich heraus, daß der Beamte noch nie Veranlassung gefunden hat, ihn zu benutzen. Sechs Jahre schon besteht dieses Amt als Einsiedelei inmitten aller Grauen der Wüste. Barzinis Telegramm ist das erste, das nach diesen sechs Jahren aufgegeben wird. Es war gleich ein ganzer Zeitungsbericht. Um 4 Uhr 15 Minuten war das Telegramm ganz abgesandt. Es lief über Peking nach Schanghai, von Honkong nach Singapore, über Aden nach Malta und von da gleichzeitig nach Mailand und über Gibraltar nach London. Eigentlich eine Tour auch für diesen elektrischen Nerv noch von zehn Stunden. Aber der Unterschied der Zeit mischt sich ein.

Die Zeit von Pang-Kiang, jener Station in der Gobi, ist der mitteleuropäischen Zeit um acht Stunden voraus. Zwischen sechs und sieben am gleichen Nachmittag hatten die beiden Redaktionen, für die Barzini reiste, ihren Spezialbericht mit Angaben, wie zwei Stunden vorher Automobilfahrern in der Gobi zumute gewesen war . . .

Man hat bei der Schilderung die Empfindung, daß in solcher grenzenlosen Wüstenöde die Spuren des Menschen auf gewisse allergrößte, alleremfachste Werte reduziert sind: Brunnen, ab und zu, auf furchtbare Entfernungen, für die Notdurft des Lebens; und Altäre, rohe Steinhaufen, vom frommen Sinn der mongolischen Nomaden nach uraltem Muster immer wieder schlicht errichtet. Dazu als drittes nun der Telegraphendraht. Im ganzen war die gefürchtete Gobi das bequemste, das glatteste, das sicherste Stück der ganzen Fahrt. Die wahren Gefahren begannen erst auf sibirischem Boden, im „Kulturland" der politischen Einordnung nach. Unvergleichlich scharf tritt bei dem rasenden Fahrtempo der geographische Kontrast dieses sibirischen Asiens gegen das mongolische hervor. Nach der dürren Sand- und Salzwüste die sibirischen Stromgebiete mit dem ungeheuren Waldgürtel der „Taiga", der die heiße Hochsteppe und Salzwüste von der nordischen Moossteppe, der „Tundra", trennt. Aus einer wahren Höhenperspektive, die unserm Planeten gegenüber noch nie ein menschliches Auge besessen hat, würde man diese Gegensätze als große Farbenbänder in Gelb und Blaßgrün, tiefem Blaugrün und stumpfem Braungrün einander von Süd nach Nord zonenweise über Asien ablösen sehen bis zum polaren Weiß. Die Fahrt gewährt aber etwas von solcher Perspektive. Im sibirischen Walde taucht dann plötzlich die Eisenbahn auf. Dem Auto wird erlaubt, auf ihrer Schienenzeile dahinzusausen wie durch einen langen, langen Tunnel, der in den lebendigen Pflanzenberg geschlagen ist. An der Flanke dieser Bahnlinie, des Kulturnervs, der den zweiten Teil der Reise ebenso treu begleitet, wie der Telegraphendraht den ersten, widerfährt den drei Kühnen aber das einzige ganz auf Tod und Leben gestellte Abenteuer: im Zusammenbruch einer schlechten russischen Holzbrücke überschlägt sich ihr Fahrzeug und begräbt die Insassen. Man muß Glück haben. Nach der Statistik solcher Automobilunfälle sollten alle drei tot sein, und gesund davongekommen sind alle vier, die drei Menschen und sogar ihr Automobil. Abgesehen von diesem Glück hätte diese Episode aber schließlich auch im Grunewald passieren können. Bezeichnender wieder ist dagegen der alte graubärtige Hüne von russischem Schmied, der aussieht wie Tolstoi und ohne viel Worte in ein paar Stunden dem Automobil, von dem er noch nie gehört hatte, ein neues Rad baut und so die ganze Wettfahrt rettet. Man scheidet von dem spannenden Buche doch mit dem antiken Gedanken: nichts Wunderbareres als der Mensch!

Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft.

Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers.

Von
Johannes Proelß.

(Fortsetzung.)

II.

Heidelberg, 5. Januar 45.

Mein vielgeliebter Friedrich!

Zum Zeichen, daß es im neuen Jahre nicht mit unserer Correspondenz so fortgehen soll, wie im alten, nehme ich den ersten Sonntag ganz für mich, um ihn mit Dir zu verleben und Dir eine tüchtige Epistel als Gruß und Beweis meines Lebens an Deine Ostsee zu senden. Aber was ist denn mit Dir vorgegangen, mein altes, treues Herz, daß Du so lange schweigst und mich ganz unruhig um Dich machst? Findest Du in der Heimathstadt keine Zeit, ein paar Augenblicke an mich zu denken und mir Deine Gedanken, wovon Du weißt, daß mich auch der kleinste herzinnig freut, in ein paar Zeilen mitzutheilen? — Hast Du meinen gewaltigen Brief nach Berlin (oder im Fall der Abreise nach Rostock adressirt) nicht erhalten? Oder bist Du mir gar böse und dauert Dich die Zeit, die Du schon im Sommer mit mir verloren hast? Nein, lieber Friedrich, das kann nicht sein; — und wenn es wäre, und Du nur einen Augenblick daran denkest, wie ich hier wie eine verdorrte und vertrocknete Pflanze herumvegetire, und sehnsüchtig hinausschaue, ob nicht ein paar Thautropfen kommen vom Norden her, um mich zu laben — dann wirst Du gewiß Dein Haupt schütteln und mir wieder gut sein und Deinem getreuen Jungen Deine liebe Gestalt, die ihm tagtäglich wie ein Schutzengel vor Augen schwebt, auch durch schriftliche Mittheilung wieder vor die Seele führen. Und Du hast ja so vieles, worüber Du Dich mit mir unterhalten kannst. Greif nur in Dein eignes Herz hinein und laß die alten Zeiten von München wieder heraufkommen — oder erzähle mir von Deinem Leben und Treiben in der Heimath — oder male mir ein paar Reisebilder aus, oder schicke mir ein paar Lieder — Du erfreust mich mit Allem. Bist

Du betrübt und bläsest Trübsal, so schreib mirs, ich bin auch betrübt — oder arbeitest Du heftig — ich thue es auch hie und da; — oder bist Du endlich gar verliebt und hat irgend ein Rostocker Gesichtchen Platz in Deinem Herzen gefunden, so schreib mir auch das; ich war ja auch einmal inamorato und werde mich freuen, Dir gratuliren zu können, daß etwas Besseres jetzt Dein Herz einnimmt, als der frühere Besitzer (nämlich ich selbst), — wenns wahr ist und Du mich nicht schon längst daraus hinausgefuhrwerkt hast und höchstens nur noch eine Stelle unter den Alterthümern anweisest, mit denen Du Dich einstmals beschäftiget hast.

O könnt' ich Dir sagen, wie sehr ich Dich hier im wilden Drang des Heidelberger Lebens vermisse! — Du bist freilich jetzt in andern Verhältnissen; Du bist zurückgekehrt in die Heimath und hast all die Plätze und Häuser, die Gegenstände Deiner Jugenderinnerungen und die Eltern und Freunde und das ganze gemüthliche Familienleben wieder, nach dem Du Dich so oft gesehnt — und wenn Dich etwas drückt oder Dir fehlt, so machst Du Dir Luft durch Mittheilung an ein treues Herz: — aber ich stehe hier so allein und habe unter der Masse von Bekannten keinen einzigen Freund und wenn mein Herz oft so öd und leer ist, so habe ich Niemanden, der mirs ausfüllte — und all das kommt mir noch viel trübseliger vor, wenn ich zurück denke an München, wo es anders gewesen.

Darum schwebst Du auch fort und fort meinen Gedanken vor — und wenn ich so im Colleg ein paar Vandalen[1]) beisammen ihre feine Sprache reden höre, dann denk ich wieder doppelt lebhaft an Dich — und daß Du nicht hier sein kannst; — und ich meine oft, es müsse wieder Einer hervortreten aus der Universitätshalle mit kurzem Mantel und blassem Gesicht und braunem Barte und mich anreden — wie damals, wo wir uns zuerst trafen — und ich würde gewiß keinen kräftigen Fluch in die Welt schicken, wie damals bei unserer ersten Unterredung, sondern Gott danken, daß ich einen Freund gefunden, der mich so lieb hatte, wie keiner. — Aber eine solche Erscheinung bleibt aus und das alte Sprichwort zeigt eben seine traurige Wahrheit: keine Freud dauert lange Zeit.

Besonders in der letzten Zeit des vorigen Jahres, da hab ich eine Sehnsucht nach Dir gehabt — – und in der Neujahrsnacht haben sie mich auf den Ball geschleppt, wo sich Alles im wirbelnden Tanze königlich erfreute — aber ich war recht in einer Stimmung, wie's in jenem Tyroler Lied heißt, das ich mir so gern im Herbst dort hab vorsingen lassen: „I muß in d' Fern naus sehn, Mir ists im Herz so weh, I tanz jo net" — und ich hab mich fortgeschlichen in die Nacht hinaus und heim und bin einsilbig und verstimmt bei meinem wackern Vater gesessen; und er hat mein Heimweh um Dich begriffen und mich getröstet — aber es gieng nicht recht — und wie es Mitternacht schlug, haben wir aus vollem Herzen auf Dein Wohl und Glück im neuen Jahr

[1]) Heidelberger Korps, 1841 von Franz Howitz aus Rostock mit einigen andern Mecklenburgern und Niedersachsen gegründet. Zu den ersten Mitgliedern gehörte auch der Hannoveraner Rudolf v. Bennigsen.

getrunken und Mutter und Schwester waren indes auch heimgekommen und haben auch mit eingestimmt — und ich hoffe, daß unser Aller Wunsch in Erfüllung geht. — Davon aber sei überzeugt, mein lieber Friedrich, daß Du auch im Jahr 1845 Einen in der Ferne hast, der Dich so sehr liebt wie Dein bester Freund und Dich, wenn er es könnte, noch immer lieber gewinnen würde; denn in der Erinnerung fallen alle jene kleinen Schatten der Wirklichkeit weg und das ganze Bild steht in ungetrübtem Lichtglanze da. Aber Du wirst denken: „Donnerwetter, was ist mein Joseph weich gestimmt und was fällt ihm ein, so eine Elegie an mich zu schreiben? Er der doch in München so fidel in den Tag hineinlebte und nicht begreifen konnte, wenn oft Runzeln auf meiner Stirn lagen?" — Ja das ist's eben, mein Lieber, — so lang man die frohen Tage hat, freut man sich derselben und denkt nicht an die Zukunft; aber haben sie einmal aufgehört, dann kommt es über uns, wie ein Regenbad in Brunnthal, schnell und stark wirkend, und es ist kein Wunder, wenn man hie und da gar betrübt in die Welt hinausschaut und an Dies und Das zurückdenkt. —

Doch ich will nicht weiter klagen. In Gedanken sind wir uns ja immer nahe und all das Gute, was ich Deinem Beispiel und Deiner Anregung verdanke, hat sich nicht verwischt und wird mich zeitlebens an Dich mahnen, — wenn ich nicht dereinstmals ein großer Lump werde. — Weil ich überzeugt bin, daß Du noch immer den alten Antheil an mir nimmst und weil ich Dir so gar gern von mir selber vorplaudere, so will ich Dir ein wenig von meinem Heidelberger Leben und Treiben erzählen und hoffe, Du schreibst mir recht bald ebenso vom Deinigen — und ob das meine Deinen Beifall hat oder nicht.

Mit Anfang des Semesters bin ich hier in Heidelberg eingerückt und wohne, wie Du weißt, beim großen Nationalökonomen Dr. Rau im 3ten Stocke in 2 mäßigen Zimmern, wo zwei Leute gerade so gut Platz hätten wie der Eine, und die schöne Aussicht auf das alte Schloß und den Neckar und die Berge sich viel besser noch in Gesellschaft genießen ließe, als solo. Da wohne ich nun mit der alten Nachlässigkeit, und Du würdest manchmal gewaltig den Kopf schütteln, wenn Du die Ordnung in meiner Studentenwirtschaft revidiren wolltest; denn hie und da sieht's drunter und drüber aus und nur wenn ich wieder an Dich denke, dann wird geräumt und geordnet und nett gemacht, als wollt ich Dich empfangen.

Am Fenster steht ein Schreibepult und darauf liegt ein schweres Corpus juris und täglich anwachsende Pandectenhefte und das zeigt auf den ganzen Ideenkreis hin, in dem ich ex officio beschäftigt sein sollte — und es wäre auch gewiß gut, wenn ich mich öfter in diesem Felde bewegte, um alle Wege und Stege und Irrgänge der Jurisprudenz genau in mich aufzunehmen; — bis ich am Ende ganz darin aufgegangen wäre. Aber es geschieht nicht zu oft. — Das Semester, in welchem ich hier meine ersten Rollen spiele, ist ein zu vielfach bewegtes und interessantes, als daß ich mich von den allgemeinen Bewegungen hätte zurückziehen wollen. Die schon längst entstandene und vermehrte Gährung gegen die Corps und ihre veralteten, zum Theil geisttödtenden

Formen, die auf die Länge hin nie fesseln können (Du kennst ja All dies aus Deinen Leipziger Erfahrungen) ist endlich zum Ausbruch gekommen[1]).

Eine Mehrzahl Andersdenkender hat sich zusammengethan, um vereint eine Opposition gegen das frühere Wesen zu bilden und die neueren Tendenzen ins Leben einzuführen; — und diese Idee hat mir gleich von Anfang an sich so schön und practisch ausführbar geschienen, daß ich auch alsbald von der Schwabenverbindung weg (der ich mich in der ersten Zeit einigermaßen angeschlossen und schon den großen Münchner Humpen precirt hatte — und wo noch itzt viele meiner nähern Bekannten (auch Kleudgen) sind) auf die Seite der neuen Bestrebungen schlug; — und so steige ich itzt als wackerer „Allemanne" in Heidelberg herum. Das Leben in der Verbindung ist ein sehr reges und durch gute Motive zusammengehaltenes.

Wir erkennen das Duell als moralisch verwerflich und nur in äußersten Fällen, im Falle daß man selbst beleidigt und sich heftig blamirt, zulässig; — die in ihren Tendenzen gleichen Verbindungen (deren noch 4 hier bestehen) haben ein Ehrengericht constituirt: — der alte Zwang des Verhältnisses der Füchse zu den älteren Leuten hört auf; — der detaillirte Comment wird abgeschafft; die alten duellverlangenden Beleidigungen z. B. „dummer Junge" werden mit größtem Gleichmuth angehört, ohne sie mit dem Schläger in der Hand zu sühnen. Daneben werden wissenschaftliche Kränzchen gehalten, wir lesen Macchiavelli — um allmälig einen sichern Blick in die Gestaltung der politischen Verhältnisse zu erhalten; — einige Freunde des Italienischen den Tasso in der Ursprache; — im nähern Umgang werden, wie sich dies bei einer Verbindung so vieler Leute denken läßt, die verschiedenartigsten Meinungen ausgetauscht — und so hat das Ganze seine recht schönen Seiten.

26. Jan. 45.

Mein lieber Friedrich! Nun sind schon wieder 14 Tage verflossen, seit ich mein Schreiben an Dich begonnen und noch ists nicht vom Stapel gelaufen. Aber wie ich an jenem Sonntag meinen Brief vollenden wollte, da ward ich abgerufen hinüber zu meinem Freund und Nachbar, dem Grafen Reichenbach[2]), den brachten sie von einer Spritzfahrt zurück, da war er aus dem Wagen gesprungen und hatte den Fuß 2mal gebrochen und sich sonst blessirt — und da hab ich jetzt meine ganze freie Zeit bei ihm zuzubringen — an seinem trübseligen Krankenlager und dazu noch die Nacht zu wachen, um Eisüberschläge zu machen, — und finde itzt erst einen freien Augenblick, um meine Zeilen zu schließen. — Also von den Bewegungen im hiesigen Studentenleben wollt' ich Dir erzählen und habs auch zum Theil schon gethan.

[1]) Adolf Kußmaul, der später berühmt gewordene Mediziner, hat in den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" (Stuttgart, A. Bonz & Co.) die damalige Neugestaltung des vormärzlichen Burschenlebens, im besonderen die Spaltung des Heidelberger Schwabenkorps, die Gründung der Allemannia und der Allgemeinen Studentenschaft daselbst, an denen er selbst beteiligt war, eingehend geschildert.

[2]) Graf Wilhelm Reichenbach, ein Sohn des vorletzten Kurfürsten von Hessen. Als Schüler des Karlsruher Lyzeums war er mit Scheffel in der gleichen Klasse. Während seine Mutter in Baden-Baden lebte, war er im Hause des Professors Gockel, eines Hauptlehrers am Lyzeum, untergebracht.

Wenn wir auch noch nicht Alles erreicht haben, was zu wünschen wäre, so sind doch vielversprechende Keime gelegt, die eine gute Zukunft hoffen lassen . . . — — —

Unsere wissenschaftlichen Kränzchen über Machiavelli nehmen einen ordentlichen Fortgang: besonders die einleitenden Vorträge und Disputationen waren sehr interessant, weil ein Jeder den alten Machiavelli von einem andern Standpunkte auffaßte und bald den Apologeten der Tyrannen, bald ein glühendes freiheitbegeistertes Herz in ihm zu finden glaubte.

Für mehr gesellige Mittheilungen, Poesie und alle Sorten schlechter Witze haben wir eine Kneipzeitung, an deren Redaction ich auch ein wenig beteiligt bin. Auch sind die Anfänge zu einer Bibliothek gelegt und so alle mögliche Anregung gegeben.

Dieselben Tendenzen verfolgen noch 3 andere Verbindungen, wovon 2 mehr aus norddeutschen Elementen zusammengesetzt sind. Wir selbst bestehen meist aus Badensern und erhalten erst in neuerer Zeit Zuwachs von Fremden.

Jetzt sind auch einige Preußen eingetreten — und auch Mecklenburg ist mit einem Mann repräsentirt, durch den ganz netten früheren Vandalenfuchs Westphal[1]) — wie ich glaube aus Schwerin, von dem ich mir viel von seiner Heimath vorerzählen lasse. Wenn er in den Sommerferien vielleicht nach Hause geht, werde ich ihn speciell an Dich adressiren, daß er Dir Nachricht von mir in Hülle und Fülle bringe.

Wenn Du Dir so meine Schilderungen ausmalst, so kannst Du Dir einigermaßen ein Bild von meinem Leben und Treiben machen und die Art und Weise denken, wie ich den Tag todschlage. Dazu besuche ich die Collegien; sitze und schreibe mich halb todt bei Vangerow in den Pandecten und erhole mich davon in den interessanten und politisch bildenden Vorträgen von Gervinus, der über die literarischen und sozialen Zustände Deutschlands im vorigen Jahrhundert liest, — mit stetem Hinblick auf die aus jenen Zeiten entwickelten und abgeleiteten Zustände der Gegenwart. Er findet allgemeinen Anklang und verdient ihn auch wirklich. Die Theilnahme der hiesigen academischen Jugend hat sich lebhaft in einem Fackelzug gezeigt, der ihm noch am Ende des vorigen Jahres gebracht wurde. O das war ein erhebender Moment, wie wir so in der finstern Nacht mit rauschender Musik im Fackelzug vor seinem Hause standen an der Neckarbrücke — und sich die Flammen alle im Neckar spiegelten und aus mehr als 600 Kehlen ein donnerndes Hoch auf das deutsche Vaterland in die nächtliche Finsterniß hinaus erschallte.

Ich habe von Gervinus sehr viel gelernt; — in seinen gemäßigt liberalen leidenschaftslosen Vorträgen hat sich Manches von meiner wohl einseitigen Münchner Weltanschauung durch Görres'sche Augengläser abgeschliffen; — ich wünschte nur unsern alten trockenen Rudolf Braun hieher, um auch ein wenig von seinen Ansichten zu ändern. Der sitzt aber traurig in München und

[1]) Karl Westphal aus Schwerin, später Oberbürgermeister seiner Vaterstadt und Reichstagsabgeordneter, gehörte in Heidelberg erst zur „Allemannia", dann zum „Schloßbund", dem auch Scheffels späterer Verleger Adolf Bonz angehörte.

ärgert sich über die Langweile, die er beim Major ausstehn und zieht sich von der Gesellschaft zurück und schreibt mir 8 Seiten lange Briefe über seine Wallfahrt nach Trier und die seligen Augenblicke seiner Andacht vor der Reliquie. —

So also stehts mit mir, mein herzlieber Friedrich! Wenn Du bei mir wärest, so wäre ich der fidelste Kerl auf Gottes schöner weiter Erde: — aber jetzt liegen freilich hie und da noch schwere Falten auf meiner Stirn, die auch wohl immer von Zeit zu Zeit erscheinen werden. Aber Du kannst mir viel — wirklich viel Freude in meine zeitweise Trübsal machen, wenn Du mir fleißig schreibst — und wenn es nur ein paar Zeilen wären, — und willst Du nicht schreiben, so schick mir nur Dein Bild oder sonst was von Dir; ich muß wieder ein Zeichen von Dir haben. Ich war auch ganz besorgt um Dich — und wäre es noch, wenn mir nicht Leonhard Pries[1]) beruhigende Mittheilungen gemacht hätte, den ich einmal in Vangerows Pandecten nach Dir fragte. Er wußte zwar nichts Specielles, aber doch, daß es Dir im Allgemeinen gut gehe; — also füge Du jetzt selbst die speciellen Mittheilungen zu; ich werde den Tag wie einen Festtag feiern — wo Dein Brief kommt.

Mach mir die Freude, nicht wahr, lieber Friedrich?!

Wenn mir nur das Glück beschieden wäre, wie dem trübseligen Braun, den nächsten Winter in Berlin zuzubringen, dann wüßt' ich doch, daß meine Sehnsucht nach Dir einmal erfüllt würde, — aber so liegt es freilich nicht im Bereich der Möglichkeit für die nächste Zeit, denn ehe mein Studium der Jurisprudenz beendigt ist, lassen mich die Verhältnisse und die Eltern nicht fort.

Ich will aber auch ein Stück wegstudiren und mich brav halten, daß ich dann, wenn mit Gotteswillen das im Hintergrund drohende verteufelte Staatsexamen überstanden ist, frisch in die Welt hinaus kann. Dann wird mich der Weg wohl auch in eine gewisse Stadt an der Ostsee führen, wenn Du noch dort bist — und bis dahin wollen wir uns recht lieb haben und behalten und fleißig über Alles, was in unser Alltagsleben eingreift und was wir sonst noch von innen heraus einander zu sagen haben, Nachricht geben.

Wenn ich Dich wirklich noch nicht von ganzem Herzen geliebt habe, als wir in München so treu zusammen waren, so thue ich es jetzt. — — Sonst will ich ja doch Nichts vom Verliebtsein wissen — wenn ich es nicht noch unserm Freund Steingaß nachmache und mich in ein Münchner Kind verliebte, was mir manchmal noch als reizende Erinnerung an jene Zeiten vorschwebt und mich, wie so ein Engelein auf Guido Renis herrlicher Himmelfahrt Mariens mit schelmischem Lächeln anschaut und wieder fortfliegt.

Es ist mir aber mit diesen Theresienstraßenerinnerungen selbst nicht Ernst; — seit ich weiß, was zwei Freunde gegen einander fühlen können, habe ich keinen leeren Raum mehr im Herzen; — 's ist nur eine historische Erinnerung, und weil sie nicht unangenehm ist, werfe ich sie nicht aus der Villa meines Kopfes hinaus. Es hat überdies das Gute, daß ich mir dabei

[1]) Gehörte zu der in der Einleitung (Dezember-Heft, S. 424) erwähnten Rostocker Familie.

eine Idee ausbilde, die mich platonisch durch das hiesige Leben durchführt, und von den Heidelberger Besen (worunter besonders die Professorentöchter mit ihrer Gelehrsamkeit etwas Gräuliches sind) fernhält. — Bin ich aber nicht ein komischer Kerl? — hab einen Freund, und der ist weit weit in der Ferne, — und hab einen Schatz, der ist auch weit, weit in der Ferne und weiß nicht einmal von Weitem, daß in Heidelberg an ihn gedacht wird!! —

Doch itzt mahnt mich mein herabgebranntes Licht und die Thurmuhr, daß es gewaltig spät ist und daß ich Dir nicht weiter meine Herzensergießungen vorleiern soll. Ich will also jetzt endlich meine Zeilen schließen; — wenn Du daraus ersiehst, wie oft und lebhaft ich Deiner gedenke und wenn Du mir eine Antwort darauf sendest —, und wenns auch nur wäre, um Dir so lange langweilige Episteln für künftig zu verbitten — so ist mein Zweck erreicht und ich schreibe Dir das nächste Mal nicht mehr so viel. — Es ist mir jetzt, wie wenn mir ein Stein vom Herzen wäre, seit ich mich wieder mit Dir unterhalten habe; — ich hoffe nur, daß Dich mein Brief in voller Gesundheit und fideler Stimmung antrifft, daß Deine Wangen in der sorgsamen Pflege des Mütterleins und der Schwester in der Rostocker Luft wieder rot geworden sind und Du das neue Jahr noch doppelt so angenehm und nützlich zubringen mögest, als Du selber wünschest.

Nimm die herzlichsten Grüße meiner Eltern und meiner Schwester und grüße ebenso herzlich in meinem Namen Deinen lieben Vater und Deine wackere Mutter und all Deine Angehörigen — und auch Deinen Freund Pries, den ich zwar nur aus Deinen Erzählungen kenne, der's aber nicht verschmähen wird, wenn ich als Unpartheiischer ihm gratulire, daß er Dich wieder hat und somit einen Freund besitzt, wie man ihn nicht leicht wieder findet (oder wie die Heidelberger Redensart heißt: „wie man ihn nicht auf Bildern sieht").

1. Februar 45.

(Ende gut —, Alles gut!!)

NB. Zu Deinem Unglück, mein lieber Friedrich, ist hier noch eine ganze Seite frei; — und die muß itzt auch noch ausgefüllt werden und zu dem vielen Ungereimten, was auf den frühern Blättern steht, mußt Du itzt auch noch Gereimtes hören, um Dich zu überzeugen, daß ich nicht nur in Prosa, sondern auch in „Verschen" an Dich denke — und um Dir als Revanche ein paar Lieder herauszulocken, die meiner Poesie dann auf ewig das Maul stopfen werden.

Es steht aber also in meinem Tagebuche:

Lustig brennt das Ofenfeuer,
Lustig strahlt der Lampe Licht:
Alles lädt mich zum Studiren,
Aber ich studire nicht.

O du großes Corpus juris.
O ihr Bücher, Hefte, Wische,
Bleibet ruhig aufgeschlagen
Bei einander auf dem Tische!

O Du großes Corpus juris
Wüßtest Du, was mir gebricht,
O Du würdest selber sagen:
„Lieber Freund, studire nicht!"

An der Ostsee fernen Strand hin
Streifet mein Gedankenflug,
Zu dem vielgetreuen Herzen,
Das einst warm an meinem schlug.

O das war ins trübe Leben
Farbenheller Himmelsschein,
O das war in Freud und Leid ein
Trauliches Zusammensein!

Stets zwei gute Kameraden
Giengen wir denselben Weg,
Ob hinaus ins Hochgebirge,
Ob ins staubige Colleg.

Hier nun hab ich Alles wieder
Was mich dort gefreuet hat,
Aber Du ziehst ja nicht mit mir
Durch die Berge, durch die Stadt!

Und so sitz ich denn allein da,
Mit dem wehmutsvollen Sehnen
Und ins große Corpus juris
Fallen mir zwei kleine Thränen.

Verzeih mir, mein Lieber, in Deinem und aller Musen Namen, aber die Seite mußte noch ausgefüllt werden; — und lebe denn noch einmal wohl!

Dein J. S.

Adr. { Heidelberg, bei H. Geh. Hofrath Rau.
Friedrichs-Straße!
unfrankirt!!!

III.

Carlsruhe, den 28. März 45.

Mein lieber Friedrich!

Tage und Wochen sind mir dahin geeilt, als wär' eine Locomotive vorn an den Karren der Zeit gespannt und das ganze Semester mit Sang und Klang und heiterm und ernstem Treiben ist verbraust und liegt hinter mir — und ich sitze wieder in Carlsruhe auf meiner grünen Stube im elterlichen Haus — trüb und allein, zwar nicht mit Rosen und Gelbveigelein, sondern mit Pandecten und deutschem Privatrecht — und wenn ich nicht so reichlich an dem Erinnerungsstoff der vergangenen Zeit zu zehren hätte, so wärs recht nüchtern und langweilig. — Aber so ruhe ich gemüthlich meinen collegienmüden Leichnam aus und denke an dies und das, und die Frühlingssonne mit aller Wärme und Frische eines jungen Herzens scheint mir so fidel zum Fenster herein und ins Gesicht, als wollte sie mir sagen: „Lach' doch, du sonderbarer Geselle!" Und so will ich denn auch in eine recht vergnügliche

Stimmung kommen und in dieser nicht nur an Dich, mein treues Herz, denken, sondern auch schreiben.

Da sollt' ich jetzt eigentlich eine lange Rede zu Papier bringen, und Dir danken — wirklich von Herzen danken — für Deinen viellieben Brief und die „frundliche Gedachtnuß", mit der Du mich zu meinem Namenstag, als bestes und reichstes Angebinde, bedacht hast: aber was brauch ich viel Worte zu machen? Du hast mich damit erfreut — so erfreut, wie eben nur Du, mein Friedrich, mich erfreuen kannst.

Der Frühling und Du, Ihr habt Beide gleichlang auf Euch warten lassen — aber das hat mich an Euch beiden keinen Augenblick irr gemacht, und mein Glaube hat mir geholfen. Wie's in diesem Winter Einer in unsrer Verbindung gesungen hat: „Außen Schnee und Eis, vallerala, Innen grünes Reis, vallerala, Innen treibt mit Macht die Frühlingskraft"[1]) — so ists gekommen; die Sonne ist wieder losgebrochen und hat frisch herunter geschienen und Du hast Dich aufgesammelt und Deinem Joseph eine recht frühlingswarme Epistel geschrieben, so daß er mir mit tausend Wonnen ins Herz hinein gezogen ist. Dank, Dank dafür. Was Donnerwetter brauchst Du noch viel Entschuldigungen zu schreiben über Dein Schweigen! Ich weiß das zu gut, was es heißt, wenn man mitten im Drang der Geschäfte sich noch Luft machen soll auf dem Postpapier und wie es eigentlich unnatürlich ist, wenn Einem das Herz übergefüllt ist von Erinnerungen und Denken und Liebhaben (wie mirs wenigstens geht) und man solls auch noch niederschreiben. — Ist einmal das Thema fest und unzerstörlich ins Herz geschrieben (und dieser Hauptsatz heißt bei uns, daß wir uns ewig lieb und treu bleiben), so sind keine mündliche und schriftliche Variationen mehr nöthig, um es zu beweisen und durchzuführen.

Nur dann, wenn man so recht vereinsamt dasitzt, so reich und doch so arm, beim Gedanken an das was war und was nicht mehr ist, und wenn Einem ein kräftiger Freundeshändedruck recht wohl täte: dann muß man Nachrichten haben von dem in der Ferne und was er treibt und denkt, daß man ihn recht lebhaft vor sich stellen kann, um ihm in Gedanken die Hand zu drücken; — und darum schreiben wir uns, mein guter Kamerad, und zwar recht oft — nicht wahr? Denn solche Momente des Vereinsamtseins kommen mir eben häufig vor. —

Am 21. April.

Wieder 4 Wochen verflogen, bis mich das Gewissen wieder an den Schreibtisch führt, um schriftlich an meinen Friedrich zu denken.

's geht wirklich langsam mit der Correspondenz; — wir müssen wieder zusammen und Hand in Hand und Herz an Herz miteinander verkehren; ich bleib sonst zu trocken; — denn wenn ich mir auch recht herzhaft vornehme,

[1]) Das Lied war von Karl Blind, der ein Jahr nach Scheffel das Karlsruher Lyzeum verlassen hatte und als Fuchs der Allemannia neben Scheffel ein Hauptmitarbeiter an deren Kneipzeitung war, bis er den radikalen Flügel der Verbindung zum Austritt und zur Gründung des „Neckarbundes" bewog. Mitarbeiter der Kneipzeitung waren ferner Ludwig Eichrodt und die späteren badischen Minister Moritz Ellstätter und Ludwig v. Stösser.

Tag für Tag an Dich zu schreiben, so tritt wieder mein guter deutscher Nationalsinn, — wie ihn der alte Goerres schildert „lebendige Phantasie bei stammelndem Organ und hinkender Feder" entgegen und all die Erinnerungen an Dich mit ihrer Wärme trocknen mir die Dinte in der Feder aus und das Papier bleibt weiß. — Und itzt, wo ich wirklich dasitze, um schwarz auf weiß aufzutragen, weiß ich vor lauter Stoff eigentlich gar nicht, was ich Dir schreiben soll. Du machst in Deinem letzten Brief Anstalten, ein wissenschaftliches Gespräch zwischen uns auf den Damm zu bringen — aber das verspare ich, wie Du, auf spätere Seiten und so wird vielleicht mein Brief fertig, eh ich etwas über Philosophie, Kunst oder Kirche angefangen habe. „Ich muß Dir vorerst noch Anderes sagen" — so schreibe ich aus Deinem Briefe ab und sage Dir also noch einmal, wie uns Alle Dein liebes Schreiben gefreut hat. Eine merkwürdige Sympathie herrscht doch, wie zwischen uns selbst, so zwischen unsern Müttern, die uns beiden einen so weiten Platz in ihrem Herzen eingeräumt haben. Wie ich von Heidelberg in der Heimath einrückte, da wartete Dein Brief schon auf mich. Alles wollte wissen, was darin steht; — ich verschob aber das Vorlesen bis nach Tisch, wo gewöhnlich über dies und das geplaudert wird. Mein Vater war diesmal sehr nobel und brachte mir zu Ehren eine kleine Flasche Champagner auf den Tisch und dazu las ich Deinen Brief vor und wir tranken gerührt wieder dazwischen und nach der dritten oder vierten Seite war das Fläschlein leer. Da sprach meine Mutter, „wenn das Dir zu Ehren geschieht, um wieviel mehr müssen wir jetzt Deinen lieben Freund da oben im Norden und sein ganzes Haus ehren" und ließ noch ein Fläschlein aufstellen und die Gläser für Euch Alle klingen — und wir freuten uns recht herzlich, wie ich am Ende Deines Briefes las, daß im Herzen Deiner verehrten Mama am 16ten Februar ungefähr derselbe Gedanke aufgestiegen sei — und mein Vater citirte nach seiner Weise das alte Sprichwort: Es gibt halt nichts Neues unter der Sonnen.

Und doch solls im Laufe dieses Jahres noch was Neues geben. Ich bin im Laufe dieser Ferien hie und da mit einer Andeutung herausgerückt und habe bald leis gewinkt, bald — wie unsere Landleute sagen — mit der Holzaxt angeklopft, was meine Eltern davon hielten, wenn ich im Herbst mit Sack und Pack abzöge, vom Neckar an die Spree und mein fünftes Semester in Berolin zubringen wollte: und wiewohl meine Leute nicht recht darauf eingehen mochten, so hat mein Vater doch schon gesagt: „Nun denn, am Ende — eigentlich, wenn Du wieder mit Deinem alten Freund Eggers zusammenleben könntest und dieser, wie in München, über Dich leichtsinnigen Kerl sorgte und wachte, — so könnten wir Dirs vielleicht erlauben."

Aber dann, mein lieber Friedrich, hurrah! — Ich halte es jetzt für sehr wahrscheinlich, daß nichts Erhebliches mehr gegen meinen Plan eingewendet wird und die Hindernisse, die mir in Bezug auf die Finanzen und den Studienplan entgegenstehen, will ich schon selbst mit Sparsamkeit und grimmigem Arbeiten beseitigen.

Ich würde es wirklich für eine Gnade Gottes halten, noch einmal an Deiner Seite längere Zeit leben und studiren zu können; — und eine Sehn-

sucht hab ich darnach, die schon allein die Erfüllung verdiente. — So angenehm und bewegt und in wissenschaftlicher Hinsicht wirklich ausgezeichnet das Leben zu Heidelberg für mich ist, so geht doch in dem mannigfachen Treiben und in dem wilden Strom der Ereignisse zu viel Zeit verloren und die Studien schlafen trotz allem Lärm und Becherklang ein. In Heidelberg ist es Pflicht, bei den allgemeinen Bewegungen nicht müßig zu sein und selbst Hand anzulegen, um den Karren aus dem Morast zu ziehen — aber wenn man so mitarbeitet, so muß man auch zur Erquickung Etwas trinken und so gehts fort und fort; — und auf einmal war das Semester aus und ich hatte nur meine Hefte geschrieben, aber fast keinen Buchstaben nachstudirt. —

Wie soll das in Berlin anders werden, wo wir als Studenten im eigentlichen Sinn des Worts, d. h. als Jünger der Wissenschaft leben wollen! — Schreib mir doch bald, mein Lieber, wie Du Dich dort einzurichten gesonnen bist; — ich möchte fast schon sagen, bestell' mir ein Zimmer mit oder neben Dir. Und wie wär' das schön, wenn wir uns schon vorher treffen könnten; — wenn sich an einem schönen Herbstmorgen im Harz oder im Thüringer Wald oder gar am grünen Rhein zwei Wanderer in die Arme fielen und ein Stück von Deutschland noch in frischer Jugendlust durchzögen, ehe Bücher und Pergament ihren Horizont bildeten.

— Doch ich will mir mein Bild nicht zu lebhaft ausmalen; es wäre sonst zu traurig, wenn es nicht in die Wirklichkeit einträte. Meine Mutter wills noch nicht recht begreifen, daß ich es wünsche, so weit in die Ferne von ihr weg zu gehen. Wie wäre es, wenn Du mit Deiner feinen Feder ihr ein wenig ins Herz redetest?!

— Ich hoffe und harre auf Briefe von Dir; die Rostocker Füchse werden mir ein Zeichen von Dir bringen; Du guter Friedrich; Du schickst mir auch Dein Bild. — — Ich will Dir aber — und Deinem Genius ein Rauchopfer darbringen, an dem Gott der Herr sein Wohlgefallen haben soll. Hoffentlich kommen auch Briefe von Dir mit. Sobald ich in Heidelberg eine ordentliche Silhouette habe, sende ich sie dagegen, meine bisherige aber war zu schlecht.

Wie freue ich mich auf den blüthenreichen Mai und den ganzen Sommer am Neckar, im Wald und Gebirg. Da könnten wir aus volleren Zügen Natur kneipen als im Englischen Garten; — Du mußt wenigstens Deinen Bruder Carl[1]) nach Heidelberg schicken, daß ders für Dich genießen kann.

Ich meinerseits bin fast ein wenig leichtsinnig geworden und werde mir kein großes Gewissen daraus machen, draußen im Freien grad so viel und gern herumzustreifen, als im Hörsaal festgebannt zu sitzen, und mein Skizzenbuch soll dieselbe Achtung genießen wie meine Collegienmappe. — Uebrigens nehme ich viel gute Vorsätze für den Sommer mit; — in 5 Tagen fahre ich von hier ab und wenn ich an den vorigen Sommer und unsern Fleiß denke, so wird das schon seine Wirkung haben.

— Weil Du doch wünschest, daß wir uns ein wenig über die kirchlichen Fragen der Neuzeit aussprechen, so will ich von meinen besondern Herzensmittheilungen für Dich auf diesen allgemeinen Punkt übergehen.

[1]) Karl Eggers wandte sich der Jurisprudenz zu und wurde später Senator in Rostock.

Ich sehe in der ganzen neuen Bewegung, die von Breslau[1]) ausgehend, wie ein electrischer Schlag durch den deutschen Boden zieht, und bald da bald dort zündet, eine Erscheinung von ziemlich untergeordneter Bedeutung, ein Product jener allgemeinen — resp. oberflächlichen Weltanschauung, wie sie so vielfach, besonders in Sachsen zu Hause ist, welche mit ein paar aus dem Conversationslexicon, aus weiland Gottscheds und Nicolais Werken geschöpften Sätzen Alles in dem Gebiete von Kirche und Staat beurtheilen zu können glaubt und über das, was diesen modernen Ansichten widerspricht und eine andere Basis hat, mit Macht herfällt. Es ist ein ziemlich allgemeiner Drang, eine — bewußte oder unbewußte Stimme in unserm Volke, daß an den bestehenden Verhältnissen geändert und reformirt werden müsse; die alte deutsche Einheit ward wieder vielfach besprochen und gewünscht, Freiheit im Staatsleben erstrebt und weil man auf diesem Gebiete leider zu so wenig Resultaten kam und kommt, so hat sich dieser mächtige Drang nach Aenderung jetzt plötzlich auf einer andern Seite — der kirchlichen — Luft gemacht und diese deutsch-katholische Kirche ist, wie mir scheint, nur eine Manifestation und ein Ableiter der allgemeinen modernen Ideen auf dem einen — dem religiösen Gebiete.

Das Ganze aber hat bis jetzt wenig äußere Autorität, wenig innern Halt für sich, so daß, wenn der erste Enthusiasm verflogen, die Zweckessen abgehalten, die Rongetoaste verklungen und die kühle Ueberlegung über das eigentliche Ziel und die Mittel zu dessen Ausführung gekommen sein werden, dieselbe Abspannung und vielleicht in sich selbst Auflösung eintreten wird, wie überall, wo der Spiritus zum Teufel ist und das Phlegma übrig bleibt.

Die Trierer Wallfahrt war ein Extrem, mit dem ich mich durchaus nicht für einverstanden erkläre — das aber wenigstens in seiner äußern Durchführung selbst für den, der das Volk, insbesondere das rheinische, mit seinem Hangen am Alten und seiner gläubigen Innigkeit nicht begreifen kann oder will, nichts Beleidigendes enthielt, denn Anstand und äußere Ordnung wurden überall beobachtet, — das Geschrei über heidnische Götzenverehrung fällt auf die Tadler selbst zurück, die damit zeigten, daß sie die katholischen Lehrsätze kaum oberflächlich kennen; — die Sagen von Unglücksfällen und besonders von Gelderpressungen erwiesen sich als unwahr.

Es war also nicht, wie vor der Reformation durch Luther, ein frevles Spiel mit den Gläubigen getrieben und dadurch jener allgemeine ethische Ingrimm im Volke begründet, der in Luther nur den zufälligen Träger seiner Ideen fand und der zugleich die Reformation in ihrer ersten Erscheinung so sehr rechtfertigt. — Davon war nichts vorhanden.

Aber hinten in Schlesien sitzt ein suspendirter Geistlicher, mit dem ich — nachdem ich seine „Rechtfertigung" gelesen, das größte Bedauern habe, daß er ohne allen Beruf und wie er selbst sagt, „nur als Brodfach" den theologischen Beruf wählte.

---

[1]) Der schlesische Kaplan Johannes Ronge hatte am 1. Oktober 1844, von der Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier herausgefordert, jenen offenen Brief an den Bischof Arnoldi in Trier in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" veröffentlicht, der die „deutsch-katholische" Bewegung entfesselte.

Mit einer aus Rottecks Weltgeschichte und der Zeitungsliteratur geschöpften Grundansicht kann aber nie ein Herz den wirklich schweren Kampf durchkämpfen, der dazu gehört, sich dem katholischen Priesterstand zu weihen. Mit Entsagung aller Reize des äußern Lebens, aller Poesie der Jugend — sich selbst zu verläugnen und mit seiner ganzen Persönlichkeit in dem großen Ganzen der Kirche aufzugehen: das war dem Johannes Ronge zu schwer, und als vollends ungerechte Behandlung von Seiten seiner Vorgesetzten — des Breslauer Domcapitels (wegen wirklich lumpiger Ursachen, z. B. zu langem Tragen der Haare und zu kurzem Rocke ꝛc.) hinzukam: da verließ er seinen ganzen bisherigen Glauben und trug den Groll, den er vielleicht mit Recht gegen einzelne Personen hegte, auf die Sache selbst über, welche diese unpassend oder unwürdig vertraten und ward mit der katholischen Religion überhaupt verfeindet — und wie einst das krumme Fenster von Trianon — wenn mich meine Erinnerung aus der Geschichte nicht trügt — die unschuldige Veranlassung zum holländischen Rachekrieg gewesen sein soll, so war die Trierer Wallfahrt das zufällige äußere Ereignis, das Ronge zum öffentlichen Auftreten auf seiner neuen Bahn — gewissermaßen auch zu einem Rachekrieg führte.

Weil ihm aber darüber ein kräftiges keckes Wort gelungen war, so kam alsbald die Siegesfreude und ein wenig Ueberschätzung seiner selbst sowie Mißkennung des äußeren Bedürfnisses und er glaubte sich berufen, das Fundament des ganzen mächtigen Gebäudes der Kirche, an der er vielleicht mit Glück eine überflüssige Scheibe eingeworfen hatte, umzustürzen, — allein dazu gehört mehr als etwas Beredsamkeit und Eifer.

Es gibt aber überall Leute — und unsere deutschen Mittelstände sind voll solcher Philister — die unendlich wenig denken und unendlich viel räsonniren und kannegießern, — die, weil sie die äußeren Erscheinungen bloß wahrnehmen, ohne den innern Grund und den Zusammenhang derselben mit der einen Idee, von der, wie die Strahlen von der Sonne, alles ausgeht, was in der Welt das Ueberweltliche repräsentirt, — zu begreifen: alles ihren halbtrüben Augen unklar Erscheinende als anomal, folglich als abzuschaffend betrachten — und die müssen allerdings mit Enthusiasm — soweit sie dessen fähig sind — eine Religionsform annehmen, in der man ein so gemüthlich deutsch-philiströses Leben führt, d. h. Alles was den äußern Menschen genirt, in Abgang decretirt und den Blick statt gegen oben nur gerade vor sich — auf die Menschen richtet, das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt, z. B. aus dem Concil ins Theater geht — besonders aber ein Steckenpferd hat, auf dem man in die neue Zeit frisch hineinreitet, als hätte man eine That gethan, nämlich den Namen deutsch-katholisch [erfunden], der also zeigt, wie man in ein und demselben Act am Bau der Religion und Politik zugleich arbeitet und mit dessen erster Hälfte man seine Theilnahme am Vaterland, mit der zweiten die am Glauben bezeugt.

Wegen dieses gedoppelten Elementes ist auch der Antheil größer, als z. B. an der Gründung einer deutschen Flotte, wiewohl dies die Kundgebung ungefähr derselben Ideen wäre, denen die deutsch-katholische Kirche so viel Anhänger verdankt, nur auf einem weit engeren Gebiete.

Man soll zwar bei allgemein wichtigen Fragen nicht auf die Persönlichkeiten sehen, welche dieselben vertreten, aber diese Erscheinung erklärt sich gewiß weniger aus einem innern Bedürfnisse im geistigen Leben des Volkes, als aus psychologischen Gründen aus dem Leben Ronges sowie derer, die sich ihm anschließen. In Heidelberg habe ich einen der tiefer gehenden Anhänger der neuen Ansichten, den Prof. Regenbrecht von Breslau sich darüber aussprechen gehört; der erklärte sich selbst gegen den Namen Deutsch-katholisch und gab zu, daß dieser ein Anziehungsmittel für viele sei; von Ronge aber sagte er: „Unser guter Ronge muß noch mehr lernen".

Das ist aber eine wenig empfehlende Eigenschaft für den Begründer einer neuen, von andern durch Erfahrung und Wissenschaft befestigten und begründeten Lehren abweichenden Ansicht, denn gerade aus weiterm Lernen kann oder muß wieder ein neues verschiedenes Resultat begründet werden, folglich kann man dem bisher von ihm Gelehrten keine innere Consistenz zusprechen.

Bei dieser Persönlichkeit Ronges begreift es sich, wenn ein überlegener Geist wie der alte Goerres nur mit bitterer Ironie auf einen solchen Gegner blickt und ihn, wie der Löwe den Hasen, der sich ihm entgegenstellt, mit einer aufgehobenen Tatze vernichtet. Das hat er auch ausgeführt in seinem Buch „über die Trierer Wallfahrt", wiewohl selbst er den ersten und Haupttheil des Buchs, die Rechtfertigung des Zugs zum Rock mir wenigstens noch schuldig geblieben ist, — was auch mein guter Freund R. Braun mir trotz seitenlanger Polemik noch nicht einleuchtend machte, sowie er denn auch über dieselbe Frage mit dem wackern Franciscus Steingaß in heftigen Streit gekommen und fast grollend auf ihn geworden ist, daß er nichts davon wissen will.

Ueberhaupt heißt es ganz die Anforderungen unsrer Zeit und die Aufgabe der neuen Geschlechter verkennen, wenn man itzt eine neue confessionelle Bewegung ins Dasein rufen will.

Einerseits ist die Menge zu indifferent und unempfänglich dafür, d. h. sie will ihren Gesichtspunct nicht drei Jahrhunderte zurücksetzen — und das, was die Geschichte seither lehrt, noch einmal heraufbeschwören, zumal da es fast allgemeine Ueberzeugung ist, daß es im religiösen Leben zwischen den zwei Gegensätzen von Glauben und Wissen, von Halten an Autorität und eigenem ungehemmtem Forschen, von Catholicismus und Protestantismus nichts Drittes wirksam geben kann, was beide vereinigte und gleichsam eine Quintessenz daraus darböte oder gar die zwei Verschiedenheiten in einem höhern Allgemeinen zusammenfaßte. Diejenigen, welche etwas Neues wollen, verlangen eher eine Reformation des Staates an Haupt und Gliedern, wo noch so manches Loch zu flicken und so manches Begonnene oder nur Versprochene (die preußische Constitution!) auszubauen ist — und ich glaube auch wirklich, daß das Feld der politischen Wirksamkeit unsre Erbschaft aus der frühern Zeit und der Platz unserer Tätigkeit mit größerem Rechte ist — als ein nach außen gekehrtes Kundgeben der religiösen Interessen, die doch immer mehr subjectiver Natur sind. — Andererseits, wenn denn doch religiöse Fragen

allgemein verhandelt werden sollen, so zeigt es von einer ganz engen und unentwickelten Betrachtung der Verhältnisse, innerhalb der Religion noch Gegensätze hervorzurufen, da wo schon außerhalb derselben so mächtige vorhanden sind. Denn wenn eine Philosophie, wie sie sich von Feuerbach abwärts bis zu den Vertretern des crassen Communismus entwickelt und schon großen Anklang gefunden hat, mit Resultaten auftritt, wie „gänzliche Verneinung eines Gottes, Autolatrie des Menschen, Verachtung jeglichen objectiv wahren Gesetzes, gewaltsame Destruction aller staatlichen Verhältnisse, Herrschaft der Masse ꝛc." — da gilt es nicht, die Kräfte, die das Positive vertreten und vereint gegen die Negation schützen sollten, durch innere Spaltung und sich selbst Entgegensetzung zu schwächen. — — — —[1])

Heidelberg, den 8ten Mai 45.

Schon seit zehn Tagen schaut mir wieder das Heidelberger Schloß und all die Berge entgegen — und zwar im schönsten Frühlingsgrün und noch liegen diese Blätter unter meinen Papieren und mein Gruß ist noch nicht zu Dir gekommen. 's ist aber wirklich ein böses Verhängniß über unserm Briefwechsel — ich nahm den halbfertigen Brief hieher, um gleich einen Brief von Dir, den ich bestimmt mit den Rostocker Füchsen erwartete, zu beantworten, allein zu meinem großen Leidwesen mußte ich von Leonhard Pries erfahren, daß der Fuchs Deine ganze Zusendung an mich, sowie überhaupt seine Brieftasche in Fulda leichtsinnigerweise habe liegen lassen; ich bin also bis jetzt nachrichtenlos. Hoffentlich machst Du diesen Fehler des Zufalls wieder gut und schreibst mir alsbald — besonders über Berlin und ob wir uns nicht schon früher irgendwo ein Rendezvous geben können; meine Wanderlust ist noch immer gleich groß und der Weg an die Spree ist mir ja nicht so genau vorgezeichnet.

O mein lieber Friedrich! ich darf Dirs wohl sagen, wenn Du nur bis ins Tiefste meines Herzens schauen könntest, so würdest Du ganz Deinen alten Joseph wieder finden; ich denke tagtäglich Dein und besonders hier im prächtigen Frühling und im wilden Treiben beim Sang und Klang des hiesigen Burschenlebens steigen wieder all die Bilder unseres Münchner Stillebens vom vorigen Sommer von dem Augenblick an, wo ich aus dem Omnibus sprang und Dich in Deiner Behausung am Hofgraben auf die noch blasse Wange küßte, bis zum Abschied am 6ten September — Alles taucht wieder doppelt lebhaft vor mir auf und ich meine oft, ich müßte Dich irgendwo hier auffinden und Dich hinausführen auf das Schloß und Dir Alles, was Einem da so frisch entgegenlacht, bis in die weite Ferne hinaus, wo als letzter Gedankenstrich der alte Rhein durch den schönen Text der Naturpracht gezogen ist — Alles zeigen und Dein oft so leidendes Herz müßte genesen und all die Fatalitäten, die der menschliche hinfällige Cadaver mit sich bringt, würden im Blüthenduft aufhören. Ich kann mirs jetzt leider recht gut denken, wie es Dir oft in München mit Deiner angegriffenen Brust zu Muthe war; etwas

[1]) Diese Striche sind im Original.

Aehnliches ist in letzter Zeit auch über mich gekommen, ich weiß nicht, ob an den Brustbeklemmungen das viele Sitzen im Winter oder das zu viele Biertrinken — oder irgend etwas Anderes Schuld ist — ich will sie aber schon mit Wandern, Fechten und Turnen vertreiben, so daß sie sich sobald nicht mehr blicken lassen.

Uebermorgen schon ist Samstag vor Pfingsten, — diesmal gehts freilich nicht in die Tyroler Alpen, wo wir als treue Wandergenossen so viel schöne Momente erlebten — aber doch soll auch ein hübsches Stück Weg zurückgelegt werden, das ich Dir gern in Deinen Norden hinaufversetzen möchte; — wir wollen nämlich — in etwas größerer Zahl — durch das Haardtgebirge mit seinen Kloster- und Schloßruinen auf den Donnersberg und von da absteigen in das gebirgsschöne Nahethal, — längs der Nahe fortziehen bis an ihre Mündung bei Bingen in den Rhein und nach ein paar Blicken in das Rheingau uns wieder hieher zurückziehen [1]).

Unsere Verbindung Alemannia hat sich noch am Ende des vorigen Semesters wegen disharmonirender Ansichten der Mitglieder und allzugroßer Anzahl derselben aufgelöst, oder vielmehr in mehrere Abtheilungen getrennt, wobei sich die Gleichgesinnten zusammenfanden und enger aneinander anschließen konnten, während wir natürlich Alle wie vorher in Bezug auf die Umgestaltung des Studentenlebens noch kräftig zusammen wirken und schon manche wichtige Resultate, besonders die Constituierung eines Ehrengerichts und überhaupt einer allgemeinen studentischen Verfassung erreicht haben. — Die Einzelnen aber, welche der Verbindung angehören, die sich noch itzt Alemannia nennt, — wozu auch ich noch gehöre, — haben sich zu einem recht gemüthlichen gesellschaftlichen Leben vereinigt, — wir stehen auf ganz freundschaftlichem Fuße zusammen, und gerade die verschiedenen Elemente, die unter uns repräsentirt werden, — wir haben Leute von Bonn, Jena, Berlin ꝛc. unter uns — tragen zur Belebung und Mannigfaltigkeit des Verkehrs bei. — Besonders machen wir häufig zusammen Ausflüge in die Umgegend — Turnfahrten von einem oder mehreren Tagen, die das Herz recht erfrischen. Neulich besonders haben wir einen recht schönen Marsch in den Odenwald unternommen, an die durch neuere Untersuchungen und antiquarische Forschungen ziemlich genau bestimmte Siegfriedsquelle, wo der Nibelungenheld durch Hagens Verrath gefallen sein soll, — wo jetzt noch die Volkssage in unbestimmten Zügen erzählt, wie dereinst hier ein Königssohn erschlagen worden sei.

Der XVI. Gesang der Nibelungen hier an der Stelle selbst gelesen, oben auf einer Hochebene in dichtem Gehölz mit weit hingehender Aussicht über die trüben Odenwaldberge und Forste gen Erbach und Fürth hin, machte einen eigenen tiefgehenden Eindruck; — die Gestalten traten lebendig hervor als Staffage in der vor uns liegenden Landschaft. — —

Du siehst also, mein vielliebster Friedrich, daß ich frisch und heiter die Zeit meiner Heidelberger Studien zugebracht habe und zuzubringen gedenke;

---

[1]) Geschah. Vgl. „Scheffels Briefe an Karl Schwanitz" (Leipzig, Georg Merseburger, 1906, Brief II, S. 14).

wenn der Plan mit Berlin ausgeführt wird, und auch noch die norddeutsche Welt vor mein Gesicht und mein treuester und innigster Freund dort wieder an mein Herz träte: ich hätte wirklich eine herrliche Universitätszeit durchlebt und könnte mit so viel Erinnerungen in das wirkliche Leben eintreten, daß mir vor dem Ledern- und Trockenwerden so bald noch nicht zu bangen braucht.

Ich hab Dir zwar — wie ich itzt sehe, ein paar höchst langweilige und lederne Seiten über die kirchlichen Verhältnisse geschrieben, — ich weiß wahrhaftig nicht wie ich dazu kam, sie sind ein Product eines trüben Regentages in Carlsruhe, der mich gerade auf diese Fragen brachte; hier in Heidelberg wären sie nicht entstanden. Nun, nimm sie und leg sie bei Seite, der Inhalt taugt nicht viel; — ich selbst auch bin darum keineswegs so ernst und pedantisch, wie es daraus scheinen könnte und will Dir in unsrer Stube zu Berlin manchen schlechten Witz und Scherz vorsagen, daß Du an Deinem „Jungen" mehr Freude haben sollst als aus seinen Tendenzbriefen.

In den letzten Zeiten meines Carlsruher Aufenthalts habe ich über diese und andere Fragen manche Controversen mit dem guten R. Braun durchgefochten, der mich acht Tage besucht hat. Er ist so durch und durch gemüthlich und doch macht ihn seine so streng und fast unjugendlich religiöse Richtung wirklich rauh und schroff gegen Andersdenkende; — ich will mir aber lieber von ihm den Vorwurf der Lauheit und Oberflächlichkeit zuziehen, als meinen unbefangenen Sinn verlieren und einseitig werden. — Abgesehen davon haben wir manche heitre Stunde zusammen verlebt im Gespräch über unser Zusammensein in München; ich habe ihm Deinen Brief gelesen und er hat mir versprochen, alsbald von München aus an Dich zu schreiben.

Deine Silhouette hat er bei sich gehabt und ich hab sie lang zu Haus gehabt und meinen Eltern gezeigt, — in deren Liebe Du wirklich keinen geringen Platz einnimmst; — und ich hab Dich wieder ganz vor meine Seele gestellt, Dich mit Deinem Weltschmerz, wenn ich das Motto las: *Τίς οἶδεν, οἷα ἔπαθεν ὁ Προμηθεύς* usw.[1]) — und hoffe nur, daß der sich gemildert und ganz verloren hat, und daß Du in diesem Sommer keine trüben drei Junitage mehr zu durchleben hast. — Es würde mich heute noch tief betrüben, wenn ich denken könnte, daß ich damals Schuld daran war, wenn der helle Sonnenstrahl nur Thränen auf Deinem Antlitz sah; — Du hast mir aber nie den eigentlichen Grund gesagt und ich hab mich in meinem Leichtsinn stillschweigend von aller Schuld absolvirt. Hoffentlich sprichst Du jetzt Dein Amen! dazu. —

—. — den 10. Mai.

Wenn meine Blätter an Dich noch vor Pfingsten fortsollen, so muß ich jetzt mein Geplauder abbrechen, wie wohl ich Dir noch gar viel zu sagen hätte, besonders auch über ein paar philosophische Studien und die Vorträge des in neuester Zeit hier hochverehrten Dr. Eck-Roeth. Doch davon später.

Nur Eines noch. Wenn Du einmal zur Erholung von Deinen Studien

[1]) Die Stelle aus Lucian, *Περὶ θυσιῶν*, 6, heißt in der Ausgabe von Jakobitz „*Τὸν δὲ Προμηθέα τίς οὐκ οἶδεν οἷα ἔπαθε, διότι καθ' ὑπερβολὴν φιλάνθρωπος ἦν* —" („Wer weiß nicht, was Prometheus litt, weil er im Uebermaß menschenfreundlich war —").

über die alte Welt Dich in die neue mit ihrem Gemüthe und tiefsinnigen Naturanschauung versetzen — und zugleich wieder das ganze Gebirgsleben mit seinen Freuden und Wundern an Dir vorüberziehen lassen willst, so lies die „Studien von Adalbert Stifter Pesth 1844" — die werden Dir gewiß wohl thun. — Es ist eine Sammlung von Novellen oder vielmehr Stillleben — aus der Mappe des Malers Stifter, der sich damit in die Literatur eingeführt hat, mit einem wahrhaft herrlichen kindlich poetischen Sinne geschrieben. — —

Zum Schluß bitte ich Dich nur noch, Deine lieben Eltern — sowie Dein ganzes Haus, Brüder und Schwester recht herzlich von mir zu grüßen, besonders Deiner verehrten Mutter in meinem Namen zu danken, daß sie so freundlich mein gedenkt. Schreib mir doch auch, wie es dem wackern Ernst[1]) in Wien geht und melde ihm viel Schönes von mir. Ebenso Deinem Freunde Heinrich Pries[2]). Dir selbst aber, mein treuer Friedrich, sage ich jetzt nichts mehr, als daß ich bald Nachrichten von Dir über alles Mögliche erwarte, — und daß Du gegen mich so ganz der alte liebe Freund und „Kamerad" bleiben mögest, wie vordem. Auch Dein Charakter als Vormund darf nicht antiquirt werden, den wollen wir in Berlin wieder feierlich sanctioniren. —

— Halt! — Die traurige Wahrheit, von der Gervin[3]) im letzten Semester sprach, daß es leider in unserer Zeit mit der Poesie so weit gekommen, daß Jeder sich „seinen Hausbedarf" daran selbst schaffe, hat sich auch an mir erprobt[4]); — ich habe mir von einer einsamen Gefühls- und Erinnerungen-Kneiperei in der Nacht vom 28. Februar ganz allein auf meiner Stube gleichsam eine Todtenmesse der Vergangenheit haltend, mit Wein und Trübsinn ein paar Verse niedergeschrieben, die eben auch wieder zu Dir an die Ostsee wandern müssen, daß Du wenigstens daraus ersehest, wie ich mitten in der Gegenwart dennoch halb — und oft ganz in der Vergangenheit lebe.

(Nacht vom 28. (29.!) Febr. 45.)

Zu Heidelberg am Neckar
Da steht ein hohes Haus,
Da geht ein heitrer Geselle
Tagtäglich ein und aus.

Er geht in die dumpfen Hallen
Zur Universität,
Viel lieber noch auf die Berge,
Vom Sturmwind frisch umweht.

Nie schauet man am Abend
Ein Licht auf seinem Saal,
Da sitzt er mit frohen Genossen
Bei Sang und vollem Pokal.

---

[1]) Ernst Eggers, ein älterer Bruder Friedrichs, betrieb die Buchbinderei als Kunstgewerbe.

[2]) Dr. juris Heinrich Pries, der Gatte der einzigen Schwester der Brüder Eggers, war später Landsyndikus in Rostock.

[3]) Der Literarhistoriker Professor Gervinus.

[4]) Der Witz ging später über in das Lied des Katers Hiddigeigei: „Eigener Sang erfreut den Biedern".

Doch heut hat er aus dem Hause
Noch keinen Schritt getan,
Und als der Abend nahet,
Zündet er zwei Kerzen an.

Als wollt er Gäste empfangen,
Sieht er still und feierlich drein,
Gedecket steht der Tisch da,
Doch Niemand kommt zum Wein.

Er sitzt allein mit den Flaschen
Und leert manch Glas dabei,
Viel ernste Gedanken ziehen
An seiner Seele vorbei.

In ein paar alten Liedern
Liest er mit trübem Sinn
Und schaut dazu so innig
Auf ein goldnes Ringlein hin.

Und spricht in seltsamen Worten
Als wollt er Geister beschwören,
Als könnt er aus der Ferne
Wohl Gruß und Antwort hören.

„Du bärt'ger, frommer Dichter,
So lieb und gramdurchglüht,
O, du Freund meiner Jugend
Mit dem strenggläub'gen Gemüth,

„Und Du, mit dem ich so gerne
Einst Haus und Herz getheilt,
Bei dem im hohen Norden
Meine junge Liebe weilt —

„Hoch Euch, ihr treuen Gefährten!!"
So ruft er und sinnt wieder nach,
Bis ihn der Schlummer ereilet
Im einsamen Jubelgemach.

Dann träumt er bei leeren Flaschen
Von altvergangener Zeit,
Es leuchtet aus seinen Zügen
Wie stille Seligkeit.

So trieb's der seltsame Bursche
Im letzten Februar,
Wohl weiß es keiner zu deuten,
Was das für ein Treiben war.

Und keiner in Heidelberg kennet,
Was er sann in jener Nacht —
Nur drei in der weitesten Ferne,
Die wissen, was er gedacht.

Jetzt aber will ich endlich schweigen und Dir nicht länger vorplaudern und gar vorsingen. Schreib mir doch recht bald und wenn was Dummes in den vielen vielen Zeilen an Dich steht, so vergiß es.

Dein Joseph.

IV.

Carlsruhe, den 3. September 45.

Mein vielgeliebter Friedrich.

Eine lange Zeit ist wieder dahingeflogen, bis ich an den Schreibtisch komme, um Dir für Deinen letzten lieben Brief zu danken; — ein bewegtes Semester liegt hinter mir, ich habe Abschied von der Neckarstadt mit ihren grauen Hörsälen und grünen Bergen genommen, — an der Seite meines Vaters bin ich noch den Neckar hinauf und durch Schwaben hierher gewandert und sitze jetzt wieder einsam auf meiner Stube im 3ten Stock, wie im vorigen Herbst, und meine oft, ich hätte ein Jahr lang geträumt von wildem und vielfach bedeutendem Studentenleben und meine Zeit in Heidelberg sei bloß wie in einer camera obscura als schnell verschwimmendes Bild an mir vorübergezogen. Meine vier grünen Wände in Carlsruhe haben aber eine eigene Kraft; was in Heidelberg mir in meinem Leichtsinn nicht schwer auf dem Herzen liegt, das führen sie mir doppelt schwer ins Gewissen und seit ich hier bin, d. h. seit den zwei Tagen, wo ich meine Gedanken aus dem flatterhaften Leben in der bloßen Gegenwart wieder auf Anderes concentrieren kann, mahnen sie mich fortwährend, Dich, mein lieber Friedrich, nicht länger in Unwissenheit zu lassen über meine Pläne für die Zukunft, die uns ja so nahe zusammen führen sollen. Diese will ich Dir also vor Allem zur näheren Orientierung mitteilen.

Mein Heidelberger Universitätsabgangszeugniß liegt vor mir und bezeugt sehr fürtrefflich, wie viel Collegia ich daselbst abgehöret — meine Rechnung mit der Welt und den Gläubigern am Neckar ist abgeschlossen, die vielen Abschiedsfrühstücke und Abschiedsabende sind durchgemacht — „Bemooster Bursche zieh ich aus" haben sie auch dazu gesungen; ich bin also jetzt frei, und da meine Eltern sich mit dem Entschluß nach Berlin zu ziehen, nach manchen Erörterungen — wobei mir besonders zu Statten kam, daß Mittermaier, der in die zweite Kammer gewählt wird, im Winter nicht lesen kann — einverstanden erklärt haben, so pack ich in der Mitte des Monats (September) meine sieben Sachen zusammen und dann fahr ich selbst ab. — „Es zieht nach Berlin ein junger Held — juchhe! Er zieht mit 200 Thalern ins Feld, o weh!" — Nun bin ich aber einigermaßen gebunden durch ein paar meiner hiesigen Freunde, die theils nach Berlin, teils nach Jena gehen und durch eine sehr dringende Einladung in die alte Burschenstadt Jena selbst, — so daß ich in ihrer Gesellschaft — zu Fuß gerade wie vor einem Jahr von München hierher — den Weg durch Norddeutschland durchwandern will. Ihr Reiseplan ist ungefähr folgender: Würzburg, Bamberg, Gotha, (Eisenach), Jena, (Altenburg, Leipzig), Berlin. Nach Bamberg, Eisenach, Jena und Altenburg sind wir eingeladen, es sitzt an jedem Ort ein alter Alemanne, dem es auch wieder wohlthun wird, ein paar Heidelberger Gesichter zu begrüßen. — Gegen den 10.—15. Oktober bin ich sicher in Berlin und dann — doch was soll ich viel schreiben von unserm Wiedersehen! Wir wohnen unter einem Dache und überdies noch jeder im Herzen des Andern — Du, mein treuer Gefährte, bist dann der Halt und Mentor meines Berliner Lebens; — was im Lauf dieses von Dir entfernten Jahres mein Inneres durchrüttelt und durchschüttelt hat, das läßt keine Spur mehr zurück, wenn ichs in Dein

Herz mitgetheilt und ausgeschüttet habe — und sicher marschiren wir beide vorwärts auf der Bahn ernsthafter Studien, denn das soll, so Gott will, mein Ziel sein. Es war eigentlich kein Geringes, mich aus den Heidelberger Kreisen, wo meine Stellung und mein Leben in vieler Hinsicht so angenehm war, loszumachen — aber es ist meine Pflicht, endlich einmal, wenngleich mit einer gewissen Resignation, dem heiteren in den Tag hinein Leben Valet zu sagen und das dulce est desipere in loco mit einer anderen Maxime zu vertauschen. Wenn Du mir rathend und mahnend zur Seite stehst, so werde ich meine Vorsätze nicht umsonst gefaßt haben; — und was mir an bewegtem studentischem Treiben und Thun und rauschendem Kneipleben abgeht, das ersetzen wir reichlich durch einen still innerlich im Frieden unserer Studirstube gehegten und gepflegten Freundesverkehr, der den Tagen von München nicht nachstehen soll. Es genirt mich eigentlich, daß ich in Berlin so viele meiner Bekannten treffen werde; einige ziehen mit mir hin und von meinen Heidelberger Verbindungsgenossen geht fast ein Drittel an die Spree, um dort auf das Nichtstudiren das Studiren folgen zu lassen.

Natürlich müssen wir ein wenig zusammen halten; und so lieb es mir an sich ist — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Carlsruhe, am 8. September. Da hab ich mitten in meinen Zeilen abgebrochen; die schöne Herbstsonne hat mich leichtsinnig gemacht, und es kam eine Einladung von einigen meiner Heidelberger Leute, die von einer Schweizerreise heimkehrten, und ich zog ihnen entgegen in den Schwarzwald, wo wir an den Wasserfällen bei dem alten Kloster Allerheiligen, in Mitte der dunkeln Tannenwaldberge ein paar schöne Tage verträumten, ehe wir einen langen Abschied von einand nahmen; denn jeder von uns wird in den nächsten Jahren in einen andern Winkel von Deutschland hinaus verschlagen werden. —

Das ist eben das Herbe an unserm deutschen Studentenleben, daß gerade dann, wenn man sich gefunden hat, um in innigem Verhältniß der Zukunft entgegenzugehen, schon die Zeit abgelaufen ist und trennend den Einen dahin, den Andern dorthin ruft. Darum muß ich aber auch wieder zu Dir, mein theurer Friedrich; — es wäre ja heillos, wenn die Freude des Zusammenseins nur ein halbes Jahr gedauert hätte und das übrige Leben bloß dazu da wäre, um sich über die weite Trennung zu ärgern. Ich hab ein großes Verlangen nach Dir, ich muß Dir, der Du Zeuge meines geistigen Lebens in München warst, mein inneres Treiben wieder aufschließen und darlegen, — es ist gar Vieles in mir anders geworden — und ich bedarf ein mildes, weiches Herz wie das Deine, um mich zu verstehen und mit Rath und That zu unterstützen.

Was wirst Du dazu sagen, daß all der fromme Glaube meiner Jugend, der Dir so viel zu schaffen machte, verflogen ist . . . Ohne eine gewaltige geistige Crisis durchzumachen, ohne daß mit einer Eruption die ganze Lava hinausgeworfen worden wäre, hat sich allmälig ein Stein nach dem andern aus dem Bau meiner religiösen Ueberzeugung losgemacht — ohne daß ich dessen gewahr wurde, bis das Ganze längst in Trümmer gesunken war; — und jetzt steh ich da und weiß eigentlich nicht, ob ich wie Augustus ausrufen soll: Varus, gieb mir meine Legionen wieder! — oder mich freuen, daß ich entschiedener, denkender, männlicher, kritischer geworden bin.

Du wirst mich umsomehr mit offenen Armen aufnehmen, da mein Glaube und meine Ansicht von der Deinen wohl nicht mehr verschieden sind; — wer weiß ob nicht Dein Geist im Stillen Theil hatte an meiner innern Revolution? — ich würde ihm aber keineswegs darob zürnen. —

Doch was schreibe ich all dies nieder; in wenig Wochen kannst Du es selbst von mir hören — und ich darf ja an diesem Brief nicht wieder vier Wochen lang schreiben wie gewöhnlich, sonst kommt er mit mir zugleich an. Ich möchte Dir noch vieles mittheilen, besonders von einem Besuche, den ich auf der Reise nach Schwaben mit meinem Vater bei dem unendlich gemüthlichen und tiefen Dichter und Geisterseher Dr. Justinus Kerner in Weinsberg machte, der mir eine eigene nachhaltige Erinnerung zurückgelassen hat; — ich wollte Dir ein paar kunstgeschichtliche Notizen mittheilen, besonders von einem mehrtägigen Aufenthalt im Kloster Maulbronn, das ein wahres Handbuch der Geschichte der Architektur vom XII.—XVI. Jahrhundert ist — aber es ist mir nicht vergönnt, der Brief muß fort, — mein genauer Vater, der Dich so lieb gewonnen hat, hat mich schon tüchtig ausgescholten, daß ich Dein so lang nicht gedacht — und wenn ichs jetzt recht überlege, so ists auch wirklich schon so spät, daß auch Deine Antwort nicht mehr hier eintrifft.

Wenn Du, mein lieber Hausgenosse in praeterito und in futuro mir sehr bald einige Nachrichten senden willst über unsere Adresse in Berlin, unsere Wohnung ꝛc. — den Ort, wo ich Dich treffe ꝛc., so sei so gut und sende sie hieher an meinen Vater, der mir sie alsbald zukommen lassen wird. Willst Du Dein Schreiben länger anstehen lassen, so sende es poste restante nach Jena, wo ich es sicher treffe oder mir zuschicken lasse. Könntest Du darin kein Rendezvous bestimmen?! wo — das weiß ich eigentlich selbst nicht, denn meine norddeutsche Geographie ist verdammt schlecht — und unser Reiseplan geht eigentlich auch sehr in die Kreuz und Queere; wahrscheinlich wird er in Wirklichkeit Etwas abgekürzt werden. —

Empfehlungen nach Berlin werde ich einige mitnehmen, besonders auch an Boeckh — habe aber nicht vor, viel Antheil am gesellschaftlichen Leben zu nehmen, aus Rücksicht auf die Zeit, die ich fast ängstlich eintheilen muß. — Noch Eins aber. Wenn es sich nicht unschwer machen läßt, so bring Deinen Bruder Carl mit nach Berlin. Ich meine, gerade am Anfang des juristischen Studiums bedarf es ausgezeichneter Collegien und anregender Vorträge, um die Lust an dem an sich einem jugendlich frischen Herzen wenig behagenden Stoff zu erregen, und diese mögen in Berlin doch wohl eher zu finden sein, als in Rostock; — abgesehen von den Vortheilen, die das Fernleben aus dem elterlichen Hause und das Umhertreiben in einer ganz neuen Welt für die Bildung des Characters bringt. Was ich Halbjurist ihm rathen und mittheilen kann, steht ihm natürlich zu Gebot.

— Nun aber, ade, mein Friedrich. Sammle feurige Kohlen auf mein Haupt und schreib mir so bald als möglich, daß ich nicht ganz wildfremd und rathlos in Berlin ankomme. Grüße mir alle Deine Angehörigen aufs Herzlichste; die besten Grüße meiner Eltern an Dich begleiten meine Zeilen. — Gesungen wird diesmal Nichts, sonst würde ich Dir zum Dreiklang gratuliren, der itzt in Deinem Herzen den frühern zweitönigen Melodien Platz gemacht hat. Glück auf! Dein getreuer Joseph.

V.

Brief der Frau Major Scheffel an Eggers.

Carlsruhe, den 12. Oktober 1845.

Ganz unbekannte Schriftzüge drängen sich hier vor Ihre Augen — wenn ich Ihnen aber sage, daß sie aus der Feder von Josephs Mutter kommen, werden sie Ihnen minder fremd erscheinen.

Auch ich — obgleich ich Sie — verehrter Herr Eggers niemals gesehen, glaube nicht an einen Fremden zu schreiben — Ihr geistiges Bild hat sich — seitdem Sie meinem Sohn Ihre Freundschaft geschenkt, so mit meinen Gedanken verwoben, daß Sie mir näher und vertrauter sind als Mancher, der seit 20 Jahren unter meinen leiblichen Augen herumwandelt. Im Vertrauen zu dieser edlen Freundschaft — in deren Tiefe mich Joseph oft blicken ließ — haben wir ihn nach Berlin ziehen lassen — Ohne Ihr Dahinkommen — hätte ich es jetzt noch nicht vermocht — das Opfer einer solchen Trennung zu bringen. Ich schreibe Ihnen nun — um Ihnen meinen lieben, lieben Joseph — recht ans Herz zu legen. Ich scheue mich nicht die ganze Schwäche meiner mütterlichen Zärtlichkeit vor Ihnen zu verrathen — lieben Sie ihn doch mit all seinen Fehlern und Vorzügen — fast so treu, fast so warm als ich selbst ihn liebe. Lassen Sie nun — lieber Freund meines Sohnes — Ihre Freundschaft — Ihre Erfahrung — Josephs Schutzengel sein. Auf dem neuen glatten Boden der vielleicht sehr klippenvollen Königstadt — Geleiten Sie ihn so — daß er uns einst gesund an Leib und Seele wieder heimkehre, daß uns nichts an ihm verloren gehe! Sie vermögen es — und gewiß Sie werden es auch thun. Wir haben Joseph — zu Ihnen nach Berlin ziehen lassen —, was könnte ich nach diesem noch sagen, das unser Vertrauen in seinen Freund mehr bezeichnen könnte?

Eines auch leg ich Ihnen besonders an's Herz — der Hauch unserer Zeit weht zerstörend über manche alte bewährte Religionsbegriffe — Schützen Sie wenn es nöthig — Josephs Herz vor der Leere — vor der Trostlosigkeit des Unglaubens! Denn auch in verschiedenen Confessionen geboren, finden sich im reinen Streben zu Gott doch alle besseren, alle frommen Gemüther zusammen — und Sie sind fromm — ich weiß es — ich habe Ihre Briefe gelesen — Zweierlei hätt ich noch weiter zu bitten — Joseph schont seine Gesundheit wenig — sagen Sie ihm doch manchmal „Denk an Deine Mutter!" — Sagen Sie ihm dieß auch, wenn die Unlust Briefe zu schreiben bey ihm vorwaltet. Sie haben ihn jetzt ganz — wir — nur seine Briefe — ich leg es an Ihr Herz, daß uns diese Quelle — nicht zu dürftig rieselt — sondern von Ihrem frohen jugendfrischen poetischen Beisammenleben ununterbrochene Berichte zu uns gelangen — so leben wir dann auch in weiter weiter Ferne — ganz mit Ihnen Beiden.

Ich habe Sie nun um Vieles gebeten — aber ich weiß, zu wem ich geredet und fürchte nicht mißverstanden zu werden.

Die Meinigen Alle grüßen Sie herzlich! Empfehlen Sie die Mutter Ihres Freundes der Ihrigen. Gott segne Sie!

Mit innigster Achtung und Freundschaft Ihre ergebenste

Josephine Scheffel-Krederer.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Das österreichisch-ungarische Staatsrecht des Grafen Theodor Zichy.

Von

Dr. **Friedrich Tezner,**
Professor der Wiener Universität.

Seit einer Reihe von Jahren bemühen sich die leitenden Staatsmänner Ungarns, das durch bedeutsamere Fragen in Anspruch genommene Interesse des Auslandes auf die Bestrebungen Ungarns zur vollkommenen Herstellung des ungarischen Nationalstaates zu lenken und um Sympathien für die Überwindung der von Österreich der Durchführung des ungarischen Staatsrechtes bereiteten Hemmnisse zu werben. Unzweifelhaft waltet die Empfindung vor, daß das allgemeine Interesse dem gegenwärtigen sogenannten Unabhängigkeitskampfe anders gegenübersteht als dem des Jahres 1849, wenn nicht feindselig, so doch wenigstens kühl bis ans Herz hinan. Diese Stimmung soll durch eine von austriazistischer Entstellung freigehaltene Entwicklung der fundamentalen Grundsätze des ungarischen Staatsrechtes beseitigt werden, die jedermann zu überzeugen vermag, daß es nicht Mutwille sei, wenn jenem österreichischen Herrscher, der die ungarische Verfassung zu einer Stufe der Entwicklung gebracht hat, die sie unter keinem seiner Vorgänger zu erreichen vermochte, der erst in jüngster Zeit Ungarn Verfassungsgarantien zugestanden hat, die jenseits der Grenze politischer Möglichkeit zu liegen scheinen, am Ende seiner Tage zugemutet wird, das historische Rechtsinstitut der einheitlichen Armee zu zerstören. Diesem apologetischen Zwecke dient auch das in dieser Zeitschrift veröffentlichte Essay „Österreich und Ungarn" vom Grafen Theodor Zichy[1]), dem ich im wesentlichen nur in dem Bekenntnisse beizupflichten vermag, daß der Verfasser nur wenig Neues gebracht habe, was man nicht schon öfter gehört und gelesen hätte, und daß das ungarische Staatsrecht für jeden Ungarn Glaubenslehre sei.

Nun ist es eine ganz andre Sache, einen staatsrechtlichen Katechismus zu bieten, als schwierige staatsrechtliche Probleme in einer für den weitesten

[1]) Deutsche Rundschau, Oktober- und November-Heft 1908.

Leserkreis berechneten Zeitschrift erschöpfend zu behandeln. Wenn ich es deshalb unternehme, dem geehrten Herrn Grafen an derselben Stelle entgegenzutreten, an der er den rechthaberischen Juristen Österreichs den Fehdehandschuh entgegengeworfen hat, so bekenne ich im vorhinein, daß ich mir nicht schmeichle, die Kontroverse über die rechtliche Natur der österreichisch-ungarischen Monarchie, trotzdem ich an ihrer Führung durch 24 Jahre beteiligt bin, endgültig an dieser Stelle auszutragen, daß vielmehr mein Bestreben auf die mir kraft des Rechtes der Glaubensfreiheit offen stehende Berichtigung der vom Grafen Zichy vorgetragenen Glaubenssätze beschränkt bleiben wird.

Die Unabhängigkeit Ungarns und die Zentralbehörden.

Jedem historisch gebildeten Leser, der sich für den Gegenstand interessiert, wird sich nach der Lektüre der staatsrechtlichen Lehrsätze des Grafen die Frage aufdrängen, wie es sich erkläre, daß die für Ungarn in Anspruch genommene volle Souveränität Ungarns unter der Herrschaft des Hauses Österreich nach außen gar nicht zur Erscheinung gekommen ist und Ungarn als Staat bis zum Jahre 1867 keine Rolle gespielt hat? Daß diese Frage von ungarischen Publizisten nicht beantwortet wird, erklärt sich daraus, daß sie Bedenken tragen, die historische Tatsache, an die sich diese Frage knüpft, zuzugestehen, weshalb sie es vorziehen, sich um diesen für die Kontinuität der ungarischen Souveränität unbequemen Punkt herumzudrücken. Es wäre nun ein Irrtum, wenn man das Herabsinken Ungarns zur Stellung einer autonomen Provinz mit einem chronischen Verfassungsbruch der österreichischen Dynastie erklären wollte. Diese Rangerniedrigung vollzog sich vielmehr kraft des ausgesprochen ständischen Charakters der Verfassung Ungarns zur Zeit seiner Einbeziehung in den Herrschaftsbereich des Hauses Österreich. Im ständischen Staate übt der Monarch die ihm zustehenden Rechte persönlich und unverantwortlich aus wie der Eigentümer sein Eigentum, und ganz ebenso wie die Stände ihre Rechte ausüben. Solange der Fürst von den Ständen nichts verlangt und ihnen keine Gesetze gibt, braucht er sie nicht zu fragen, welchen Gebrauch er von seinen Rechten machen soll. So setzt § 14 des ungarischen Gesetzartikels vom Jahre 1545 als Antwort auf Punkt 42 der ständischen Petition fest, daß der König wie jedermann das Recht der Verfügung über seine Einkünfte habe und somit ihre Verwaltung frei organisieren könne. Damit erscheint das ständische Begehren um Sistierung des Abflusses der freilich selbst für ungarische Zwecke unzulänglichen Einkünfte des ungarischen Kammergutes in die frei geschaffene, die Zuflüsse aus allen Kronländern aufnehmende kaiserliche Hofkammer abgelehnt.

Ebenso müssen die ungarischen Stände im G.A. (Gesetzartikel) 8, 1559 (vom Jahre 1559) und im G.A. 38, 1569 es als Rechtssatzung inartikulieren, daß der König sich des Rates ungarischer Räte nur dann bedienen müsse, wenn es sich um Verfügungen handle, die in die Privilegien und Rechte des Königreiches Ungarn, das sind die ständischen, vornehmlich das Steuerbewilligungsrecht umfassenden Privilegien, eingreifen, und daß hiezu

Verfügungen auf dem Gebiete der technischen Heeresverwaltung und der Verwaltung der Einkünfte der Kammer nicht gehören. Das alles kann an der Hand des in lateinischer Sprache geschriebenen Corpus juris Hungarici kontrolliert werden.

Diese dem ständischen Rechte eigentümliche privatrechtlich gestaltete Beziehung des Monarchen zu seinen Rechten hat zur Folge, daß von Rechtswegen den österreichischen Herrschern kein Hindernis entgegengestellt werden konnte, wenn sie ihren aus verschiedenen Rechtsquellen stammenden Besitz an Herrscherrechten, wie sich der Absatz 3 der Einleitung zum G.A. XII, 1867, dem ungarischen Ausgleichsgesetz, ausdrückt, zu einem „einheitlichen Besitz" zusammenschlugen und durch einheitliche, das ist durch einheitlichen monarchischen Willensakt geschaffene Zentralbehörden einheitlich verwalten ließen. Wegen des technischen Unvermögens der ständischen Verfassung zu wirksamer Reaktion gegen diesen Prozeß mußten die ungarischen Stände ihn als Rechtsentwicklungsprozeß ebenso über sich ergehen lassen als die Stände der übrigen Länder. Somit steht Ungarn, das nach dem Glaubensartikel 1 des vom Grafen Zichy S. 141 aufgestellten Glaubensbekenntnisses ein seinem unzerstörbaren Wesen nach selbständiger, souveräner Staat ist, bis zum Jahre 1867 mit den andern habsburgischen Ländern unter einer einheitlichen Heeresverwaltung, unter einer einheitlichen Verwaltung der äußeren Angelegenheiten und in einem gewissen Umfange unter einheitlicher Finanzverwaltung, welche Agenden bis zum Jahre 1848 durch die kaiserlichen Behörden des Hofkriegsrates, durch die nach Namen und Zusammensetzung wechselnden Behörden der äußeren Verwaltung und die Hofkammer geführt werden, ohne daß diese Entwicklung als verfassungswidrig nachgewiesen werden könnte.

Dieser Rechtszustand dauert somit bis über den ungarischen Reichstag von 1790/91 hinaus, auf dem das Wesen der ungarischen Unabhängigkeit gesetzlich festgestellt wurde. Wenn nun auf dem Reichstag des nächsten Jahres in G.A. 8, 1792 § 1 auf Verlangen der ungarischen Stände resolviert wird, daß auch die Ungarn zum Status Ministerium beigezogen und geborenen Ungarn die Gelegenheit geboten werden solle, bei der Cancellaria Status intima sich für den auswärtigen Dienst auszubilden, so liegt hierin eine nicht wegzuleugnende Anerkennung, daß die Unabhängigkeit Ungarns nicht so weit reiche, um die Stände zur Ablehnung der für das ganze Reich bestehenden, monarchischen Schöpfungsakten entsprungenen Behörden des kaiserlichen Staatsrates, des kaiserlichen Konferenzministeriums und der kaiserlichen geheimen Staatskanzlei zu berechtigen.

Fragt man somit, welches das Wesen der im G.A. 10, 1790 91 ausgesprochenen Unabhängigkeit Ungarns sei, so kann wegen des unangefochtenen Fortbestandes der historischen Zentralisation nach Formulierung des Unabhängigkeitsgrundsatzes die Antwort nur folgendermaßen lauten: Sofern staatliche Interessen im Wege der Gesetzgebung zu erledigen sind, müssen für Ungarn die Formen der ungarischen Verfassung beobachtet werden. Die Formen der Gesetzgebung für die übrigen Länder sind ausgeschlossen. Damit erscheint vornehmlich das Steuer- und Heereslasten-Bewilligungsrecht gewahrt und das Verordnungs-

recht an die auf dem Reichstage beschlossenen Gesetze gebunden. Vollständig unberührt von dem Unabhängigkeitsgrundsatz bleibt, wie die nachfolgenden Tatsachen beweisen, das große Gebiet der diskretionären oder technischen Verwaltung des Äußeren, des Kriegswesens, der Verwaltung der Kammereinkünfte der Länder. Nicht einmal diese Folgerung haben die ungarischen Stände aus der gesetzlichen Unabhängigkeit Ungarns gezogen, daß sie vom Staatsrat und vom Staatsministerium nichts wissen wollen, weil dort, wenn auch nicht Verfügungen für Ungarn förmlich erlassen, so doch über den Inhalt dieser Verfügungen mit nichtungarischen Staaten beraten würde. Im Gegenteil, sie wünschen gerade aus letzterem Grunde die Einbeziehung ungarischer Räte, wie denn auch bis zu seiner Auflösung der Staatsrat ungarische Mitglieder eingeschlossen hat. Alles in allem ist auch die Unabhängigkeit des Jahres 1790/91 nicht mehr als die Unabhängigkeit einer autonomen Provinz, sie ist nicht die volle staatsrechtliche Unabhängigkeit des G.A. XII, 1867, sondern, um sich einer dort gebrauchten Wendung zu bedienen, nur die innere Selbständigkeit Ungarns. Zur unangefochtenen staatlichen Unabhängigkeit hat der ungarischen Nation erst Kaiser Franz Josef I. verholfen. Mit Rücksicht auf die von 1526—1867 währende Unterbrechung kann darum von einer Kontinuität in diesem Punkte gar keine Rede sein.

Der österreichische Kaisertitel.

Für die Befriedigung des naheliegenden Bedürfnisses nach einer passenden Bezeichnung der durch einheitlichen Akt geschaffenen Zentralbehörden und der in staatsrechtlichen Formen vor sich gehenden Herrscherakte behelfen sich die österreichischen Herrscher von 1526 an mit der Entlehnung des Titels Kaiserlich von der ihnen zufallenden römischen Kaiserwürde. Als aber die napoleonische Politik die letzten Reste der staatlichen Einrichtung des heiligen römischen Reiches mit Zerstörung bedrohte, mußte an einen Ersatz für den Fall des Unterganges des Lehntitels gedacht werden. Die vorsorglichen Vorschläge der Staatskanzlei zeigen, daß die ganze Aufmerksamkeit der Behörde auf die Herstellung der Übereinstimmung des neuen Titels mit der ungarischen Verfassung gerichtet war [1]), weil der neue Titel ganz an die Stelle des Lehntitels treten sollte und, soweit man damals von einem Verfassungsleben sprechen konnte, ein solches sich nur noch in Ungarn entfaltete. Wegen der übrigen Länder, in denen die Stände wesentlich aufs Petitionieren, auf Teilnahme an der staatlichen Steuerverwaltung, Verwaltung des Landschaftsvermögens

[1]) Ungarn soll darüber beruhigt werden, daß der Titel Kaiser von Österreich nicht etwa von einem Kronlande, vielmehr von dem in der pragmatischen Sanktion Ungarns als Dynastie anerkannten Hause Österreich (domus austriaca) hergenommen und auf dem Complexus aller unabhängigen Staaten des Monarchen derart radiziert sei, daß die einzelnen Königreiche und Staaten ihre bisherigen Titel, Verfassungen und Vorrechte ungeschmälert beibehalten (Tezner, Der österreichische Kaisertitel, das ungarische Staatsrecht und die ungarische Publizistik, 1899). Der unabhängigste unter den „Staaten", auf deren „Besitz" der Titel gegründet werden soll, ist aber gerade Ungarn.

und auf das Tragen von Uniformen bei feierlichen Anlässen beschränkt waren, hätte man seinen Scharfsinn nicht üben müssen. Die gefundene Formel ist von einer genialen Einfachheit: In den auch nach der ungarischen pragmatischen Sanktion als unzertrennlich erklärten Besitz der unabhängigen Königreiche und Staaten trete immer nur ein Nachfolger ein. Für diesen Einen, sofern er über diese, durch die pragmatische Sanktion als unzertrennbar erklärten Königreiche und Staaten, also nicht über einzelne von ihnen herrsche, sei ein passender Titel zu finden. Ihre Größe und Bevölkerung rechtfertige den Titel Kaiser und der uralte Glanz des Herrscherhauses die Bezeichnung des Kaisers als eines aus diesem Hause hervorgehenden Herrschers über die ihm untergebenen Königreiche und Staaten oder als Kaisers von Österreich. Als alleiniger, aus dem Hause Österreich hervorgehender Beherrscher dieser Königreiche und Länder sei er Regent der Monarchie von Österreich. Demgemäß ist auch die Verkündigung des Kaisertitels darauf bedacht, auszuführen, daß der Titel nicht mehr sei als eine Bezeichnung für den aus dem Hause Österreich hervorgehenden einen Herrscher der als untrennbar erklärten Königreiche und Staaten, also nicht mehr als bloße Folgerung aus der pragmatischen Sanktion, deren Feststellung die Verfassungsverhältnisse der untrennbaren Königreiche und Staaten insbesondere auch diejenige Ungarns unberührt lasse. Die Genialität dieser Formel erhellt daraus, daß sie zu Ungarn als Subjekt ein Prädikat hinzufügt, welches zutreffen wird, solange Ungarn unter der Herrschaft des Hauses Österreich stehen wird. So lange wird es nämlich, weil vom Hause Österreich beherrscht, österreichisches Land im Sinne der Kundmachung des Kaisertitels sein oder in diesem Sinne zu Österreich gehören. Denn dieses Österreich bedeutet alles vom Hause Österreich, der domus austriaca der ungarischen pragmatischen Sanktion, beherrschte Gebiet. Insofern ist dieser Titel auch als Titel Ungarns nicht umzubringen.

Die ungarischen Stände, die dieser so klug ausgesonnenen Formel ebenso mißtrauisch als trotz der advokatischen Begabung der Nation hilflos gegenüberstehen, bedienen sich alsbald des Ausdrucks Monarchie oder gesamte Monarchie, oder gesamte österreichische Monarchie im Sinne der Kundmachung und im bewußten Gegensatze zum Königreich Ungarn, das, trotzdem es auch eine Monarchie ist, immer nur Königreich (regnum) heißt[1]) und der G.A. 38, 1827, der dem Fürsten Metternich wegen seiner Verdienste um die universa Monarchia austriaca das ungarische Indignat verleiht, schafft damit den Vorläufer für den modernen Ausdruck österreichische Gesamtmonarchie. Ein von den Ständen auf dem Reichstag von 1832/36 unternommener Versuch, den für Ungarn verbindlich verlautbarten Kaisertitel auf die nichtungarischen Länder allein zu überwälzen, wird vom Hofe dadurch abgeschlagen, daß Kaiser Ferdinand sich zwar dem ständischen Begehren gemäß als V. ungarischen, zugleich aber auch als V. böhmischen König und mit dem Vorrang vor beiden Titeln als I. Kaiser von Österreich

[1]) A. a. O. S. 165 ff.

dieses Namens bezeichnet, wodurch kundgegeben wird, daß durch die Namenszählung nach der Herrscherfolge in den einzelnen Ländern der Bedeutung des den Länderherrschaftstiteln vorangehenden Kaisertitels als eines alle Herrschaftsverhältnisse zusammenfassenden Titels kein Eintrag zu geschehen vermöge.

Die ungarische Publizistik setzt heute die Abwälzungsversuche, wenn auch vergeblich, fort. Die Mannigfaltigkeit der Ausgangspunkte läßt erkennen, daß man sich der Schwäche des Einzelangriffs bewußt ist, und daß die Gründe für die Abwälzung einander widersprechen. Zunächst wird behauptet, es handle sich bei der ganzen Sache nur um eine streng dynastische Rechtseinrichtung. Allein der Titel ist auf die staatsgesetzliche Nachfolge in alle Länder des Hauses Österreich gegründet und für den Gebrauch im völkerrechtlichen Verkehr als ein dem Titel des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Frankreich nachgebildeter völkerrechtlicher Rangtitel erklärt. Da der Kaisertitel der staatsrechtliche Titel des Beherrschers aller Länder des Hauses Österreich ist, so kann mit voller Wirkung die in der Proklamation vorgesehene Kaiserkrönung erst nach der ungarischen Königskrönung erfolgen. Man gebraucht auch den Kunstgriff, zu sagen, das Patent vom 11. August 1804[1]), durch das der Kaisertitel in den nichtungarischen Ländern verlautbart wurde, sei in Ungarn nicht verkündet worden. Das ist richtig, weil die Form des Patentes als eine im G.A. XII, 1790/91 verbotene Form der absolutistischen Gesetzgebung in Ungarn ausgeschlossen war. Wohl aber ist der Inhalt des Patents in der verfassungsmäßigen Form eines dem Reichstag und den Komitaten zugehenden Reskripts vom 17. August 1804 in wortgetreuer lateinischer Übersetzung in Ungarn verkündet worden[2]).

Wenn deshalb Graf Zichy den deutschen Lesern mitteilt, in dem Reskripte stehe nichts, als daß der Kaiser diesen Titel mit ausdrücklicher Beschränkung auf die nichtungarischen Länder angenommen habe, so liegt hier eine so starke Abweichung von dem geschichtlichen Tatbestand vor, wie sie mir selbst bei der in dieser Richtung sehr weit gehenden dichterischen Freiheit der ungarischen Publizistik noch nicht begegnet ist. Auch Deák in seinem Beitrag zum ungarischen Staatsrecht (1865) S. 204 ff. kann nicht leugnen, daß die Annahme des Kaisertitels auch in Ungarn rechtsförmlich verlautbart sei, und bestreitet ihm nur den staatsrechtlichen Inhalt ohne tiefere Begründung sowie verfassungsändernde Wirkung, die niemand behauptet hat.

Auch die der Verkündigung des Kaisertitels unmittelbar nachgefolgte rechtsgeschichtliche Entwicklung läuft der vom Grafen Zichy der Verkündigung des Titels beigelegten Beschränkungstendenz schnurstracks zuwider. Das von dem Herrn Grafen beklagte Bestreben, auf der Ungarn mitumfassenden Bedeutung des Ausdrucks Österreich zu beharren und jede Verdunkelung der Proklamation durch Einengung dieser Bedeutung hintanzuhalten, stammt schon

[1]) Graf Zichy spricht infolge eines leicht zu begehenden, hier nicht weiter zu erörternden Irrtums vom 1. August 1804.

[2]) Beide Texte finden sich zum Schlusse einer von mir im 25. Bande der Grünhutschen Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung (S. 425 ff.) gegenübergestellt.

aus jener Zeit, die nicht geneigt war, einen politisch bedeutungsvollen glücklichen Einfall preiszugeben, und ist keine Erscheinung von heute oder gestern.

Ganz so wie heute, wo die Bezeichnung „österreichisch" in der Verfassung der Reichsratsländer mit der Beschränkung auf diese nur zur Gegenüberstellung der Staatsbürgerschaft in Zis- und Transleithanien verwendet wird, gelangt die Bezeichnung „österreichisch" mit Beschränkung auf die nichtungarischen Länder im § 28 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches des Jahres 1811 nur im Gegensatze zum ungarischen Indigenat zur Anwendung. Im übrigen vermeidet man es geflissentlich, die nichtungarischen Länder mit dem für das ganze Reich, die tota Monarchia, reservierten Namen Österreich zu bezeichnen. Das Bürgerliche Gesetzbuch wird für die deutschen Erbländer verkündet, die in den Gesetzessammlungen bald als deutsche Staaten der österreichischen Monarchie, bald als sämtliche Provinzen des österreichischen Kaiserstaates mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen bezeichnet werden[1]).

Endlich wähnt die ungarische Publizistik und mit ihr Graf Zichy die Frage nach der Bedeutung der Bezeichnung „Österreich" mit dem Allerhöchsten Handschreiben vom 14. November 1868 an den Grafen Beust ein für allemal abgetan und zugunsten Ungarns entschieden.

Auch zu diesem Punkte muß etwas weiter ausgeholt werden.

Kaiser Franz Joseph I. hat von seinem Regierungsantritte angefangen durch alle von ihm unternommenen Verfassungsexperimente hindurch bis einschließlich zu den Unterhandlungen, die zum G.A. XII, 1867 geführt haben, mit unbeugsamer Festigkeit an der Anerkennung der staatsrechtlichen Einheit der österreichischen Monarchie festgehalten, wobei dieser Ausdruck ganz im Sinne der Urkunde über den Kaisertitel zu nehmen ist. Das Märzpatent (1849), das Oktoberdiplom (1860), das Februarpatent (1861) sind nur verschiedene Versuche, zu einem lebensfähigen Ausbau der einheitlichen Erb- oder Gesamtmonarchie zu gelangen. Das Wesen des Ausgleichs vom Jahre 1867, der auf dem G.A. XII, 1867 und dem Gesetze für die Reichsratsländer vom 21. Dezember 1867 über die allen Ländern der österreichischen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten und die Art ihrer Behandlung ruht, besteht darin, daß der Kaiser alle Zentralisationsforderungen der früheren Verfassungen bis auf die Einheit der Monarchie nach außen oder ihre völkerrechtliche Persönlichkeit und bis auf die Erhaltung der historischen Armee, als eines staatsrechtlich einheitlichen Gebildes, und einer staatsrechtlich einheitlichen Heeresgewalt fallen läßt. Darum muß der G.A. XII, 1867 im ersten Absatz der Einleitung anerkennen, daß Ungarn verpflichtet sei, den unversehrten Fortbestand der Monarchie zu wahren, im zweiten Absatz aussprechen, daß die zum Verbande der Monarchie gehörigen Länder und Provinzen einen einheitlichen Besitz bilden, was dann im § 8 moderner dahin bestimmt wird, daß sie dem Auslande oder dritten Staaten gegenüber ohne Unterscheidung zwischen kommerziellen und

[1]) A. a. O. S. 137.

andern Interessen einem Reich, einem Herrschaftsbereich, einem Staatsgebiet gleichstehen.

Wenn nun auch der G.A. XII den Namen der Monarchie oder des Reiches nicht nennt, so sind doch die einzigen Verfassungsurkunden, aus denen er im Jahre 1867 bestimmt werden kann, nur das Patent vom 11. August und das Reskript vom 17. August 1804, deren erstes von der Monarchie von Österreich, deren zweites von der Monarchia austriaca spricht, und es ist darum ein ungerechter Vorwurf gegen die Gesetzgebung der Reichsratsländer, daß sie, von dem Gegensatz der nichtungarischen und ungarischen Länder ausgehend, alle zusammengenommen als österreichische Monarchie bezeichnet, da sie sich hierdurch wörtlich an die Fassung des für Ungarn erlassenen Kaiserreskripts anschließt.

Auch Ungarn kann keinen andern Namen angeben, wenn es mit der Farbe herausrücken muß, und darum sind die Verträge in der Zeit nach dem Ausgleich bis zum Handschreiben vom 14. November 1868 auch im ungarischen Gesetzblatt als Verträge des Kaisertums Österreichs abgedruckt.

Gerade dieser Umstand ist es nun, der den älteren Tisza dazu veranlaßt, in der Sitzung der ungarischen Delegation vom 6. März 1868 zu fordern, daß das unabhängige Ungarn nicht durch den Namen Österreich verdeckt werde, eine Anregung, die zu dem erwähnten Handschreiben geführt hat. Mit wie wenig das auf seinen Konstitutionalismus so stolze Ungarn vorlieb nimmt, wenn es sich um Beweise für seine staatsrechtlichen Anschauungen handelt, erhellt daraus, daß ihm für die Bestimmung der staatlichen Bezeichnung der Reichsratsländer eine kaiserliche Verordnung genügt, während doch in jedem Verfassungsstaat die Bestimmung des Staatsnamens zu den Gegenständen der konstitutionellen Gesetzgebung gehört. Aber dieses Handschreiben will nicht mehr sein als eine Vollzugsvorschrift zu beiden Ausgleichsgesetzen und muß deshalb im Einklang mit beiden Gesetzen ausgelegt werden. Wenn deshalb mit diesem Handschreiben der Titel Kaiser von Österreich ‖ König von Böhmen usw. und Apostolischer König von Ungarn ‖ eingeführt wird, so ist dieser Titel vom Standpunkt der österreichischen Verfassung nur dann verfassungsmäßig, wenn unter Österreich alle Länder der österreichischen Monarchie, die ungarischen inbegriffen, verstanden werden und die weiteren Anführungen als Gegenüberstellung der beiden Reichshälften: Böhmen usw. einerseits, das unabhängige Ungarn anderseits, aufgefaßt werden. Darnach wäre mit dem Titel des Handschreibens gesagt: Kaiser von Österreich heißt so viel als: König von Böhmen, Dalmatien, Galizien und Lodomonien mit dem Großherzogtum Krakau, Erzherzog von Österreich ob und unter der Enns usw. einerseits, König von Ungarn anderseits. Der Zusatz König von Böhmen usw. und apostolischer König von Ungarn ist dann grammatikalisch eine Apposition zum Kaiser von Österreich. Daß der Titel so gemeint ist, geht aus dessen halbamtlichem Kommentar in der Wiener Abendpost vom 17. November 1868 hervor, in dem nachdrücklich hervorgehoben wird, es handle sich um keine wesentliche Veränderung des Bestehenden, nur der bedeutsame Prozeß, der zur Staatlichkeit Ungarns innerhalb der Monarchie geführt

habe, solle durch die distinkte Hervorhebung Ungarns unter den Bestandteilen der Monarchie und seine Gegenüberstellung zu den Reichsratsländern als einer Reichshälfte nach außen kundgegeben werden. Alles in allem bedeutet das so viel als: Ungarn gehört zwar zu Österreich, bildet aber im Verhältnis zu den sogenannten Reichsrats- oder Kronländern einen selbständigen Staat und gehört darum nicht zu diesen Ländern.

Nun wäre es nicht ausgeschlossen, daß es sich dem Verfasser des Artikels der Abendpost um eine bloße Beschwichtigung der schweren verfassungsmäßigen Bedenken gegen das Handschreiben mittels eines staatsrechtlichen Kunstgriffs gehandelt hat. Es muß deshalb eine gewissenhafte staatsrechtliche Forschung prüfen, ob die halbamtliche Erläuterung mit dem sonstigen Inhalte des Handschreibens stimmt? Die Frage ist zu bejahen. Der neue Titel, der vornehmlich in Staatsverträgen zur Verwendung zu gelangen hat, soll nicht, wie die in Ungarn herrschende und auch vom Grafen Zichy übernommene Erklärung sagt, zwei vertragschließende Monarchen bezeichnen, sondern, wie es in dem Handschreiben ausdrücklich festgesetzt ist, den gemeinsamen Monarchen als vertragschließenden Teil, also als einen Kontrahenten. Der Monarch soll auch nicht abschließen im Namen der vereinigten Monarchien Österreich und Ungarn, sondern im Namen der österreichisch-ungarischen Monarchie oder des österreichisch-ungarischen Reiches, und das kann, da der Titel Kaiser von Österreich Deck- und Haupttitel ist, nur so viel heißen als: die alte österreichische Monarchie mit Ungarn als selbständigem, nicht zu den Reichsratsländern gehörigem Staat. Wie gut der offiziöse Kommentator unterrichtet war, geht auch daraus hervor, daß die Versicherung, der große und mittlere alte Kaisertitel in der Form des Jahres 1804 werde fortdauern, durch die nachgefolgte Praxis vollkommen bestätigt wird. Bis zum heutigen Tage, also trotzdem im letzten Ausgleich die Fertigung der Handelsverträge durch einen Vertreter Ungarns und des sogenannten Österreich neben dem gemeinsamen Minister des Äußern vorgesehen ist, werden alle Staatsverträge, auch die Handelsverträge, vom Kaiser von Österreich der Kaiserproklamation auch für Ungarn ratifiziert, wozu noch bemerkt werden muß, daß — eine Ironie des Zufalles — der allerdurchlauchtigste Herr Franz Joseph I. laut G.A. II, 1867 den ungarischen Verfassungseid mit allen Attributen des großen Kaisertitels abgelegt hat! Das entspricht der Auffassung der älteren ungarischen Staatsrechtslehrer, daß der Kaisertitel auch auf Ungarn fundiert ist, weshalb auch der ungarische König an diesem Titel teilhat[1]). Unter solchen Umständen ist es auch begreiflich, daß man, wie Graf Zichy uns auf S. 142 mitteilt, in Ungarn in dem Titel des Handschreibens eine klare Ausprägung des sogenannten Dualismus nicht erblickt und ihm nicht recht traut.

Wenn nun die Reichsratsländer bis heute kein selbständiges Wappen, keinen Staatsnamen besitzen, so äußert sich auch hierin unleugbare staats-

[1]) Tezner, a. a. O. S. 174 f.

rechtliche Kontinuität, sofern sie auch unmittelbar nach der Verkündigung des Kaisertitels eines einheitlichen Eigennamens entbehrten und für sie wegen der provinziellen Natur der Kronländer das Wappen der Monarchie verwendet wurde, das in seiner großen und mittleren Form auch die Wappen der ungarischen Länder umschließt[1]). Hiervon abgesehen kommt es vor, daß in einzelnen Staatsverträgen der ratifizierende Kaiser von Österreich festsetzt, daß Österreich und Ungarn als besondere Staaten zu behandeln sind. Dann sind die Reichsratsländer das engere Österreich, ganz so wie die 1848er Aprilverfassung und der Entwurf des Kremsierer Verfassungsausschusses ein engeres Österreich als Kaiserstaat und ein Ungarn mitumfassendes Großösterreich als Kaiserreich unterschieden hat.

Die Dinge liegen also bei weitem nicht so einfach, als sie Graf Zichy darstellt, der die grundsätzliche Anonymität der Reichsratsländer als Verletzung des ungarischen Staatsrechts erklärt, während sich in ihr nichts mehr als eine sonst von den Ungarn hochgeschätzte Rechtskontinuität offenbart. Es ist eben bis heute eine verfassungsmäßige Liquidation des Kaisertitels vom Jahre 1804 und eine Klärung seiner Bedeutung im ungarischen Sinne nicht erfolgt. Sie läßt sich weder in der Form eines kaiserlichen Handschreibens noch auch dadurch herbeiführen, daß Ungarn sie in den Formen der äußeren Verwaltung durchsetzt, da es auf die österreichische Gesetzgebung keinen Druck auszuüben vermag. Mag nämlich immerhin die in solchen Fragen sehr gefügige Verwaltung des Äußeren neben der österreichischen Fahne die ungarische auf den Gebäuden der Botschaften und Gesandtschaften hissen, das ungarische neben dem österreichischen Wappen anbringen lassen, so wird damit an der Bedeutung der „österreichischen" Symbole so lange nichts geändert, als sie nicht von den Reichsratsländern verfassungsmäßig als ihre Symbole erklärt werden, wozu es wegen des Anteils Ungarns an diesen Symbolen der Zustimmung Ungarns bedürfte, das sie allerdings freudig bewegten Herzens erteilen würde. Aber alle diese Sachen den Reichsratsländern zu oktroyieren, dafür ist Ungarn nicht zuständig, was auch daraus erhellt, daß Ungarn die Reichsratsländer in seinen Verträgen als im Reichsrate vertretene Königreiche und Länder ansprechen muß und sie als Kaisertum Österreich oder österreichische Monarchie nicht bezeichnen darf.

Die rechtliche Natur der pragmatischen Sanktion und des 1867er Ausgleichs.

Die neuere ungarische Publizistik ist bestrebt, der österreichisch-ungarischen Monarchie jegliche Rechtsgrundlage zu entziehen. Sie erklärt die pragmatische Sanktion und den 1867er Ausgleich als bloße ungarische Gesetze, die jederzeit im verfassungsmäßigen Wege, ohne jede Mitwirkung der österreichischen

[1]) Vgl. die Schilderung in der Manzschen Ausgabe der österreichischen Staatsgrundgesetze. Siebente Auflage. S. 20 ff.

Gesetzgebung, von Rechts wegen geändert werden können. Danach wäre das Verhältnis zwischen beiden Staaten ein rein tatsächliches wie das zweier Personen, die zwar entschlossen sind, Gemeinschaft miteinander zu halten, ohne sich hierzu rechtlich zu verpflichten. Dieser Glaubenssatz, den auch Graf Zichy wiedergibt, erregt, soweit die pragmatische Sanktion in Betracht kommt, die Meinung, es stehe in der von den ungarischen Ständen beschlossenen Fassung nicht mehr, als daß Ungarn das Haus Österreich, den Frauenstamm einbegriffen, zur Dynastie erhebe, daß sich die ungarische Thronfolge in bestimmter Weise zu vollziehen habe, wogegen es an jeder Beziehung zu den nichtungarischen Ländern fehle. Allein der G.A. I, 1722/23 fordert, daß sich jeder Thronanwärter in Ungarn, wenn er zur Regierung gelangen will, in diesem Zeitpunkt, als auch zur Nachfolge in den nichtungarischen Ländern berufen, qualifizieren muß (§ 2), und zwar deshalb, weil nicht nur die ungarischen Länder, sondern auch die nichtungarischen voneinander nicht getrennt und weil drittens, wie dies im § 7 des G.A. II, 1722/23 geschrieben steht, auch alle nichtungarischen Länder unteilbar und untrennbar mit dem Königreiche Ungarn beherrscht und regiert werden müßten, um, wie G.A. I, 1722/23 sagt, eine unio contra omnem vim externam atque quosvis motus internos zu bilden. An der Fassung der ungarischen pragmatischen Sanktion hatte der rechtsgelehrte Protonotar des Palatins Szluha hervorragenden Anteil, und es bedeutete schon in der Juristensprache des damaligen Staatsrechts Unio eine einheitliche Staatenverbindung. Die ungarischen Stände wollten zunächst diesen Zusammenschluß mit den nichtungarischen Ständen zu einer Union durch unmittelbaren Vertragsschluß herbeiführen, begnügten sich aber, als sie auf den Widerstand des Hofes stießen, mit der Versicherung des Monarchen, die von ihnen angestrebte Union sei ohnedies vollzogen[1]). Es leuchtet ein, daß der Monarch diese Versicherung, sofern sie sich auf die nichtungarischen Länder bezog, nicht mehr als König von Ungarn, sondern nur als Beherrscher der nichtungarischen Länder erteilen konnte, wozu er sich um so mehr befugt hielt, als inzwischen die Landstände der nichtungarischen Länder sich bereit erklärt hatten, mit Gut und Blut für die „unzertrennliche Beisammenhaltung aller in und außer Teutschland besitzenden als auch künfftig zukommenden Erbkönigreich Fürstenthumb und Land" einzustehen[2]), also Steuern und Mannschaften für die Aufrechterhaltung dieses untrennbaren Verbandes zu bewilligen. Es haben somit durch Vermittlung des Monarchen, durch seine Person hindurch die Stände hüben und drüben den vollen Inhalt der pragmatischen Sanktion in der lateinischen Fassung Ungarns vereinbart. Die ältere ungarische Literatur hegt darum nicht den schwächsten Zweifel an dem Charakter der pragmatischen Sanktion als eine Vereinbarung zwischen den beiden Ländergruppen. Virozsil nennt sie in

[1]) Turba, Die pragmatische Sanktion mit besonderer Rücksicht auf die Länder der Stephanskrone. 1908. S. 111.

[2]) A. a. O. S. 39, 40.

seinem Staatsrecht des Königreichs Ungarn, 3. Bd. S. 158 ff., einen Vertrag mit den österreichischen Erbstaaten denkbar klarsten Inhalts. Zu allem Überfluß erklärt aber der G.A. XII, 1867 über die zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen Ländern obschwebenden gemeinsamen Angelegenheiten im Eingang die pragmatische Sanktion als gegenseitige Rechtsbasis, im § 1 als Grundlage des rechtlichen Bestandes des Verbandes zwischen diesen beiden Gruppen und läßt im § 2 daraus wechselseitige Verpflichtungen hervorgehen. Trotzdem legt die ungarische Gesetzgebung seit Jahren die ungarische pragmatische Sanktion, diese „gegenseitige" Rechtsbasis, einseitig aus, und die neuere Publizistik glaubt sich durch diesen Vereinbarungsbruch berechtigt, den Vereinbarungscharakter überhaupt zu leugnen.

Ganz das Gleiche gilt von dem G.A. XII, 1867. Naturgemäß kann dieser G.A., der von der Selbständigkeit und dem konstitutionellen Charakter der Reichsratsländer ausgeht, nicht umhin, im § 18 festzusetzen, daß die darin angestrebte Neuregelung des Verhältnisses Ungarns zu den Reichsratsländern nur in der Form eines Übereinkommens zustande kommen könne und erklärt diese Vereinbarung im § 69 dann vollzogen, wenn die Reichsratsländer im verfassungsmäßigen Wege beigetreten sein werden. Der österreichische Reichsrat hat diesen Beitritt erklärt, die Neukonstituierung der Monarchie hat sich zum größten Teil auf Grundlage der beiden Ausgleichsgesetze, zum Teil, soweit sie abweichen, auf Grundlage einer bis zum Jahre 1897 stetig festgehaltenen Praxis ohne Widerspruch Ungarns vollzogen, und nunmehr kommt man auf die Idee eines streng tatsächlichen Verhältnisses wieder zurück[1]). Der deutsche Leser mag nun beurteilen, auf welcher Seite die den Österreichern zur Last gelegte rabulistische Auslegung des österreichisch-ungarischen Staatsrechts zu suchen ist, und ob eine solche ausgesprochen advokatische Behandlung epochaler staatsrechtlicher Akte nicht geeignet ist, den nichtkriegerischen Österreichern die Fortdauer des bisherigen Verhältnisses zu Ungarn als wenig erstrebenswert und die völlige institutionelle Trennung beider Staaten als den befriedigenderen Zustand erscheinen zu lassen? Obendrein führt diese ungarische Theorie von dem nur tatsächlichen Zusammenschluß beider Staaten zur Nichtigkeit aller Staatsverträge, die im Namen der österreichisch-ungarischen Monarchie als Kontrahenten abgeschlossen wurden, da die Monarchie nach dieser Lehre weder als ein Rechtssubjekt noch als eine sozietätsrechtliche Staatenverbindung existiert. Und solche bedenkliche Lehren trägt man zu einer Zeit vor, in der die österreichisch-ungarische Monarchie zur Annexion von Bosnien und der Herzegowina geschritten ist, welche Ungarn nur als Vorstufe für die

[1]) Vor dem eruptiven Auftreten der ungarischen Unabhängigkeitspartei hat man auch in den maßgebenden Kreisen Ungarns an der Vereinbarungsnatur des Ausgleiches in dem Sinne einer Vereinbarung zwischen zwei Staaten nicht gezweifelt. So erklärt Andrássy der jüngere in seiner Monographie, Ungarns Ausgleich mit Österreich vom Jahre 1867 (1897) diesen Ausgleich als Vereinbarung der ungarischen und österreichischen Gesetzgebung (S. 193) und als ein in Gesetzesform gefaßtes Vertragsverhältnis (S. 172).

Vereinigung dieser Länder mit seinem Gebiete betrachtet, und trotzdem das in Ungarn als gültig behandelte Handschreiben vom 14. November 1868 die Gesamtheit der Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie als verfassungsmäßig vereinigt erklärt!

Nicht viel besser macht aber Graf Zichy seine Sache, wenn er den Ausgleich so konstruiert (S. 136 ff.), daß er bloß das Ergebnis einer Vereinbarung zwischen der Krone oder dem Könige und Ungarn bilde, weil hierdurch den Reichsratsländern die Bedeutung eines unselbständigen Landes beigelegt wird, über das der ungarische Reichstag zusammen mit dem ungarischen König kraft patrimonialen Rechtes verfügen kann. Und dennoch wirft Graf Zichy der österreichischen Publizistik vor, daß sie jedes i-Tüpfelchen benutze, um der ungarischen Unabhängigkeit ungünstige Interpretationen zu erkünsteln!

Die Wegdeutung des Ausgleiches.

Es ist kein bloßer Zufall, daß zugleich mit der Lähmung des österreichischen Parlaments durch die 1897 einsetzende Obstruktion der Einfluß der Unabhängigkeitspartei in Ungarn wuchs. Denn an eine des parlamentarischen Rückhalts entbehrende Regierung konnten mit Erfolg weitergehende Forderungen gestellt werden, als vor einem Parlamente verantwortet werden konnten. Die Unabhängigkeitspartei, die bis dahin den Ausgleich als Bruch der ungarischen Verfassung bekämpft hatte, setzte nun die Wühlarbeit auf dem Boden des Ausgleichswerkes selbst fort, indem sie vorgab, sein Wesen richtiger zu bestimmen, als dies seine Schöpfer vermocht hätten. Zunächst wurde die schon besprochene Entdeckung gemacht, daß der Ausgleich keine Vereinbarung, sondern ein zur beliebigen Verfügung der ungarischen Legislative stehendes Gesetz sei. Die Reichsminister, die diese Bezeichnung unter der Herrschaft der ungarischen liberalen Partei unbeanstandet geführt hatten, dürfen sie im Verkehr mit ungarischen Behörden nicht führen, trotzdem sie auch für Ungarn eine verfassungsmäßige Grundlage im § 8 des G.A. XII, 1867 sowie in jenem Handschreiben des Kaisers vom 14. November 1868 besitzt, das in Ungarn als Lossprechung Ungarns von dem Titel Österreich betrachtet wird. Die ungarische Delegation, die im § 38 dazu berufen wird, den ungarischen Reichstag gegenüber der österreichischen Delegation, als Repräsentanten des Reichsrates im Rahmen ihrer Zuständigkeit zu vertreten, die ferner nach den §§ 39, 42, 50, 51 die sogenannte politische, konstitutionelle und staatsrechnungsmäßige Verantwortlichkeit der gemeinsamen Minister zur Geltung zu bringen, nach den §§ 40 und 41 das gemeinsame Budget festzustellen hat und nach § 38 durch Instruktionen nicht gebunden werden kann, wird zu einem bloßen Ausschuß des Reichstages degradiert, womit zugleich ausgesprochen erscheint, daß ihre Beschlüsse den Reichstag nicht zu binden vermögen. Ausdrücklich wird diese Folgerung für das gemeinsame Budget gezogen, wie dies auch die Ausführungen Zichys auf S. 140 beweisen. Trotzdem nämlich nach § 41, wie dies Zichy S. 138 zum Schluß selbst hervorhebt, das einmal von den Delegationen festgestellte gemeinsame Budget vom Reichstag und Reichsrat

nicht mehr in Verhandlung gezogen werden darf und nach § 43 die von Sr. Majestät bestätigten Delegationsbeschlüsse bindende Kraft besitzen, wird diese bindende Kraft dem vom Monarchen bestätigten gemeinsamen Budget zugunsten eines unbeschränkten Verwerfungsrechtes des Reichstages bestritten und hierin einer der wichtigsten Unterschiede des ungarischen Ausgleichsgesetzes gegenüber dem österreichischen erblickt. Möge mich der deutsche Leser auch in diesen Punkten an der Hand der von Dr. Gustav Steinbach, einem verläßlichen Kenner der ungarischen Sprache, herausgegebenen Sammlung der ungarischen Verfassungsgesetze kontrollieren und dann entscheiden, ob es, wie Graf Zichy behauptet, nur silbenstecherische Auslegungen sind, mit denen österreichische Juristen den Inhalt des ungarischen Ausgleichsgesetzes wegzudeuten suchen?

Wie bemerkt wurde, sind es zwei historische Rechtsinstitute, die Kaiser Franz Joseph I., als er 1867 die ungarische Verfassung anerkannte, aus dem weit umfangreicheren Gebiete der historischen Zentralisation ausgeschieden und mit deren Anerkennung er unter Preisgebung aller übrigen Agenden sich beschieden hat, weil er damit für die als hohes politisches Kapital zu wertende staatsrechtliche Einheit der Monarchie, die doch schon durch die vereinbarte unio der ungarischen pragmatischen Sanktion proklamiert worden war, seine Auslagen finden zu können vermeinte. Überdies waren diese beiden Verwaltungsgebiete die Domäne seiner persönlichen Verwaltungstätigkeit. Es mußte ihm darum anerkannt werden, daß die Gesamtheit seiner Länder nach außen als eine Monarchie, als ein Reich aufzutreten, einen einheitlichen Besitz, ein einheitliches Herrschaftsgebiet darzustellen habe. Es muß ferner anerkannt werden, daß die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee und somit auch des ungarischen Heeres als eines ergänzenden Teiles der gesamten Armee der Verfügung Sr. Majestät zustehe. Aus der ganzen deklarativen Fassung dieser Bestimmung geht hervor, daß der Monarch nicht etwas ganz Neues aus der Hand der Nation erhalten sollte, was er bisher nicht besessen hatte, sondern daß durch den Ausgleich in diesem Punkte an dem Bestehenden nichts geändert werden sollte. Das Bestehende war aber die staatsrechtliche einheitliche Heeresgewalt des Monarchen über die aus ungarischen und nichtungarischen Truppen oder Regimentern bestehende, nicht erst durch den Ausgleich neugeschaffene Armee. Es ist das übliche aus Einheimischen und Fremden, d. i. Nichtungarn, bestehende Heer, das der Monarch bereits nach G.A. 19, 1546 zum Schutze Ungarns gegen Feinde und Rebellen halten soll, und dessen Charakter als eines stehenden Heeres in Art. 8, 1715 neuerlich mit Nachdruck hervorgehoben wird; es ist jenes Heer, das Graf Zichy trotz seiner aus den ungarischen Gesetzen hervorgehenden Bedeutung für den Fortbestand Ungarns, S. 199 mit Verachtung und Ingrimm als einen „Troß" von Kriegern bezeichnet, das aber in der Geschichte immer die Bezeichnung der Kaiserlichen geführt hat[1]).

[1]) Vgl. hierüber Turba, Armeeeinheit und ungarisches Staatsrecht. "Österreichische Rundschau", Bd. II, S. 392 ff.

Während der ganzen Dauer der Entwicklung der Kaiserlichen Armee hießen die ungarischen Regimenter, sie mochten aus Ungarn bestehende oder wie in früherer Zeit von Ungarn beigestellte Regimenter sein, exercitus Hungaricus, ungarisches Heer, und bildeten einen Teil der Kaiserlichen Armee, ohne deshalb in der Gesamtorganisation ein besonderes Heer zu bilden. Das gegenwärtige Verhalten des Kaisers gegenüber den militärischen Forderungen Ungarns aus den letzten Jahren beweist, daß er glaubte, mit der Anerkennung, es stehe die einheitliche Leitung, d. i. die Befehlsgebung in ihrer höchsten Form, und die Führung, d. i. die Befehlsgebung in ihren andern Formen bis zur unmittelbaren Führung der Befehlskörper zu seiner Verfügung mittels dienstlicher Regelung, und daß Leitung, Führung und innere Organisation einheitlich sein solle, alles erlangt zu haben, was für die Erhaltung des Bestehenden nötig schien. Unzweifelhaft hat er in dieser Richtung auch förmliche Versicherungen jener ungarischen Staatsmänner erhalten, die den Ausgleich geschaffen haben, wie dies der Widerstand Deáks und Andrássy des Älteren gegen die Forderungen beweist, deren Erfüllung nunmehr dem Kaiser abgenötigt werden soll[1]). Es ist im höchsten Grade bezeichnend, daß der Ausdruck einheitlich, der sonst im ungarischen Ausgleichsgesetz ängstlich vermieden wird, zur Verwendung gelangt, um auszudrücken, daß die ganze Monarchie im Verhältnis zu dritten Staaten einen einheitlichen Besitz darstellt (Abs. 3 der Einleitung), und daß es nur eine Armee geben soll, deren staatsrechtliche Einheit dadurch zum Ausdruck kommen soll, daß sie ungeachtet ihrer Zusammensetzung aus den Truppen zweier, die verschiedensten Nationen in sich schließender Staaten, dennoch einheitlich geführt und organisiert sein soll. Ich glaube, daß hiermit eine ungezwungene, durch die geschichtliche Entwicklung der Armee und des Ausgleichs gestützte Auslegung geboten wird, zumal nicht gesagt werden kann, die gesamte Armee werde einheitlich geführt, wenn die ungarischen Truppen ungarisch, die österreichischen deutsch kommandiert werden, sie sei einheitlich organisiert, wenn organisatorische Einrichtungen getroffen werden sollen, um bei den österreichischen und bei den ungarischen Truppen das Bewußtsein stetig zu erhalten und zu verschärfen, daß die einen wie die andern ein rechtlich für sich bestehendes, besonderes Heer bilden.

Mag man nun diese Auslegung, die ihren bedeutsamsten Gewährsmann in dem Kaiser als dem letzten noch lebenden unmittelbaren Kompaziszenten des Ausgleichs findet, für diskutabel erklären, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Herausschneiden der ungarischen Regimenter aus dem Rahmen der gesamten Armee und ihre Umrahmung mittels der Embleme und Fahnen eines staatsrechtlich gesonderten ungarisch kommandierten Heeres gegenüber dem bis 1897 unangefochtenen Rechtszustande eine organisatorische Umwälzung von unübersehbarer Tragweite bildet. Eine solche Verkehrung des bisherigen Rechtszustandes in sein Widerspiel kann nun nicht ohne Zustimmung des

[1]) Vgl. Tezner, Ausgleichsrecht und Ausgleichspolitik. 1907. S. 43 f.

österreichischen Parlamentes erfolgen, sofern die Fortdauer der Beitragspflicht der Reichsratsländer nach erfolgter Abschaffung des historischen, einheitlichen Heeres von Ungarn in Anspruch genommen wird. Denn es kann kein Rechtsgrund für diese Fortdauer geltend gemacht werden, was ganz besonders für den Fall gilt, wenn man der jetzt herrschenden ungarischen Lehre gemäß davon ausgeht, der ungarische Ausgleich sei gar keine Vereinbarung mit den Reichsratsländern, sondern nichts als ein ungarisches Gesetz, dessen Vollziehung die Reichsratsländer nichts angehe und nur zwischen König und Nation zu vereinbaren sei. So wenig nämlich aus einem ungarischen Gesetze Rechte für die Reichsratsländer hervorgehen können, so wenig können ihnen durch ein solches Gesetz Pflichten auferlegt werden, wofern man sich nicht zu der aberwitzigen Rechtsvorstellung versteigt, daß die Reichsratsländer dem ungarischen Staat unterworfen seien. Ich wage es nun gegenüber dem naiven Sanguinismus, den Graf Zichy in diesem Punkte bekundet, zu bezweifeln, daß Deutsche und Slawen sich bereit finden werden, jährliche Kontributionen auf dem Altar des ungarischen Nationalstaates und des magyarischen Heeres niederzulegen. In providentieller Weise hat der Abgeordnete Herbst bei der Beratung der Dezemberverfassung das darin aufgenommene Budget- und Steuerbewilligungsrecht des Reichsrates als unentbehrliche Garantie des Schutzes der österreichischen Interessen gegen den mit den gleichen Rechten ausgestatteten ungarischen Reichstag vertreten[1]). Es kann darum nicht ausbleiben, daß der Reichsrat eine über ihn hinweg erfolgende Erfüllung des militärischen Programms des sogenannten ungarischen Neunerkomitees mit der Budget- und Steuerverweigerung beantworten wird, daß somit diese Erfüllung den vom Grafen Zichy apologetisch gepriesenen und als Bollwerk Ungarns verteidigten Dualismus mit einer schweren Krise bedroht.

Damit bin ich bei jenem Punkte der Erörterungen angelangt, der für das Urteil Deutschlands über die ungarischen Forderungen, an das Graf Zichy appelliert, die größte praktische Bedeutung besitzt. Ich will von der Hypothese ausgehen, daß sich die Anerkennung der ungarischen Forderungen durch den Reichsrat so glatt vollziehen wird, als es der Herr Graf annimmt, wobei er offenbar von der Voraussetzung ausgeht, daß die Heeresverwaltung infolge der fortschreitenden Verdorrung des Heeresorganismus, auf den der Reichskriegsminister als eine Folge der von Ungarn durch Ablehnung der dringendsten Heeresreformen geübten Nötigungspolitik in der österreichischen Delegation hingewiesen hat, zuerst umfallen wird. Welches würden die unausbleiblichen Folgen der Submission des Reichsrates sein? Den bedeutsamsten Einwand gegen die ungarischen Forderungen, daß man auch den nichtdeutschen Nationen dauernd nicht werde verweigern können, was der ungarischen gewährt wurde, glaubt Ungarn durch die Erwägung zurückschlagen zu können, daß die nichtungarischen Völker nicht beanspruchen könnten, was der ungarischen Nation gebühre. Sie seien keine staatliche Nation, sondern bloße Nationalitäten.

[1]) Neue Gesetzgebung Österreichs. 1868. S. 174, Abs. 204.

Ungarn steht nämlich auf dem Standpunkt, daß die ungarische Nation in der Bedeutung des magyarischen Volksstammes ein Monopol auf die Idee der unverzichtbaren und unveräußerlichen Rechte der Nation besitze. Deshalb betrachtet das magyarische Volk die Unabhängigkeit, die es im Jahre 1867 erlangt hat, trotzdem es sie von 1526—1867 hat entbehren müssen, nicht als Geschenk, sondern als Wiederherstellung seiner unverzichtbaren Rechte. Unter solchen Umständen haben die Länder der böhmischen Krone, deren Verfassungssistierung nur von 1749 bis heute dauert, keinen Grund, ihre Sache als verloren aufzugeben, und in der Tat haben die föderativen Bestrebungen sowohl in Ungarn als auch in Österreich durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich die stärkste Förderung erfahren. Das Programm eines Drei-, Vier- und Fünfstaatenbundes wird ernsthaft erörtert. Hiervon abgesehen sichert Art. 19 des österreichischen Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger allen Volksstämmen des Staates Gleichberechtigung und das unverletzliche Recht auf Wahrung und Pflege ihrer Nationalität und Sprache, und alle landesüblichen Sprachen besitzen Gleichberechtigung im Amt und im öffentlichen Leben. Wird darum durch Erfüllung der militärischen Forderungen Ungarns von maßgebender Seite zugestanden, daß Einheit der Kommandosprache, der Heeressymbole und Heeresembleme durch das militärische Interesse der Heereseinheit nicht gefordert werde, dann wird jede Nation unter Berufung auf das autoritative Votum der Heeresverwaltung mit Fug und Recht für ihre im Wehrverbande stehenden Volksgenossen nationales Kommando, nationale Symbole und Embleme fordern.

Die unausbleibliche Folge der ungarischen Forderungen müßte somit die Auflösung des Heeres in lauter nationale Kontingente mit neun oder zehn Kommandosprachen, mit scharf gesonderten Symbolen und Emblemen bilden, und man braucht wohl kein Fachmann zu sein, um zu erkennen, daß ein Staat mit einem solchen, babylonischer Sprachenverwirrung ausgesetzten Heer, keine Bündnisfähigkeit mehr besitze.

Die Prognose des Dualismus.

Daß der Dualismus in seiner bisherigen Gestalt selbst Ungarn nicht zu befriedigen vermöge, setzt Graf Zichy mit beweglichen Worten auseinander. Ich erkläre von vornherein meine Unzuständigkeit zur Widerlegung seiner Beschuldigung gegen die von Österreich geübte wirtschaftliche Ausbeutung Ungarns. Nur glaube ich, daß sie auf so flüchtige statistische Daten, wie sie Graf Zichy als bloßer Dilettant geboten hat, nicht gestützt werden dürfe. In der letzten Ausgleichsepoche sind über diesen Gegenstand im Wiener „Sozialpolitischen Verein" von hervorragenden Fachmännern Vorträge abgehalten worden, die sich im Jahrgang 1899 der Zeitschrift „Deutsche Worte" abgedruckt finden. Wie es sich zeigt, handelt es sich hier um sehr verwickelte und schwierige Probleme, die mit ein paar Schlagworten nicht abgetan werden können. Ein argumentum ab homine kann ich mir aber nicht versagen. Die Ungarn sind seit jeher bei den Ausgleichsverhandlungen durch

sehr geschäftskundige Unterhändler vertreten gewesen, die überdies unter der schärfsten und mißtrauischen Kontrolle des Reichstags gearbeitet haben. Man wird deshalb, den für Ungarn ungünstigsten Fall vorausgesetzt, annehmen dürfen, daß Österreich die industrielle und sonstige wirtschaftliche Abhängigkeit Ungarns ebensoweit ausgenützt hat wie Ungarn die agrarische und kommerzielle Abhängigkeit Österreichs, und daß kein Teil dem andern etwas geschenkt hat. Nur nebenbei sei bemerkt, daß im Ausgleich des Jahres 1867 die ganze auf die ständische Epoche zurückgehende Staatsschuld der Monarchie rechtlich auf die Schultern Österreichs überwälzt worden ist, mit der Motivierung, daß sie ohne Zustimmung des Landes aufgenommen worden sei, ungeachtet eine solche Zustimmung in der ständischen Epoche nicht erforderlich war und ungeachtet die Verfassungswidrigkeit des ungarischen Königs nicht auf Rechnung und Gefahr der nichtungarischen Länder gehen kann.

Wenn ich nunmehr zur staatsrechtlichen Kritik des Dualismus übergehe, so bin ich wieder auf meinem Gebiete.

Der Schleier der ungarischen staatsrechtlichen Formeln, worunter man in Ungarn die mit dem kunstvollen Schein der Vereinbarkeit ausgestattete Verbindung der stärksten staatsrechtlichen Widersprüche in einem Satze versteht, vermag — und dies ist eine begründete instinktive Empfindung des magyarischen Volkes — den dahinter steckenden Kaiserstaat, den die Monarchie zu allen Zeiten dargestellt hat, ebensowenig für das geübte Auge zu verbergen, als der Schleier der türkischen Souveränität die österreichische Souveränität über die Okkupationsländer verhüllt hat. Die Ungarn empfinden, daß der Dualismus auf seinen stofflichen Gehalt untersucht, nichts andres ist als der alte Kaiserstaat, nur behängt mit dem Bleigewichte einer dualistischen parlamentarischen Behandlung seiner Angelegenheiten, die, soweit die finanzielle Fürsorge für die Verwaltung in Betracht kommt, zur Karikatur einer Behandlung durch vier parlamentarische Körper (Reichstag, Reichsrat und die beiden Delegationen) ausartet.

Diese monströse — soweit ich die Sache zu übersehen vermag — einzig dastehende Hypertrophie an parlamentarischen, zur Behandlung der gleichen Interessen berufenen Körperschaften lähmt die Beweglichkeit des Ganzen wie seiner Teile in einer politisch unmöglich scheinenden Weise. Die beim besten Willen beider Teile nur mühsam zu überwindenden Schwierigkeiten haben sich nun infolge der durch das Vordringen der Unabhängigkeitspartei eingetretenen Verschärfung der Gegensätze im höchsten Grade gesteigert. Man bedenke, was das heißt: Handel und Produktion haben anläßlich des letzten Ausgleichs einen zehnjährigen (!) Schwebezustand jener Regelung der finanziellen und wirtschaftlichen Beziehungen beider Staaten durchmachen müssen, die getroffen werden mußte, ehe zu Vertragsverhandlungen mit dritten Staaten geschritten werden konnte. Zu der Schilderung der hierdurch hervorgerufenen „trostlosen" Zustände, die Graf Zichy auf S. 130 bietet, habe ich nichts hinzuzufügen. Ich sehe nun nicht ein, wie sie bei der Fortdauer des parlamentarischen Dualismus schwinden sollen, da sie doch nur in ihm Wurzel und Nahrung finden. Aber schon vorher wurde es in Österreich als Monstrosität

empfunden, daß in der Form der periodischen Festsetzung der Quote, mit der beide Staaten zu den gemeinsamen Lasten beisteuern sollen, immer wieder die Grundlagen der Monarchie bloßgelegt und über die Form der weiteren Fristung ihrer finanziellen Existenz in verbitternden politischen Kämpfen gestritten werden muß. Eine Monarchie auf Kündigung hat Unger treffend die Schöpfung des Ausgleichs genannt. Niemand wird darum den Dualismus als der Weisheit höchsten Schluß gelten lassen können. Konsequenter erscheint mir das Vorgehen der Unabhängigkeitspartei, die den ungarischen Nationalstaat zum letzten Schlage gegen die österreichische Kaiseridee ausholen lassen will. Die Unabhängigkeitspartei fühlt richtig heraus, daß die staatsrechtliche Konstruktion, derzufolge der Kaiser seine ganze Zeit damit zubringt, als König mit sich selbst, als Monarch der Reichsratsländer, Verträge abzuschließen, nichts daran ändern kann, daß es sich hier immer nur um einen auf das Interesse der Gesamtheit gerichteten Willen handelt, der sich nur in zwei staatsrechtlichen Formen äußert.

Den ungarischen Nationalstaat formuliert Graf Zichy in Übereinstimmung mit der ungarischen Publizistik als Form der Unterwerfung von 8186735 Nicht-Magyaren unter die Vorherrschaft von 8651520 Magyaren. Die Sprache, die Graf Zichy gegen die Führer der Emanzipationsbewegung der nicht-magyarischen Nationalitäten führt, unterscheidet sich durch nichts von dem Verdammungsurteil, welches das kaiserliche Manifest vom 4. März 1849, die feierliche Verkündigung der zur Vernichtung der ungarischen Verfassung führenden Reichsverfassung des Kaisertums Österreich über die Führer des ungarischen Unabhängigkeitskampfes ausgesprochen hat, indem sie zugleich im Namen der Kaiseridee Kroatien und Siebenbürgen von Ungarn unabhängig erklärte und die von der modernen Nationalitätenbewegung angestrebte Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Sprachen für das Königreich Ungarn im § 71 ganz besonders festsetzte. Zichy will die politische Unmöglichkeit der Kaiseridee an den Sprachenwirren Österreichs demonstrieren, die er auf den Untergang der deutschen Hegemonie zurückführt. Er übersieht dabei ein Dreifaches, daß die ungarische Hegemonie nur um den Preis der tiefen Unbildung der slowakischen und rumänischen Bevölkerung Ungarns festzuhalten ist, daß die dualistische Verfassung der Monarchie und die in ihrem Gefolge auftretende Politik der österreichischen Regierungen, durch nationale Konzessionen über die Ausgleichssorgen hinwegzukommen, einen der bedeutsamsten Gründe für den Untergang der deutschen Hegemonie bildet, und daß in Österreich ein Kampf um ethische Prinzipien geführt wird, den keine Staatskunst von Ungarn wird fernhalten können, wenn eine Lösung des nationalen Problems gelungen sein wird. Überzeugender zugunsten des ungarischen Nationalstaates als durch seine Erklärung mit einem Existenzbedürfnisse des magyarischen Volksstammes hätte Graf Zichy durch den Nachweis gewirkt, daß ein magyarischer Nationalstaat bei der nationalen Zusammensetzung Ungarns und trotz der nationalen Bildungen an allen seinen Grenzen sich dauernd als Mittel der Förderung der Kultur aller seiner Nationalitäten werde behaupten können. Bis nun bildet die bemerkens-

werteste Folge der jüngsten magyarisch-nationalen Bewegung die Tatsache, daß das Ausland mit der Auflösung der Monarchie zu rechnen beginnt und die Verteilungslose auch über Ungarn wirft. Allein das ist doch nur eine Verteilung der Haut des Bären vor seiner Erlegung. Vorderhand hat der alte Kaiserstaat trotz des Lähmungszustandes, in den ihn der Dualismus versetzt hat, drei gewaltige Hiebe gegen den ungarischen Nationalstaat geführt, die beweisen, daß noch nicht alle Kraft aus ihm gewichen ist. Er hat das Parlament der stolzesten Nation durch einen Regimentsobersten heimschicken dürfen. Er hat dieser exklusiven Nation die Weisung zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts erteilt, und die Nation geht daran, sie, wenn auch in unvollkommener Form, durchzuführen. Er hat mit einer Ehrenbezeugung gegen die historischen, wissenschaftlich nie geprüften Ansprüche Ungarns auf das sagenhafte Rama die Annexion der Okkupationsländer für die Monarchie vollzogen, eingedenk der Tatsache, daß das verschleierte Annexionsmandat des Berliner Vertrages nicht Ungarn, sondern der Monarchie erteilt wurde, daß der Erwerb und die Behauptung beider Länder nicht nur ungarisches Gut und Blut gekostet, daß Ungarn selbst im G. A. VI, 1880 anerkannt hat, daß ihm kein Alleinrecht auf diese Länder zustehe, und daß der König von Ungarn seinem Lande nur jene historischen Gebietsteile zurückgeben kann, die er allein wiedererworben hat. All dies hätte der ungarische König nicht tun können, sofern er nach landläufiger Vorstellung nichts ist als das Oberhaupt der als Nation bezeichneten magyarisch-aristokratischen Oligarchie und verfassungsmäßig nur in Übereinstimmung mit der Nation regieren darf[1]).

Bei der Unübersehbarkeit und Unberechenbarkeit der wirkenden Ursachen halte ich es für ein müßiges Spiel, Horoskope für die künftige Entwicklung eines staatlichen Gebildes von welcher Art immer aufzustellen. Wenn aber das Gesetz der aufsteigenden Entwicklung richtig ist, so kann an dem endlichen Siege der Kaiseridee über die Idee des ungarischen Nationalstaates kein Zweifel bestehen, wobei es ganz gleichgültig ist, in welcher staatsrechtlichen Form der Autonomie aller Nationen der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie sie ihren Ausdruck finden wird. *Ἔσσεται ἦμαρ.*

---

[1]) Hierüber Steinbach im „Jahrbuch des öffentlichen Rechts" (1907), Über gesetzliche und parlamentarische Regierung Ungarns. S. 168 ff.

Das Kruzifix in der Kirche von Dunes.

Von

Vernon Lee[1]).

„Ja ja, Sie haben recht. Das ursprüngliche Kruzifix ist es nicht. Dies hier ist ein andres. Il y a eu substitution.“ Und dabei nickte das alte Männchen, der Antiquar, ein paarmal geheimnisvoll mit dem Kopfe, und seine Augen wurden starr, als ob sie Geister sähen.

Er sprach in kaum hörbarem Flüsterton. Das Kruzifix hatte seinen eigenen Festtag und dies war der Vorabend, weshalb sich auch eine Anzahl halbgeistlicher Personen in der Kirche aufhielt, um sie für morgen zu reinigen und zu schmücken; auch allerhand alte Dämchen waren zu sehen, die mit klappernden Eimern und Handbesen emsig herumstöberten. Der Antiquar hatte mich sofort bei meiner Ankunft hierher geführt, denn morgen, im Gedränge der Andächtigen, würde es schwer halten, alles ordentlich zu besehen. Heute stand das ehrwürdige Kreuz über Reihen und Reihen noch unangezündeter Kerzen, mit papiernen Blumen, bunten Musselinwolken und wohlriechenden Girlanden aus harzigen Kieferzweigen umkränzt. Zwei brennende Kronleuchter erhellten das Heiligtum. „Ja ja, das ganz alte ist's nicht mehr,“ sagte er noch einmal und sah sich um, ob ihm auch niemand zuhöre: „Il y a eu substitution.“

Denn ich hatte, wie es wohl jedermann ergangen wäre, beim ersten Blick erkannt, daß das Kruzifix französische Arbeit sei, kühn, realistisch, dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstammend, während das Kruzifix der Legende, das Werk des Evangelisten Lukas, das mehrere Jahrhunderte lang im heiligen Grabe zu Jerusalem gehangen hatte und auf wunderbare Weise im Jahre 1195 am Strande von Dunes angespült worden war, sicherlich wie sein wundertätiger Gefährte in Lucca ein byzantinisches Kunstwerk gewesen sein mußte.

„Aber warum sollten sie vertauscht worden sein?“ fragte ich harmlos.

„Später, später“ — flüsterte der Antiquar stirnrunzelnd; „nicht hier — später.“

[1]) Aus der Handschrift übersetzt von Irene Forbes-Mosse.

Dann führte er mich weiter, durch die ganze Kirche, die einst ihrer Pilgerzüge wegen so berühmt gewesen; aber die Flut der Andacht hatte sich allmählich von ihr zurückgezogen, dem Meere gleich, das auch immer mehr zurückgetreten war, bis nur das salzige Schlick unter den Klippen übrigblieb.

Die Kirche von Dunes ist klein, aber würdig. Ihre anmutige, karge und scharfgegliederte Gothik ist in zartem, lichtgrauem Stein ausgeführt, den das feuchte Seesalz an Pfeilern, Kapitälen und gemeißelten Blattgewinden mit leuchtend grünen Flecken ausgeputzt hat. Der Antiquar zeigte mir, wo im Querschiff und Glockenturm die Arbeiten eingestellt worden waren, als im 14. Jahrhundert die Wunderkraft zu versagen begann, und er öffnete das sonderbare Wachtzimmer, einen großen Raum im Triforium, zu dem Stufen hinaufführten: es waren ein Kamin und steinerne Sitze darin für die Männer, die Tag und Nacht über dem kostbaren Kruzifix Wache gehalten hatten. Es seien früher sogar Bienenstöcke in den Fenstern gewesen, erzählte mir der Alte; er könne sich erinnern, sie als Kind gesehen zu haben.

Ich fragte, ob es in Flandern üblich gewesen, in Kirchen, die im Besitze wertvoller Reliquien waren, Wachtstuben zu haben, denn ich hatte bisher nirgendwo etwas Ähnliches gesehen.

„O nein — nirgends sonst," sagte er und sah sich um, ob wir auch allein seien; „aber hier war's vonnöten. Haben Sie nie von den seltsamen Wundern gehört, die in dieser Kirche geschehen sind?"

„Nein" — flüsterte ich (denn allmählich hatte er mich mit seinem geheimnisvollen Wesen angesteckt), „wenn Sie nicht darauf anspielen, daß die Gestalt des Heilands alle Kreuze zerbrach, bis endlich das echte von der Flut an den Strand getragen wurde?"

Er schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts und stieg die breiten Stufen in das Schiff hinab, indessen ich einen Augenblick zurückblieb und aus dem Wachtzimmer hinunterblickte. Nie habe ich einen seltsameren Eindruck von einer Kirche empfangen. Die Kronleuchter zu beiden Seiten des Kreuzes drehten sich langsam und warfen runde Flecke gelben Lichts auf den Boden, die durch die schwarzen Schatten der Säulenbündel durchbrochen wurden. Zwischen den Bänken im Mittelschiff huschten die flackernden Lämpchen der Kirchendiener hin und her. Der ganze Raum war mit dem harzigen Geruch der Kiefernzweige erfüllt, der die Erinnerung an Dünen und Berghänge wachrief, und von den emsigen Leuten dort unten drangen gedämpfte Laute zu mir empor: Wispern und Schwatzen weiblicher Stimmen, aufklatschendes Wasser und Geklapper von Holzschuhen; es gemahnte unendlich an Vorbereitungen zu irgendeinem Hexensabbat.

„Welcher Art waren die Wunder, die hier geschehen sind," fragte ich, als wir auf dem dunklen Kirchplatz standen, „und was meinten Sie, als Sie sagten, die Kreuze seien vertauscht worden?"

Es war dunkel um uns her. Kohlschwarz hob sich die Kirche, eine undeutliche, schiefe Masse von Strebepfeilern und steilen Dächern von dem dunstigen Mondhimmel ab; dahinter schwankten die großen Bäume des Kirchhofs im Seewind; und die Fenster leuchteten gelb, wie flammende Portale, in der Finsternis.

„Betrachten Sie gefälligst den wilden Ausdruck der Wasserspeier," sagte der Antiquar und deutete aufwärts.

Dort ragten sie, unförmliches Getier, vom Dachfirst hinaus in die Nacht; und bei manchen konnte man, und das war recht schauerlich, das Mondlicht, gelb und blau, durch ihren offenen Rachen leuchten sehen. Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, daß der Wetterhahn rasselte und ächzte.

„Man möchte meinen, es seien die Wölfe, die man heulen hört," rief ich aus. Der Alte kicherte. „So, so," sprach er, „sagt ich's Ihnen nicht, daß in dieser Kirche Dinge geschehen sind, wie in keiner andren Kirche der Christenheit? Und sie hat es selber noch nicht vergessen. Da — da — haben Sie je solch wilde, unheimliche Kirche gesehen?"

Denn während er redete, hatte sich plötzlich noch ein andrer Laut dem Heulen des Windes und dem Gestöhn des Wetterhahnes zugesellt: ein schriller bebender Ton wie von Flöten und Pfeifen.

„Der Kantor übt die Vox Humana für morgen," bemerkte der Antiquar.

Tags darauf kaufte ich eine der gedruckten Erzählungen vom wundertätigen Kruzifix, wie sie in Mengen auf dem Kirchplatz feilgeboten wurden; am selben Tage war auch mein Freund, der Antiquar, so freundlich, mir alles, was er von der Sache wußte, zu erzählen. Wenn ich meine beiden Quellen vereinige, so scheint mir das Folgende den Sachverhalt wiederzugeben:

Im Herbst 1195, nach einer furchtbar stürmischen Nacht strandete ein Boot in der Nähe von Dunes, dazumal ein armes Fischerdorf, das an der Mündung des Flüßchens Nys, einem höchst gefährlichen unterseeischen Riff gegenüber, gelegen war. Das Boot war zertrümmert und umgestürzt, und dicht neben ihm lag, in Sand und geknicktem Strandgras eingewühlt, ein Steinbild des gekreuzigten Heilands; das Kreuz zwar fehlte, und auch die Arme, die wohl aus besonderen Steinblöcken geformt gewesen, fanden sich nicht.

Sofort erhob eine Anzahl der verschiedensten Personen Anspruch auf das Bildwerk: die kleine Kirche von Dunes, auf deren Grund und Boden es angespült worden war, sodann die Barone von Croy, denen das Strand- und Bergerecht an dieser Küste zustand, und schließlich die große Abtei von Saint Loup d'Arras, welche die geistliche Gewalt über diesen Ort ausübte. Es ward aber einem heiligen Manne, der nahebei eine Höhle in den Klippen bewohnte, die Gnade einer Vision zuteil, die den Streit schlichtete. Ihm erschien nämlich der heilige Lukas in Person und teilte ihm mit, daß er selbst der Bildhauer der angeschwemmten Gestalt gewesen; daß sie eine von dreien sei, die ehemals um das Grab des Herrn zu Jerusalem gehangen, daß von diesem heiligen Ort drei Ritter, ein Normanne, ein Toskaner und ein Mann von Arras, sie mit Gottes Hilfe den Ungläubigen geraubt und in unbemannte Boote gelegt hätten; daß eins der Bildwerke an der normannischen Küste, bei Salenelles, gelandet, das zweite in der Nähe der Stadt Lucca in Italien aufgefahren, das dritte aber, vom Ritter aus Arras verladene, eben das in Dunes an-

geschwemmte Bildnis unsres Heilands sei. Was nun dessen endgültigen Standort beträfe, so empfahl der fromme Einsiedler, vom heiligen Lukas dazu ermächtigt, das Steinbild selbst darüber entscheiden zu lassen. Demgemäß ward der Gekreuzigte mit aller Feierlichkeit aufs neue ins Meer gesenkt. Aber am Tage darauf fand man ihn wieder an derselben Stelle bei der sandigen Mündung des Flüßchens Nys. So ward das Bildwerk in dem Kirchlein zu Dunes untergebracht, und in kurzer Zeit machte der Zudrang der Andächtigen, die ihm Gaben brachten, es sowohl nötig als möglich, die Kirche neu aufzubauen.

Das gebenedeite Bild von Dunes — Sacra Dunarum Effigies, wie es benannt wurde — tat zwar nicht die landläufigen Wunder, aber sein Ruhm verbreitete sich trotzdem in alle Ferne, denn es waren beispiellose, übernatürliche Dinge, die sein Dasein begleiteten. Das Bildnis war, wie bereits erwähnt, ohne Kreuz aufgefunden, ob es auch zweifelsohne an einem solchen befestigt gewesen; und alles Suchen, wie auch alle späteren Stürme brachten die fehlenden Stücke nicht zum Vorschein. Daher ward nach einiger Zeit und langem Erörtern des Falles der Beschluß gefaßt, ein neues Kreuz anfertigen zu lassen und die Gestalt daran zu befestigen. Und dafür wurden besondere, höchst kunstfertige Steinmetzen aus Arras nach Dunes berufen. Doch man höre und staune! Am Tage, nachdem das Kruzifix mit großer Feierlichkeit in der Kirche errichtet worden war, fand ein unglaubliches und höchst schreckliches Ereignis statt. Das Bildnis, das am Abend zuvor vollkommen gerade gehangen, hatte seine Stellung verändert und sich wie mit äußerster Anstrengung nach rechts gewandt, als habe es versucht, seine Fesseln zu sprengen. Dies wurde nicht nur von Hunderten von Laien bezeugt, es wurde auch von den Priestern des Orts in einem Schriftstück bescheinigt, das sich bis zum Jahre 1790 im bischöflichen Archiv zu Arras befunden hat. Besagtes Schriftstück war gerichtet an den geistlichen Oberherrn der Kirche von Dunes, Seine Gnaden, den Abt von Saint-Loup.

Dies war der Anfang einer Reihe höchst merkwürdiger Begebenheiten, die den Namen des wundersamen Kreuzbildes in der ganzen Christenheit berühmt machten. Die Gestalt wechselte nach einiger Zeit ihre Lage von neuem; mehrmals schien es, als habe sie sich von der einen zur andern Seite gekrümmt, und als habe sie es nur durch heftige Anstrengung zuwege gebracht. Und eines Tags, etwa zehn Jahre nachdem es aufgefunden worden, fanden die Priester der Kirche und die Bürger des Orts das heilige Bildnis in seiner ursprünglichen, gerade gereckten und ebenmäßigen Stellung wieder, aber, o Rätsel, das Kreuz in drei Stücke zerschlagen auf den Stufen der Kapelle.

Leute, die der Kirche nahe wohnten, wollten in der Mitte der Nacht durch ein starkes Geräusch, das sie für einen Donnerschlag gehalten, erweckt worden sein, ein Geräusch, das gewiß nichts andres gewesen als das Krachen des brechenden Steins, oder — wer weiß? — das Getöse, mit dem das furchtbare Bild seine Fesseln gesprengt und das fremde Kreuz von sich gestoßen hatte. Denn so ward die geheimnisvolle Begebenheit gedeutet: das Bildwerk,

von heiliger Hand gemeißelt und auf übernatürliche Weise nach Dunes gelangt, hatte offenbar irgendeine unwürdige Spur an dem Stein entdeckt, an dem es befestigt worden war. So wenigstens erklärte der Prior das Mirakel, in Erwiderung auf die Anfrage des Abtes von Saint Loup, der seinem Mißfallen über solch ungewöhnliche Vorkommnisse Ausdruck gegeben. Und es ward bekannt, daß der Marmor, nachdem er aus der Werkstatt der Steinmetzen hervorgegangen, nicht, wie vorschriftsmäßig, von aller Berührung sündlicher Menschenhände gereinigt worden war, ehe die Gestalt darauf befestigt wurde; ein schweres, wenn auch entschuldbares Versehen. Ein neues Kreuz wurde bestellt, dessen Ausführung allerdings lange auf sich warten ließ, denn seine Weihung fand erst einige Jahre später statt.

In der Zwischenzeit war auf Befehl des Priors das Wachtzimmer mit Feuerherd und Verschlag erbaut worden, und der Papst erteilte die Erlaubnis, daß ein Klerikus Tag und Nacht darin Wache halte, mit der Begründung, eine so seltene Reliquie könne geraubt werden. Denn das wunderbare Bildwerk hatte zurzeit alle andern Kruzifixe in Schatten gestellt, und dank den stetig wachsenden Pilgerscharen war das Dörfchen Dunes zu einer Stadt geworden, deren Eigentum der nunmehr zu märchenhaftem Reichtum gelangten Priorei zustand.

Die Äbte von Saint Loup sahen diese Entwicklung mit scheelen Augen an. Ob auch, dem Buchstaben nach, noch immer ihre Vasallen, hatten die Priore von Dunes doch allerhand Privilegien vom heiligen Vater erhalten, die sie tatsächlich unabhängig machten; darunter waren gewisse Gerechtsame, vermöge deren die Schatzkammer von Saint Loup nur einen geringen Teil der Gaben erhielt, die die Pilger in so reichem Maße dem Heiligtum zubrachten. Insbesondere war's der Abt Walterius, der geradezu feindlich auftrat. Er beschuldigte den Prior von Dunes, die Wächter veranlaßt zu haben, allerhand abenteuerliche Geschichten über angebliche Bewegungen der freistehenden Gestalt zu ersinnen, und unter der unwissenden Menge den Glauben an Veränderungen in besagter Gestalt zu verbreiten, die sich, da der Hintergrund des Kreuzes als Maßstab fehlte, unmöglich beweisen ließen. So ward denn endlich ein neues Kreuz verfertigt, geweiht und am Kreuzerhöhungstag das Bild darauf befestigt; dies geschah in Gegenwart einer zahllosen Menge von Geistlichen und Laien. Nun würde das Bild zufrieden sein und durch keinerlei ungewöhnliche Taten seinen Ruhm vermehren oder auch seinen Anspruch auf Heiligkeit schädigen.

Diese Erwartungen wurden aufs bitterste enttäuscht. Im November des Jahres 1293, nach einem Jahre andauernder, unheimlicher Gerüchte, ward festgestellt, daß sich die Gestalt von neuem zu bewegen oder vielmehr zu krümmen begonnen hatte, und am Vorabend des Weihnachtstages desselben Jahres fand man das Kreuz zum zweiten Male von der Wand geschleudert und in Stücke gesprengt. Es wurde ein andres Kreuz gemacht, diesmal ganz im stillen geweiht und an den alten Platz gebracht. Eine Beschädigung im Dach ward als Vorwand genommen, die Kirche auf einige Zeit zu schließen und sie, nachdem die Zimmerleute und Dachdecker ihre Arbeit vollendet hatten,

aufs gründlichste einzusegnen und auszuräuchern; und es ward allgemein bemerkt, daß der Prior diesmal ebenso bemüht war, das Wunder zu vertuschen, als sein Vorgänger bemüht gewesen, es das erstemal auszuposaunen. Von dem Priester, der an jenem schrecklichen Weihnachtsabend Wache gehalten hatte, ward nichts mehr gehört, aber unter vielen Leuten galt es für ausgemacht, daß er gestörten Geistes sei und in dem Gefängnis der Kirche verborgen gehalten werde — aus Furcht vor den Dingen, die er ausplaudern könnte.

Denn unterdessen hatten sich — nicht ohne Nachhilfe seitens der Äbte von Arras — allerhand unheimliche Geschichten über rätselhafte Vorkommnisse in der Kirche von Dunes verbreitet. Wie erinnerlich, stand diese Kirche etwas höher als die Stadt, einsam und nur von den Prioreigebäuden umgeben, will sagen, außer auf der Seeseite, von hohen Mauern eingefaßt. Trotzdem gab es Leute, welche versicherten, daß sie in Nächten, wenn der Wind von jener Seite kam, seltsame Geräusche aus der Richtung der Kirche gehört hatten. Besonders wenn es stürmte, hatten sie Töne erkannt, die sie verschiedentlich mit Geheul und Gestöhn und mit ländlicher Tanzmusik verglichen. Ein Schiffer behauptete, daß er am Abend vor Allerheiligen, als sich sein Boot der Flußmündung näherte, zu seinem Befremden die Kirche hell erleuchtet gesehen habe, ja, daß die großen Fenster geglüht hätten, wie von einer Feuersbrunst. Jedoch der Verdacht lag nah, daß er an dem Abend berauscht gewesen und in seiner Trunkenheit das Licht im Wachtzimmer für eine große Beleuchtung gehalten habe. Der Vorteil der Städter wie der Kirchengeistlichen lag auf derselben Seite, da sie alle aus den Wallfahrten viel Gewinn zogen, und so wurden diese Nachrichten geflissentlich angezweifelt und unterdrückt. Dennoch kamen sie dem Abt von Saint Loup zu Ohren, und schließlich ereignete sich etwas, wodurch all das halbvergessene Gerede wieder in den Vordergrund trat.

Denn in der Nacht zum 30. April des Jahres 1299 schlug der Blitz in die Kirche ein. Der Wächter wurde tot im Mittelschiff aufgefunden, das Kreuz war in zwei Stücke geborsten, und — o Grauen! — die Gestalt schien verschwunden. Das unbeschreibliche Entsetzen, das sich jedermanns bemächtigte, ward nur noch vermehrt, als sich die Gestalt hinter dem Hochaltar wiederfand, ganz verkrümmt wie in tödlicher Qual und das Antlitz — so erzählt man — vom Blitze geschwärzt.

Dies war das Ende der seltsamen Begebenheiten zu Dunes. Ein geistliches Konzilium ward nach Arras berufen, und die Kirche blieb abermals, ziemlich ein ganzes Jahr lang verschlossen. Ihre Wiedereröffnung und Neueinrichtung ward diesmal durch den Abt von Saint Loup vollzogen, den der Prior vom heiligen Kreuz demütiglich bei der Messe bediente. Eine neue Kapelle war erbaut worden, und in ihr erblickte man das wundertätige Kruzifix, nur war der Gekreuzigte noch weit köstlicher als je zuvor mit Brokat und Geschmeide aller Art angetan, namentlich sein Haupt verschwand beinahe ganz unter einer überaus herrlichen Krone, einem Geschenk des Herzogs von Burgund. Die Erklärung für all dieses Gepränge, wie auch für die Gegenwart des

großen Abtes in Person ward gegeben, als der Prior vortrat und den Gläubigen verkündete, daß das letzte und allergrößte Wunder geschehen sei. Denn das echte Kreuz, an dem die Gestalt in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem gehangen, und um dessentwillen das Bildnis alle andern, von Menschenhand gefertigten Kreuze verworfen hatte, sei nun endlich auch an der Küste von Dunes, an der nämlichen Stelle gelandet, wie vor hundert Jahren das Bildnis des Heilands. Dies, sagte der Prior, sei der tiefe Sinn der schrecklichen Geschehnisse, die alle frommen Herzen mit Kummer und Entsetzen erfüllt hätten. Nun aber habe das heilige Bild Ruhe gefunden, und seine wundertätige Kraft werde fortan nur der Erhörung frommer Bitten gewidmet sein.

Diese Weissagung erfüllte sich nur zur Hälfte, von diesem Tage an bewegte sich die Gestalt nie mehr; aber von diesem Tage an ward auch kein bemerkenswertes Wunder mehr verzeichnet. Der Ruhm von Dunes schwand, andre Reliquien überstrahlten das heilige Bildnis; und da die großen Pilgerzüge mehr und mehr zu kleinen Wallfahrten aus der nächsten Umgegend zusammenschrumpften, blieb auch der Ausbau der Kirche unvollendet.

Was hatte sich zugetragen? Niemand erfuhr es, niemand ahnte es oder kümmerte sich darum. Als jedoch im Jahre 1790 der erzbischöfliche Palast zu Arras geplündert wurde, erwarb ein Notar der Nachbarschaft einen großen Teil des Archivs nach Gewicht, sei es aus geschichtlichem Interesse, sei es, weil er hoffte, Einblicke zu gewinnen, die seinem bitteren Groll gegen den geistlichen Stand zur Nahrung gereichen sollten. Später lagen dann diese Papiere lange unbeachtet, bis schließlich mein Freund, der Antiquar, sie an sich brachte; ein Durcheinander der verschiedensten Dokumente, planlos dem erzbischöflichen Archiv entwendet, darunter auch ein Aktenbündel, die aufgelöste Abtei von Saint Loup betreffend, und eine Reihe von Aufzeichnungen enthaltend, die von den Begebenheiten in der Kirche zu Dunes handelten.

So weit es sich bei dem fragmentarischen Charakter dieser Berichte erkennen läßt, sind es die Protokolle einer im Jahre 1299 vorgenommenen Untersuchung. Um die Bedeutung der darin verzeichneten Zeugenaussagen zu würdigen, muß man sich erinnern, daß dies alles zu einer Zeit geschah, als die Hexenprozesse bereits florierten, und das Vorgehen gegen die Tempelherren derlei Verfahren, die es ermöglichten, den Finanzen des Landes aufzuhelfen und gleichzeitig den Vorteil der Kirche zu berücksichtigen, ungemein beliebt gemacht hatten.

Der Sachverhalt scheint nun der gewesen zu sein, daß sich der Prior Urbain de Luc plötzlich in Gefahr sah, der Gotteslästerung und schwarzen Kunst angeklagt zu werden, weil er die Wundertaten des Bildwerks durch höllische Mittel herbeigeführt und seine Kirche in einen Tempel des bösen Feindes umgewandelt habe. Statt nun einen hohen geistlichen Gerichtshof anzurufen, wozu ihm kraft päpstlichen Privilegs das Recht zustand, ahnte Prior Urbain gar wohl, daß der Ursprung dieser Verdächtigung in der Abtei von Saint Loup zu suchen sei, und beschloß, allen Privilegien entsagend, sich dem Abt, den er bisher geringschätzig übergangen hatte, demütig zu unterwerfen. Es scheint, daß der Abt sich damit begnügt und

die Sache nach einigen Verhandlungen, die in den vorhandenen Akten teilweis verzeichnet sind, erstickt habe. Mein freundlicher Antiquar gestattete mir einige dieser Berichte aus dem Lateinischen zu übersetzen, und ich lasse sie hier folgen, dem Leser anheim gebend, sich aus ihnen ein eignes Urteil zu bilden:

Item: Der Abt gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß Seine Hochwürden der Prior keine persönliche Bekanntschaft mit dem bösen Feind (Diabolus) gehabt, noch sich irgendwie mit ihm eingelassen habe. Nichtsdestoweniger ist es angesichts der Schwere der Anklage unumgänglich . . . (an dieser Stelle ist das Papier durchgerissen). Hugues Jacquot, Simon le Couvreur, Pierre Denis, alle drei Bürger von Dunes, werden befragt und sagen aus: Daß die von der Kirche zum heiligen Kreuz ausgehenden Geräusche stets in stürmischen Nächten gehört wurden und allemal die Vorboten von Sturm und Schiffbruch gewesen seien; daß sie verschiedner Art waren, bald wie schreckliches Geraffel, Stöhnen und Gebell, wie wenn Wölfe heulen, bisweilen aber auch wie Flöten und Pfeifen. Ein gewisser Jehan, der schon zweimal gebrandmarkt und mit Ruten gestrichen wurde, weil er Feuer an der Küste abgebrannt und auch sonst das Stranden von Schiffen an der Mündung des Flüßchens Nys begünstigt hat, sagt, nachdem ihm Straflosigkeit zugesichert worden, aber erst nach zwei bis drei leichten Daumschrauben, folgendes aus: Daß er und die übrigen Strandräuber seiner Freundschaft es immer im voraus gewußt hätten, wenn ein böses Wetter toben sollte, und zwar hätte es allemal der Lärm in der Kirche von Dunes angekündigt. Zeuge ist oft an den Mauern hochgeklettert und hat im Kirchhof auf derlei Geräusche gepaßt. Er war das Geheul und Gebrüll ganz gewohnt, das die andern Zeugen erwähnten. Einen Landmann, dem er in der Nacht begegnete, hörte er sagen, das Geheul sei so schrecklich gewesen, daß er — der Landmann — gemeint habe, er würde von einem Rudel Wölfe verfolgt — ob es auch allbekannt sei, daß seit mehr als dreißig Jahren sich kein Wolf in dieser Gegend habe blicken lassen. Doch ist der Zeuge selbst der Ansicht, daß das Merkwürdigste in all dem Getöse und das, was stets die allerschlimmsten Stürme begleitet oder verkündet habe, ein Getön von Flöten und Schalmeien sei (quae vulgo dicuntur flustes et musettes) so süß und hell, wie es der König von Frankreich an seiner Tafel nicht schöner haben könne. Auf die Frage, ob er je etwas mit eignen Augen gesehen, antwortet Zeuge: daß er vom Strand aus die Kirche hell erleuchtet gesehen, aber als er näher gekommen, sei alles, bis auf das eine Licht im Wachtzimmer, erloschen gewesen. Daß er einmal, bei Mondschein, als die Flöten und Schalmeien und das Geheul besonders schrecklich gewesen, meint Wölfe gesehen zu haben, sowie auch eine Gestalt auf dem Dach, daß er aber in großer Furcht davon gelaufen sei und darum nicht beschwören könne, daß dem wirklich so gewesen.

Item: Seine Gnaden, der Abt, ersuchen den hochwürdigen Prior, die Hand aufs Evangelium zu legen und in Wahrheit zu bekennen, ob er je selber solche Geräusche gehört habe.

Seine Hochwürden, der Prior, verneint, irgend etwas Ähnliches vernommen zu haben, aber mit ferneren Maßregeln (der Folter?) bedroht, gibt er zu,

daß ihm der wachthabende Priester des öfteren über allerlei Lärmen berichtet habe.

Frage: Ob der hochwürdige Prior noch etwas anders von dem wachthabenden Priester in Erfahrung gebracht hat?

Antwort: Ja; aber unter dem Siegel der Beichte. Der letzte Wächter, der vom Blitz getötet wurde, sei überdies ein abtrünniger Priester gewesen, der der schändlichsten Vergehen überführt und genötigt war, Zuflucht zu suchen. Der Prior hatte ihn aufgenommen und als Wächter verwandt, da es schwer hielt, einen Menschen zu finden, der mutig genug war, dieses Amt zu versehen.

Frage: Ob der Prior auch frühere Wächter befragt habe?

Antwort: Die Wächter seien nur in der Beichte verpflichtet gewesen, ihre Erfahrungen mitzuteilen; alle seine Vorgänger hätten das Siegel der Beichte unverletzt bewahrt, und, ob auch unwürdig, sei der Prior doch entschlossen, das gleiche zu tun.

Frage: Was sei aus dem Wächter geworden, der nach den Begebenheiten am Weihnachtsabend ohnmächtig aufgefunden wurde?

Antwort: Darüber ist dem Prior nichts bekannt. Der Wächter war irrsinnig. Der Prior nimmt an, daß er aus diesem Grund in Verwahrsam gehalten wurde.

Hier war offenbar eine dem Prior Urbain de Luc höchst peinliche Überraschung vorbereitet gewesen; denn in der nächsten Eintragung steht zu lesen:

Item: Auf Befehl Seiner Herrlichkeit wird durch gewisse Dienstleute des Herrn Abts, Robert Baudoin, Priester und ehmals Meßner in der Kirche zum heiligen Kreuz, herein geführt; besagter Priester ist sechs Jahre lang von Seiner Hochwürden, dem Prior, in strenger Haft gehalten worden, aus dem Grund, daß er irren Geistes sei. Zeuge trägt in Gegenwart Seiner Herrlichkeit und Seiner Hochwürden große Furcht zur Schau; namentlich befällt ihn beim Anblick des Herrn Priors gewaltiges Zittern. Zeuge weigert sich zu reden und verbirgt das Angesicht in den Händen, wobei er ein durchdringendes Geschrei ausstößt. Auf liebevolles Zureden und Ermahnen durch die Anwesenden und aus großer Mildherzigkeit durch unsern gnädigsten Herrn Abt selber, etiam mit der Folter bedroht, so er noch länger verstockt bliebe, macht der Zeuge seine Aussage nicht ohne klägliches Lamentieren und unvernünftiges Plärren nach Art der Wahnwitzigen.

Frage: Kann er sich erinnern, was am Vorabend des heiligen Christfests des Jahres 1293 in der Kirche von Dunes geschehen sei, ehe denn er auf dem Fußboden der Kirche ohnmächtig geworden?

Antwort: Nein, das kann er nicht; es würde eine schwere Sünde sein, vor hohen geistlichen Herren von derlei Dingen zu reden. Er ist nur ein armer, unwissender Mensch, und der Kopf ist ihm verwirrt. Und dann hat er auch so großen Hunger.

Nachdem er mit weißem Brot von des Abtes eigner Tafel gestärkt worden, wird der Zeuge weiter befragt:

Welcher Begebenheiten am Vorabend des heiligen Christfests kann er sich noch besinnen?

Antwort: Er glaubt, daß ihm der Kopf nicht immer wirr gewesen. Er glaubt, daß er nicht immer im Gefängnis war. Er glaubt, daß er vor langer Zeit einmal im Boot gefahren sei, auf der See —

Frage: Erinnert sich der Zeuge nicht, in der Kirche von Dunes gewesen zu sein?

Antwort: Kann sich nicht besinnen; aber ist ganz gewiß, daß er nicht immer im Gefängnis war.

Frage: Hat der Zeuge jemals etwas Ähnliches gehört?

Seine Gnaden, der Abt, hatten heimlich einen gewissen Narren, der in seinen Diensten stand und ein vortrefflicher Musikante war, hinter dem Wandteppich verborgen, wo derselbe auf ein Zeichen plötzlich zu blasen anhub. Bei welchem Ton der Zeuge zu zittern und zu schluchzen begann und auf die Knie sank, worauf er das Gewand unsers allergnädigsten Herrn erfaßte und den Kopf darin verbarg.

Frage: Weshalb äußert Zeuge so großes Entsetzen, da er sich doch in der väterlichen Hut eines so milden Fürsten, unsers allergnädigsten Abtes selbst, befindet?

Antwort: Zeuge kann das Dudeln und Pfeifen nicht ertragen. Es macht ihm das Blut gerinnen. Er hat es dem Herrn Prior so oft gesagt, daß er's keine Nacht mehr aushalten kann in der Wächterstube. Daß er um sein Leben verzagt. Daß er nicht mehr wagt, das Zeichen des Kreuzes zu machen, noch die Gebete zu sprechen, aus Furcht vor dem großen wilden Mann. Daß der große wilde Mann das Kreuz genommen hat und es entzwei geschlagen, und damit geworfen hat, das Kirchenschiff entlang. Daß die Wölfe vom Dach heruntergekommen sind, in Haufen, und geheult hätten sie und sind auf den Hinterfüßen herumgesprungen, derweil der große wilde Mann auf dem Hochaltar gesessen und den Dudelsack geblasen hat. Daß sich der Zeuge mit einem Kranz von kleinen Kreuzlein eingezäunt hat — aus zerbrochenem Hanfstroh hat er sie gelegt — damit der wilde Mann nicht ins Wächterzimmer herein käme.

„Ach weh — ach weh — da dudelt er schon wieder. Die Wölfe — die Wölfe — sie heulen. — Er ruft den Wind und das böse Wetter!"

Item: Daß nichts weiter aus dem Zeugen heraus gebracht werden kann, der auf den Boden fällt, einem Besessenen gleich und aus der Gegenwart Seiner Herrlichkeit und Seiner Hochwürden, des Priors, entfernt werden muß.

Hier bricht das Schriftstück ab. Haben jene hohen geistlichen Würdenträger später noch mehr über die schrecklichen Vorkommnisse in der Kirche zu Dunes erfahren? Haben sie deren Ursache geahnt, geargwöhnt? „Denn eine Ursache war vorhanden," sprach mein Freund, der Antiquar, indem er seine Brille abnahm — er hatte mir diese Berichte vorgelesen — „oder, genauer gesagt, die Ursache ist noch immer hier. Und Sie werden sie erkennen, ob auch jene gelehrten Herren vor sechshundert Jahren sie nicht begreifen konnten."

Er erhob sich und nahm einen Schlüssel vom Sims; dann führte er mich, vor mir hergehend, in den Hofraum seines Hauses, das am Ufer des Nys, eine halbe Stunde unterhalb Dunes lag. Zwischen den niederen Scheunen

blickte man hinaus über das salzige Schlick, das, von zahllosen Herbstastern bedeckt, ganz bläulich schimmerte, und über die Vogelinsel, eine große Sandbank an der Mündung des Flusses, wo sich die Brutstätten aller Arten von Strandvögeln befinden; und weiter noch, auf die weißen Mähnen der zornigen See unter einem zornig glühenden Abendhimmel. Auf der andern Seite, über den Dächern empor, ragte die Kirche von Dunes, mit ihrem spitzen Glockenturm und dem scharfkantigen Umriß ihrer Türmchen und Erker, ihrer Pfeiler und Wasserspeier, ihrer sturmverkrümmten Kiefern — alles kohlschwarz gegen den westlichen Himmel von fahler, bedrohlicher Färbung.

Der Antiquar steckte den Schlüssel in das Türschloß eines langgestreckten Seitengebäudes. „Ich sagte Ihnen," sprach er, innehaltend, „daß ein Tausch stattgefunden hat; ich sagte Ihnen, daß das Kruzifix, das zurzeit in Dunes verehrt wird, das nämliche nicht ist, das im Jahre 1195 vom Sturm hierher verschlagen wurde. Ich nehme an, daß das jetzige Kruzifix mit einer lebensgroßen Figur indentifiziert werden kann, über die im Archiv von Arras eine Quittung erhalten blieb. Jene Figur ist von Etienne le Mas und Guillaumin Peruel im Jahre 1299 an den Abt von Saint Loup geliefert worden, in demselben Jahr, als die Untersuchung stattfand, seit welcher Zeit auch alle übernatürlichen Begebenheiten in der Kirche von Dunes aufhörten. Was nun das ursprüngliche Bildwerk betrifft, so werden Sie es gleich sehen und alles begreifen."

Er öffnete die Tür eines gewölbten, abwärtsführenden Ganges, zündete eine Laterne an und zeigte mir den Weg. Wir befanden uns offenbar im Keller eines mittelalterlichen Gebäudes; und ein Geruch von Wein, feuchtem Holzwerk und Tannengrün, den unzählige hochaufgestapelte Reisigbündel ausströmten, füllte das Dunkel zwischen den untersetzten Säulen.

„Hier," sagte der Antiquar und erhob seine Laterne, „hier begrub man ihn, unter diesem Gewölbe, und es wurde ihm ein eiserner Pfahl durchs Herz gerammt, wie einem Vampyr, damit er nicht auferstünde."

Das Steinbild war gegen die dunkle Wand gelehnt, von geschichtetem Reisig umgeben. Eine überlebensgroße, nackte Gestalt, die Arme an den Schultern ausgebrochen, das Haupt mit struppigem Bart und verwildertem Haar gewaltsam emporgerichtet, das Antlitz verzerrt in Qual, die Sehnen ausgereckt wie bei einem, der am Kreuz hängt, die Füße mit einem Strick umwunden. Mir war das alles von Museen und Sammlungen her wohlbekannt. Ich trat näher, um das Ohr zu betrachten: es war spitz, blattförmig.

„Aha, Sie haben das Geheimnis schon heraus," sagte der Antiquar.

„Ich bin überzeugt," antwortete ich, denn ich wußte nicht, wohin er mit seinen Worten zielte, „daß dies angebliche Bildnis Christi einen Satyr des Altertums darstellt, einen Marsyas — wie er seine Strafe erwartet."

Der Antiquar nickte. „Ganz recht," sagte er trocken, „das ist die ganze Erklärung. Aber ich meine trotz alledem, der Abt und der Prior taten klug daran, daß sie ihm den eisernen Pfahl durchs Herz rammen ließen, als er hinausgeschafft wurde aus der Kirche."

Chinesische Kunst in Berlin.

Eindrücke.

Als ich unsern ersten Chinakenner, den Professor Freiherrn v. Richthofen, einmal begeistert über japanische Kakemonos sprach, schüttelte er den Kopf: „Für japanische Kunst hat man kein allzugroßes Interesse, wenn man die chinesische kennt." Ich fragte, ob diese denn in unsern Museen vertreten wäre. „Nein, in Berlin, wohl auch in ganz Deutschland ist fast gar nichts vorhanden. Es ist schwer, die Kunst kennen zu lernen; nur Weniges ist in europäischen Sprachen über sie erschienen, selbst Reisenden kommt nicht allzuviel vor Augen. Und während die Japaner mit bewunderungswürdiger Pietät ihre Altertümer hüten und schirmen, ist das gerade Gegenteil in China der Fall." Erst im British Museum gelangte ich zu den Chinesen, zu der eigentlichen, der großen ostasiatischen Kunst, fand auch in einem entlegenen Gang des Louvre vereinzelte Blätter, einige Herrlichkeiten im Musée Guimet. Nun aber ist die größte Sammlung, die Europa noch jemals erblickt hat, zu uns gekommen, und in künstlerisch empfindenden Kreisen herrscht freudiges Erstaunen, eine erregte Bewunderung.

Graugelbliche Streifenbilder hängen in der vornehme Ruhe ausatmenden Akademie, in eigenartiger Harmonie verquicken sich die Farben auf dem bald stumpf-hellen, bald bräunlich nachgedunkelten Grund. Die ältesten sind vom Anfang des 9., die jüngsten vom Anfang des 19. Jahrhunderts — in dem tausendjährigen Zeitraum eine Kunst; weit auffallender als die Änderung ist die Beharrung des Stils. Die seltenen Urwerke aus der ersten Blütezeit (etwa vom 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr.) zeigen bereits alle Charakteristiken der chinesischen Kunst. Auch in dieser Ausstellung sind es gerade die Gemälde des 11. und 12. Jahrhunderts, aus der großen Sung-Periode, die den allertiefsten Eindruck hervorrufen — bei denen man der Griechen gedenkt. Gewiß eine anders vibrierende Tonart, eine enger gezogene Bereicherung des Daseins, aber hier wie dort das beruhigende Glück der Vollendung, der Erreichung alles Gewollten in einfachster Form.

Da sind gewaltige Päonien aus dem 11. Jahrhundert (187), sie sind groß gesehen, wirken groß in der Pracht und Weihe der Formen; vollendet richtig die Verkürzungen und Überschneidungen, überraschend, eigenartig die Raumverteilung. Sie sind tief empfunden, schon in jenen längst vergangenen Zeiten wurden diese Asiaten der emotionellen Ästhetik der Pflanzen- und Tierformen gewahr. Den Europäern waren diese bisher gefälliges Beiwerk, erst jetzt überkommt Einige die sakrale Hoheit dieser Linien der Natur. Derselben Zeit entstammt eine Gruppe weißer Gänse (75), auch bei ihnen erhabener Fluß der Formen; so die monumental gezeichnete Sau auf einem Klazomenä-Tonsarkophag in unserm Museum, so im British Museum der herrliche ionische Geflügelfries von Xanthos. Griechischer Adel spricht aus dem Bilde einer berühmten Nebenkaiserin des 16. Jahrhunderts (27). Es wurde, so meldet die Inschrift, „an einem Frühlingstag gemalt". Die schlanke, junge Frau steht da, flötet mit gesenkten Augen; in sorgloser Anmut, aber mit berechnetster Erwägung der Linienführung umfließen sie die Gewänder.

Die Behandlung der Gewänder bereitet an und für sich einen intimen Genuß. Auf Bildern sieht man nicht die knapp nüchterne neue Art, sondern die „ideale Gewandung" der Ming-Periode (14. bis 17. Jahrhundert). „Weiden gleich", sagen ihre Dichter, soll die Frau erscheinen, lang und weichfließend sind denn auch die duftig schleppenden Gewänder. Vom Gürtel hängen lange Bänder hernieder, durch kostbaren Schmuck gehalten, in zierliche Schleifen gebunden. Und all diese flatternden Bänder und Schleier, die losen Ärmel, die leichten Überkleider geben raffinierte Silhouetten, zergliedern kunstvoll die Bildfläche, fügen sich zu einer bezaubernden Linienharmonie. Vor diesen anmutigen, blumenstreuenden Gestalten wurde oft der Name Botticelli genannt, mir war Agostino di Duccio in noch höherem Maße gewärtig. Wie das schwebt und schwingt, ein anmutiger Kontrapunkt der Bewegung. Geistvoll ist der Pinselstrich, hier wird ein Elefant (104) durch lauter wellenförmige Linien wiedergegeben. Es gehört jedoch ein intellektueller Zwang dazu, bei den Chinesen in erster Reihe von der Zeichnung zu sprechen. Man soll es tun, die Form ist höher, ewiger als die Farbe. Doch liegt das Berauschendste in ihrer Farbenvollendung. Hier wurden Baumzweige (126), in bald zartgrauer, bald tiefdunkler Tusche hingeworfen, das koloristische Schema geben Quittenblüten, einige milchigrosa, andre in tiefem Flamingorot. Hier schaukelt ein intensiv grünlichblauer Paradiesvogel zwischen mattweißen großen, schwermütigen Magnolienblüten. Ebenfalls in der blauen Skala eine flotte Groteske (218): ein fratzenhafter Hausgenius mit Besen; Luft und Boden in graugrünen Tönen, grünes Blattwerk, die Steigerung im Blaugrün und Blau der Gewänder. Hier sind weiße Hühner (188), der Grund ein stumpfes, etwas rötliches Grau, darauf das Milchweiß des Geflügels; die Krallen ziegelrötlich, in das Himbeerfarbene spielend, die Kämme wie helles Blut. Farben können genannt werden, ihre Qualität gibt man in Worten nicht wieder, der beste Vergleich liegt in der Glut, in der hingehauchten Subtilität des chinesischen Porzellans. Darum wirken diese Gemälde, trotzdem sie für liebevolle nahe Betrachtung geschaffen wurden, erstaunlich in der Ferne, als beglückende Farbensymphonien mit geistvoller Verteilung der Massen, mit überraschendem Ausschnitt.

Diese Eigenschaften, neben den Schilderungen von Tieren und Pflanzen, würden wohl auch dem großen Publikum verständlich sein, aber selbst das nicht so ganz große Publikum versagt bei den Gestalten und figürlichen Kompositionen. „Sie haben ja nicht die geringste Ahnung von Perspektive noch von Anatomie," meint man allgemein. Die Chinesen wissen außerordentlich gut, wie Blätterlinien sich verschieben, wie ein Kinderkörper, ein Tier in der Verkürzung wirkt. Sie haben jedoch andre Gesetze der dekorativen Kunst, und als der schwache Abglanz chinesischer Malerei in der Form japanischer Holzschnitte nach Europa kam, hat Europa umgelernt und zugelernt! Hingegen sind ihre anatomischen Kenntnisse zweifellos beschränkt, keine einzige richtige Hand ist auf der ganzen Ausstellung zu sehen. Ungleich ist die Anatomie der Tiere; einer der größten altklassischen Meister, Han Kan, war wegen seiner Pferde berühmt; Holzschnitte nach seinen verlorenen „Hundert Fohlen" zeigen ein phänomenales Können. Eine hier ausgestellte Jagdgruppe (104) bringt einen glänzend gezeichneten, in rasendem Galopp hersausenden Reiter. Im allgemeinen fehlt das richtige Knochengerüst. Stupend hingegen ist der bereits jetzt in Berlin berühmte Tiger (125), eine schleichende, lauernde, weiche und doch sehnig kraftvolle Bestie.

Bei den menschlichen Darstellungen spricht der Rassenunterschied außerdem noch verhängnisvoll mit, er ist vielleicht nicht überbrückbar. Auch bei der liebevollsten Versenkung werden wir es vielleicht nicht dazu bringen, den Männertypus mit chinesischen Augen zu betrachten, diese Helden, Heiligen, Weisen und Kaiser schön, kräftig, interessant zu finden. Trotz des besten Willens sehen wir Schlitzaugen, breite Nasen, gewöhnliche Lippen, plumpe, fleischige Kinn- und Halsteile, kurzbeinige, schwerfällige Fettheit des Körpers. Da gibt es ein poetisches Stimmungsbild (207): in einsamer Bergwüste wandert ein Priester mit seinem Kamel, ein Vogel fliegt hoch

oben, sie sehen nach ihm; es wird Abend, und es fängt leise an zu schneien. Der Priester hat nach unserm Gefühl ein tierisches, rohes, aufgestülptes Gesicht. Nur die Greise mit ihren kluglistigen Augen, ihrer philosophisch abgeklärten Heiterkeit sind uns sympathisch.

Nicht immer gelingen die Kindergesichter, sie sind manchmal alt in den Formen; die Bewegung dieser spielenden, strampelnden, kreiselschlagenden Kleinen ist jedoch von einer seltenen Naturwahrheit, von einem bestechenden Reiz. Die Frauengesichter erscheinen uns nichtssagend und konventionell. Erstaunt lesen wir von dem Gewicht, das auf Bildnisse, auf geistvolle, auf intime Porträtähnlichkeit gelegt wurde; wir sehen immer denselben Ausdruck heiterer, etwas dummlicher Unschuld, erfreuen uns jedoch an der Grazie in Gestalt und Bewegung. So steht diese Frauenschönheit uns immerhin näher als mancher Frauentypus mittelalterlicher Kunst. Man vergegenwärtige sich jene hohe Stirn, den blöden Ausdruck, puppenhaft kleinen Mund, jene nur zu oft abstoßenden Körpergestalten! In der chinesischen Kunst hat sich auch der Begriff „Dame" weit früher entwickelt als im christlichen Europa; in den Niederlanden und in Deutschland kam er besonders spät. Bereits überaus früh bewunderte man in China den aristokratischen Reiz einer feinerzogenen, feingewöhnten, vornehmen Frau. Mit leichter Eleganz schreiten diese Damen einher, dichten abends am Fenster sitzend, spielen die Laute. Was die Griechinnen und Römerinnen noch nicht kannten, die späte Blüte der Sentimentalität, die bewußte Lyrik des Wesens findet sich in China viele Jahrhunderte vor der „Nouvelle Héloise". Hier steht schwärmerisch, an einen blühenden Baum gelehnt, eine „schöne Seele", genießt wehmütig in der Abenddämmerung den Frühlingsmond (217). Hier eine schlanke, elegante Erscheinung, gefühlvoll im Sofa hingegossen, in melancholischem Sehnen (189).

Dieses lyrische Element bringt uns die Malerei inhaltlich nahe. Aus dieser Landschaft (216) spricht die Gefühlswelt des Giorgione. Ein Bergtal, uralte Bäume, unter ihrem Schatten sprießende Blumen, lachende Kinder; ein Mann spielt die Zither, zwei Freunde lauschen den Klängen, andächtig versenkt. Trotz der sorgfältig abgewogenen Linien und Farbenkomposition wird bei den Landschaften das Hauptgewicht auf den lyrisch-romantischen Stimmungsgehalt gelegt. So bei dem Nebelgewölk mit auftauchenden Gipfeln, so diese von Wind und Wetter gepeitschten Weiden am Strom, so jene gewaltige Bergeinsamkeit, in der nur das Rauschen des Wasserfalles vernehmbar wird.

Daneben ergeht sich die übersprudelnd dreiste Groteske. Hier hängt eine frech mit dem Finger hingemalte, geradezu an Rembrandt erinnernde Zeichnung (65). Demütig krümmt sich ein Bettler, reibt sich die Hände, lächelt devot mit seinen dicken, gleißenden Lippen.

Eine solche Ausstellung hat Europa noch nicht gesehen. Frau Olga Julia Wegener hatte ungewöhnliche Beziehungen, hat mit spürsinniger Zähheit die Schätze erworben. Inwiefern die Klassifizierung, die Benennung wissenschaftlich standhalten wird, das können heute nur wenige sagen; bereits heute steht die künstlerische Bedeutung fest. Noch schweben die Unterhandlungen; wird die einzigartige Sammlung in Deutschland verbleiben? Gelingt es England oder Amerika, sie uns zu entwenden?

Unvergeßlich sind diese Säle mit den gedämpften Tönen der uralten Kunst. Unzählige Generationen verständnisvoller Orientalen haben die Bilder betrachtet, sie waren im Besitz von Kaisern, deren Siegel noch heute an ihnen haften. Die Jahrhunderte haben sie verschont, sie sind intakt, nicht übermalt, wurden nicht, wie unsre europäischen Herrlichkeiten, dem Restaurationsverderbnis überliefert. Die Zeit ließ sie nur harmonisch nachdunkeln, gab ihnen eine zartweiche Verschmelzung. Andächtig versenken wir uns in die Kunst aus dem fernfremden Lande.

Marie von Bunsen.

Das
Reichsland Elsaß-Lothringen unter deutscher Verwaltung.

Bei der Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen durch den Frankfurter Frieden bot die Eingliederung der bisher französischen Landesteile in das neubegründete Deutsche Reich besondere Schwierigkeiten. Mit gutem Grunde sah man von seiner Einverleibung in Preußen ab; sie hätte Mißbehagen bei den nichtpreußischen, namentlich den süddeutschen Bundesstaaten hervorgerufen; auch hätte dann die preußische Verfassung in Elsaß-Lothringen eingeführt, eine störende Umwälzung der Gesamtgesetzgebung vorgenommen werden müssen, und die Herabdrückung Elsaß-Lothringens zu einer preußischen Provinz würde die Eigenliebe seiner Bewohner empfindlich berührt haben. Die Selbständigkeit von Elsaß-Lothringen, soweit sie möglich war, wurde daher mit Recht vom Fürsten Bismarck als das sicherste Mittel erkannt, um die französischen Sympathien im Lande zurückzudrängen und mit der Zeit abzutöten. „Ein selbständiges Elsaß-Lothringen," sagte er, „wird sich hüten, in die Rolle eines französischen Departements zurückzufallen."

So war denn die Schaffung der Reichslande der beste Ausweg für die Übergangszeit, bis das Land und seine Bewohner sich wieder unlöslich mit Deutschland verbunden fühlten. Jetzt ist dieser Zeitpunkt nahe, und es ist bezeichnend, daß die Elsaß-Lothringer mehr und mehr sich selbst darüber klar werden, eigentlich noch in einem Provisorium zu stecken, und daß sie immer dringender fordern, zu einem gleichberechtigten Gliede des deutschen Staatenbundes aufzurücken. Mehr als ein Menschenalter ist verflossen, seit Elsaß-Lothringen aus den praktischen Bedürfnissen heraus, nur den Erfordernissen des Tages entsprechend, zum Reichsland geworden und gleichsam unter Reichsvormundschaft gestellt worden ist; der innerliche Angliederungsprozeß hat sich erfreulicherweise immer mehr vollzogen, ein neues Geschlecht ist herangewachsen, das von der französischen Herrschaft nichts mehr weiß und nichts mehr wissen will. Die Elsaß-Lothringer erheben deshalb den Anspruch, daß ihnen endlich ihre politische Mündigkeit gewährt werde, und wollen sich nicht mehr als Aschenbrödel unter den deutschen Einzelstaaten fühlen.

Inzwischen hat das Reichsland in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht bedeutsame Fortschritte gemacht. Seine Bevölkerungsziffer ist in den siebziger Jahren äußerst langsam gewachsen und vielfach fast stationär geblieben. Auch die neunziger Jahre wiesen nur eine langsame Vermehrung von jährlich durchschnittlich 8—10 000 Seelen auf, und erst im letzten Jahrzehnt läßt sich eine Jahreszunahme von durchschnittlich 19 000 Menschen feststellen. Während Deutschland seit 1872 um rund 40 % zunahm und seine Bevölkerungsziffer von 44,12 auf 61,11 Millionen steigerte, ist die Bevölkerung Elsaß-Lothringens von 1 547 123 auf die Ziffer von 1 825 602 gestiegen, d. h. sie hat sich um etwas über 17 % vermehrt. In der Bevölkerungsdichtigkeit übertrifft das Reichsland mit 124,99 Einwohnern auf das Quadratkilometer die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches von 112,14, aber es kommt hinter Rheinland-Westfalen, dem linksrheinischen Bayern, Hessen, Baden und nähert sich der Provinz Sachsen, Schlesien und Württemberg. Etwas ungünstiger stellen sich die Verhältnisse dar, wenn man die Zivilbevölkerung ins Auge faßt, die sich nach Abzug des Militärs, das gegenwärtig auf mindestens 80 000 Mann zu veranschlagen ist, ergibt.

In wirtschaftlicher Beziehung kommt zunächst unter den landwirtschaftlichen Betrieben dem Weinbau eine hervorragende Stellung zu; die Gesamterträge waren allerdings in den letzten Jahren recht schwankend, während die im Ertrag stehende Rebfläche mit 30—31 000 ha (ganz Deutschland hat 120 000 ha) ziemlich unverändert blieb. Im Jahre 1906 wurde für 23 Mill. Mark Wein geerntet, gegenüber einem Ertrage in ganz Deutschland von 70,17 Mill. Mark. Nicht unwichtig ist auch der Hopfenbau, der 1906 35 966 Doppelzentner brachte, gegen 60 840 und 43 146 in den beiden vorangegangenen Jahren; weiter auch der Anbau von Tabak, wenngleich auf diesem Gebiete Elsaß-Lothringen hinter der Pfalz, Bayern und Baden zurücksteht. Die Ausbeute betrug 1906 37 263 dz im Werte von 3,52 Mill. Mark. Die ackerbautreibende Bevölkerung empfindet in ihrer konservativen Veranlagung und weltabgewandten Arbeit den Stillstand politischer Entwicklung nicht sehr stark. Auch das Sprachenband wirkt hier nur in einem Teile Lothringens und in einzelnen Gebieten des Elsaß. In dieser Schicht, die bei dem agrarischen Charakter des Landes numerisch die wichtigste ist, kann der Gewinnungsstempel „loyal" ziemlich allgemein Geltung beanspruchen.

Eine wachsende Bedeutung hat in Lothringen die industrielle, insbesondere die bergmännische Produktion erlangt; am glänzendsten ist die Entwicklung des Eisenerzbergbaues und des Eisengroßgewerbes; aber auch die Steinkohlen-, Erdöl- und Kaliindustrie haben eine, wenn auch langsame, so doch stetige Vermehrung der Förderung erfahren. Die folgende Übersicht erläutert diese Verhältnisse des näheren:

	Eisenerze Menge in t	Wert in Mill. M.	Steinkohle Menge in t	Wert in Mill. M.
1872	684 600	1,87	290 206	3,27
1882	1 359 141	2,92	581 525	4,24
1892	3 571 426	6,82	792 510	7,46
1902	8 793 496	22,62	1 309 818	14,14
1906	12 834 485	39,68	2 071 577	22,30
1907	14 107 517	?	2 194 279	?

Die Erzerzeugung, als Ausgangspunkt der lothringischen Roheisendarstellung, hat sich demnach in den letzten fünfunddreißig Jahren der Menge und dem Werte nach mehr als verzwanzigfacht. Dementsprechend hat sich auch die Hüttenindustrie mächtig entfaltet, und zwar entfällt die Steigerung besonders auf das letzte Jahrzehnt. Die Roheisenerzeugung betrug in Elsaß-Lothringen:

	Menge in t	Wert in M.
1900	1 523 999	94 255 000
1901	1 446 774	72 491 000
1902	1 630 220	70 660 000
1903	1 973 985	87 191 000
1904	2 070 140	91 344 000
1905	2 168 799	96 606 000
1906	2 422 540	120 088 000
1907	2 511 588	?

Die ursprünglich mit ausländischem, französischem, vorzugsweise aber belgischem Kapitale gegründeten Montanwerke sind allmählich in deutschen Besitz übergegangen beziehungsweise unter deutschen Einfluß gebracht worden. In den bergbaulichen Betrieben des Reichslandes werden durchschnittlich 25 000 Arbeiter beschäftigt und in den Eisenhüttenwerken 22—23 000; die nicht zahlreiche einheimische Bevölkerung stellt bei reichlicher Beschäftigung in andern, namentlich landwirtschaftlichen Betrieben, nur ein geringes Kontingent von Montanarbeitern, und die Industrie war daher schon früh auf einen bedeutenden Zuzug fremder Arbeiter angewiesen: man hat Branchenarbeiter aus Altdeutschland, Westfalen und dem Siegerlande herangezogen und ungelernte Arbeiter aus dem benachbarten Frankreich, Belgien und Luxemburg; den noch verbleibenden beträchtlichen Rest deckt man durch Aufnahme italienischer Arbeiter. Die industrielle Bevölkerung in den großen Städten, in deren Umgebung und in den industriell regsamen Gebirgstälern hat sich sonach stark mit zugezogenen

Elementen vermischt, ist durch Berührung mit der Sozialdemokratie und unter der Führung von Geistlichen — durch den Verein der christlichen Bergarbeiter — zwar unter starker Skepsis mit deutschen Verhältnissen vertraut, kann aber für französische Sympathien nicht in Anspruch genommen werden, weil diese eine gewisse Fähigkeit zu chauvinistischer Begeisterung voraussetzen, wie sich ja die Reste des Franzosentums in Elsaß-Lothringen sehr oft mit der nationalistischen Richtung in Frankreich berühren.

Dem Verkehrswesen Elsaß-Lothringens dienten Anfang 1906 13157 km ausgebaute Straßen, für deren ständigen Aufwand jährlich etwa 5 Mill. Mark aufzubringen sind; ferner zwölf Kanäle, darunter der Moselkanal und seine Seitenkanäle, der Saarkanal, der Rhein-Marnekanal, der Rhein-Rhônekanal usw. Das Bahnnetz zerfällt in die Reichseisenbahnen und in die Wilhelm-Luxemburgbahn. Die ersteren hatten 1871 eine Betriebslänge von 768 km, und jetzt eine solche von 1826 km; dazu tritt die Wilhelm-Luxemburgbahn mit 196 km. Für den Erwerb der Reichseisenbahnen nach dem Friedensvertrage 1871 wurden 260 Mill. Mark gezahlt, dazu weitere 12 Mill. für einige Nebenlinien, während für die Verbesserung und Erweiterung der erworbenen und für den Bau neuer Linien durch das Reich 390 Mill. Mark aufgewendet wurden. Das Anlagekapital bezw. die vollen Herstellungskosten der Reichseisenbahnen in den Reichslanden berechnen sich auf 566,4 bezw. 608,5 Mill. Mark. Aus dem Vergleich mit Deutschland ergibt sich, daß die Eisenbahnen der Reichslande erheblich ungünstiger in ihren finanziellen Erträgnissen dastehen als die Eisenbahnen Deutschlands in ihrer Gesamtheit; bei letzteren hat sich der prozentuale Überschuß auf das verwendete Anlagekapital zwischen 5,14 und 6,29 % gestellt; bei Elsaß-Lothringen würde sich bei Berücksichtigung des Anlagekapitals von 566 Mill. Mark eine Rentabilität von kaum 5 % ergeben.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens und ihre günstige Entwicklung lassen sich auch an dem Verkehr der Banken messen: der Gesamtumsatz der Reichsbankanstalten Straßburg, Mülhausen und Metz zeigt von 1880—1906 eine Steigerung von 1309 auf 6230 Mill. Mark. Das Finanzwesen der Reichslande sei noch durch folgende Ziffern über die Ergebnisse der Landesverwaltung und die Landesschulden gekennzeichnet: im Jahre 1870/71 betrugen die Einnahmen 35,42 Mill. Mark, die Ausgaben 29,12 Mill. Mark, und nach dem letzten Ausweise 65,20 bezw. 61,07 Mill. Mark. Die Landesschulden sind von 3,77 Mill. Mark im Jahre 1872 auf über 36 Mill. Mark gestiegen. Die Finanzen Elsaß-Lothringens in den Rechnungsjahren 1903—1907 zeigen folgendes Bild in Millionen Mark:

	1903	1904	1905	1906	1907
Gesamter Staatsbedarf bezw. Staatseinnahmen . . .	71,3	70,9	59,8	61	63,4
Staatsschulden	32,5	34,98	36,31	36,07	35,44
Zoll- und Steuereinnahmen für Rechnung des Reiches	23,77	21,22	30,19	31,54	—
desgl. für Rechnung von Elsaß-Lothringen	19,84	21,19	22,34	21,84	—

Elsaß-Lothringen hat also seit der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche einen bemerkenswerten Aufschwung genommen und sich in wirtschaftlicher Beziehung eine hervorragende Stellung erobert, die im friedlichen Güteraustausch mit Altdeutschland und andern Wirtschaftsgebieten zum Ausdruck kommt.

Aber es würden neue Früchte an dem Baume des elsässisch-deutschen Wirtschaftslebens und der elsässisch-deutschen Kultur reifen, wenn der Zwitterstellung, zu der die zweisprachige Schicht sich verurteilt sieht, zwischen Französisch und Deutsch hin- und herschwankend, ohne einen festen nationalen Standort zu gewinnen, ein Ende gemacht und die innere tiefe Einfügung der Reichslande in das Deutschtum wieder erreicht würde. Die Wünsche des Landes bewegen sich in zweifacher Richtung: Erhebung Elsaß-Lothringens zum selbständigen gleichberechtigten Bundesstaate und Änderung des Wahlrechtes zum Landesausschuß. Die Erhebung zum Bundesstaate schließt zwei Spezialforderungen in sich: die Beseitigung des Gesetzgebungsrechtes des Reichstages in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten und die Vertretung im Bundesrat. Über das Wie der Erfüllung herrschen allerdings auch unter den Freunden dieser

Forderung weitgehende Meinungsverschiedenheiten, und das ist begreiflich angesichts der schwierigen Probleme staatsrechtlichen und nationalen Charakters, die hierbei auftauchen. Die einen wollen einen Staat mit monarchischer Spitze, wobei die Frage, ob Preußen oder Süddeutschland für die Besetzung des neuen Thrones der Vorzug zu geben sei, eine weitere Schwierigkeit bildet; die andern wünschen eine republikanische Verfassung, nach dem Muster etwa der freien Städte. Wieder andre wollen, daß der Kaiser selbst, der heute lediglich durch das Reichsgesetz ihm übertragene landesherrliche Befugnis ausübt, zum Herrn von Elsaß-Lothringen gemacht würde. Die gleichen Schwierigkeiten wie die Frage nach der Art der verfassungsmäßigen Spitze bietet die Frage der Bestellung der Bundesratsvertreter. Von einer engeren persönlichen Verbindung mit dem Kaiserhause befürchtet man eine Stärkung des preußischen Einflusses nicht nur in Elsaß-Lothringen selbst, sondern auch im Reiche. Schon aus diesen wenigen Differenzpunkten erkennt man, wie unendlich schwierig es ist, in diesem Teile der Verfassungsrevision zu einer alle Interessenten befriedigenden Lösung zu gelangen. Weniger Schwierigkeiten verfassungsrechtlicher Art bildet das zweite Hauptstück der Verfassungsrevision: die Änderung des Wahlrechtes zum Landesausschusse und seine Umgestaltung zu einer wirklichen Volksvertretung — um so weniger, als der Staatssekretär v. Köller, der Mann, der sieben Jahre lang der Entwicklung Elsaß-Lothringens den Stempel seines Willens aufdrückte, im Parlament sein letztes Wort gesprochen hat.

So scheint denn Elsaß-Lothringen mit der Ernennung des neuen Statthalters Grafen Wedel an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen. Als über das Begehren nach staatlicher Selbständigkeit vor einigen Monaten wieder einmal im Reichstage verhandelt wurde, erkannte der Reichskanzler unumwunden an, daß nachdrücklich angestrebt werden müsse, die staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens im Sinne einer Annäherung an die bundesstaatliche Verfassung weiter auszugestalten . . . . „Ich bin," fuhr der Reichskanzler fort, „zu eingehenden Erörterungen hierüber mit den verbündeten Regierungen in Verbindung getreten und hoffe, daß diese Verhandlungen die erfüllbaren Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung ihrer Verwirklichung entgegenbringen werden. Die staatsrechtlichen Schwierigkeiten, die sich einer befriedigenden Lösung dieser Aufgabe entgegenstellen, sind bekannt und von mir wiederholt hervorgehoben worden. Endgültige Entschließungen haben deshalb noch nicht gefaßt werden können, so daß ich es mir versagen muß, heute auf die Einzelheiten der Frage näher einzugehen."

Ein verständnisvolles Eingehen auf die gerechten Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung dürfte keineswegs den Befürchtungen derjenigen recht geben, die in einem derartigen Entgegenkommen Gefahren in der einen oder andern Art erblicken, sondern würde das Band, das Elsaß-Lothringen mit Deutschland verbindet, nur befestigen und dem Lande selbst zum Segen gereichen. Man hat wohl gesagt, daß die Bevölkerung, insbesondere das Bürgertum Elsaß-Lothringens, für eine völlige Einverleibung in das Reich noch nicht reif sei. Eine einheitliche Diagnose des Bürgertums ist naturgemäß außerordentlich schwierig; beim Kleinbürger hat sich bei seiner Neigung, die Fragen des öffentlichen Lebens nur unter dem Gesichtswinkel seines wirtschaftlichen Interesses zu betrachten, eine starke Gleichgültigkeit gegen alles gebildet, dessen unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Wohlergehen er nicht zu erkennen vermag. Aber als Franzosling kann er nicht angesehen werden trotz vielfacher Nachahmung französischer Sitten; und mit zunehmender Bildung der Bürgerklasse wächst schließlich auch die politische Einsicht und der Gehalt an Kultur. In der wenig zahlreichen Oberschicht von Industriellen und Beamten finden sich selbstverständlich einzelne ausgesprochen französische Sympathien, aber es ist für den Fortschritt des Entwicklungsprozesses bezeichnend, daß sie sich nicht mehr in der Politik, sondern fast nur noch im Gesellschafts- und Kunstleben geltend machen. Dem Ziele, Elsaß-Lothringen zu erwerben, damit wir es besitzen, werden also von dieser Seite keine Schwierigkeiten bereitet.

Dr. Kreuzkam.

Literarische Rundschau.

Mackowskys Michelagniolo.

Michelagniolo. Von Hans Mackowsky. Mit 61 Heliogravuren, Vollbildern in Tonätzung und Faksimiles. Berlin, Marquardt & Co. 1908.

Die Aufgabe, die sich das Buch stellt, für einen größeren Kreis von Kunstfreunden das Leben, die Werke und die Persönlichkeit Michelangelos zu schildern, löst es in ausgezeichneter Weise. Das Interesse für den großen Florentiner ist in den letzten Jahrzehnten in immer weitere Schichten gedrungen. War Raffael von den Renaissancemeistern der erklärte Liebling unsrer klassischen Epoche, so hat sich die modernste Zeit mit Vorliebe Michelangelo als ihren Heros erkoren. Man nahm in gleicher Weise an dem Dichter wie dem Künstler Anteil. Verschiedene Übertragungen seiner Dichtungen ins Deutsche sorgten bei uns für ihr Bekanntwerden. Das Problematische, Rastlose, Sprunghafte in seinem Leben und Schaffen, die Tiefe seelischen Erlebens, das gigantische Ringen einer immer über sich hinausstrebenden Natur hat für unsre, von sich überstürzenden Problemen durchwühlte, durch mannigfache sich widerstrebende Tendenzen zerrissene und in einer gewissen Unbefriedigung und Sehnsucht lebende Zeit etwas Anziehendes und Aufregendes. Mackowsky geht dem dichterischen wie dem künstlerischen Schaffen Michelangelos nach. Als dichterisch nachfühlender Schriftsteller ist er besonders befähigt, den Gehalt und das Empfinden aus den — doch immer von einem Dilettanten auf diesem Gebiet — in poetische Formen geprägten Worten zu enträtseln. Das Zutagetreten tiefster geheimer und geheimnisvoller Regungen ist an ihnen das Wertvolle. „Ohne die Kenntnis der Gedichte würde für uns der Mensch hinter dem Künstler verschwinden" (S. 213). Und den Menschen wie den Künstler will uns der Verfasser lebendig machen.

In der literarischen Leistung liegt ein besonderer Vorzug des Buches. Eine gewählte Sprache, die sich stellenweise zu dichterischem Schwung erhebt, begleitet den ganzen Inhalt. Durch die Flüssigkeit der Perioden gleitet man über die schwierigsten und am schwersten zu fassenden sachlichen Erörterungen gleichsam unmerklich hinweg. Manchmal will es scheinen, als habe die literarische Neigung und Begabung den Verfasser veranlaßt, die Probleme nicht in ihrer ganzen Tiefe auszuschachten und aufzudecken. In dem Kapitel über die Architektur namentlich tritt hinter der literarischen Dialektik das Anschauliche zurück. Hier ist das Abbildungsmaterial spärlich. Und ohne das, durch bloße Wortumschreibungen, kann Verständnis und Interesse für die baukünstlerischen Schöpfungen kaum erweckt werden. Warum Michelangelo „der Vater des Barock" wurde und werden mußte, wird nicht klar.

Der Text ist von allem gelehrten Ballast frei gehalten und nur das in die Erörterung einbezogen, was auf allgemeine Teilnahme Anspruch machen darf. Für den wissenschaftlich Interessierten ist aber am Schluß in Anmerkungen und Exkursen

ein reiches Material zu weiterer Ausführung und Begründung einzelner Textstellen zusammengebracht. Hier setzt sich der Verfasser auch mit den Ansichten andrer Forscher auseinander. Im Text sind Lebensereignisse, seelische Wandlungen, künstlerische Betrachtungen in fortlaufender Erzählung miteinander verflochten. Das Problematische für die Werke, rein nach ihrer ästhetisch formalen Seite, in ihrem Zusammenhang und ihrer Folge, und für die verschiedenen Kunstgattungen ist durch besondere Analyse nicht herauskristallisiert. Für die gewählte literarische Form ist die Disposition ungemein günstig. Sie mag hier folgen, da man aus ihr ersieht, wie ein feinfühliger Geist den großen und verwickelten Stoff künstlerisch bewältigt hat: I. Die ersten dreißig Jahre. II. Sixtinische Decke und Juliusgrab. III. Im Dienste der Medici (San Lorenzofassade und Mediceergräber). IV. Die Freunde und der Dichter. V. Die letzten dreißig Jahre. (1. Die letzten Malereien. 2. In Haus und Werkstatt. 3. Zeichnungen. 4. Der Greis und der Tod.) VI. Die architektonischen Schöpfungen. Schluß (besonders über Michelangelos Verhältnis zur Antike).

Es ist hier nicht der Ort, auf sachliche Einzelheiten ausführlicher einzugehen. Nur kurz sei bemerkt, daß von den in die Werke des Meisters eingereihten bekannteren Skulpturen der Berliner Giovannino und der Cupido des South-Kensington-Museums nicht als von seiner Hand anerkannt werden. Daß die Urteile über die Kunstwerke auf eigenen Beobachtungen fußen, und das Quellenmaterial nach allen Richtungen verwertet worden ist, braucht bei einem Forscher wie Mackowsky kaum hervorgehoben zu werden. Sympathisch berührt es, daß er bei der Deutung der Werke, die sich in der letzten Zeit manche Vergewaltigung gefallen lassen mußte, auf alle gesuchten und weit hergeholten Hypothesen verzichtet. Die Idee der Mediceergräber trachtet er nach Möglichkeit aus den Worten Michelangelos selbst zu begreifen und fährt dabei gewiß am besten. Bei der Erklärung des Moses-Motivs am Grabmal Julius' II. in San Pietro in Vincoli verwirft Mackowsky die hergebrachte Auffassung, als sei Moses, in einem bestimmten Moment höchster innerer Erregung, eben im Begriff, von seinem Sitz aufzuspringen, um die das goldene Kalb umtanzenden Juden zu zerschmettern. Mit guten Gründen und unter Heranziehung von Schilderungen des Moses aus dem Alten Testament führt er aus, daß Michelangelo aus den Charaktereigenschaften des Moses, wie sie in der Schrift überliefert sind, sich ganz allgemein ein Gesamtbild geschaffen und es als idealen Typus des jüdischen Heros künstlerisch ausgestaltet habe. Rein formal spricht für diese Erklärung auch, daß der linke zurückgesetzte Fuß lässig auf den Zehen ruht und nicht eine Anspannung zeigt, als sei die Gestalt eben im Begriff aufzuschnellen.

Für jeden, der sich in das Leben, Wirken und Denken Michelangelos vertiefen will, wird Mackowskys Monographie ein treuer und zuverlässiger Führer sein. Die Klarheit des Aufbaues und der Ausdrucksweise, die fesselnde Erzählung, die Schönheit der Sprache werden ihm gewiß Freunde erwerben. Ein vortreffliches Abbildungsmaterial veranschaulicht alle Hauptwerke. Die Illustrationen sind nicht in den Text gedruckt, sondern auf besonderen Blättern eingefügt, was dem Werke ein stattliches Aussehen verleiht. Die Druckseiten bedurften daher nicht jenes unangenehmen satinierten Glanzpapiers, das die meisten mit Zinkätzungen versehenen Bücher zu einer Qual für die Augen macht. Typographische Ausstattung und Umschlag sind geschmackvoll und eigenartig, aber vielleicht etwas preziös für ein Buch über Michelangelo — oder Michelagniolo, wie der Verfasser sagt, gemäß der Schreibung des Namens in den urkundlichen Quellen.

Werner Weisbach.

Ludwig Uhland und die Italiener.

Teodoro Longo, Luigi Uhland con speciale riguardo all' Italia. Firenze. Successori B. Seeber. 1908.

„Dem Lande blieb ich ferne, wo die Orangen glühn", so hat Uhland 1834 geschrieben, und auch später hat er auf keiner seiner vielen Reisen den Gotthard überschritten. Aber seine Gedichte sind statt seiner über die Alpen gegangen und haben eine Anzahl von Verehrern und Übersetzern gefunden. Jetzt haben wir die Freude, auch von einer biographischen und literarhistorischen Darstellung Kunde bringen zu dürfen, die ein junger Italiener dem schwäbischen Dichter gewidmet hat.

Uhland gehört nicht eben zu denjenigen deutschen Dichtern, auf die das Ausland sein Auge ganz besonders geworfen hat. Es ist das auch gar nicht zu verwundern. Von den politischen Gedichten abgesehen, für die man dem Ausland keine besondere Teilnahme zumuten kann, ist seine Poesie ohne großen stofflichen Gehalt und Reiz; ihr Wert liegt einesteils in dem spezifisch Einheimischen, vor allem Schwäbischen, andernteils in der, wenn auch einfachen, so doch kunstvoll gehandhabten lyrischen Form und Stimmung; von der Weltweite eines Goethe ist so wenig in ihm wie von dem faszinierenden Reiz eines Heine. Wer ihn kennt, muß ihn lieben; aber ihn zu kennen ist so leicht nicht — es mag kinderleicht erscheinen bei einem Poeten, von dem einzelne Gedichte schon in den untersten Schulklassen gelesen werden, in Wahrheit ist seine Poesie, in sich festgefügt, nach außen abgeschlossen, ein ebenso spröder Stoff für die Untersuchung, wie es die Persönlichkeit des Dichters für die allermeisten gewesen ist. Wenn wir ihn dennoch so genau kennen wie wenig andre Dichter, so verdanken wir es dem Umstande, daß wir teils durch den unermüdlichen Fleiß W. L. Hollands, teils durch die Veröffentlichung von Uhlands Tagebuch für 1810—1820 die äußere Entstehung fast aller seiner Gedichte bis auf Tag und Stunde, manchmal auch mit den genaueren Umständen ihrer Konzeption und Ausarbeitung, kennen. Wie außerordentlich wichtig das gerade bei Uhland ist, das soll hier nicht weiter ausgeführt werden; um so mehr, als über die Geschichte von Uhlands Lyrik erst vor einem Jahre die vortreffliche Schrift eines jungen Schwaben erschienen ist, die sich darüber in der reifsten und gediegensten Weise verbreitet hat[1]). Dagegen soll das nie genug zu rühmende Buch von Uhlands Witwe auch hier nicht vergessen werden, das in seiner schlichten und doch kunstvoll gewählten Art den Grundton der Empfindung angegeben hat, auf den auch die strengste kritische Untersuchung des Dichters gestimmt sein muß: den einer stillen, aber tiefen Liebe und Verehrung.

So viel mir bekannt, haben wir seit längerer Zeit kein zusammenfassendes Werk mehr über Uhland bekommen. Das italienische Buch, das vor uns liegt, kommt also nicht zur Unzeit. Sein Verfasser hat den Gegenstand gründlich studiert; dafür legen schon äußerlich die zahlreichen Zitate und die beigegebene Bibliographie Zeugnis ab. In dieser vermissen wir leider das vorhin genannte Buch von Hans Haag, das dem Verfasser zur feineren Ausführung mancher Partien hätte verhelfen können. Im übrigen hat es Longo nicht an aller wünschenswerten Sorgfalt fehlen lassen. Man sieht vor allem, wie ihm überall die Liebe die Hand geführt hat. Er ist dabei nicht blind gegen die Begrenzung von Uhlands Talent und gegen Einzelheiten, die die Kritik herausfordern. Da man über den Geschmack nicht streiten soll, so kann ich mir es schenken, zu sagen, worin ich etwa von ihm abweichen

[1]) Ludwig Uhland, Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. Von Hans Haag. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1907.

möchte. Dagegen darf das im ganzen doch ungünstige Urteil über das Gedicht „Dante" in dem kleinen Zyklus „Sängerliebe" hervorgehoben werden. Die Verquickung eines Dante mit einem Don Massias und einem Kastellan von Coucy mag dem Italiener als besonders unpassend erscheinen; aber wir werden nicht umhin können, Longo recht zu geben, wenn er findet, daß hier die Behandlung, was man bei Uhland sonst kaum je wird sagen können, unter dem Gegenstande geblieben sei. Kein Wunder: der ganze Zyklus gehört zu jenen Romanzen in spanischer Form, in denen Uhland einen fremdartigen Eindruck macht, weil er eine fremde, konventionelle Sprache redet. Die Meisterhaftigkeit gerade der Formwahl hat Longo sonst sehr ausdrücklich anerkannt, und daß er dafür eine gute Empfindung besitzt, die nicht jedem Beurteiler fremdsprachlicher Werke eignet, dafür geben die mannigfachen Hinweisungen auf stilistische Momente Zeugnis, die in den Anmerkungen zu den Mitteilungen aus einzelnen Gedichten zerstreut sind.

Longo hat sein Werk in drei Abteilungen geteilt: „La vita e gli scritti", „Canti e ballate", „Uhland in Italia". Der erste Teil geht im wesentlichen chronologisch vor; ein warmes Schlußkapitel handelt von der Volksliederausgabe Uhlands und gibt besonders von dem Meisterwerk des Forschers Uhland, der nur halbvollendeten Abhandlung über das Volkslied, eine eingehende Analyse. Auch Uhlands dramatische Versuche sind in diesem Teil besprochen, freilich nur die beiden vollendeten Dramen und das den Italiener besonders interessierende Fragment Franceska da Rimino; es ist das kaum ganz zu rechtfertigen, denn so wenig sich in den zahlreichen übrigen Fragmenten und Entwürfen ein ganz besonderes dramatisches Talent zeigt, so bedeutsam sind sie dagegen für das historische Verständnis von Uhlands Dichtung. Insbesondere zeigen einzelne Entwürfe aus früherer Zeit ihn in weit entschiedenerer Abhängigkeit von der Romantik als seine Gedichte: auf dem Schaffensgebiete, wo das geringere Talent eines Künstlers liegt, wird immer seine Abhängigkeit von Mustern und Zeitströmungen besonders deutlich hervortreten. Auch ein Entwurf wie die Dramatisierung der Nibelungen, der merkwürdig an Hebbels Behandlung des nämlichen Stoffes erinnert, wäre der Besprechung wert gewesen. Im übrigen tritt die Genauigkeit und Literaturkenntnis gerade in diesem ersten Teil sehr vorteilhaft vor Augen.

Der zweite gibt eine Analyse der lyrischen und Balladenpoesie Uhlands. Auch hier sind geschichtliche und inhaltliche Anordnung, soweit möglich, vereinigt. Ein Schlußabschnitt gibt eine allgemeine Charakteristik des Dichters Uhland und der Geschichte seiner Dichtung. Man möchte hier noch eine eingehendere Untersuchung über die Entwicklung des Dichters und seine Stellung in der deutschen Literaturgeschichte wünschen. Hoffen wir, daß dem Verfasser in einer zweiten Auflage, die sein Buch so wohl verdient hat, Gelegenheit dazu gegeben werde.

Mit besonderem Interesse wird man den dritten Teil lesen, in dem die Geschichte von Uhlands Poesie in Italien eingehend erzählt wird. Die Beschäftigung mit ihm hat dort erst 1832 begonnen. Damals hat Antonio Bellati in einer Sammlung von Gedichten nach deutschen Dichtern auch neun Gedichte Uhlands gegeben. Ihm folgten bald andre, zum Teil rühmlich bekannte Poeten, nach, die bemüht waren, Uhlands Poesie in das südliche Idiom zu übertragen; auch in literarhistorischen und ästhetischen Aufsätzen ist Uhland öfters behandelt worden. Ein Verzeichnis der einzelnen Gedichte, das den Schluß des ganzen Bandes bildet, zeigt allerdings, daß ein nicht geringer Teil der Uhlandschen Gedichte keine Übertragung ins Italienische gefunden hat; manche dagegen und namentlich erzählende sind von oft ziemlich vielen im löblichen Wetteifer übertragen worden. Es ist lehrreich, das Verzeichnis zu studieren; denn es läßt sich die große Verschiedenheit unsres und des italienischen Fühlens manchmal recht deutlich erkennen. Wenn auch die bekanntesten Gedichte ihren oder ihre Dolmetscher gefunden haben, so fehlt die Erwähnung einer italienischen Übersetzung doch bei manchen, die wir Deutsche als besonders vorzüglich und auch als besonders Uhlandisch empfinden. Ich nenne: Brautgesang, Jägerlied, Wein

und Brot, Sonnenwende, Verspätetes Hochzeitlied, Teelied; unter den Balladen: Harald, Die Geisterkelter, Graf Eberstein, Schwäbische Kunde, Das Glück von Edenhall, Der letzte Pfalzgraf, Lerchenkrieg, Die versunkene Krone, Die Glockenhöhle. Dasjenige Gedicht, das Hebbel, der unbedingteste Verehrer Uhlands, am höchsten gestellt hat, „Traum", ist nur einmal ins Italienische übersetzt worden. Es sind zuweilen wohl formelle, stilistische Gründe gewesen, die ein Gedicht von der Übersetzung ausgeschlossen haben; meist aber wird die Sache tiefer, in dem grundverschiedenen Genius deutscher und italienischer Poesie, zu suchen sein — wie frappant ist uns vor wenigen Jahren dieser Unterschied in der Meisterübersetzung toskanischer Volkslieder durch den viel zu früh vollendeten Edgar Kurz vor Augen getreten! In mehr äußerlicher Weise tritt er uns auch entgegen, wenn wir betrachten, was unter den Händen der Übersetzer aus Uhlands Gedichten geworden ist. Diese Hände waren oft sehr geschickt, man möge sich etwa Zardos Übertragung von „Des Knaben Berglied" ansehen. Aber fast immer — das angeführte Lied macht am ehesten eine Ausnahme — haben die Sachen ein völlig andres Aussehen bekommen, auch bei treuer Wiedergabe des Originals glauben wir ein ganz neues Gedicht vor uns zu haben. Die Franzosen haben diese Schwierigkeit früh erkannt und lieben es, deutsche Gedichte in Prosa zu übersetzen, was freilich bei ganz lyrischen Gedichten oft auch nicht recht geht; Longo hat es (wie schon Carducci für das Ver sacrum) einmal auch so gemacht und den Taillefer, die hinreißendste unter Uhlands Balladen, in einer trefflichen Prosaübersetzung eingereiht.

Man erfährt, daß der junge Forscher sein Studium deutscher Literatur fortsetzen wolle. Man kann ihm dazu von Herzen Mut und Erfolg wünschen.

Hermann Fischer.

Ein katholisches Goethe-Buch.

Goethes Lebens- und Charakterbild. Mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Von Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1905.

Wie früher über Napoleon I. veröffentlicht der Verfasser jetzt eine ähnliche Studie über Goethe. Ein Lebensbild oder eine Biographie möchte man das Buch doch wohl nicht nennen, obschon der Verfasser darauf Anspruch erhebt. Er unterscheidet dreierlei Biographien: die historische, die psychologische, die philosophische. Die erste sei die gewöhnliche und leichteste, aber grundlegend und notwendig; die zweite stehe höher, insofern sie den Kausalzusammenhang der Dinge aufweisen wolle; die dritte als die höchste und zugleich tiefste Betrachtungsweise gebe eine Philosophie über die bezügliche Persönlichkeit. Indem der Verfasser noch Goethes Stellung zur Religion in den Plan seiner Schrift einbezieht, also die „philosophisch-metaphysische" Methode anwendet, findet er gerade darin das unterscheidende Merkmal seiner Schrift von allen andern über Goethe. Was diese Theorie verspricht, hält die Praxis nun freilich nicht in gleicher Weise. Denn wichtige neue Gedanken und Ergebnisse, die der bisherigen Goethe-Literatur fehlten, werden schwerlich angetroffen. Dennoch ist die Schrift zu begrüßen, weil sie von einem prononzierten katholischen Standpunkte aus Ansichten vorträgt, die gegenüber dem bestehenden Zustande (man vergleiche die fühlbare Polemik dagegen auf S. V und 61) einen modernen Fortschritt bedeuten, der sich auf katholischer Seite nicht übersehen läßt. Fischer gliedert sein Buch in fünf Teile. Der erste stellt Goethes universale wissenschaftliche Bildung dar. Aber durch das Wissen nicht glücklich geworden, suchte Goethe die gewaltige Sehnsucht seines Innern

nach dem Hohen und Höchsten durch die Pflege der Kunst, besonders der Dichtkunst, zu stillen: was Stoff und Inhalt des zweiten Teiles ist; wegen seiner „zahlreichen unsterblichen Dichtungswerke" und der „Krone der Weltliteratur", des „Faust", wird er als „Stern erster Größe am Himmel der Poesie" gepriesen. Aber unbefriedigt, verlangt Goethe über Wissen und Poesie (Kunst) hinaus nach praktischer Berufstätigkeit, eine Seite in seinem Leben, der der dritte Teil gewidmet ist. Doch alle drei Arten der Betätigung geben Goethe noch kein volles Genügen: „denn er besaß ein tieffühlendes Herz, das gleichfalls Befriedigung suchte". Also beschäftigt sich der vierte Teil mit Goethes Gemüts- und Liebesleben. Es sei daraus zitiert: „Ja, Goethe besaß einen ungemein edlen Charakter. Wohl gibt es manche, die denselben, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Pharisäismus und Fanatismus, verkleinern und möglichst herabzusetzen suchen. Aber wenn sie ihn recht kennten und der Wahrheit Zeugnis zu geben vermöchten, müßten sie gestehen, daß dieser in seinem Charakter weit besser war als sie selbst!" Auch die Art, wie der Verfasser Goethes Frauengestalten, unter denen Minna Herzlieb und Marianne v. Willemer gänzlich fehlen, bespricht und beurteilt, verdient durchweg Anerkennung. Aber schließlich wandte sich Goethe, nachdem er alle höheren irdischen „Strebeziele" versucht hatte, dem Allerhöchsten zu: der Religion; und so fällt dem fünften und letzten Teile Goethes religiöse Entwicklung zu. Es treten in Fischers Erörterung verschiedene Entwicklungsstufen hervor, die Goethe nacheinander durchgemacht hätte: ursprünglich-naives Verhältnis zur Religion, Agnostizismus, Neuplatonismus, bedingt-spinozistischer Pantheismus, Anerkennung eines persönlichen Gottes. Aus einer Gegenüberstellung mancher Aussprüche Goethes über Protestantismus und Katholizismus, insbesondere was ihre sinnfällige Wirkung auf des Menschen Gemüt betrifft, und aus dem Schlusse des zweiten Teiles des „Faust" wird gefolgert: „Er ergänzte seinen Protestantismus mit dem Katholizismus, und so wurde er schließlich gewissermaßen ein katholischer Protestant." Diese Bezeichnung könnte man nur dann hinnehmen, wenn der Verfasser damit ausdrücken wollte, daß Goethe auch in der christlichen Religion „nicht einseitig, sondern vielseitig, allseitig" (S. 81) gewesen sei, daß er gewissermaßen über katholisch und protestantisch hinaus für sich eine noch höhere, die beiden Konfessionen vereinigende Form des Christentums gefunden habe; dann auch würde Fischer, da er Goethes Religiosität als „gleichgearteter Geist" zu beurteilen und zu würdigen unternimmt (S. 82) und er unter anderm einräumt, daß seit Luthers kraftvollem Auftreten „wirklich ein freierer Zug in die Welt gekommen ist" (S. 104), mit gleichem Rechte ein „protestantischer Katholik" genannt werden können. Andernfalls aber wäre diese Bezeichnung für Goethe durchaus irrig und leicht irreführend. Goethe hat, worauf Fischer zum Schaden seiner religiösen Würdigung Goethes und seines Charakterbildes nicht eingegangen ist, im Westöstlichen Divan seine reifsten Gedanken über Glaube und Religion, über Bibel und Christentum, über Zeit und Ewigkeit vorgetragen; er hat aber auch im selben Divan die Sprache und die Gedanken des Islam poetisch verwertet. Wenn wir nun darin z. B. den Ausspruch finden: „In Islam leben und sterben wir alle," darf Goethe deswegen ein islamitischer Christ oder sonstwie genannt werden? Die Frage, ob Goethe die Formensprache des Katholizismus im „Faust"-Abschluß als Künstler oder als gläubiger Christkatholik anwandte, hat sich der Verfasser eben im letzteren Sinne beantwortet. Gegen den Aufbau der fünf Teile des Buches und die meisten Aufstellungen innerhalb derselben ließe sich mit Fug und Recht einwenden, daß doch überall ein Nebeneinander, nicht ein Nacheinander der Dinge besteht, womit z. B. auch zusammenhängt, daß innerhalb des „Faust" die chronologische Frage außer acht gelassen wird. (Die beigegebenen Bilder sind nicht gut, die Mehrzahl ist überflüssig.) Die Wichtigkeit des Daseins dieser katholischen Goethe-Schrift soll aber nicht verkannt, sondern nachdrücklich betont werden.

Reinhold Steig.

ρμ. **Der freie Wille.** Eine Entwicklung in Gesprächen. Von Karl Joel. München, Bruckmann. 1908.

Der geistreiche Verfasser hebt selbst den Zusammenhang hervor, der zwischen Epochen großer Machtentfaltung und Epochen starken Sinns für kausale Zusammenhänge besteht. Zeiten, die das Bezwingen lieben, lassen auch Erscheinungen nicht gern sozusagen frei herumlaufen. Dem entspricht es denn auch, daß mit andren Zeichen der Abkehr vom Kultus der Macht, des Wollens, des Erfolgs hier eine beredte Verteidigung der Willensfreiheit auftritt. Joel gibt sie in der Form von Dialogen, die überwiegend zwischen denselben beiden Anonymis durchgefochten werden, und er ist dieser Form in dem etwas zu langen Vorwort ein tapferer Anwalt geworden. Uns scheint, für das moderne Empfinden hat der philosophische Dialog nur dann noch Berechtigung, wenn es sich um zwei immer unbesiegbar fortkämpfende Gegner handelt: sobald einer unterliegt, sind wir auf seiner Seite. Aber da Joel schließlich zugibt, dieser Kampf des Determinismus und Indeterminismus werde ewig währen, gönnen wir ihm gern die Freude, einen Gegner, dessen Gesinnungsgenosse er selbst einst war, mit oft überraschenden Argumenten niederzuwerfen. Ein schlichter Philolog, der sich für die Streitfrage selbst barbarisch wenig aufregen kann, hat seine Freude an der symptomatischen Bedeutung der Schrift. Die hat sie nicht nur durch ihre Entscheidung, sondern auch durch die seltene Kultur der Form, der eine große Belesenheit nicht schadet, und die Vielseitigkeit der Erwägungen. Wir sind glücklich, daß unter den Philosophen die Freunde der Weisheit wieder häufiger werden.

ρσ. **Gedichte von Clemens Brentano.** Ausgewählt und eingeleitet von Alexander v. Bernus. (Pantheon-Ausgabe.) Berlin, S. Fischer.

Ein entzückendes Bändchen Gedichte, das Alexander v. Bernus mit wahrhaftiger Liebe und Hingabe an seinen Dichter Clemens Brentano hergestellt hat. „Auswahlen" und „Ausgewählte Werke" von Schriftstellern und Dichtern wachsen heutzutage über Nacht hervor, und diejenigen sind natürlich am schnellsten fertig, die innerlich am wenigsten für den Dichter „ihrer Wahl" mitbringen. Um so erfreulicher, daß im vorliegenden Bändchen sich die Hand und der Geist eines Mannes spüren lassen, der ernstes Verständnis des Dichters mit sozusagen traditioneller Familienfreundschaft verbindet. Besonnen und pietätvoll stellt Bernus das äußere und innere Leben Brentanos dar, in dem von Kindesbeinen an leidenschaftsvolle Bejahung der Welt mit religiös-katholischer Himmelssehnsucht beieinander wohnte. Und aus allen Stimmungen seines Gemütes sind ihm Lieder entquollen, die mit der Schlichtheit des Volksliedes, mit der Poesie unsrer Größten wetteifern. Bernus hat in der Tat aus den Einzelwerken des Dichters, aus den Gedichtbänden der Gesamtausgabe und aus ungedruckten Blättern wohl das Schönste ausgewählt, das sich finden läßt; doch nicht es chronologisch angeordnet, sondern nach dem inneren Gehalte zusammengereiht, wie es einzig und allein für seinen Zweck richtig war. Das Bändchen enthält verschiedene Porträts Brentanos: nach dem Ölgemälde von Emilie Linder, nach der Büste von Friedrich Tieck, nach der Radierung von Ludwig Grimm, nach der Zeichnung von Edward v. Steinle, auch das Faksimile einer eigenhändigen Gedichtniederschrift sind in vereinigt sich alles, um dies Bändchen zu einem liebes Geschenk an die Freunde deutscher Dichtung erscheinen zu lassen.

γ. **Ibsen als Erzieher.** Von Bernhard Münz. Leipzig, Xenien Verlag. 1908.

Der Verfasser dieser Schrift sucht aus Ibsens Reden, Ansprachen, Briefen und Dichtungen das heraus, wofür der „Magus aus Norden" sich erwärmte, was er hoch hielt, und was er damit auch andern als Vorbild hinstellte. Er empfiehlt sich, daß Ibsen immer danach strebt, er selbst zu sein, nicht so, wie die Kritiker ihn machen möchten; daß er schaffend das Leben bezwingt, in jeder Dichtung einen geistigen Heiligungs- oder Reinigungsprozeß sieht: daß er wissenschaftliche Arbeit, Erringen positiver Kenntnisse als auch für den Dichter notwendig ansieht: daß nicht brutale Wirklichkeit, sondern Wahrheit, symbolische Wiedergabe des Lebens sein Ziel als Dichter: „Dichten ist Sehen. Schauen. Beobachten, nicht Reflektieren." Das Leben aber stellt dem Menschen schwere, große Fragen, und so faßt Ibsen seine Aufgabe dahin, den Fall aus Lethargie und Dumpfheit aufzuwecken, sie auf die großen Ziele hinzulenken. Damit verbindet sich freilich wie bei Nietzsche eine Umwertung aller Werte, eine Revolutionierung des Menschengeistes. Ibsen ist der konsequenteste Individualist, den es gibt: Halbheit und Zwiespältigkeit sind des rechten Mannes unwürdig: jeder setze sich das Ziel, für das seine Kräfte ausreichen, strebe ihm mit ganzer Kraft nach und bescheide sich in dem, was nicht für ihn taugt. In allem Leid sieht Ibsen auch Segen beschlossen: die Krankheiten haben den Zweck, den Menschen von Schlacken zu reinigen, ihn „menschlicher zu machen", ihn aufrichtig zu führen. Vielleicht gibt Münz manche einzelne Beobachtung zu sehr als eine systematische wieder: im ganzen liefert er doch treffliche Einblicke in die Seele des nordischen Dichters.

γ. **Die Stimme der Großen.** Berlin, Concordia (Hermann Gebeck) [illegible].

Unter diesem Titel erscheint in [illegible] schmucken Bändchen von etwa 6–7 Bogen eine Sammlung, welche die wichtigsten Aussprüche und Meinungsäußerungen der großen Männer und Frauen der Weltgeschichte darbieten soll. Die drei ersten Bändchen sind Friedrich dem Großen, der Königin Luise und dem Kaiser Napoleon I. gewidmet. Von der Art, wie die Sammlung angelegt ist, möge man aus der Überschrift der einzelnen Kapitel urteilen. Es lauten für Königin Luise: Über sich selbst: Frommigkeit: Königin und Landesmutter: In Not des Vaterlandes: Über Napoleon: Gemahl: Glück: Welt und Menschen. Für Napoleon I.: Ehrgeiz: Herrschaft, Schicksal, Krieg, Frieden, Glaube: Staat: Volksleben, Gründung: Er

Helena. — Die Einteilungsgründe sind, wie man sieht, nicht einheitlich, bald theoretisch, bald praktisch, bald psychologisch, bald historisch; für das Interesse an den mitgeteilten Aussprüchen macht das aber nichts aus. Ein Mangel der Sammlung ist jedoch, daß die Quellen für die Aussprüche nicht immer mitgeteilt sind: damit verlieren die nicht belegten Stellen natürlich ihre Beweiskraft. Wenn z. B. bei Napoleon I. auf S. 45 steht: „Die moralische Kraft, mehr als die Zahl, entscheidet den Sieg," so müßte doch unbedingt auch angegeben sein, wann und wo der Kaiser das gesagt hat. Auch da, wo die Quellen angegeben sind, geschieht es nicht immer in präziser Weise. Bei: „im Krieg bedeuten Menschen nichts, ein Mann alles," steht z. B. nur: St. Cloud, Ende August 1808. Wir halten die Sammlung für nützlich; deswegen wünschen wir sie wissenschaftlich brauchbar zu sehen und empfehlen dringend, bei der Fortsetzung darauf ein strenges Augenmerk zu haben.

ag. **Der Sternensohn.** Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Von Albrecht Thoma. Bielefeld, Verlagshandlung der Anstalt Bethel. 1908.

Goethe hat den historischen Romanschreiber nur als Stiefbruder des Dichters gelten lassen und dennoch die Erzählungen des großen Schotten, der noch heute als Meister des historischen Romans verehrt wird, sehr hoch gestellt. Zurzeit ist die Schätzung dieser Dichtungsgattung stark gesunken, und man spottet über Gelehrte, die es für eine Dichtung halten, wenn sie ihre archäologischen Kenntnisse um ein Liebespaar wickeln und der Armut ihrer Erfindungsgabe durch fremdartige Kostüme und historische Reminiszenzen aufhelfen möchten. Es wird aber immer Gelehrte geben, die es drängt, die Bilder, die sie nicht aus poetischer Intuition, sondern aus langer Beschäftigung mit einer interessanten geschichtlichen Epoche empfangen haben, episch zu gestalten. In dieses Fach schlägt der Roman von Albrecht Thoma, der mit kühnem Griffe den Barkochbakrieg zum Thema seiner Erzählung gemacht hat. Der ungeheure Stoff wird seinen Reiz auf den Leser üben, auch wenn sein Bedürfnis nach Lyrik, Erotik und Komik nicht befriedigt werden sollte. Der Verfasser ist ein genauer Kenner der palästinensischen Landschaft, der Sitte des Orients und vor allem der jüdischen Literatur. So führt er uns ein in das Leben und Treiben der Rabbinerschulen, in die nach der Zerstörung Jerusalems sich das nationale Leben des jüdischen Volks geflüchtet hatte. Es hat alles echtesten palästinensischen Lokalton, und nirgends fällt der Dichter aus der Welt des Kaisers Hadrian und Rabbi Akibas heraus. Wir haben überall das Gefühl, von kundiger Hand durch eine höchst merkwürdige und den meisten völlig unbekannte Welt geführt zu werden. Mit sicherem Griffel stellt Thoma jüdische, griechische und römische Typen einander gegenüber und bringt so dramatisches Leben in seine Geschichten. Das Pathos der Erzählung ruht auf dem furchtbaren Geschick, das ein Volk erhebt, indem es dasselbe als Volk zerschmettert. So hat Thoma eine glückliche Spürkraft bewiesen, indem er den Todeskampf Jerusalems zum Thema seines Schaffens machte, der so gut wie die letzten Tage von Pompeji oder der Kampf um Rom schon eine stoffliche Wirkung auf alle Gebildeten notwendig üben muß. Wenn die Leser dabei von einem der gelehrtesten Kenner des Judentums reiche Belehrung empfangen, so wird das kein Schaden, vielmehr den meisten willkommen sein. Der historische Roman ist eben nur der „Stiefbruder" des Epos; aber wenn wir uns von einem Buche angezogen und gefördert fühlen, so ist es uns willkommen, und wir fragen nicht, in welcher Kategorie der Poetik wir es am passendsten unterbringen sollen. Man mag bestreiten, daß es eine große dichterische Leistung ist, ein gutes Buch bleibt es darum doch.

ah. **Lukas Kranach.** Von Eduard Heyck. (Künstlermonographien von H. Knackfuß, Nr. 95.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1908.

Es war keine leichte Aufgabe, die der Stoff dem Historiker hier stellte, da für eine populäre Behandlung Kranachs die Vorarbeiten nicht überall zureichen. Manches ist noch dunkel in des Künstlers Werdegang, auch die Sonderung seiner eignen Werke von denen seines Sohns und andern aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Bilder kann noch nicht als abgeschlossen gelten; aber Heyck verfährt mit der Umsicht eines gewiegten Historikers und weiß in der Geschichte des Reformationszeitalters und der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts so sicher und allseitig Bescheid, daß doch ein abgerundetes Bild des Künstlers, der vor allem ein tapferer und treuer Charakter war, uns hier entgegentritt. Die trefflichen Reproduktionen, die dem Verlage von Velhagen & Klasing zu hoher Ehre gereichen, erlauben Heycks Urteile zu kontrollieren, und noch nicht allzuoft gesehene Porträts, wie das des Juristen Scheurl, der erst Luthers Verteidiger, dann sein Gegner war, wie das vortreffliche Bild Melanchthons und das weichliche Luthers aus den Uffizien, die charakteristischen Köpfe von Luthers Eltern, von Bugenhagen und andern Theologen machen das Heycksche Kranachheft zu einem wertvollen Beitrag zur Reformationsgeschichte. Die Porträts bilden eine historische Galerie; man vergleiche nur die Bilder von Kranach selbst, des Konstanzers Reuß, Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen und Johann Friedrichs, des Herzogs Heinrich von Sachsen-Freiberg, Georgs von Brandenburg u. a. Fast den ganzen Kreis der protestantischen Führer, die in Luthers Leben eine Rolle spielen, haben wir hier beisammen. Schon aus diesem Grunde darf dieses Heft allen empfohlen werden, die sich für die deutsche Reformation interessieren. Als Porträtmaler ist Kranach überhaupt am größten. Seine Stärke ist die Charakteristik. Die Bilder, die er unter dem Einfluß italienischer Vorbilder gemalt hat, wollen nicht viel besagen, aber in der Charakteristik und im Blick für das Individuelle steht er noch heute unerreicht da. — Das gereifte und vorsichtig abwägende Urteil Heycks macht diese Künstlerbiographien ebenso

zu einer lehrreichen wie zu einer anziehenden und unterhaltenden Lektüre.

γ. **Die eiserne Zeit vor hundert Jahren.** Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung und der Erhebung. Bild und Wort von Professor Richard Knötel. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. O. J. (1908.)

Es ist ein eigenartiges Erinnerungswerk an die große und schwere Zeit vor hundert Jahren, das uns hier vorliegt; Bild und Wort vereinigen sich in vortrefflicher Weise, um die Tage von Jena bis Leipzig uns vor Augen zu führen. Ein warmer Patriot, der über Feder und Stift mit künstlerischem Empfinden herrscht, hat uns die Bilder gezeichnet, in denen die Vergangenheit aufersteht, und die Texte zu ihnen geschrieben, welche die Bilder erläutern. Da sehen wir Kaufleute, die von der Leipziger Messe zurückkehren und die Schreckensnachricht von Jena verbreiten; die Rückkehr der Trümmer der großen Armee; Friedrich Wilhelm III. auf der Fahrt nach Breslau; die Darbringung freiwilliger Gaben; das Erscheinen der ersten Kosaken; der Abschied der Landwehr und der freiwilligen Jäger; gefangene Freibeuter; Vorposten; Napoleon auf einem Erkundigungsritt; die Feier des Leipziger Sieges — so wird das Werk eine illustrierte Chronik besten Stils von jener großen Zeit, aus der das neue Preußen und Deutschland sieghaft erwuchsen.

γ. **Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter.** Von Hans Spangenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Dieses Werk gehört zu den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg und behandelt seinen Gegenstand mit außerordentlicher Sorgfalt und erstaunlichem Fleiß. Die Markgrafen von Brandenburg waren (wie ihre Standesgenossen im Fürstenamt) Hauptorgan und gemeinsamer Mittelpunkt der Verwaltung ihres Gebietes; ja sie waren dies in noch höherem Maße als die Territorialherren des Westens und Südens, in deren Landen andre reichsunmittelbare Gewalten vielfach bestanden und die Geschlossenheit des Ganzen durchbrachen. Alle Untertanen des Landes, auch Bistümer und geistliche Stifter, standen unter der Autorität des Markgrafen, und hier wie in Westfalen, am Rhein, in Belgien, in Bayern, in Schlesien wurden die feudalen Amtsherren, die Grafen, um 1250 durch Ministerialen ersetzt, die als besoldete, vom Landesherrn bestellte Beamte jederzeit abrufbar, dessen Willen energisch zur Geltung brachten. Ein Rat und eine Kanzlei waren die Glieder der Zentralverwaltung, die auf Justiz, Finanz- und Heerwesen sich erstreckte: alle diese Zweige und ihre Verwaltung werden einer eingehenden, vielfach auch für die allgemeinen Verhältnisse des Reiches höchst lehrreichen Weise von Spangenberg dargestellt.

ρ. **Baedekers Nordost-Deutschland und Dänemark.** Mit über 100 Karten und Plänen. Neunundzwanzigste Auflage. 1908.

Baedekers Nordwest-Deutschland. Mit über 100 Karten und Plänen. Neunundzwanzigste Auflage. 1908.

Baedekers Berlin und Umgebung. Mit 5 Karten, 6 Plänen und 14 Grundrissen. Fünfzehnte Auflage. 1908.

Was könnten wir zum Lobe dieser Baedekerschen Reisehandbuchern sagen, wenn wir nicht all Gesagtes wiederholen wollten: „Jedermann kennt sie. Jedermann weiß, daß er sich ihrer Führung mit unbedingter Sicherheit anvertrauen darf. Jede neue Auflage hat mit den inzwischen eingetretenen Änderungen, dem Anwachsen der großen Städte, der Vermehrung ihrer Sehenswürdigkeiten, der Steigerung ihrer Verkehrsmittel gewissenhaft Schritt, auch in dieser Beziehung ist namentlich das Handbuch von Berlin nicht genug zu rühmen. Geradezu musterhaft z. B. ist der auf drei Streifen verteilte große Plan von Berlin, auf dem selbst die kleinsten Straßen so klar und deutlich gezeichnet und mit Hilfe des Registers so leicht zu finden sind, wie nur auf wenigen der in weit größerem Maßstab angefertigten Stadtpläne. „Für Reisende" nennt sich das Handbuch: wir könnten es aber auch jedem Berliner empfehlen, für den in diesem nach allen Himmelsrichtungen unaufhaltsam vordringenden Häusermeer ganze Stadtteile ein unbekanntes Berlin sind. — Zur besseren Orientierung bemerken wir, daß das Reisehandbuch für das nordöstliche Deutschland Hamburg, Schleswig-Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, Preußen, Posen, Schlesien, Anhalt, Provinz und Königreich Sachsen umfaßt; während das für das nordwestliche Deutschland das Gebiet der Nordseebäder, Bremen, Hannover, Oldenburg, Westfalen, Braunschweig, Harz, Thüringen, Hessen und die Rheinlande bis Mainz behandelt.

ϱα. **Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart.** Von J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1908.

Der programmatisch eröffnende Aufsatz über Geschichtforschung und -schreibung setzt das versteckte Selbstlob des Vorwortes fort; und wenn mit einer Ausführlichkeit, die weder die Ökonomie des Essays noch — glücklicherweise! — unsre Zustände fordern, über böse Rezensenten gejammert wird, klingt auch das nach Selbstverteidigung. Leider sagte sich der Verfasser nicht das tua res agitur, als er über „Mangel an Achtung vor fremdem Talente" klagte, kurz nachdem er sich nicht gescheut hatte, einen der bedeutendsten neueren Forscher „vielfach scharlatanistisch" zu nennen! Die Aufsätze selbst, die mancherlei interessante Momente der Weltgeschichte behandeln, den Untergang des Römerreiches, das Papsttum, die Irländer, die spanischen Juden, die Camorra, sind flüssig und ganz anschaulich geschrieben; daß ihre Form die gesammelter Essays andrer neuerer Historiker, etwa Delbrücks, Loves, Heigels, so weit übertreffe, wie das Vorwort erwarten läßt, vermögen wir nicht zu finden. Die Neigung zur Geistreichelei verdirbt auch ihm zuweilen das Konzept. „Bei ruhigem Fortgange wäre das Weltreich schwerlich erlegen. Die Natur liebt nichts Totes, aus dem Verwesenden [illegible] Keime erprießen." Wenn die Verbindung dieser beiden Sätze einen Sinn hat, war das

Westreich im Verwesen; dann würde es wohl auch bei ruhigem Fortgang erlegen sein!

βλ. **Anecdotes curieuses de la Cour de France sous le règne de Louis XV.** Par François Vincent Toussaint. Paris, Plon-Nourrit. 1908.

Toussaint war ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, dessen gemäßigtes Freidenkertum im Buche „Über die Sitten" zum Ausdruck kam. Das Werk ist längst verdienter Vergessenheit anheimgefallen. Den Verfasser überschätzte König Friedrich der Große, der ihn 1764 nach Berlin berief, zum Mitglied der Akademie ernannte und bald wieder seiner satt geworden zu sein scheint. Toussaint, der schlecht bezahlt war, mußte leben, kehrte nicht nach Frankreich zurück und übersetzte Gellert. Er veröffentlichte bereits 1745 unter dem Titel „Mémoires de Perse" eine vorgeblich aus dem Englischen übersetzte Anekdotensammlung über die Regierungszeit Ludwigs XV., die, anonym erschienen, den verschiedensten Autoren zugeschrieben wurde und großen Erfolg hatte. Erst Paul Fould, der vorzügliche Herausgeber des von ihm gefundenen Originalmanuskripts, das Toussaints Namen trägt, hat ihm die lange bezweifelte Urheberschaft zurückgegeben. Über die Regentschaft und das Ministerium des Herzogs von Bourbon bringt diese Darstellung wenig Neues. Aber in bezug auf den Kardinal Fleury und den österreichischen Erbfolgekrieg erfahren wir interessante Einzelheiten, deren Wert durch die Noten erhöht wird, in denen Fould auch deutsche und österreichische Geschichtsquellen zum Vergleich heranzieht. Toussaints Kenntnis der leitenden Persönlichkeiten, des Hofes und der Frauen von Versailles kommt in einer Reihe von Porträten zur Geltung, die mit gewandter Lebendigkeit gezeichnet sind. Unter ihren erborgten, orientalischen Bezeichnungen ließen sich die Originale schon 1745 leicht erkennen. Die Charakteristik von Voltaire (S. 263) ist unbillig bis zur Feindseligkeit: „Er hatte keine Freunde und verdiente keine; seine Seele war niedrig, sein Herz schlecht, sein Charakter heimtückisch. Mit den Großen war er impertinent, mit seinesgleichen frech und insolent gegen Untergebene. Sein unerträglicher Hochmut, sein Anspruch auf den Titel eines Dichterfürsten sind lächerlich und beweisen nur die vorhandene Abwesenheit großer Talente." S. 185, in einem übrigens schmeichelhaften und anziehenden Porträt Maria Theresias, wird die große Kaiserin im Kampf mit unerbittlichen Feinden der Grausamkeit und Rachsucht beschuldigt. Über den Großen Friedrich, seinen Gönner, lautet das Urteil von 1745 nicht günstig. Es beweist, daß der König die „Anekdoten" wohl überhaupt nicht gekannt und jedenfalls Toussaints Autorschaft nie vermutet hat. Dieser wollte Winckelmanns „Kunstgeschichte" übersetzen, als sein 1768 erfolgter Tod das Unternehmen vereitelte. Er starb 1772 zu Berlin, und die letzte Wohltat, die Friedrich II. ihm erwies, bestand charakteristischerweise darin, daß er einen katholischen Priester beauftragte, die Aufnahme der beiden Töchter Toussaints in einer klösterlichen Erziehungsanstalt zu Breslau zu vermitteln.

βλ. **Les Étapes douloureuses.** Par le Baron Albert Verly. Paris, Daragon. 1908.

Dieses traurige Buch, „Die Geschichte Napoleons III. von Metz bis Sedan", enthält Berichte von Augenzeugen über die Schreckenstage vom 13. August bis 4. September 1870. Die tragische Gestalt des kranken, an sich selbst irre gewordenen Kaisers der Franzosen steht im Mittelpunkt der Darstellung, die an der Hand von Tatsachen betont, daß er den Tod aufsuchte und nicht fand. Welcher Art die Eindrücke waren, die französische Offiziere damals erlebten, geht aus Episoden wie den folgenden hervor. Sedan war vorüber: „Nahe bei der Maas plünderten französische Kürassiere den Troß des Marschalls Mac Mahon. Auf dem Platz Turenne bearbeitete ein Oberst mit seiner Reitpeitsche den Rücken eines Generals mit den Worten: ‚Seit drei Tagen hat man Sie nicht gesehen!' Vor der Präfektur saßen etwa zehn Generale und General Failly, dem Sergeanten von der Infanterie, zuriefen, er sei ein Verräter und ein Feigling." Dem unglücklichen Kaiser ist das Buch freundlich gesinnt, nicht ohne dramatisch zusammengestellte Ausschmuckungen, wie Franzosen sie nun einmal lieben. Die ganze Wucht des Zornes und der Anklagen des Verfassers fällt auf die Bayern zu Bazeilles und Balan. Der Protest des Pfarrers von Bazeilles gegen die ihm zugeschriebene Heldenrolle (S. 205—207) enthält die Worte: „Nachdem er (der Pfarrer) sich nach zweimaligem Gang durch das Dorf überzeugt hatte, daß alle seine Pfarrkinder fort waren, entfernte auch er sich, als der letzte von allen, ohne beunruhigt zu werden." Der Pfarrer fügt hinzu, daß zwei Frauen aus Bazeilles ihm erzählten, ihre Männer seien erschossen worden, obwohl diese beiden Männer sich wohl befanden. Die Erzählung stützt sich auf den offiziellen Bericht der Mairie von Bazeilles.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Die Ehebrecherin. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Wilhelm Albrecht. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Aleramo. — Eine Frau. Roman von Sibilla Aleramo. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Aus dem Italienischen übersetzt von Nina Knoblich. Berlin, Marquard & Co. O. J.

Andrejew. — Die Geschichte von den sieben Gehenkten. Von Leonid Andrejew. Mit dem Bildnis und der Selbstbiographie des Verfassers. Zweite Auflage. München, Piper & Co. 1909.

Arminius. — Gedichte von Wilhelm Arminius. Mit dem Bildnis des Dichters. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Alexander Duncker. 1909.

Arndt. — Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Mit 3 Bildnissen, 4 Abbildungen und 1 Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Arnold. — Zeppelins Kampf und Sieg. Der Jugend und dem deutschen Volke geschildert von Ernst Arnold. Mit Zeppelins Bildnis und zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, Levy & Müller. O. J.

Aurel. — Pour en finir avec l'amant. Par Aurel. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Bahr. — Buch der Jugend. Von Hermann Bahr. Wien. H. Heller & Co. 1908.

Baudissin. — Vera Hagen. Aus dem Tagebuch einer Dreißigjährigen von Gräfin Annie Baudissin (A. von Bauer). Berlin, Curt Wigand. 1908.

Beck. — Sonnenblicke vom lateinischen Amerika. Eine Kreuzfahrt nach Westindien, Columbien, Panama und Costa Rica. Von Carl Beck. Berlin, Leonhard Simion. 1908.

Becker. — Der Nietzschekultus. Ein Kapitel aus der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes. Von Wilhelm Carl Becker. Leipzig, Mich. Lipinski. 1908.

Benoit. — Psychologie de l'amour. Par Edmond Benoit. Paris, H. Daragon. S. A.

Bergengrün. — Staatsminister August Freiherr von der Heydt. Von Alexander Bergengrün. Mit einem Bildnis von der Heydts. Leipzig, S. Hirzel. 1908.

Berühmte Kunststätten. — Band 41. Athen. Von Eugen Petersen; mit 122 Abbildungen. — Band 42. Riga und Reval. Von Wilhelm Neumann; mit 121 Abbildungen. — Band 43. Berlin. Von Max Osborn; mit 179 Abbildungen. — Band 44. Assisi. Von Walter Goetz; mit 118 Abbildungen. — Band 45. Soest. Von Hermann Schmitz; mit 114 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Bibel. — Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahlwes; Zeichnungen von E. M. Lilien. Erster Band. Überlieferung und Gesetz. Heft 1—3. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Bibliothek der Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Brandenburg. — Die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. — Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. Von Prof. Karl Hampe. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Biese. — Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. Zweiter Band. Von Goethe bis Mörike. Mit 50 Bildnissen. 1. bis 8. Tausend. München, C. H. Beck. 1909.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. XI. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1906. Mit dem Bildnis von Carl Schurz. Berlin, Georg Reimer. 1908.

Bismarck. — Bismarck und Thering. Aufzeichnungen und Briefe. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Bode. — Goethes Leben im Garten am Stern. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Böhmer. — Wenn die Sonne untergeht. Roman von Emma Böhmer. Geleitwort von Georg Engel. Berlin, Herm. Ehbock. O. J.

Bölsche. — Das Pferd und seine Geschichte. Von Wilhelm Bölsche. Tierbuch. Eine volkstümliche Naturgeschichte. Zweiter Band. Berlin, Georg Bondi. 1909.

Borght. — Die Entwicklung der Reichsfinanzen. Von Dr. R. van der Borght. Sammlung Göschen Nr. 427. Leipzig, G. J. Göschen. 1908.

Bosse. — Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, erhielten, leisten und [illegible] Preisgekrönte Schrift von Georg [illegible]. Stuttgart, Chr. Belser. 1909.

Brandes. — Balladen von Detlev [illegible]. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, [illegible]. 1908.

Brenet. — Les maîtres de la musique [illegible] la direction de M. Jean Chantavoine. [illegible] Par Michel Brenet. Paris, Félix Alcan. 1909.

Brick. — Die Telegraphen und [illegible] in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor [illegible]. Mit 58 Abbildungen im Text und [illegible] welt Band 283. Leipzig, B. G. Teubner. [illegible]

Briefe aus dem Irrenhause. Nach wahren Begebenheiten mitgeteilt. Berlin, Curt Wigand. [illegible]

Bruns. — Die Gedichte [illegible]. Minden. J. C. C. Bruns. O. J.

Bürgi. — Gedichte von Emil Bürgi. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Candidus. — Potentialtheismus. Ein neuer Weg zur Lösung der „Welträtsel". Von Candidus. München, Theodor Ackermann. [illegible]

Canudo. — Le livre de l'évolution. L'Homme. (Psychologie musicale des civilisations.) Par Ricciotto Canudo. Paris, E. Sansot & Cie. 1907.

Chaucer. — Les contes de Cantorbury par Geoffroy Chaucer. Traduction française. Avec une introduction et des notes par Th. Bahaus, Banchet, Bastide, P. Berger etc. Paris, Félix Alcan. 1908.

Compayré. — L'adolescence, études de psychologie et de pédagogie par Gabriel Compayré. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Dante. — Dantes Fegeberg, der göttlichen Komödie zweiter Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann. München, R. Oldenbourg. 1909.

Deutsche Bücherei. — Band [illegible] Mark. Historische Aufsätze von [illegible] Meinecke. — Band 94 [illegible]. Historische und [illegible] Aufsätze von Professor Otto Hintze. — Band [illegible] Aus Heimat und Wanderland. Briefe und [illegible] Ludwig Brautigam. Erster Band: [illegible] mit einem biographischen Geleitwort von Dr. Armin [illegible]. Zweiter Band: Wormswede, Bremen, [illegible] gogisches, Musikalisches. Dritter Band: [illegible] Skizzenbuch, Bremer Theater. Berlin, Verlag [illegible] Bücherei. O. J.

Die Eroberung des Erdballs. [illegible] Erlebnisse und Taten der geographischen Forscher und Weltreisenden vom Altertum bis zur [illegible]. Berlin, W. Spemann. O. J.

Dindelberg. — Kriegserlebnisse eines Kadetten Alexander Garde Grenadiers im Feldzug und Quartier 1870—71. Von Hugo Dindelberg. Zweite, durchgesehene Auflage. München, C. H. Beck. 1909.

Dose. — Die Freundin des Herrn Doktor Luther. Erzählungen aus dem Bauernstande. Von [illegible] Dose. 3. Tausend. Bielefeld, Verlagsanstalt der Anstalt Bethel. 1908.

Dubois. — Selbsterziehung. Von Professor Dr. [illegible] Dubois. 1. bis 5. Tausend. Bern, A. Francke. [illegible]

Envoûtement. — Histoire d'une suggestion. L'envoûtement par A. Porte du trait des ages; préface de Papus. Paris, Daragon. 1908.

Festenberg. — Ritter Kuno und [illegible] erzählendes Gedicht von Hermann v. Festenberg. Berlin. Deutsches Druck- und Verlagshaus. O. J.

Flügel. — Emma. Die ersten Jahre eines [illegible] tagskindes. Von Emma Flügel. Heimat, [illegible]. 1909.

Förster. — Goethes naturwissenschaftliche [illegible] und Weltanschauung. Mit ausgewählten [illegible] seinen Werken. Von Fritz Förster. Annaberg [illegible] gebirge, Graisers Verlag. 1909.

Frei. — Katechismus der monistischen Weltanschauung. Frei nach E. Haeckels Lehre von Dr. L. Frei. Stuttgart, Verlag Neue Weltanschauung. Fritz Lehmann. 1908.

Freud. — Die Traumdeutung. Von Prof. Dr. Sigm. Freud. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Franz Deuticke. 1909.

Friedjung. — Österreich von 1848 bis [illegible]. Von Heinrich Friedjung. In zwei Bänden. [illegible] Band. Die Jahre der Revolution und [illegible] 1851. Dritte Auflage. Stuttgart, [illegible]. 1908.

Friedrich. — Die „Anmerkungen über [illegible] Dichters Jakob Michael Reinhold [illegible]

Anhang: Neudruck der „Anmerkungen übers Theater". Von Theodor Friedrich. Dreizehnter Band der von Albert Köster herausgegebenen „Probefahrten". Leipzig, K. Voigtländer. 1909.

Friedrich. — Kolonialpolitik als Wissenschaft. Von Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich. Berlin, Dr. Walther Rotschild. 1909.

Frye. — After Warterloo. Reminiscences of European travel 1815—1819. By Major W. E. Frye. Edited with a preface and notes by Salomon Reinach. London, William Heinemann. 1908.

Ganga. — „Alexander". Von Raphael Ganga. Valkenburg, Verlag von Dr. Stein. O. J.

Ganghofer. — Gesammelte Schriften von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Zweite Serie. 9. 10. Band. Stuttgart, Adolf Bonz. O. J.

Gerlach. — August Bebel. Ein biographisches Essay. Von H. von Gerlach. 1. bis 5. Tausend. München, Albert Langen. 1909.

Gerth. — Lisa Laass. Dramatisches Stück von Frdr. M. Gerhardt Gerth. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Goethe. — Die lyrischen Meisterstücke von Goethe in zwei Bänden. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1908.

Gümbel. — Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers vom Kriegsschauplatz des Jahres 1870. Von Theodor Gümbel. Nebst zwei Beigaben: Fahrten eines Nichtkombattanten auf dem Kriegsschauplatz in den Augusttagen 1870. Herausgegeben von J. Zeitz. Aus den Tagen der Schlacht von Wörth am 6. August 1870. Ungedruckte Skizzen vom Verfasser der Fröschweiler Chronik. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1908.

Hahn. — Der physiologische Weg zur Lösung der Frauenfrage. Von Ernst Hahn. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Hähnel. — Bei den Fahnen des XII. (K. Sächs.) Armeekorps. Aufzeichnungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71. Von C. L. Hähnel. Mit den Plänen der Schlachtfelder von Gravelotte, Sedan und Villiers. Zweite durchgesehene Auflage. München, C. H. Beck. 1908.

Hausjakob. — Reiseerinnerungen. Von Heinrich Hansjakob. Volksausgabe. Erster Band: Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Harmoniekalender 1909 — Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für das Jahr 1909. Berlin, Harmonie Verlagsgesellschaft. 1909.

Hartog. — Das moderne Bewußtsein und die Heilstatsachen. Eine metaphysisch-christliche Weltanschauung. Von A. H. de Hartog. Heidelberg, Carl Winter. 1908.

Haupt. — Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen, von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen. Von Albrecht Haupt. Leipzig, H. A. L. Degener. 1909.

Hauri. — Die Welträtsel und ihre Lösung. Populäre philosophisch-naturwissenschaftliche Vorträge von Johannes Hauri. Berlin, Conrad Skopnik. 1909.

Hauser. — Die Familie Geßner. Roman von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1909.

Hauser. — Runen. Gedichte von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1908.

Haußmann. — Das persönliche Regiment vor dem Tribunal. Rede, gehalten von Conrad Haußmann im Reichstag. München, Albert Langen. 1909.

Heidrich. — Preußen im Kampfe gegen die französische Revolution bis zur zweiten Teilung Polens. Von Kurt Heidrich. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Heine. — Heinrich Heines Memoiren. Nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Herausgegeben von Gustav Karpeles. Fünfte Auflage. Berlin, Karl Curtius. 1909.

Heinze-Voigt. — Ausgewählte Gedichte von Anna Heinze-Voigt. Mit Vignetten und Namenszug der Verfasserin. Herausgegeben von Paul Heinze. Dresden, Wilhelm Baensch. 1909.

Heinzen. — Großfriedrichsburg. Ein deutsches Kolonialfestspiel von Wilhelm Heinzen. Essen, G. D. Baedeker. 1908.

Herz. — Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Herz. Vierte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Heyse. — Der Salamander. Ein Tagebuch in Terzinen von Paul Heyse. Vierte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Hildebrand. — Wie Menschen lieben können. Kurze Erzählungen von Hans Hildebrand. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Hohlbaum. — Gedichte von Robert Hohlbaum. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Hoppe. — Unser Wissen vom Werden der Welt. Von Edmund Hoppe. Mit 174 Illustrationen im Text und 3 farbigen Tafeln. 2. Tausend. Bielefeld, Verlagshandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 1908.

Humboldt. — Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Dritter Band: Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst. Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1803—1810. Mit zwei Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Idel. — Welt und Leben. Neue Gedichte von Wilhelm Idel. Elberfeld, Martini & Grüttefien. 1908.

Inselalmanach auf das Jahr 1909. Leipzig, Inselverlag. 1908.

Jörgensen. — Joris Karl Huysmans. Von Joh. Jörgensen. IX. Bändchen aus „Kultur und Katholizismus". München, Kirchheim. 1908.

Jugend. — Dreitausend Kunstblätter der Münchner „Jugend". Ausgewählt aus den Jahrgängen 1896—1908. Herausg. von Georg Hirth. Mit biographischem Künstlerverzeichnis. München, Verlag der Jugend. O. J.

Jünger. — Weißen Frauenhänden . . . . Gedichte von Karl Jünger. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co. 1907.

Karow. — Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege. Von Maria Karow. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Keiner. — Über ein Jahr. Novelle von Franz Keiner. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Kern. — Germanenglaube. Dramatisches Gedicht. Von Franz Kern. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Kircheisen. — Bibliographie des Napoleonischen Zeitalters einschließlich der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich M. Kircheisen. In zwei Bänden. I. Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Koch. — Mittag. Neue Gedichte von Julius Koch. Bremen, Gustav Winter. 1909.

Kohler. — Szenen und Sinnsprüche aus Dantes Heilige Reise. Freie Nachdichtung der divina commedia von Josef Kohler. Köln, Albert Ahn. O. J.

Könnecke. — Deutscher Literaturatlas von Gustav Könnecke. Mit einer Zuführung von Christian Muff. 826 Abbildungen und 2 Beilagen. 1. bis 20. Tausend. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Krägelin. — Heinrich Leo. Teil 1: Sein Leben und die Entwicklung seiner religösen, politischen und historischen Anschauungen bis zur Höhe seines Mannesalters (1799—1844). Von Paul Krägelin. 7. Heft der Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1908.

Kronenberg. — Geschichte des deutschen Idealismus. Von Dr. M. Kronenberg. Erster Band. Die idealistische Ideen-Entwicklung von ihren Anfängen bis Kant. München, C. H. Beck. 1909.

Kübau. — Tagebücher des Carl Friedrich Freiherrn von Kübau. Herausgegeben von seinem Sohne Max Freiherrn von Kübeck. Erster Band (zwei Teile). Zweiter Band. Mit vier Porträts. Wien, Gerold & Co. 1909.

Kurz. — Die Kinder der Lilith. Ein Gedicht von Isolde Kurz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. Assistance et bienfaisance approvisionnement par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Librairie Plon. 1908.

Laube. — Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hanel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Vierter bis dreizehnter Band. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Lavisse. — Histoire de France. Depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome huitième. I. Louis XIV. La fin du règne (1685-1715). Par A. de Saint-Léger, A. Rébelliau, P. Sagnac et E. Lavisse. Paris, Librairie Hachette. 1908.

Lienhard. — Das klassische Weimar. Von Fritz Lienhard. Wissenschaft und Bildung Nr. 35. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Litzmann. — Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen. Von Berthold Litzmann. Mit zwei Bildnissen. Dritter Band: Clara Schumann und ihre Freunde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1908.

Lorraine. — Leaves in the wind. By Elsa Lorraine. Oxford, B. H. Blackwell. 1908.

Magne. — L'esthetique des villes. Le decor de la rue, le mouvement de la rue, les cortèges, marchés, bazars, foires, les cimetières, esthétique de l'eau, du feu, l'architectonique de la cité future. Par Émile Magne. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Meerwarth. — Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth. Erste Folge: Säugetiere. Zweite Folge: Vögel. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Meier. — Der Minister vom Stein, die französische Revolution und der preußische Adel. Eine Streitschrift gegen Max Lehmann von Ernst von Meier. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Meißner. — Altrömisches Kulturleben. Von Arno Meissner. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Méthode dans sciences. — De la méthode dans les sciences par les professeurs H. Bouasse, P. Delbet, E. Durkheim, A. Giard, A. Job, E. le Dautec, L. Lévy-Bruhl, G. Monod, P. Painlevé, E. Picard, Th. Ribot, J. Tannery, P. F. Thomas, Paris, Felix Alcan. 1909.

Michaelis. — Betty Rosa. Erzählung von Karin Michaelis. Deutsch von Mathilde Maun. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Milow. — Stepoan Milows Gedichte. Auswahl des Verfassers. Mit einem Bildnis des Dichters und einer Einleitung von Eduard Engel. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Mistral. — Frederi Mistrals ausgewählte Werke, aus dem Provencalischen übersetzt und erläutert von August Bertuch. Zweiter Band: Nesto, Goldinseln, Kindheitserinnerungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Möser. — Vom Leutnant zum Lustspieldichter. Lebenserinnerungen von Gustav von Möser. Mit einem Vorworte von Paul Lindau. Herausgegeben von Hans von Möser. Wismar, Hinstorff. 1908.

Nebelong. — Unfruchtbar. Roman von Edith Nebelong. Deutsch von Helene Klepetar. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Nowak. — Alexander Girardi. Sein Leben und sein Wirken. Von K. F. Nowak. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Nütten. — Brennende Kerzen. Von Anna Nütten. Essen, Fredebeul & Koenen. 1909.

Oberländer. — Bühne und bildende Kunst. Ein Epilog zur Faustaufführung am Münchener Künstler-Theater 1908. Von Hans Oberländer. Köln, Albert Ahn. O. J.

Oppenheim. — Der Teil Halaf und die verschleierte Göttin. Von Dr. Max Frhr. von Oppenheim. Mit einer Kartenskizze und 15 Abbildungen. Heft 1 des 10. Jahrgangs: „Der Alte Orient". Leipzig, J. C. Hinrichs. 1908.

Oriel. — The Miracle. By Antrim Oriel. London, Arch. Constable & Co. 1908.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. XIII. Band. Heft 5: Die Neugestaltung des erdkundlichen Unterrichts. Von H. Drenke. — Heft 6: Die Volks- und Jugendspiele nach den Grundsätzen des Zentralausschusses von Prof. Dr. K. Koch. — Heft 9. Die Bekämpfung des Alkoholismus in der französischen Volksschule. Von Bezirksschulinspektor M. Ott. Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Péladan. — Les idées et les formes. Rapport au public sur les beaux-arts. Par Péladan. Paris, E. Sansot & Cie. 1908.

Petersen. — Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Zugleich ein Beitrag zur Methode der Kulturgeschichte von Peter Petersen. Neuntes Heft der „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte", herausgegeben von Karl Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1908.

Philosophische Bibliothek. — Band 28. René Descartes' philosophische Werke. Dritte Abteilung. Die Prinzipien der Philosophie. Mit 47 Figuren im Text. 3. Auflage. Mit einem Anhang. Von Dr. Artur Buchemann. — Band 116. Kaiser Julians philosophische Werke. Übersetzt und erklärt von Rudolf Asmus. — Band 117. Friedrich Schleiermachers Weihnachtsfeier. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung und Register von Hermann Mulert. — Band 118. Einführung in die Erkenntnistheorie. Von Prof. Dr. August Messer. Leipzig, Dürr. 1909.

Pilot. — Seedorn. Gedichte von Anna Pilot. Warnemünde, Emil Krakow. O. J.

Pineau. — L'Évolution du Roman au XIXe siècle. Préface de A. Chuquet. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1908.

Pinus. — Die Interessen. Von Otto Pinus. Berlin, Hermann [illegible]. 1908.

Pocci. — [illegible] spiele. Von [illegible] illustriert. [illegible]

Poppe. — Geschichten für jung un olt. Von [illegible] burg, Schuster [illegible]

Ramsay. — Essays [illegible] Sir William Ramsay. [illegible] & Co. 1908.

Rehm. — Lachende Masken. Von Hugo Rehm. Berlin, Herm. Ehbock. [illegible]

Reich. — [illegible] gehalten an der [illegible] Reich. Dritte vermehrte Auflage. [illegible] 1909.

Repsold. — Alte französische [illegible] Jahrhundert, in deutsche Verse übertragen von E. Repsold. Berlin, Curt Wigand. [illegible]

Riccabona. — Abschied. Gedichte. Zweite [illegible] von Gottfried Kuno Riccabona. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Riesser. — Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung. Von Justizrat Dr. J. Riesser. Jena, Gustav Fischer. 1909.

Rittner. — Das [illegible] Drama in [illegible] Von Thaddäus Rittner. Stuttgart [illegible] 1908.

Robel. — Fester groß erzählt [illegible] Martein von Robel mit [illegible] Tibacher. Berlin, Egon und [illegible]

Rutland. — Deutschtum und [illegible] Lothringen. Eine kulturtrage. [illegible] H. Rutland. Colmar, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1908.

Sar. — Geschichte des Machtverfalls [illegible] des 19. Jahrhunderts und die [illegible] Frage" bis auf die Gegenwart. [illegible] Sar. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. [illegible]

Schacheri. — Schurt die Sünde vor [illegible] tranken! Ein Aufruf an die Armen [illegible] von Dr. med. Michael Schacheri. [illegible] Mit einem Vorwort von Dr. [illegible] Zwickau. 1908.

Schalk. — Christian de Wet. Ein Bauerndrama in vier Aufzügen von Kuno Schalk. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Schanz. — Winterfaaten. Ein Buch [illegible] Schanz. Bielefeld, Velhagen & Klasing. [illegible]

Schenkel. — Die Blume des Todes. Dichtung von Theodor Schenkel. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Scherer. — Die Heimatlosen. Drei Akte von Ralph Scherer. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Schloß. — Die Wahrheit über die [illegible] reichisch-ungarischen Schlachtschiffe. Ein Mahnruf in letzter Stunde von Max Schloß. Hamburg, Grete & Tiedemann. 1909.

Schmidt. — Im [illegible] der [illegible] Brüderlichkeit. Von Karl Eugen Schmidt. [illegible] W. Spemann. O. J.

Schmitt. — Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus oder die Beständigkeit der gegenwärtigen Lebensformen für Abstammungslehre und Apologetik. Von Prof. Dr. Alois Schmitt. Mit 14 Abbildungen. Freiburg, Herder. [illegible]

Schulte. — Jan Schaut und [illegible] aus einem [illegible] Schulte. Buchschmuck von [illegible] Anstalt Bethel. 1908.

Schulte. — [illegible] politische Aufsätze. [illegible] Mit dem Porträt des [illegible] Emil Roth. 1909.

Schulz. — Unsere Zierpflanzen. [illegible] Auswahl biologischer Betrachtungen [illegible] und Zimmerpflanzen sowie [illegible] Herausgegeben von Paul [illegible] farbigen Tafeln, [illegible] sowie zahlreichen [illegible] Originalskizzen des Verfassers. [illegible] & Meyer. 1909.

Schurz. — [illegible] dem Englischen [illegible] Reimer. 1908.

Seybold. — Aus warmen bunten Ländern. Von Cattina von Seybold. München, C. H. Beck. 1909.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt, von Friedrich Gundolf. I. Band: Coriolanus, Julius Caesar, Antonio und Cleopatra. Berlin, Georg Bondi. O. J.

Spemanns Compendien. — Nr. 1. Kunstgeschichte. Von Bruno Bucher. — Nr. 2. Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. Von Dr. Robert Forrer. Mit mehr als 1500 Abbildungen. — Nr. 3. Künstleranatomie. Von Prof. Dr. Max Dreßler. Berlin, W. Spemann. O. J.

Spemanns Kunstkalender 1909. Stuttgart, W. Spemann. 1908.

Stein. — Philosophische Strömungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1908.

Stenglin. — Über die letzten Dinge und die Überwindung des Leides. Ein Versuch, Trost zu geben im Sinne freien Denkens. Von Felix von Stenglin. Leipzig, Alfred Kröner. 1909.

Sternberg. — Neue Gedichte. Von Leo Sternberg. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Sticker. — Über Naturheilkunst. Von Prof. Dr. Georg Sticker. Gießen, Alfr. Töpelmann. 1909.

Stier. — Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers vom X. Armeekorps im Feldzuge 1870/71. Von Ernst Stier. Dritte, umgearbeitete Auflage. München, C. H. Beck. 1908.

Stoeving. — Allerlei Geigergeschichten. Novellen und Skizzen von Paul Stoeving. Groß-Lichterfelde, Friedr. Vieweg. O. J.

Stradonitz. — Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im neunzehnten Jahrhundert. Rede bei Antritt des Rektorats, gehalten am 15. Oktober 1901. Von Reinhard Kekule von Stradonitz. Berlin, Georg Reimer. 1908.

Strecker. — Kants Ethik. Eine offene Schrift an meinen verehrten Freund Herrn Prof. Dr. A. Messer, Gießen. Von Dr. R. Strecker. Gießen, Emil Roth. 1909.

Streit. — Von der Wiege bis zum Frack. Eine immerhin ernste Geschichte von Alfred Streit. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Fünfter Band; erstes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Sudermann. — Das Hohe Lied. Roman von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Taschenbuch für Südwestafrika. 1909. Unter Mitwirkung von Bartoschat, Behrens, von Falkenhausen, Judt, Knopf, Kuntz, Leipziger, Lotz, Merensky, Pauli, Rhode, Schultze, Wunderlich, herausgegeben von Stabsarzt Dr. Philalethes Kuhn, Hauptmann Kurd Schwabe und Dr. Georg Fock. Berlin, Wilh. Weicher. 1909.

Ternieden. — Sonnige Blumen. Gedichte von H. Ternieden. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Thesing. — Biologische Streifzüge. Eine gemeinverständliche Einführung in die allgemeinen Biologien von Dr. C. Thesing. Illustriert von Paul Flanderky. Zweite Auflage. Eßlingen a. N., J. F. Schreiber. O. J.

Thoma. Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten. Von Ludwig Thoma. Mit 20 Zeichnungen von Eduard Thöny. 1.–20. Tausend. München, Albert Langen. 1909.

Thoma. — Im Herbste des Lebens. Gesammelte Erinnerungsblätter von Hans Thoma. München, Süddeutsche Monatshefte. 1909.

Thoma. — Der Sternensohn. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Von Albrecht Thoma. Mit fünf Abbildungen in Tondruck und Titelzeichnung nach Originalen von Kunstmaler Fritz Bergen. Bielefeld, Verlagshandlung der Anstalt Bethel. 1908.

Thun-Salm. — Der neue Hauslehrer und andere Novellen. Von Christiane Gräfin Thun-Salm. Wien, Carl Fromme. 1909.

Tietzer. — Gentlelumpen. Skizzen von Georg Tietzer. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Tiedt. — Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam' Auf Haus und Kram. Gesammelt und gesichtet von Ernst Tiedt. Stuttgart, Ernst G. Moritz. O. J.

Tilemann. — Tagebuchblätter eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege. Von Dr. Hero Tilemann, mit zwei Bildnissen und einer Karte. München, C. H. Beck. 1908.

Tocqueville. — Correspondance entre Alexis de Tocqueville et Arthur de Gobineau. 1843–1859. Publiée par L. Schiemann. Paris, Librairie Plon. 1909.

Trimmel. — Doktor Narr. Roman von Theodor Trimmel. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Vates. — Bibel und Spiritismus. Von Allan Vates. München, Melchior Kupferschmid. O. J.

Veth. — Rembrandts Leben und Kunst. Von Jan Veth. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Vierordt. — Deutsche Hobelspäne. Stoßseufzer und Stammbuchblätter von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter. 1909.

Walden. — Gustav Wasa. Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich Walden. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Wallas. — Human nature in politics. By Graham Wallas. London, Arch. Constable & Co. 1908.

Weltpanorama. — Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Wendriner. — Die Winterkur im Süden. Ein ärztliches Vademekum für Rekonvaleszenten und Lungenkranke von Dr. med. Hans Wendriner. Stuttgart, Ernst H. Moritz. 1908.

Wegener. — Das nächste Geschlecht. Das sexuelle Problem in der Kindererziehung. Von Hans Wegener. Erstes bis zwanzigstes Tausend. Ein Buch zur Selbsterziehung für Eltern und die es werden wollen. Gießen, Alfred Töpelmann. 1909.

Weilen. — Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart von Alexander von Weilen. Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Band III. Berlin, Georg Reimer. 1908.

Wenckstern. — Heiligenblut. Von Adolph von Wenckstern. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1909.

Wendel. — Der Schönheitsbegriff in der bildenden Kunst. Von Georg Wendel. Straßburg, J. Ed. Heitz. 1908.

Wendt. — Vom deutschen Blütenbaum. Gedichte von Hans Wendt. Wismar i. M., Hinstorff. 1909

Wer ist's? — Wer ist's? Zeitgenossenlexikon, enthaltend Biographien nebst Bibliographien. Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke, Lieblingsbeschäftigungen, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Adresse. Andere Mitteilungen von allgemeinem Interesse. Zusammengestellt und herausgegeben von Hermann A. L. Degener. IV. Ausgabe. Vollkommen neu bearbeitet und wesentlich erweitert. Leipzig, H. A. L. Degener. 1909.

Wernicke. — Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Vom Syndikus Dr. J. Wernicke. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Westkirch. — Der Marquis von Weyermoor. Roman von Luise Westkirch. Berlin, Herm. Ehbock. O. J.

Wiegand. — Niederländische Balladen. Von Carl Friedr. Wiegand. Frauenfeld, Huber & Co. 1908.

Wielandt. Doktor Else Helmersfeld. Schauspiel in vier Aufzügen von Lilli Wielandt. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

Wietfeldt. — Sechs leichte Theaterstücke für Kinder. Von Henriette Wietfeldt. Mit zwei Abbildungen. Gotha, C. F. Thiemann. 1908.

Wind. — Wie die Menschen einmal sind. Berechtigte Übersetzung von Ida Anders. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Wissenschaft und Bildung. — Nr. 32: Charakterbildung. Von Dr. Theodor Elsenhans. — Nr. 37: Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. A. Dyroff. — Nr. 58: Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Garteninspektor P. Dannenberg. Mit einem Titelbild und 35 Abbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Wissen und Können. — Herausgegeben von Prof. Dr. B. Weinstein. Nr. 5. Die Automobiltechnik von Max Buch. Mit 150 Abbildungen. — Nr. 6. Elemente und Akkumulatoren. Ihre Theorie und Technik von Dr. W. Bein. Mit 98 Abbildungen. — Nr. 7. Die mineralischen Nährstoffe der Pflanze. Von Dr. P. Vageler. Mit 3 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ernst von Wildenbruch.

Ein letzter Gruß! — Was könnte der Freund dem Heimgegangenen mehr sagen in dieser schweren, bitteren Stunde des Abschieds für ewig! . . . Wie drängen einander die Empfindungen, wie steigen sie herauf die Erinnerungen — allzu mächtig, um ihnen in diesem ersten Augenblick des Schmerzes Worte zu geben. Wie wir ihn gestern sahen, in der Dämmerung des Winternachmittags, auf dem Sterbelager, von Blumen zugedeckt, mit dem ruhigen Antlitz eines Schlummernden, ein friedliches Bild, und doch, als ob er noch einmal sich erheben könne — er, der ein Kämpfer war sein lebelang, ein aufrechter Mann, tapfer und unerschrocken, ein Rufer im Streit, für alles Hohe begeistert, von Haß erfüllt gegen alles Niedrige, Gemeine — leidenschaftlich, aber mit dem gütigsten Herzen, das Kindertränen rührten, voll Mitleid für die Kleinen und Schwachen, für die, denen Unrecht geschah, ein edles Blut, so wie er selbst es einmal in dieser Zeitschrift geschildert hat. Ja, wenn wir in den vielen Bänden blättern, in denen uns überall sein Name begegnet, da fühlen wir, was wir ihm schulden und was wir mit ihm verlieren, aber nicht minder, was von ihm geblieben ist und immer bleiben wird. Mit dem deutschen Volke trauern wir um den großen Dichter, der so ganz der seine war, sein getreuer Eckart, der bei keiner großen Gelegenheit versagte, dessen Stimme zu vernehmen es gewohnt war, wenn es galt, Heroen zu feiern, — oder warnend, zürnend drohend, wenn nationale, wenn vaterländische Geschicke auf dem Spiele standen. Keiner hat diesen heimatlichen Boden, dem er entsprossen ist, mehr geliebt als er; keiner ihn in Vers und Prosa, im Drama und in der Novelle schöner verherrlicht. Aber seine geistige Heimat lag doch über dem märkischen Sand, und mit welchem Eifer auch er an den Fragen der Gegenwart teilnahm, mit welcher Heftigkeit nicht selten in sie eingriff: „in seiner Seele war der Duft der südlichen Gestade, der Atem des wunderbaren Gedichts, der über die Jahrtausende dahingeweht war, Geschlechter und Abergeschlechter befruchtet hatte, und nun, wie mit weichen, zauberkundigen Händen, sein Innerstes aufschloß". Es sind des Dichters eigene Worte in der Erzählung von der „Waidfrau", die man vor

manchem Jahre in der „Deutschen Rundschau“ gelesen hat — ein Stück Autobiographie; denn der junge Offizier, der des Königs Rock auszieht, um sich den humanistischen Studien zuzuwenden, ist er selbst, ist Wildenbruch: „Und wie der Donner eines heiligen Gewitters war es in seinen Ohren, als nun die Pforten der Ilias vor ihm aufrollten.“ Und abermals, in der „Odyssee letztem Teil“:

Der Tag war erstanden, die Sonne sah
Herab auf das felsige Ithaka.
Da war kein Lärmen, da war kein Gesang,
Da war nicht Zymbeln- noch Flötenklang;
In der Stille, die rings auf dem Lande schlief,
War ein einziger Laut, süß-heilig und tief . . .

Von diesen Idealen seiner Jugend ist er nicht mehr abgewichen: er hat sie wie das Götterbild aus fernen Landen in die Heimat, in seine Dichtungen hinübergetragen; und mögen diese nun, in welcher Gestalt auch und in welcher Gewandung, von der Bühne herab wirken oder im stillen Kämmerlein zum Leser sprechen: immer ist in ihnen der gewaltige Zug, der die Herzen mit sich fortreißt, der Stolz des Dichters, der keinen andern Dienst gekannt als den der Wahrheit. Einen „königlichen Dichter“ hat ein Redner an seiner Bahre ihn genannt; das war er!

Und wie das Werk, so die Werkstatt. Wer sie kennt, diese Räume in der Hohenzollernstraße, dieses Eckzimmer, von dessen Wänden die lebensgroßen Porträts des Prinzen Louis Ferdinand und Carl Maria v. Webers einander anschauen, der weiß, mit welcher Anwandlung von — ich scheue mich nicht, es zu sagen — von Ehrfurcht man über diese Schwelle trat: „introite, nam et hic Dii sunt.“ Und hier hat ein rascher Tod ihn heimgerufen. „Jetzt kommt es zum Sterben, aber ich habe ein gutes Leben gehabt!“ — dies waren seine letzten Worte, mit denen er in die Arme seiner Gemahlin sank, und an ihrem Herzen ist er verschieden.

Am 17. Januar 1909. **Julius Rodenberg.**

Messina.

„Und so gelangten wir nach Messina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erste Nacht im Quartier des Vetturins zuzubringen ... Dieser Entschluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen ... Außer dem Bezirk dieses Gehöftes spürte man weder Mensch noch Tier, es war nachts, eine furchtbare Stille ... Nach dem ungeheuren Unglück, das Messina betraf, blieb nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren eingestürzt ..."

So lesen wir in Goethes „Italienischer Reise" unter dem 10. und 11. Mai 1787. Vier Jahre vorher, 1783, war die Stadt zur Hälfte durch ein Erdbeben zerstört worden; aber wie viel schöner, herrlicher erhob sie sich aus den Trümmern!

„O, welch ein Tag! Das blaue Meer mit weißen Segeln bedeckt, das Schiff unser Haus und die Lande ringsum einladend zu freundlichem Besuch. In köstlichem Sonnenschein, bei frischer Brise, lehnen wir über das Schiffsgeländer und sehen dem Treiben im Hafen zu. Vor uns streckt sich die Palastreihe der Marine von Messina, die wie eine Kulisse die Stadt dahinter verdeckt und malerisch darüber empor steigen die Berge. Zu ihren Füßen ankern die großen Schiffe. Das Wasser ist von einer tief azurnen Farbe, wie mit Goldflittern bestreut, die Berge der kalabrischen Küste sind mit Schnee bedeckt ... In der Mittagsstunde lädt der Kommandant uns ein, mit ihm hinüberzufahren nach Calabrien, nach Reggio. Das Städtchen, das längs des Meeres, an steiler Höhe liegt, macht einen stillen, freundlichen Eindruck. Die Häuser mögen vom Ende des 18. Jahrhunderts sein. Die Hauptstraße, der Korso Garibaldi, durchschneidet in gerader Linie, parallel mit dem Meere, die ganze Länge der Stadt, mit Läden und Cafés, mit regelmäßigen Seitenstraßen, links zu den Gärten und Hügeln hinan-, rechts zum Meere hinabsteigend, über dem jenseits das sizilianische Küstengebirge die Fernsicht schließt. Ein altes Kastell blickt vom Hügel herab, und nicht weit vom Ende des Korso steht der Dom mit dieser Inschrift: ‚Circumlegentes devenimus Rhegium. Act. XXVIII.' — ‚Und da wir umschifften kamen wir gen Region.' — Es ist ein Vers aus der Apostelgeschichte, der von Pauli Seefahrt nach Rom erzählt.

Es war auch ein Tag im Frühling, 106 Jahre nach Goethe, daß ein neuerer Reisender diese Zeilen schrieb. Und heute, und heute! Reggio zerstört und Messina wie vom Erdboden verschwunden . . .

Schweren Herzens gedenken wir jenes Mainachmittags, den wir, auf der Fahrt nach Malta, in Messina verbrachten. Vor uns steigen sie noch einmal auf, die jetzt nicht mehr sind, die von buntem, lautem Leben erfüllten Straßenreihen, die Kirchen, die Klöster, die Paläste — der Dom, der Domplatz mit den schönsten Palmen, die Annunziata di Catalani, die hoch auf dem Felsen gelegene Kirche San Gregorio, die Terrasse davor mit dem Blick auf das von der Abendsonne beglänzte Meer und die schneebedeckten Gipfel des kalabrischen Gebirges — wer malt ihn, den Zauber dieser Abendstunde, der sich mit einer Fülle vorüberrauschender Bilder und zuströmender Gedanken verband . . .

Weit, bis in die frühe Griechenzeit hinauf, war dies eine Stätte der Kultur, jünger als Syrakus und mit diesem ursprünglich an Macht und Größe nicht vergleichbar, aber im Laufe der Jahrhunderte viel reicher sich entfaltend! Jonier waren es, die von Naxos aus, 735 v. Chr., hier am Fuße der Hügel eine Kolonie gründeten, Zankle genannt, nach der sichelförmigen Gestalt der um den Hafen gelagerten Stadt. Etwa dreihundert Jahre später landeten abermals griechische Auswanderer, diesmal dorischen Stammes aus dem von Sparta besiegten Messana, in Zankle, das um diese Zeit den Namen Messana, Messina, erhielt. Nach den Griechen kamen, wie überall in Sizilien, die Karthager, die Römer, die Byzantiner, die Sarazenen, die Normannen, die Hohenstaufen, die Spanier, die Bourbons, bis zu dem Tage der Befreiung, 12. Februar 1861, an dem Garibaldi auf der Zitadelle von Messina die Fahne des Königreichs Italien aufpflanzte. Diese wechselnden Geschicke, diese Stürme hat Messina siegreich bestanden, zweimal durch Erdbeben verwüstet, einmal durch die Pest dezimiert, hat die Stadt sich immer aus den Ruinen erhoben.

Gibt es aber nach dieser Vernichtung ein Wiederaufleben? Ist sie nicht eine grausame, finstere Macht, die mit dem Aufruhr aller Elemente gewütet, um im Dunkel der Nacht ihr Werk der Zerstörung zu verrichten, erbarmungslos, unterschiedslos Hunderttausende dahinraffend, blühende Städte, friedliche Dörfer in Schutthaufen verwandelnd, gesegnete Landschaften verheerend, und alles das, was lieblich, was erhaben, was ehrwürdig war — was der Fleiß und die Kunst von Jahrtausenden geschaffen hat, in wenigen Minuten der Erde gleich machend, im Feuer verzehrend, in den Tiefen des empörten Meeres verschlingend. Schaudernd, wie an einem Abgrund, stehen wir mit diesen Fragen, auf die es keine Antwort gibt, und wie ein fernes Echo klingt durch unsre Seele das Dichterwort aus der „Braut von Messina“:

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Aber wenn die elementare Natur kein Erbarmen kennt, dann flüchtet der Mensch zum Menschen. Schönes Sizilien, Land des Weines und des

Kornes, Land der hehrsten Erinnerungen — und du, seine trauernde Schwester, schönes Italien! Nicht euch allein, die ganze zivilisierte Menschheit hat dies unsagbare Leid getroffen, und euren Schmerz mit euch teilend, tröstend, helfend, so weit menschliche Hilfe reicht, streckt sie die Hand euch entgegen. Nicht euch allein, auch uns, uns allen, ist ein Stück Welt untergegangen, das uns teuer war wie ein Stück der eigenen Heimat. Ist dieser klassische Boden nicht die Wiege unsrer Kultur? Hat nicht seit ältester Zeit die Sehnsucht den Deutschen über die Alpen und hierher geführt? Haben nicht die erlesensten Geister unsrer Nation, die Dichter, die Künstler, die Gelehrten, hier, in dem immer wie festtäglich prangenden Land,

Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle —

haben sie nicht, genießend und schaffend, ihre glücklichsten Jahre hier verbracht? Hat nicht die deutsche Literatur einige der herrlichsten ihrer Dichtungen, die deutsche Wissenschaft einige der monumentalsten ihrer Leistungen diesem Himmel und dieser Sonne, dieser Erde zu verdanken, in der eine dreitausendjährige Geschichte ihre Spuren zurückgelassen hat? Und wir andern, war es nicht hier, wo wir, dem Alltag entrückt, jenes Ewigkeitsgefühl kennen lernten, das unsre Zeit, und jede Zeit, mit der fernsten Vergangenheit verbindet? Wohl liegt heut ein schwarzer Flor über dem vielgeprüften Königreich, und mit ihm klagen wir um die Toten, trauern wir mit den Überlebenden und erkennen in dem Walten der ewigen Mächte, die hoch über den Sterblichen dahinschreiten, die eigene Ohnmacht. Aber in solchen Katastrophen, die das Höchste wie das Niedrigste im Menschen entfesseln, zeigt es sich, was er vermag, wenn er der Verzweiflung die Tatkraft entgegenstellt, wenn er in diesem Kampfe, in dem das Erhabene so dicht neben dem Gräßlichen steht, zuletzt doch Sieger bleibt. Denn es gibt eine Macht, die mit der Menschheit selbst nur sterben wird: die Menschenliebe; und sollte von Messina nichts mehr übrigbleiben als der Name: auch die spätesten Geschlechter noch wird die graue Mär von seinem Untergang erinnern an Taten der Barmherzigkeit, des Heroismus, der Todesverachtung, der Selbstaufopferung — an alles, was das Edelste ist in der menschlichen Natur.

J. R.

Milch und Blut.

Erzählung
von
Ilse Frapan-Akunian.

(Schluß.)

So war nun der kleine Werner zwar noch nicht bei seiner „rechten Mutter", aber doch bei seiner rechten Großmutter, zu der ihn die „rechte Mutter" so schnell wie möglich gebracht hatte. Sie wohnte in einem düsteren, kalten Tal allein mit einem alten Knecht, der ihre paar Äcker und die Schweine besorgte, in einem baufälligen, nie gelüfteten Häuschen. Der saubere und reichliche Kleidervorrat des Buben, den Martha Klepf mit flinken Fingern vor der Großmutter ausbreitete, machte einen sehr guten Eindruck und tröstete sie fast darüber, daß der Kleine nichts von ihr wissen wollte, sondern störrisch mit Händen und Füßen die fremden Liebkosungen abwehrte. Er schrie fast immer, und sein Gesicht war aufgeschwollen und fieberrot. Martha Klepf lief an die Birke am Weg; ehe sie fortging, riß sie ein paar Zweiglein herunter, band sie mit einem Weidenseil und gab sie der Alten zum Abschiede, nachdem sie dem Kleinen zur Probe gleich eins damit über die Hände gehauen hatte, die ihr kratzend nach dem Gesicht fuhren. „Der Bub ist arg verwöhnt, der braucht Schläg!" sagte sie resolut; „die Großmutter hat ihm gefehlt." Als sie draußen war, fühlte sie sich so glücklich und zufrieden, wie wenn sie die größte Guttat vollbracht hätte. Im Leben wäre es ihr nicht eingefallen, daß der Bub ihr zu etwas nütz sein könne. Und nun war die krumme, alte Frau, von der sie sich nichts Gutes versprochen, so gnädig gewesen, hatte von ihrem Vermögen geredet und von ihrem Testament, da sie ihr den Willen getan und den Urenkel zu ihr gebracht hatte. Schwer reich war die Großmutter, eine richtige Geldtruhe, obgleich sie noch jeden Verdienst mitnahm und tagelang oft im Pfarrgarten und auf dem Friedhof am Boden hockte, um das Gras auszuraufen. „Es bringt immer wieder eppes," pflegte sie zu sagen. „Man muß fürs Alter sorgen, jo wäger." Da sie sich aber bei der Verrichtung mit einem Schluck aus der Flasche zu stärken liebte, so geriet sie gegen die Mitte des Tages hin in ein schier wildes und gewalttätiges Ausraufen, riß der Pfarrersfrau die jungen Erbsen und Salate statt des Unkrauts

aus dem Boden und rupfte samt dem Grase die Federnelken. In der Folge wollte man sie schon nicht mehr, und nun war sie auf den Gedanken gekommen, den Buben ihrer Enkelin Martha zu sich zu nehmen und an ihrer Stelle tagelöhnern zu lassen. In ihrer Vorstellung war er dazu schon lange groß und stark genug, und es wurmte sie, daß fremde Leute den Burschen bei sich haben und ausnützen sollten.

Der Bub schrie aber gleich so sehr, daß die Alte ihre profitlichen Pläne vergaß, zumal jetzt, im Februar, doch nichts auszuraufen war; und als sie bemerkte, daß die Rute den Kleinen nicht zur Ruhe brachte, goß sie geschwind, denn sie war hurtig wie eine Ratte, die Neige ihrer Schnapsflasche auf ein Stück Brot, schob es dem Buben in den schreienden Mund und strich ihm hilfreich über die verbrannte Kehle, bis der Bissen hinunter war. Sie lobte ihn, weil er nun betäubt die Augen zumachte, hob ihn mühsam auf und legte ihn in ihr Bett. Da schlief er stundenlang, ohne sich zu regen.

Er blieb eingesperrt; denn die Großmutter hatte oft draußen zu tun, und sie schlug die Tür zu wie hinter einer verlaufenen Katze. Dann rannte der Kleine von einer Wand zur andern, und sein gellendes Geschrei: „Ma—m—m—e! Pa—p—p—e!“ schallte bis zu den Nachbarn. „Ein verwöhnter Bub!“ sagten die; „dem gehört etwas!“ Und dann kam die bezeichnende Bewegung. Und sie erzählten sich, der Bub sei scheu und laufe vor den Kindern davon „wie nichts Gutes“. Aber die gelbe Rübe, die sie ihm gestern abend gereicht, als er vor den Buben davonlief, habe er gleichwohl genommen, lachte eine junge Frau. „Die alte Huberin wird ihm nicht das Meiste geben!“ sagte ein Nachbar. „Die gönnt sich selber nüt, die ist halt profitlich, streicht das Kostgeld ein und damit fertig.“ Sie ließen es sich nicht ausreden, daß der Bub nur ein Kostkind sei, aus dem die alte Huberin etwas ziehen wolle. Sie hatte bereits der einen und der andern Nachbarin nagelneue Hemdle und Hösle zum Verkauf angeboten, sie seien dem Buben zu klein. Er lief verrissen und verlumpt; „so Buben verreißen eben viel,“ sagte die Huberin. Sie hatte nun Hilfe beim Unkrautrupfen, der Bub kannte bald alles auseinander, und er hockte die ganzen Tage auf dem Boden ohnehin. Wenn er im Freien sein konnte, so schrie er nicht. Die Alte hatte eine Art, ihn ohne Schläge zu zwingen, er blieb scheu; man wußte nicht, ob er sprechen konnte. Wenn man ihm etwas zu essen zeigte, versuchte er, es aus der Hand zu reißen. Die Väter schlossen daraus, daß er einmal ein Lump und ein Dieb werden und ohne Umstände an sich nehmen würde, was ihm gefiele. Wenn der einmal in die Schule müßte, dann würde der Lehrer Arbeit bekommen!

Aber ehe es so weit war, geschah etwas andres. Die alte Huberin verstarb eines plötzlichen und sanften Todes. Als am Morgen der kleine Werner erwachte, schrie er laut auf, lief fort und lungerte an den Hecken umher, wo die Spinnen ihre feinen Räder über die Brombeeren gespannt hatten. Den ganzen Tag blieb er da draußen, aß sich an den Hecken entlang, zum Torf hinaus, auf die breite, weiße Landstraße. Da sah er einen Korb hinter einem Haselstrauche; aus dem Tuche, mit dem der Korb zugedeckt war, guckte ein

Kinderköpfchen mit geschlossenen Augen, und eine halbvolle Milchflasche war ein wenig hinuntergerutscht. Augenblicklich ergriff der kleine Flüchtling die Flasche und stillte seinen Durst. Dann sah er auch das Brot, das zu Füßen des Kindes miteingebettet war; als er es hervorzog, erwachte das Kind und begann heftig zu schreien. Eine große Frau — übermenschlich groß erschien sie dem erschrockenen Buben — brach aus dem krachenden Gebüsch hervor und streckte den langen Arm nach ihm aus. Er wollte mit dem Brote davonspringen, aber er strauchelte und fiel in die Brombeeren. Er wurde am Arm gepackt, in die Höhe gerissen, gepufft und geschimpft, aber er ließ das Brot nicht fahren. Die Frau wendete sich ihrem Säugling zu, hob ihn aus dem Korbe, befühlte und streichelte ihn, wiegte ihn auf den Armen und plauderte leise beruhigende Worte. Da hörte sie ein langgezogenes Wimmern. Ganz in sich zusammengekrümmt, hockte der Bub, der das Brot gestohlen, auf dem Grabenbord, und er winselte vor sich hin, als ob er erst jetzt geschlagen würde. Die Frau betrachtete ihn. Er war armselig gekleidet, barfüßig im Herbstwind, mit einem runden Kopf voll zerzauster, heller Haare. Sie kannte ihn nicht.

„Hast noch Hunger?" fragte sie ihn.

Der Bub gab keine Antwort, ließ sich ein Stück Brot in die Hand stecken, biß aber nicht hinein.

„He, du da, Büble, wo bist du daheim?"

Keine Antwort. Es dunkelte überm Wald, dem die Krähen in langen, schwarzen Zügen zuflogen. Sie ging hin und rüttelte den Wimmernden. Da fuhr er zitternd zusammen und hob die Hand, mit dem Brote schützend, über seinen Kopf. Seine furchtsamen, braunen Augen blickten sie gerade an, blinzelten und kniffen sich zu. Es ward ihr weich zu Sinn.

„Wie heißt denn? Hast die Zunge verloren?"

Da kam der Mann mit dem Karren voll Gras. Sie hob den Korb mit dem Kinde hinauf und rief dem kleinen Fremden: „Lauf nebenher, Buble, morgen wird man dich heimtun."

„Die alte Huberin hatte ein Begräbnis wie ein Nationalrat," sagte der Stutzenwirt; „es nimmt mich nur wunder, woher all die Leut kommen. Sieben sind mit dem Zug angefahren und fünf mit dem Milchwagen, es ist alles schwarz von Menschen drauß." Die Sache auf dem Friedhof war ihnen, so schien es, nicht weiter wichtig, sie hatten sich beeilt, wieder von dort weg und in die gut gewärmte Gaststube des Stutzenwirtshauses zu kommen. Dort setzten sie sich breit auf die langen Bänke, und der Metzger und Charcuteriebesitzer Franz Jäggi und sein Weib Martha, geborene Klepf, führten das große Wort. Wenn so eine Erbahne stirbt, da kann man schon etwas draufgehen lassen. Sie tafelten lange, tranken noch länger, fast hätten sie gesungen. Kam je einmal die Rede auf die Huberin, so zogen sie die Augenbrauen in die Höhe, nickten einander zu: „Ein schönes Alter! Ein glückseliges Ende! Sie ruhe sanft! Prosit!"

Mitten während der Schmauserei, da von nichts als Erbschaften, Testamenten, Legaten und Kodizillen die Rede war, schlich sich der Knecht der

Seligen hinaus, um in aller Stille das Schwein, das eigentlich erst zu Weihnachten geschlachtet werden sollte, abzustechen. Er hatte begründete Furcht, daß die allzu rechtskundigen Leutchen, die dahergereist gekommen, es mit zur „Erbmasse" schlagen würden, von der sie mit vollem Munde wohlgefällig sprachen, und daß er dann etwa leer ausgehen würde. So ganz leise aber ging die Sache nicht ab, das Schweinegeschrei klang über den Bretterzaun bis ins Wirtshaus und verursachte dort besonders bei dem Jäggischen Ehepaar eine begreifliche Entrüstung. Wenn hier etwas zu schlachten war, dann fühlte sich der junge Ehemann und Schweinemetzger als der nächste dazu. Und sein sofortiges tapferes Eingreifen verhinderte die von dem Knecht beabsichtigte Veruntreuung. Da aber das frische Fleisch aus dem Selchkessel auf den Tisch wanderte, und die Stimmung der Feiernden eine immer fröhlichere ward, ging nachher im Dorfe die Rede, bei dem Leichenschmaus der Huberin habe niemand geschrien, außer einer gestochenen Sau.

Martha Jäggi hatte einen Kinderwagen mitgebracht, darin lagen, die Köpfe einander zugekehrt, zwei Zwillingskinder, einjährige derbe Sprossen. Sie hatte die zwei durchaus daheim lassen wollen; doch fand sich niemand, der sie versorgt hätte. Kaum aber war sie im Trauerhause des ungewaschenen, zerlumpten, kleinen Burschen mit dem zerzausten Blondhaar und den furchtsamen, braunen Augen ansichtig geworden, als sie ihn auch schon am Hemdärmel packte, so fest, daß die brüchige Ware darüber in Stücke ging.

„Da bist und da bleibst jetzt, wüster Bub," drohte sie ihm laut, indem sie ihn an die Wiege führte, „das Herumstrolchen hat ein End! Brüderle und Schwesterle mußt hüten, daß man doch weiß, für was man dich hat, verstande?"

Und sie wendete sich, mit allen Zähnen lachend, zu dem Stutzenwirt. „Wir wollen ihm dann ein Wurstzipfele gebe, daß er die Großmutter in gutem Andenke behält. Es ist nur schade dafür, daß die gut Frau den Buben so arg verwöhnt und verzoge hat, da, horche Sie nur, da heult er schon wieder." Und sie erzählte dem Stutzenwirt, der Bub sei arg verdorben, ein rechter Herumtreiber. „Er ist ja kaum wieder daheim, die ganze Nacht hat er sich drauß im Nachbardorf herumgetriebe — ich, ich hab mich an ihm geschämt, wie die Maurerjakobs ihn dahergebracht haben, zerrissen und zerlumpt! Man sollt's kaum glauben, wie der all das schöne Gewand, was ich ihm mitgeben hab, verhaust hat! Und mager und grau, ein rechter Jammerspatz! Ja, sage Sie mir aufrichtig, wenn Sie's wisset, ist das mein Bub oder ist's ein andrer?"

Dieselbe entrüstete Frage richtete Martha Jäggi auch an ihren Mann, der den verlumpten Kleinen achselzuckend musterte. In diesem Achselzucken, in diesem Aufziehen der Augenbrauen lag seine Antwort. „Wenn's deiner nicht ist, meiner ist's gewiß nicht," meinte sein Blick. „Das wird sich nachher schon ausweise, wenn ma emal die Schrifte in die Hände bekommt," sagte er mit seiner langsamen, schweren Stimme, die so im Widerspruch zu seiner schnellen Hand war.

Schwer freilich war auch die Hand, das bekam der kleine Werner bald genug zu spüren. Doch nicht sogleich. Die Eröffnung des Testaments brachte

nämlich eine sonderbare Überraschung. Die Jäggis hatten den Buben mit sich genommen wie ein Stück Hausrat von der Großmutter, das ihnen vielleicht gelegentlich von Nutzen sein konnte, dessen sie sich aber noch lieber entledigt hätten, wenn nur ein schicklicher Anlaß zu finden gewesen. Wider besseres Wissen setzte sich in dem Kopfe der Eheleute der Gedanke fest, daß sie den Buben, für den sie bis jetzt noch keinen Rappen ausgegeben, nicht als den ihrigen anzusehen brauchten, und daß seine Ernährung ihnen nur zeitweilig zur Last fallen werde.

„So ein Rappenlicht, wenn man scharf draufbläst, verlischt es," hatte in einem unbewachten Augenblick der Jäggi gesagt, ohne eine Ahnung davon, daß er binnen kurzer Zeit über das „Rappenlicht" ganz anders denken und vor allen Dingen sich hüten würde, es scharf anzublasen. Als man nämlich den letzten Willen der Erblasserin auf dem Gerichte einer Prüfung unterzog, gab es eine böse Überraschung. Es zeigte sich erstlich, daß der ungeheure Besitz der „alten Schnauferin", wie man sie im Dorfe genannt, sich auf die erschreckende Summe von viertausend Franken belief; zweitens, daß die Erbschaft nicht dem Jäggi und seinem Weib, sondern dem sechsjährigen Buben, Werner Jäggi, verschrieben war; drittens, daß der Jäggi nicht einmal den Zinsgenuß davon haben, sondern die volle Summe samt den alljährlich darauf geschlagenen Zinsen seinem Buben bei der Mündigwerdung auszahlen müsse; und endlich, daß die viertausend Franken überhaupt nicht beizubringen waren, da sie zum Teil im schlecht verwalteten Grundbesitz der Alten steckten, zum andern Teil aber an die verschiedensten Leute auf Wucher ausgeliehen waren, worüber es nur spärliche Beweise auf schmutzigen und übelriechenden Zetteln gab. Das war die Erbschaft der „Geldtruhe", um derentwillen der kleine Werner seiner „unrechten Mutter" entrissen und seiner „echten Mutter" ausgeliefert war. Kurz darauf traf auch die Rechnung des Stutzenwirts für die Kosten des festlichen Leichenschmauses bei den Jäggis ein, und mit zornrotem Kopfe rechnete Martha aus, daß die Zehrung für jeden der Leidtragenden siebzehn Franken und dreiundsechzig Rappen betrage, eine Ausgabe, der nun nicht der kleinste Gewinn gegenüberstand. Von diesem Augenblick an gab es jeden Tag Ärger und Streit zwischen den Eheleuten.

„So, so," bemerkte giftig die Frau, indem sie wieder einen Verwandtenbrief voll von Vorwürfen über die Zechkosten und die getäuschten Erwartungen auf den Ladentisch warf, „da haben wir eine saubere Bescherung! So eppes Dummes! Aber der Bub ist an allem schuld!" schrie sie dem Wernerli entgegen, der gerade an der Ladentür läutete und, ehe er wußte, wofür, an den Haaren gerauft und geschlagen wurde. „Was läuft der Lausbub ewig aus und ein? Wo bist gewesen? Warum hast keine Kappe auf? Hab ich dir nicht gesagt, du sollst Brüderle und Schwesterle hüten? Was hast in der Hand? Ein Brot? Wo hast es gestohlen? Im Augenblicke sagst es! Mach! Geschenkt? Das ist verloge! Jesis Gott, was für ein ungeratener Bub! Man muß sich schämen vor den Nachbarsleuten! Gib das Brot her, oder ich hau dir die Finger ab! Du heulst? Ich schmeiß dich in Keller abe, ins schwarze Loch schmeiß ich dich, Saubub!"

Ganz atemlos und wild kam sie aus dem Keller zurück, wo sie ihren Jungen eingesperrt hatte. Der Mann tat, als sähe er sie nicht, er schliff die scharfen, langen Messer. Sie stellte sich vor ihm auf, zupfte ihn an dem blutbespritzten Schurz und keuchte: „Franzi, weißt, was ich dir sag? Das unnütze Maul müssen wir dann loswerden, je ehrer, je besser!"

Und als er sie verächtlich ansah, ohne zu antworten, begann sie zu prahlen. „Ich richt es dann schon. Die Aufdermauerslent können ihn wieder haben, bis daß er mündig ist." Der Metzger zuckte die breiten Schultern. „Schweig, du bist mir zu klug, und allzu klug ist dumm. Wenn du deinen Jammerspatz — aber er ist viertausend Franke wert, vergiß es fein nit! — in fremde Hände tust bis zur Mündigkeit, nun, da ist er ebe mündig, und so blöd wird er wohl nicht sein, daß er danach mit dem Geld zu dir kommt!" Er lachte mit der gleichen Verachtung, mit der er das Wort „dir" ausgesprochen. Martha sah ein, daß der Mann der Stärkere sei. Es kochte und wühlte in ihr, da war es nur gut, daß man einen hatte, an dem man die Wut auslassen konnte. Mit jedem Schlage, den sie ihrem Buben gab, wuchs die Abneigung gegen ihn, wie mit jeder Liebkosung, die man erweist, die Liebe wächst. Sie bedauerte die Brotrinde, die man ihm gönnte. Als der erste Schultag für den kleinen Werner anbrach, führte sie ihn dem Lehrer mit den Worten zu: „Da ist er, der wüste Bub, ein Lügner und ein Dieb!"

Der Lehrer heftete ein Paar kurzsichtige Augen auf die junge Frau, die nett, fast auffällig gekleidet, mit einem großen Federhut auf dem blonden Haar vor ihm stand. „Die Mutter muß selber kommen," sagte er kurz, „gehen Sie und schicken Sie die Mutter, der Bub kann derweil hier bleiben." Und mit einer unwillkürlichen Schutzgebärde streckte er den Arm über den Kleinen mit dem blassen, ängstlichen Gesicht. Der Bub schrie wild auf und sprang rückwärts. Die Frau erwischte ihn unsanft, hielt ihn fest und gleichzeitig von sich ab. „Die Mutter wär ich; da sehen Sie's gleich, was für ein Muster das ist."

„Sie sind selbst die Mutter?" staunte zweifelnd der Lehrer. „Ei! ei!"

Seine Miene war aufmerksam und ernst geworden. „Wer hat ihn denn das gelehrt?" fragte er mit einem Blick auf den Buben, der die Augen nicht aufhob.

Martha wurde beredsam. „Ja, er ist dann halt in der Kost gewesen, und bei der Großmutter auf dem Land, und so ist er eben verdorben!" Ihr Blinzeln fügte hinzu: „Wenn Sie wüßten, was der schon alles verübt hat" — und ihr Kopfschütteln sagte: „Ein grundschlechter Bub." Dem Lehrer ward es so unbehaglich, daß er das Gespräch schnell abbrach. Am liebsten hätte er auch den Jungen zurückgeschickt. Ein räudiges Schaf steckt die ganze Herde an. Wenn die eigene Mutter an dem Buben verzweifelte, wie schlimm mußte er sein. So wies er ihm denn mit strenger Miene seinen Platz an, ohne ihm die Hand zu reichen, und seine ersten Worte an den neuen Schüler klangen drohend: „Kopf in die Höh, Werner Jäggi, wer ein gutes Gewissen hat, darf die Augen aufschlagen." Und als das nicht half, stand er vor ihm und hob das Kinn in die Höhe. Aber die Augen fand er nicht, und er mußte den

Kleinen schnell loslassen, denn er begann zu schreien und die Hand über den Kopf zu halten. „Ja, da ist etwas nicht in Ordnung," dachte der junge Mann, „die Frau wird recht haben."

In der Straße die Häuser — jedes hat seinen besondern Geruch. Da ist der helle luftige Korbmacherladen mit dem breiten Schaufenster; so einladend stehen die lichten Weidenkörbe, plaudern von frischen jungen Erbsen und roten Luikeräpfeln. Da hängen zierliche Arbeitskörbchen, hinter denen junge Mädchen sitzen werden mit Backen so rot wie die Äpfel. Dann kommen die beiden Schaufenster des Krämers, der sich schon Kolonialwarenhändler nennt, so hat er sich aufgeschwungen. Die breite Haustür ist immer offen; denn der Laden ist wie ein Bienenkorb; die Gehilfen mit den grünen Schürzen zwischen den Stapeln voll gelber Seife, so beschäftigt sie sind, haben immer noch eine Handvoll Witze übrig für die Kundinnen und ein paar Rosinen für die, die noch nicht über den Ladentisch gucken können. Dann kommt die Kaffeehandlung, deren Fenster nichts ist als eine riesige Kaffeemühle, neben der ein paar Weißbeschürzte hin und her springen, um sie immerfort in Atem zu halten. Die Kaffeemühle surrt wie eine ungeheure spinnende Katze, und ganze Ströme von Duft sendet sie über die kleine enge Straße. Nebenan die alten zwei Frauen, die ihre selbstgestrickten Wollwaren verkaufen, trinken den Duft den ganzen Tag und ersparen die Zichorie. Danach das dreistöckige Haus, in dem unten der Arzt und oben der Zahnarzt wohnt, und das nach Karbol und Tropfen riecht. Dann kommt das altmodische Bäckerlädchen, dessen Fenster auf eine mittelalterliche Art hinausgeklappt wird und die Auslage für die frischen blonden Weckli und die braunen Laibli bildet. Und dann, durch einen schmalen halbdunklen Gang von dem spaßhaften Bäckerhäuschen getrennt, ist das Haus des Schweinemetzgers und Charcuteriehändlers Franz Jäggi.

Es ist nicht geheuer darin, das wissen schon die Nachbarn. Der alte Bäckermeister mit der weißen Zipfelkappe, die hinter den blonden Weckli und braunen Laibli im uralten Lädchen hin und her pendelt, kennt ihn ganz genau den ängstlichen blassen Knaben, der so sehnsüchtig vor der offenen Auslage steht. Er hat ihm schon manchmal ein Stück Altbackenes gegeben. Der nimmt's, dankt kaum, ist fort damit wie der Blitz. Aber hat er nicht auch gesehen, daß der Bub die Hand ausstreckt und — nimmt, wenn man ihm nicht gibt? Er hat's gesehen und mit seiner Tochter beredet. Es hat ihnen beiden weh getan. „Soll man's der Martha Jäggi sagen?" — „Aber nein doch, Papa, die schlägt ihn halb zu Tod." — „Doch so ein Bub wird als Dieb aufwachsen!" — „Weißt, Papa, ich mein, es wächst keiner als Dieb auf, der hat, was er braucht." — „Es wär sonst ein netter Bub, aber man hört ihn dann gar zu oft schreien."

Es ist nicht geheuer, der Krämer weiß es auch. Hat er nicht den Jäggibuben ganz klein zusammengedrückt hinter einem großen Stapel Seife in seinem Laden gefunden? Er denkt, der Bub hat Versteckens gespielt und

lacht: „Ei du, was machst auch da?“ Aber der Wernerle rührt sich nicht. Er hat die Augen zu und hockt da wie ein kranker junger Vogel. „Büble!“ Da macht der kranke Vogel ein Paar dunkle flehende Augen auf. „Hast dich versteckt?“ — „Ja.“ — „Vor dem Luisle?“ — „Nein.“ — „Vor dem Fritz? Oder mit wem hast gespielt?“ — „Gespielt?“ Die dunklen flehenden Augen starrten verwundert. „Hab nit gespielt.“ Es klang, als sprächen die Augen dazu: „Wie kannst du glauben, daß ich so bin wie andre Kinder!“ Der Krämer fragte noch einmal: „Also — vor wem?“ — „Vor — dem — Vater.“

In der Nacht, wenn der Wernerle in seinem Winkel auf dem Speicher oben liegt, wo sie ihm eine Kiste mit Lumpen gegeben haben, tanzen die großen Messer vor seinen Augen, bis er leise zu wimmern anfängt. Der Vater hat gesagt, daß er sie abwischen soll, und wie kann er all das Rote wegbringen, das daran klebt? Nicht ansehen, nicht anrühren mag er sie. Aber er soll! Und der Mond, den er durch die Dachsparren sieht, groß und rot, ist es nicht das runde rote Gesicht des Vaters, dies Gesicht, das sich niemals verändert, weder zum Lachen noch zum Grimm? Und dennoch droht er immer! Die kleinen halb geschlossenen Augen, — wie ein Strich sind sie unter den schwachen Brauen, die breiten wulstigen Backen, die blauroten vorgestreckten Lippen, das alles droht beständig. Und Wernerle denkt, bei den alten Frauen in dem Strumpfladen, da liegen und hängen dieselben Gesichter, und des Krämers Tochter Luisle, die ihn ausgelacht hat, weil er vor den Gesichtern davonlief, hat ihm erzählt, das seien Masken zur Fastnacht. O, wird das schrecklich sein, wenn auf der Straße alle Leute so aussehen werden wie der Vater! Und er denkt sich aus, wo er sich verstecken will, wenn dies Schreckliche kommt. „Fastnacht ist nichts zum Fürchten, Fastnacht ist ein Fest!“ hat ihn Luisle belehrt. Er besinnt sich. „Ein Fest? Was ist das?“ — „Na, wie dein Geburtstag, Wernerle!“ — Da hat er gestaunt. „Was ist das? Was ist ein Geburtstag?“ — „Na, wie ein schönerer Sonntag halt!“ — „Am Sonntag?“ Der Bub denkt: „Weißt du nicht, daß am Sonntag Vater und Mutter ins Wirtshaus gehen und ich bin eingeschlossen mit den zwei Hunden? Böse Hunde! Der Scheck, der immer die Schweine beißt, und der Tiger, der nachts glühende Augen hat. Angebunden sind sie mit mir in der Küche. Sie springen in die Höhe und heulen und wollen sich losreißen. So ist es am Sonntag.“ Er sagte es nicht; es war so lang zu erzählen, und kaum hat er angefangen, so wird er ausgelacht, und sie rufen: „Du lügst!“ Aber das Luisle erzählt manches, sie erzählt es dem Papa in der grünen Schürze, und der sprach mit dem Lehrer darüber.

Die Nachbarn stecken die Köpfe zusammen, es ist nicht geheuer im Metzgerhaus. Jeder hat etwas gehört, schreckliche Dinge, und die eigentlich nicht neu sind. Wie sieht der arme Bub aus? Hat er nicht immer irgendein Pflaster, einen Verband? „Ungesundes Blut!“ — „Nein, etwas andres!“ — „Glauben Sie?“ — „Ich bin sicher!“ — „Aber seine eigene Mutter sagt —.“ — „Ach die, die sollte lieber stille sein.“ — „Das mein ich auch. — indessen — er soll ihnen die Würste aus dem Rauch und das Fleisch aus der Beize stehlen!“ — „Sagt — sie?“ — „Aber neulich nachts — sie sollen ihn im Gisteller —.“

„Wahrhaftig?" — Wissen Sie es nicht? Sie wurde infolgedessen . . ." — „Wer wurde?" — „Die Metzgersfrau, die Martha Jäggi!" — „Solch ein Weibsstück!" — „Sag ich auch! Aber sogar vor Gericht —." — „Ist die Jäggi vor Gericht gewesen?" — „Das wissen Sie nicht? Das wissen doch die Spatzen auf dem Dach?" — „Wann denn? Nach der Eiskellergeschichte?" — „Ja, aber sie konnten nicht viel machen. Vierzehn Tage hat sie gekriegt!" — „Und der Bub?" — „Ist im Kinderspital, der Lehrer hat das vermittelt." — „Armer Bub! Wenn er nur recht lang im Spital bleibt!" — „Wollen's hoffen!" — „Ist es Ihnen bekannt, daß er viertausend Franke wert ist?" — „Was Sie sagen! Tot oder lebendig?" — „Tot wird ihnen lieber sein, da können sie ihn beerben." — „Und hat denn niemand eine Macht?" — „Behütis, er ist bei Vater und Mutter." — „Aber wenn's ein Rabenvater und eine Rabenmutter ist?" — „Danach fragt man nit, sie haben gleichwohl das Recht, und auch — das Züchtigungsrecht!" — „Unbegreiflich!"

Ganz heimlich war die Metzgersfrau „ins Loch" gekommen, ganz heimlich war sie wieder heraus, und niemand tat, als habe er eine Ahnung davon, wo sie gewesen. Aber die Kundinnen machten bedeutungsvolle Augen, und die Blicke, mit denen sie das wilde Herumwirtschaften der Frau im Laden und auf der Straße beobachteten, wurden immer bedenklicher. „Die wird noch eppes anstellen! Gebt acht, wenn emal der Bub wieder daheim ist!" Und im Wirtshaus, die Männer rückten ab von dem Jäggi. „Man kommt in Streit, man weiß nit wie, besser ist besser!"

Als der kleine Werner zum erstenmal wieder in der Schule erschien, kannte der Lehrer ihn kaum. „Ei da! Du bist aber gewachsen, und helle Augen hast auch gekriegt! Recht so, Wernerle! Es freut mich! Jetzt bleib auch so, und lerne brav!"

Kaum waren einige Wochen vergangen, da hieß es schon: „Werner Jäggi, deine Hausaufgabe ist schlecht gemacht, mußt nit faul sein, Bub!" Und bald darauf: „So geht's halt nicht, Wernerle, du bist schläfrig, unaufmerksam, und deine Bücher und Hefte — was ist auch das? Schämst dich nicht? Bist bald neun Jahre alt und immer noch so?" Wernerle hob die scheuen Augen zu dem über und über mit Fettflecken beschmutzten Hefte, das der Lehrer hart vor ihm auf den Tisch schlug. „Herr Lehrer, der Wernerle muß vor der Schul und nachher, bis auf die Nacht Därme waschen," berichtete in der Freistunde des Krämers Luisle. — „Wer hat's dir gesagt?" — „Er selbst, Herr Lehrer." — „Wenn er nicht lügt." — „Nein, Herr Lehrer, es ist schon so."

Am Nachmittag erschien der Lehrer in der Metzgerei; er hatte sich vorgenommen, mit dem Jäggi zu reden. Aber als er die vierschrötige Gestalt im blutbespritzten Kittel neben dem Block stehen sah, müßig, wie es jetzt so oft geschah, da die Kundschaft abnahm und der Bub die schmutzigsten Arbeiten tun mußte, sank dem Manne das Herz: Schrecklich hatte der Kerl dagestanden mit dem funkelnden langen Messer, das er im Gaslicht hin und her drehte, und der Lehrer hatte gedacht wie die andern: „Nur den wüsten Kerl nicht reizen, nur nichts mit diesen Leuten zu tun haben." Und er wandte die

Augen ab, um dem Vorwurf zu entgehen, der sich für ihn täglich beim Anblick des armen Kindes wiederholte.

Da gab es eines Morgens ein schreckliches Gerücht, das die ganze betriebsame Straße vom Korbmacher bis zum letzten Hause erschütterte. Bei dem Metzger Jäggi war ein Einbruch verübt worden. Klagen wollten sie nicht, klagen dürften sie nicht, da der eigene mißratene Bub der Schuldige sei, aber der Speicher sei so gut wie ausgeräumt, und es standen ihnen jetzt schwere Zeiten bevor.

„Wo ist der Bub? Ich muß mit ihm reden!" sagte der Lehrer. Ganz sonderbar war dem Herrn Pfenninger zumute. Er glaubte nicht mehr, wie er wohl früher getan, an die „spartanische Mutter", er sah nur noch eine Rettung für den kleinen Werner: die Besserungsanstalt. Solange er kein besonderes Unrecht begangen, war auf die Besserungsanstalt nicht zu hoffen, jetzt endlich war der Knabe ein Dieb, jetzt durfte man einspringen.

Er begab sich auf die Erziehungsbehörde, teilte mit, was im Metzgerhause geschehen sei, und bat, den kleinen Verbrecher, auf den die Eltern begreiflich sehr wild seien, in die Besserungsanstalt zu versetzen. Er selber erbot sich, ihn bis zur endgültigen Verfügung bei sich im Schulhause zu verpflegen.

So lag denn der kleine Werner stumm und nur von Zeit zu Zeit aufstöhnend auf ein paar zusammengestellten Stühlen im Zimmer des Lehrers, und schwer war es, den Anblick des Kleinen zu ertragen. Er wurde nicht befragt, und er verteidigte sich nicht, aber wenn der Herr Pfenninger die kleine Gestalt so schmal zusammengezogen daliegen sah, wenn die geschwollenen Lider sich zitternd erhoben, dann schien durch das saubere Stübchen die Frage zu schweben: „Warum bin ich auf der Welt? Wozu muß ich leben? Wer hat mich aus dem Nichts gerufen? Wem zur Freude?" Und der Mann deckte sich die Hand über die Augen, die ihm düstere Zukunftsbilder allzu deutlich zeigten. „Mit neun Jahren ein Einbrecher, und wenn er's nicht ist, so gilt er doch dafür. Dann Zwangserziehung, einige Tage Freiheit und danach —. Wer ohne Liebe aufwächst, sollte überhaupt nicht aufwachsen, er kann der Welt nur Schaden bringen! Und doch sind hier gute Keime, gute Anlagen, — darf man ihm das Leben wegwünschen? Armer Knabe!"

So dringlich hatte er die Sache gemacht, daß man ihm Gehör gab. Die Tat des Knaben erregte Entsetzen; niemand kam auf den Gedanken, daß der Einbruch fingiert sein könne, um sich des Kindes zu entledigen. Der Jäggi ging breitbeinig umher, schlug sich auf die Schürze: „Endlich würde man ihn los!" Erst als er hörte, daß er für den Unterhalt des Buben in der Anstalt zu zahlen habe, verwandelte sich sein Triumph in schäumenden Ärger. Er schrie: „Dann will ich ihn selber bessern, und wenn ich ihn totschlagen soll!" Aber es blieb bei der Entscheidung, und zaghaft mußte sich Pfenninger noch freuen, daß es ihm gelungen war, das Kind unverteidigt in das rauhe Leben hinauszustoßen. Alles, was er tun konnte, war, daß er am ersten freien Tage den Leiter der Besserungsanstalt aufsuchte, um ihn milde gegen den neuen Zögling zu stimmen. Er fand, daß er zu spät kam, die Vorgeschichte des kleinen Werner hatte schon ihre Wirkung getan.

Er seufzte in sich hinein; er fand keinen Anfang für das, was er auf dem Herzen hatte. Da deutete der Direktor auf eine Wiese unweit des Gartens. „Wir haben ihn zum Heuen geschickt, es geht ihm ordentlich, wenn er selber will."

Der Lehrer fing an zu plädieren. Er sprach von den ungünstigen häuslichen Verhältnissen, der Brutalität des Vaters, der Lieblosigkeit der Mutter, alles in unbestimmten allgemeinen Worten. Der andre hörte ruhig zu. Dann sagte er: „Was Sie mir da mitteilen, ist die Geschichte fast all unsrer Zöglinge hier, der Jäggi hat genug Leidensgefährten, — denn elterliche Liebe kann man in keinem Laden kaufen."

Unbefriedigt von dem, was er getan, ging der Besucher den langen Weg zur Eisenbahnstation zurück, bis er sich den Trost ersann, den auch der Direktor gefunden: „Es wird dem Kleinen gut gehen, jetzt, wenn er selber will."

Und die Zeit verging, und andre Schüler brachte jeder Frühling und jeder Herbst, und dann wurde Pfenninger weit weg versetzt, auf eine bessere Stelle, wo er sich verheiratete. Einmal nur hatte er auf schriftliche Anfrage den Bescheid erhalten, der Werner Jäggi führe sich brav, man sei mit ihm zufrieden.

Nach zweiundeinhalb Jahren kam an den Direktor Moser ein Schreiben, das ihn veranlaßte, den Knaben Werner Jäggi zu sich ins Privatzimmer zu rufen. „Mein Bub," sagte er, nicht ohne eine gewisse Bewegung, „es ist eine Verfügung an mich gelangt, dich zu entlassen, da die letzten Zeugnisse, wie du weißt, recht ordentlich ausgefallen sind. Du hättest zwar auch hier noch vieles lernen können, aber mit dem zwölften Jahre hast du den Primärunterricht abgeschlossen, und die Erziehungsbehörde hat deinem Verhalten nach keine Ursache, das Gesuch deiner Eltern um Entlassung abschlägig zu bescheiden. — Du machst aber ein arg erschrockenes Gesicht, Bub, was hast denn? hast du um die Sache nicht gewußt?"

Ja, der hochaufgeschossene Junge mit den frischen roten Backen und den klaren Augen war auf einmal blaß geworden, so blaß, daß er fast wieder dem bleichen kleinen Einbrecher mit dem zerschlagenen Rücken glich, der vor zweiundeinhalb Jahren hier an der Pforte „abgeliefert" worden war. Er antwortete mühsam: „Nein, Herr Moser."

„Hm, Hm! Ich dachte, du hättest am Ende selber von hier fortverlangt?"

„Nein, Herr Moser." Es kam noch leiser, noch mühsamer als das erste Nein.

„So, so. Aber du freust dich gleichwohl, wieder hier fortzukommen? Du darfst es dann schon sagen, Jäggi, ich behalt's für mich?"

„Nein, Herr Moser!" Es war nur noch ein zitternder Laut, fast ein Schluchzen.

Der Direktor heftete seine scharfen Augen auf den Zögling. Die freie Haltung, in der der Knabe eingetreten, war verschwunden, schlotternd wie ein

ertappter Verbrecher stand er da. Und an sein Verbrechen erinnerte diese Umwandlung den Direktor. Er hatte Mitleid mit dem Knaben. „Du kommst als ein andrer Mensch zurück, das ist jetzt vergessen," sagte er tröstend.

„Nein, Herr Moser."

„Doch! doch! Du bist zur Einsicht gelangt, das ist genug. Niemand denkt mehr daran. Du darfst es dann auch vergessen —"

„Bitte, Herr Moser —"

„Nein, warte! Wenn du nur auf dem rechten Weg jetzt bleibst, dann wird alles in Ordnung kommen. Mußt dann nicht widerspenstig sein, nicht trotzen, mußt denken: so ist es über mich bestimmet worden von meinen Vorgesetzten, von den erwachsenen, erfahrenen Leuten, die es besser wissen als ich. Ich bin noch ein Kind. Fühlst es, Werner, daß du noch ein unerfahrenes Kind bist?"

„Ja, Herr Moser."

„Bub, du wirst doch nicht heulen? Warst also gern hier, Wernerle?"

„Ja?"

„So, so! das ist recht! Man hat dich dann auch gern gesehen. Aber es ist einmal nicht anders. Also geh mit Gott, mein Bub. Habe Ihn vor Augen und im Herzen."

Die Hand des Knaben lag schlaff und ohne Druck in der Hand des Mannes, dessen scharfes Gesicht mit Wohlwollen und Bedauern auf den Zögling blickte. So viele hatte er scheiden sehen, und so wenig gut war es den meisten ergangen. Werner stand mit hängendem Kopfe da, die schon hart gearbeitete Hand noch immer in der des Direktors. Jetzt hob er ein wenig die trüben Augen und sagte leise: „Wohin werd ich gebracht?"

„Wohin? Zu deinen Eltern! aber gewiß!"

Die Hand des Knaben zuckte wie im plötzlichen Krampf, er bäumte sich zurück, die Mütze fiel ihm auf den Boden.

„Herr Moser, kann ich nicht hier bleiben?" Der Angstschrei schrillte bang durch den kahlen, grauen Raum, der vom Herbstnebel dämmerig war.

„Dein Vater hat dich reklamiert, deine Zeugnisse sind sehr gut, es ist nichts zu machen, Wernerle." Und er dachte bei sich: „Er hat etwas, der Bub hat etwas, etwas Extraes, etwas Apartes, — es ist mir dann selber wunderlich, bei den Eltern."

„Herr Moser, als Knecht, ich kann für mein Brot schaffen, ich bin schon stark, — wenn Sie wollten so gut sein und mich als Knecht dabehalten!"

„Es geht nicht, und genug. Wirst deinem Vater helfen sollen."

„Metzger werden?" Er sank in sich zusammen, sank fast in den Boden. Das Grauen seiner frühen Kindheit kam dicht, ganz dicht an ihn herangekrochen, er hörte die langen Messer schleifen, sah das Blut, roch es, sah das Tier sich winden, verstopfte sich die Ohren vor dem laut gellenden, hoffnungslosen, in qualvollem Röcheln endenden Todesgeschrei.

Der Direktor schickte ihn hinaus, kurz befehlend, denn es war ihm leid um seine eigene Ohnmacht. Er saß noch eine Weile stumm, mit gefalteten

Stirn. „Auch eine Aufgabe! Für was gibt man sich Mühe? Ja, das Leben! Aber ich möcht es dann doch nimmer versuchen, den Metzger Jäggi auf andre Gedanken zu bringen. Und warum schließlich auch? Wenn dem Buben was andres im Kopf steckt, so ist das freilich fatal, aber wie wenige dürfen sich ihr Gewerbe selber wählen. Und dürfen sie es, — sind sie nachher zufriedener als die, die gehorchen mußten? Es gibt keine Statistik darüber." — Wir wissen überhaupt nicht viel vom Seelenzustand der andern, und nun gar der Kinder! Was ist ein Kind? Was bewegt sich in einer Kinderseele? Kaum einer, der es weiß! Und doch waren wir alle einmal Kinder, aber so wie wir den verwunschenen Garten verlassen, in dem so viele Seltsamkeiten wuchsen, die uns in einem bunten Wirbel von Entzücken und Furcht – am meisten von Furcht — herumführten, so wie wir die Füße hinaussetzen, fällt die Pforte zu, und kein Besinnen und kein Wollen öffnet sie wieder. Es gibt einen Schlüssel, einen kleinen Schlüssel, wie von Gold, aber er ist nicht von so festem Stoff, er ist aus Sonnenstrahlen gehämmert, aus Strahlen, die in das Herz einer Mutter fallen, — aber es sind nicht alle Mütter, die geboren haben.

Der Omnibuszug rollte langsam durch die schläfrige Dämmerung. Drei Stunden waren sie unterwegs, der Hilfslehrer mit dem Zögling, der seinem elterlichen Heim wieder zugeführt werden sollte. Es traf sich gut: der Lehrer ging auf Urlaub nach Haus, und der Direktor hatte ihm gern den Werner Jäggi mitgegeben.

Der Knabe saß auf dem Fensterplatz der andern Bank. Sein kleiner Koffer stand zwischen seinen Füßen. Er hielt die Hände auf den Knien, den Rücken gekrümmt wie ein sorgenvoller Alter. Die Mütze war ihm in die Augen gerutscht, er schob sie nicht hinauf, vielleicht schlief er. Bei den vielen Stationen, wo der Zug hielt, blickte er nicht einmal auf; die Leute stiegen aus, stiegen ein, er hockte immer in der gleichen Stellung. Nun standen die drei Frauen auf, die neben Werner gesessen und kletterten vorsichtig hinaus. Eine rief den Buben an, er solle ihr den Korb, den sie da drinnen vergessen, aus dem Netz zulangen. Sie mußte zweimal rufen, bis er verstand und den Korb hinabreichte. Der Herbstabendwind strich ihm ins Gesicht, er warf die Mütze auf die Bank und blieb am offenen Fenster stehen. Die Wagen rollten schon wieder, der Fahrdamm stieg hoch empor, senkte sich nieder. Nun lag da offenes Land, in grauweißen Dunst gehüllt, den die Lokomotive auszuspeien schien. Und plötzlich färbte sich der Dunst, ein rötliches Licht, ein feuriger Glanz begann mit dem Nebel zu kämpfen; hinter dem schwarzen Walde, an dem sie langsam hinfuhren, und der sich lautlos auseinandertat, erschien die tiefe, rote untergehende Sonne, und ihre Strahlen warfen eine goldene Brücke über ein blaues, ach so wunderblaues weites Wasser. Und jetzt, jetzt fuhren sie am Wassersrand, — er sah hinab, — da unten! ach, da unten! Die bebende Hand des Knaben erfaßte die Türklinke, er drückte leise, sie gab nach, und ohne einen Blick hinter sich zu tun, warf er sich im Sprung hinaus . . .

Erst als die Tür von draußen heftig zugeschmettert wurde, erwachte der Hilfslehrer aus seinem Schlummer und sprang von seinem Sitz. Der Zug fuhr in einem Tunnel dahin, das Rasseln und Dröhnen betäubte ihn. Es war etwas geschehen, — was war es nur? Ganz allein war er in seinem Wagen, Werner Jäggi saß nicht mehr an seinem Platz. Aber der kleine, braune Holzkoffer stand da, und auf der Bank lag die Mütze. Ohne Besinnen riß er die Tür zur andern Abteilung auf und begann Werner zu rufen. Sein Hereinstürmen schreckte die Reisenden auf, es dauerte eine Weile, bis man begriff, was der junge Mensch wolle. Der Schaffner kam hinzu, er hatte die Coupétür offen gefunden, aber niemanden gesehen. Ehe der Zug durchsucht war, hielt man es für ausgemacht, daß man den verstümmelten Leichnam des Knaben auf der Strecke finden werde. Man fand nichts. Der Lehrer überbrachte den Eltern die schreckliche Kunde . . .

Wernerle fiel und fiel, — oder flog er? Denn obwohl er in die Tiefe gesprungen war, fiel er, wie man im Märchen fällt, — er fiel in den Himmel. O Wunder des Lebens, wunderbarer als alle Märchen, er fiel in den Himmel.

Der Himmel war derselbe blaue See, an dem seine kleinen Füße laufen gelernt, an dem seine Augen, die noch kein qualvolles Weinen gekannt, sich zur Sonne aufgetan, wie zwei Knospen zu Blüten aufspringen. Er wußte das nicht, er fühlte nichts mehr, er rührte keine Hand . . .

„Er ist betäubt! Das Wasser ist ja nit warm jetzt, begreiflich!" sagte der Mann auf dem Marktschiff, während er und sein Kamerad den Erstarrten mühsam an Bord zogen. „Woher mag der gekommen sein? Es nimmt mich nur Wunder! Aber lang ist er nicht im Wasser. Wollen's hoffen, er macht bald die Augen auf."

Sie betteten ihn zwischen den leeren Körben, und bald begann die Brust des Knaben zu erzittern unter den Reibungen, und als sie bis zur Landungsbrücke gefahren, da hatte unter ihren kundigen Bemühungen das Lebensspiel des Atmens schwach und zögernd wieder eingesetzt. Aber seine Augen waren fest geschlossen, und die Männer trugen einen Geretteten, aber Bewußtlosen ans Land. Und wie der Gerettete nicht wußte, was mit ihm geschah, so wußte auch der Mann, der ihn aus dem Wasser gezogen, nicht, was er getan, und kein Zucken in den Fingern zeigte ihm an, daß seine Hände sich nicht zum ersten Male um den Körper dieses Kindes legten, zu Schutz und Hilfe.

„Also wohin mit ihm?" Und der gefragt hatte, antwortete sich selbst, zugleich mit seinem Gefährten: „Zur Materna ins Aufdermauer-Haus, die weiß am besten Rat."

Materna kam vom Herde an die Haustür gelaufen, als sie die Schritte und das dumpfe Gemurmel hörte. Sie hatten ihn auf ein Brett gelegt und bleich und triefend glich er einem Toten. „Wen bringt ihr da herein?" wollte sie aufschreien, da hörte sie ihres Mannes Stimme im Hofe. Trotz des Halbdunkels sah sie, daß es ein junger Knabe war. Sie hörte: „Aus dem See gezogen; er atmet schon."

„Auf mein Bett! In die Kammer! Laßt mich heran!“ Sie schob die Männer bei Seite, ihre schnellen Hände entkleideten ihn. Das war die Materna von einst und doch eine andre. In ihrem Herzen war eine wunderbare Flamme angezündet, seit sie ihren Kleinen verloren hatte. Es kam ohne Verabredung, ohne Aufhebens. Wo im Dorfe jemand eine hilfreiche Hand brauchte, da fand er Materne auf dem Wege. Wo ein Kind litt, da tauchte sie auf, um ihm zu helfen durch eine Tat, oft nur durch ein Wort; sie konnte selbst durch Blicke lindern, und wenn eine Mutter, die ihr Kind nicht liebte oder nicht besonders liebte, einen von den Blicken auffing, mit dem Materna das fremde, ungeliebte Kind liebkoste und gleichsam seiner Mutter als ein neues, teures, liebewertes Wesen in die Arme legte, dann ging eine stille Macht von ihr aus, die unerklärlich und doch lebendig wirksam die Luft erwärmte. Der Pfarrer nannte sie einmal „Kinderengel“. Und Werner Aufdermauer, dem er den Namen verriet, war nicht verwundert darüber. Er nickte und sagte stille: „Wo es auch gar so viel Kinderteufel hat, gelt, Herr Pfarrer!“

Das war die Materna, die sich da über den bleichen bewußtlosen Knaben beugte. Ihr Herz flatterte wie ein angstvoller Vogel in ihrer Brust um den jungen Fremden: „Wird er wieder zu sich kommen? Wird er leben?“ Und sie ahnte nicht, daß der, um den sie zitterte, ihr eigen Kind war, das sie einst in dieser selben Kammer mit bloßen Füßen und niederhängenden Zöpfen auf und ab gehend in der feierlichen, blauen Mondnacht umhergetragen, während ihren lautlosen Lippen Jubel und Danklieder entströmten.

Sie ahnte es nicht, aber sie sorgte für ihn, als wäre er es, und wie sie seinen schmalen Knabenkopf an ihre Brust gedrückt hielt, um ihm die Wärme ihres eigenen Leibes in die erstarrten Blutwellen zu flößen, wurden die Erinnerungen an jene Zeit so mächtig, daß ihre heißen Tränen auf die kalte Stirn niedertropften, und unter diesen Tränen tat der Knabe flüchtig die Augen auf. Materna sah es, sie wagte sich nicht zu rühren, sie preßte den Arm fest um die Schulter, die wie ein Stein unter dem Hemde war. Der Mann brachte heißes Getränk, sie hielt den Knaben im Bette halb aufrecht, er schluckte schon brav. Da mußten sie beide, Mann und Frau, ein wenig lachen. „Weißt, woran ich denke, Materle?“ Ja, sie wußte es schon, sie nickte ihm zu und fächelte mit der Hand. „Wie aber ist er in 'n See kommen? Man hat kein Boot gesehen, nichts. Wie wenn er aus den Wolken heruntergefallen wär, so ist er auf einmal neben dem Schiff im Wasser gelegen.“

Am andern Tage saß er schon auf der Bank, sah sich oft verwundert, verwirrt um, sprach aber kaum. „Der Kopf ist noch schwach,“ sagte der Mann, „man wird ihn dann später ausfragen, es pressiert nicht.“ Ein weiterer Tag verging. Materna war so froh. Sie kam oft in die Stube, nur um ihn zu sehen, um zu wissen, daß er lebt, ißt und trinkt. Er spricht nicht, und seine Augen sind traurig, er hat noch nicht gelächelt. Wenn er lächelt, wird er gesund sein, denkt sie; langsam, nur in Ruhe lassen, nur nicht fragen. Am Abend, als er mit bei der Suppenschüssel in der warmen Küche saß, fragte der Mann: „Und wie heißt denn auch du?“

„Werner," das kam ohne Besinnen, aber dann stockte er.

„So so! Werner! Aber's Geschlecht?"

Der Mann hatte den Buben unverwandt angesehen; sein ernsthaftes Gesicht, die traurigen Augen zogen ihn an. Und Werner hieß er auch . . .

„Da, iß, Wernerle!" Er füllte ihm noch einmal den Teller.

Es schien, daß die Frage ihm den Appetit verschlagen habe: er legte den Löffel hin.

„Lang zu! Es ist dir schon vergönnt!" nötigte der Mann.

„Ich hab genug."

„Du ißt aber nicht viel, Bub."

„Wenn man nichts schafft, hat man keinen Hunger."

„Was schaffst denn sonst?"

„Eine Stelle such ich halt."

„Was für?"

„Halt als Knecht auf dem Land."

„Als Knechtlein," sagte Werner Aufdermauer, indem er die hochgeschossene, hagere Gestalt des jungen Burschen ins Auge faßte. „Hast schon einmal gedient?"

„Nein."

„Möchtst es dann einmal versuchen?"

„Ja."

„Wo sind denn deine Leut?"

Der Knabe senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Sind sie weit von hier?"

„Ja."

„Wie bist denn in 'n See kommen?"

Abermals blieb die Antwort aus. Materna trat wieder herein. „Frau, er heißt denn Werner und will ein Knechtlein werden — —"

Die Frau warf hastig ihr Reisigbündel auf den Boden. „Werner heißt er? Wie du? Und wie — —" Sie schaute ihn liebreich an: „Knechtlein kann er auch bei uns werden, gelt?"

„Grad wollt ich's sagen, aber hat er dann Schriften?"

„Werner, willst bei uns bleiben?"

„Halt! Halt! Man muß doch wissen — — Bist in 'n See gefallen?"

„Nein."

„Ja, aber dann — es hat dich doch nicht gar wer ins Wasser gestoßen?"

„Das nit."

Materna legte mütterlich den Arm um den Zitternden: „Mein armer Bub, dir ist's nit gut gangen." Der Bub wurde glühend rot, er zog sich ganz eng zusammen vor der ungewohnten weichen Berührung. In seine Augen stiegen Tränen.

„Kommst doch nit etwa aus dem Loch?" erkundigte sich Werner Aufdermauer.

Das Gesicht des Buben war tränenüberströmt, rot und verzerrt. „Aus der Anstalt."

„Ah, so! Was hast denn verübt?"

Da wurden die nassen Augen groß und klar in ihrer Beteuerung. „Ich hab nichts Unrechts gemacht."

„Ja, aber dann — hast Unrecht erlitten?"

„Ja." Er sagte es leise, fast flüsternd, aber es lag eine überzeugende Kraft darin. Er weinte nicht mehr; nur um den Mund zuckte es.

„Wer hat dich hingebracht?"

„Meine Leut halt."

„Hast also Vater und Mutter?"

„Ja."

„Bist eppen emal aus der Anstalt weggelaufen?"

„Nein, ich sollte heimkommen."

„Heimkommen? Und — da — — —"

„Da bin ich in 'n See gesprungen."

Materna und der Mann saßen erschrocken, stumm. Und doch war die Ahnung, daß der arme Bub freiwillig ins Wasser gegangen war, vielleicht der tiefste Grund ihrer Teilnahme für ihn. „Wir haben das gewußt," lag in ihrem entsetzten Blick.

„In 'n See gesprungen? Wie alt bist du?"

„Zwölf Jahr vorbei."

Materna hielt ihn im Arm, sie fühlte sein starkes Herzklopfen.

„Zwölf Jahr; und wolltest nicht mehr leben?"

Der Knabe nickte. So ernst und grämlich war sein Gesicht wie das eines Menschen, der zuviel gesehen hat.

„Hast Vater und Mutter nit gern?" Werner Aufdermauer bereute seine Frage, denn der Knabe war bleicher und bleicher geworden, und nun lehnte er bewußtlos im Arm der Frau. Bald zwar kam er zu sich, aber es fragte ihn niemand wieder. Er blieb auch so still die folgenden Tage, griff aber mit zu bei der Arbeit, ruhig und sicher, wie jemand, der ins Haus gehört.

Materna hatte ihm das Kämmerchen gegeben unter dem Dach, wo die Tauben girrten und ruckten. Es war am Sonntag, sie sollte ihm Kleider bringen für den Nachmittag. Aus ihres Mannes Zeug hatte sie etwas zurechtgenäht. Da sah sie den schlanken Buben, der in dem niederen Raum bis zur Decke reichte, still in einem Winkel stehen, das Gesicht zur Wand. Er wendete sich um, als sie hereinkam. „Da!" zeigte er, und sein Gesicht sah ganz anders aus, „das da!" In dem Winkel, unter einem Tuche, stand der Kesselschlitten, den ihr Mann einst für den kleinen Werner geschnitzt . . . Sie hatte ihn noch immer aufgehoben. Und dahinter stand die Truhe mit den roten Rosen, die Aufdermauer für das Kind gemacht, und die Martha Jäggi ausgeleert hatte . . . Materna fühlte den alten Schmerz, aber gedämpft; sie seufzte leise. Der Knabe sah unverwandt, grübelnd auf die spielzeugkleinen, staubigen Geräte. Er bückte sich, berührte den Schlitten; die Ringe erklirrten: „Der war mein!" Er blickte von dem niederen Ding aufmerksam auf die bunte Truhe, zog die Stirn in Falten, fuhr mit der Hand über die Ecken, die abgerundeten, glatten. „Oder . . . oder?" Und plötzlich überflog ein schwaches Lächeln seinen Mund.

Da erkannte Materna in dem Zwölfjährigen ihren verlorenen Kleinen ... Sie faßte ihn an beiden Handgelenken, hielt ihn vor sich, stammelte: „Ja, wär denn das nicht auch möglich? Ganz gut möglich?" Sein Lächeln erlosch, glomm wieder auf, machte sein Gesicht kinderweich. „Mir ist, ich bin schon hier gsi, früher emal —"

Da wußte sie es sicher. „Einmal? Vier Jahr bist hier gsi, und mein Bub bist gsi — bist nit der Werner Jäggi?"

„Ja." Er hatte keine Sekunde gezögert, er fürchtete sich nicht. Nur als ihn die Frau mit einem hellen, ungläubigen Staunen weit von sich abhielt und dann auf einmal in die Arme riß, verstand er nicht, wurde rot, kläglich, ängstlich, bog den Kopf rückwärts, ließ die Arme schlaff hängen. Aber die weiche, mütterliche Berührung gewann nun doch Gewalt über den jeder Liebkosung so lange Jahre Entwöhnten. Er rührte die Hände nicht, aber jede Kraft des Widerstandes entwich ihm; weich wie ein nachgiebiger Weidenbaum lehnte er sich ihr entgegen; der Kopf sank an ihre Schulter, und wie ihre Hände sein Haar streichelten und sanfte Worte dazu murmelten, brach er in ein langes, unstillbares Weinen aus, als ob er seine Seele ausweinen wolle. Die Brust, die ihn genährt, und die ihn so sanft bettete, bebte leise, mitwogend unter dem Tränensturm. Von Zeit zu Zeit fuhr sie ihm über das nasse Gesicht mit ihrem Tüchlein wie einem kleinen Kinde; der Knabe ließ alles geschehen, er wachte auf aus seinem langen, qualvollen Traum, darin wilde Stimmen schändliche Worte gerufen, darin blutige Messer gefunkelt, darin er gehungert, gefroren, Weh jeder Art gefühlt — das verwahrloste, das ungeliebte Kind, der scheue Schüler, der mit dem Stempel eines frühen Verbrechens gebrandmarkte Zögling der Besserungsanstalt, der verzweifelte Selbstmörder, dem seine acht Jahre Elend Falten auf die Stirn und Narben in die Seele gezeichnet — er war daheim, er war bei seiner Mutter. Hier wird man ihn nicht beschämen, hier wird man ihn nicht demütigen, nicht ungerecht beschuldigen, nicht mit Nadeln zu Tode stechen, nicht mit Keulen erschlagen. Und glauben wird man ihm, glauben, als wäre er ein Mensch, nicht ein Kind. Er hatte schon seinen Arm schüchtern um die Mutter gelegt, auf einmal schrak er zusammen: „Aber wenn sie kommen? Wenn sie mich holen?"

„Nein, nein! Komm, wir gehen zum Vater, weißt, er hat dich aus dem See gezogen."

Werner Aufdermauer war vor Überraschung stumm, und dann sprach er vor Freude in einem fort. Gerade als ob er es geahnt hätte! Gerade als ob ihm jemand zugerufen hätte: „Da, da schwimmt Euer Wernerle!" Und als der Bub so traurig dreinblickte und sagte, daß er ein Knecht werden wolle, hatte da nicht er, Werner, sofort geantwortet: „Knecht kannst du auch bei uns sein?"

„Aber wenn sie kommen? Wenn sie mich holen?"

„Hätten wir jetzt die viertausend Mark, wo ich einmal gefunden hab, Weib! Fürwahr, ich täte damit zum Metzger Jäggi gehen, tät ihm den Werner abkaufen."

Materna meinte, das sei schade für das Geld, und man solle ruhig warten, bis jemand käme. Und sie warteten, aber nicht ruhig.

Als zwei Monate verstrichen waren, ward es dem alten Werner zu bedenklich; denn er war ein Mann, der die Ordnung liebte. An einem Sonntag fuhr er, ohne der Frau und dem Buben etwas zu sagen, in die Stadt, wo der Jäggi wohnte. Es war Nachmittag, als er ankam; die Häuser waren leer, die Schenken voll. Der Jäggi saß mit andern am langen Wirtshaustisch bei Wein und Karten. Sein Weib war auch da. Werner setzte sich nicht fern und fing bald an, seinem Nachbar mit lauter Stimme zu erzählen, wie es am See hergeht. Er hat schon manchen Unfall mit angesehen, und vor kleiner Zeit ist da ein blutjunger Bursche ertrunken. Der war sogar von hier, ein Sohn vom Herrn Metzgermeister da drüben. Einen Kopfnicker nach dem Tisch, wo dieser saß. Es wurde plötzlich still in der Schenkstube; alle Gespräche brachen ab, alle Augen wandten sich auf den Metzger und sein Weib. Die ließen auch die Gläser auf dem Tisch und horchten . . .

„Ja, er ist selber ins Wasser gesprungen vor lauter Angst und Not."

Der Jäggi ließ die Faust auf den Tisch niederdröhnen. „Sie da! Was wisset Sie? Über den Burschen ist ja nit der Wert, ein Wort zu verlieren. Angst hab er gehabt? Vorm Zuchthaus? Vorm Galgen?" Und eine Flut von Schimpfwörtern folgte.

„Sie sind der Vater?" Aufdermauers Frage brachte bei den Gästen eine sonderbare Wirkung hervor. Die Köpfe wurden geschüttelt, böse verächtliche Blicke trafen den Metzger und Martha.

Sie mischte sich mit gellender Stimme hinein: „Ich hab ihn dann in die Kost getan, da ist er total verdorben worden."

„Hoho! Bei wem denn?" Aller Augen wandten sich auf den letzten Gast.

„Ich weiß es dann nimmer," beeilte sich Martha zu sagen; „man ist froh, daß man den Dieb los ist!"

„Sie sind die Mutter?" fragte Werner Aufdermauer, und seine Frage drang kaum durch, denn die Leute schrien jetzt das Weib an: „Pfui Teifel!"

Werner Aufdermauer gedachte der bitteren Stunde, als diese Frau ihnen das vierjährige Büblein entrissen. Wozu? Aus welchem Grunde?

Er wollte ihr zurufen: „Dein armer Bub aus deinem Blut lebt! Ist in Sicherheit! Ist unser lieber Sohn, dem wir einmal unser Gütlein hinterlassen werden." Aber er besann sich und — schwieg. Werner Jäggi war wirklich tot, der Haß derer, die ihm das Leben gegeben, hatte ihn ertränkt. Das Kind, das Materna gesäugt, der zwölfjährige Selbstmörder, den er aus dem See gerettet, war — Werner Aufdermauer, war ein Kind der Liebe, und die Liebe nur, die lebendig macht, hatte noch teil an ihm; sie hatten weiter nun nichts mehr zu fürchten.

Pro Imperatore.

Vom

Grafen von Leyden.

„Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens viele von uns, selber nicht, wie. Mir aber ist klar, daß wir heruntergekommen sind. Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben."

Bismarck.
November 1881.

I.

Die Heroldsrufe und Posaunenstöße, die mit dem einziehenden Winter Deutschland bis ins Mark erschüttert haben, sind allmählich wieder verklungen, das Kapitel des „Daily Telegraph Interview" ist zu Ende. Der „Furor Teutonicus" hat sich in Ausfällen erschöpft, die Bände füllen würden, in Ausfällen, wie man ähnliche in Deutschland seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht zu verzeichnen hat.

Mit der Jahreswende lohnt sich vielleicht ein Versuch, Rückschau zu halten, den angerichteten Schaden abzuwägen, Übertreibungen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, Verantwortungen festzulegen.

Viele, die während der letzten zwanzig Jahre im politischen Leben gestanden, solche, die durch sich mehrende unwillkommene Zwischenfälle in ihrem patriotischen Empfinden gelitten haben, mußten sich sagen, daß entweder ein Vorkommnis, wie das eben abgeschlossene, schon viel früher hätte eintreten können, oder daß wenigstens, dies vorausgesetzt, die verantwortlichen politischen Organe, Bundesrat, Reichstag und Reichskanzler schon weit früher auf ähnliches vorbereitet sein mußten.

Im Oktober v. J. wurde Europa durch zwei plötzlich geschaffene Tatsachen auf der Balkanhalbinsel in einem Augenblicke aufgestört, in dem die Welt der Geschäfte nach längerer Depression hoffen durfte, besseren Tagen entgegensehen zu können, und selbst Vorbereitungen für die Ausgabe einer großen russischen Anleihe getroffen waren.

Niemand hätte angenommen, daß Bosnien und die Herzegowina, in denen Österreich-Ungarn eine so ehrenvolle zivilisatorische Arbeit verrichtet hatte, je unter türkische Verwaltung zurückkehren, noch daß das konsolidierte Bulgarien der Pforte tributpflichtig bleiben würde. Das Unerwartete dieser faits accomplis schien aber tiefliegenden europäischen Fragen Tür und Tor zu öffnen, und die Panik, die sich vorübergehend der leitenden Plätze bemächtigte, war keine künstlich erzeugte.

In die Nachwehen dieser Erregung fiel die bekannte Veröffentlichung im „Daily Telegraph“, vermutlich ein Potpourri von bei verschiedenen Anlässen geführten Gesprächen des deutschen Kaisers, dem englischen Publikum diesmal in einer wohlwollenden Einleitung vorgelegt, welche Einleitung trotz der Tragweite der Sache, nur von wenigen deutschen Zeitungen im Text wiedergegeben wurde.

So verblüfft und bekümmert man über die unerwartete Kundgebung sein mochte, an sich besehen ließ sie keinen Zweifel, daß sie in ihrer Wirkung auf das Ausland berechnet war; Gambetta würde sie vielleicht humorvoll als einen „article d'exportation“, gleich den französischen Missionen, bezeichnet haben.

Unmittelbar darauf zuckte durch Deutschland eine orkanartig anschwellende Erregung; das Geschütz hatte sich gewissermaßen nach rückwärts entladen und in der eigenen Mannschaft Verheerung angerichtet, man wurde an unsre jüngste Reichstagswahl unwillkürlich erinnert, in der auch das Zentrum getroffen werden sollte, und statt dessen die Sozialdemokraten auf der Strecke lagen. Nicht ganz spontan und nicht von allen Seiten regte sich der Unmut. Es ist ein führendes süddeutsches liberales Blatt, das unter dem ersten Eindrucke der Veröffentlichung schrieb: „Das Aktenstück bringt geradezu durchschlagend zum Ausdruck, was Europa dem deutschen Kaiser und seinen Staatsmännern zu danken hat. Die öffentliche Meinung in Deutschland begrüßt diese Veröffentlichung und würdigt den Inhalt nicht minder wie den Zeitpunkt der Publikation usw.“

Diese Wiedergabe erscheint nur angezeigt, weil andre markige Fürsprecher der empörten öffentlichen Meinung in bemerkenswerten und, wie sicherlich nicht verkannt werden soll, von aufrichtigem Schmerze eingegebenen Deklamationen das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches fortan unter Kuratel gestellt und die Führung der auswärtigen Politik der eingehenden Kontrolle des Reichstags unterworfen sehen wollten. Ein bloßer Hinweis auf streng parlamentarische und republikanische Länder läßt leicht erkennen, wie wenig, auch bei den freiesten Institutionen, gerade dieses heikle Gebiet eine beliebige parlamentarische Ingerenz zuläßt, während im folgenden der Standpunkt vertreten werden soll, daß die maßgebenden politischen Organe in Deutschland viele ihrer wichtigsten Aufgaben in den letzten zwanzig Jahren mehr und mehr auf die leichte Schulter genommen haben, und daß man auch den Hauptangeklagten, der dieses Mal, zur Betrübnis so vieler überzeugter Monarchisten, die Krone gewesen ist, Gerechtigkeit schuldet.

II.

Auf Grund gewissenhafter Beobachtung der publizistischen Erscheinungen während der letzten Monate darf behauptet werden, daß das „Daily Telegraph Interview“ mehr der *Anlaß* zu den elementaren Ausbrüchen der öffentlichen Meinung Deutschlands, als ihr eigentlicher *Gegenstand* gewesen ist, oder, bestimmter ausgedrückt, daß die dem Schriftstück entnommenen Gravamina, so ernst sie waren, bald einer viel allgemeineren Diskussion Platz gemacht und Klagen und Vorwürfe ans Tageslicht gebracht haben, deren Urgrund weiter zurückliegt und, sich fortschleppend, unliebsame Früchte gezeitigt hat.

Es waren dunkle hundert Tage, jene der Regierung des zweiten deutschen Kaisers, dessen martialische Gestalt auf vielen Schlachtfeldern geglänzt hatte, und der nicht minder die Künste des Friedens pflegte, um schließlich doch nur eine Dornenkrone zu tragen. Ich beabsichtige hier kein Eingehen auf diese bewegten Zeiten und ihr noch ungesichtetes Material, sie sollen nur als Ausgangspunkt der neuen Ära bezeichnet werden; denn auch damals schon wurde die deutsche Volksseele durch leidenschaftliche Diskussionen zum Wallen gebracht, und die Träger der Krone werden stärker in die Kämpfe des Tages hineingezogen, als die Interessen der konstitutionellen Monarchie im allgemeinen wünschenswert erscheinen lassen. Dem Gedächtnis der neuen Generation sind jene Zeiten schon ziemlich entrückt, der ganze Grundton in Deutschland ist ein andrer geworden, der Flug der Zeit hat nicht nur Größeres geboren, sondern auch Erhaltenswertes weggefegt.

Für letztere Ansicht erblicke ich ein wertvolles Zeugnis in einer von den Zeitungen wiedergegebenen Äußerung des Führers der Freikonservativen, Freiherrn von Zedlitz, daß auch die Einflüsse des Fürsten Bismarck auf das junge Regiment nicht immer glückliche gewesen seien. Sein Platz in der Walhalla wird dem großen Kanzler dadurch nicht verkürzt, daß auch ihm gelegentlich ein „homo sum" zuzurufen ist, und daß er gerade wegen der unbestrittenen Übermacht seiner Persönlichkeit nicht die Gabe und noch weniger den Willen besaß, selbständige Charaktere heranzubilden. Den geistreichen Botschafter Graf Hatzfeldt, das „beste Pferd" in Bismarcks Stalle, hörte ich oft diese Seite des Fürsten als seine destruktive bezeichnen.

Daher erklärt es sich zum Teil, daß die Bismarcksche Ära so jäh abbrach, und wer in den Tagen des Kanzlerkonfliktes in Berlin weilte, mußte das traurige Schauspiel gewahren, daß aus der näheren Umgebung des Gewaltigen, derjenigen, die unter seinen Augen gearbeitet hatte, so wenig Zeichen der Trauer sich bemerkbar machten, daß an manchen Stellen sich sogar ein Gefühl der Erleichterung verriet. Es ist mir unvergeßlich, wie ich am Tage vor Bismarcks Entlassung bei seinem Famulus, Geheimrat Rottenburg, am Fenster seines Arbeitszimmers stand, das in den verschwiegenen Garten des Reichskanzlers mündete. Da erging sich die gebeugte hohe Gestalt mit auf dem Rücken gekreuzten Armen, im vollen Erwachen des Frühlings, und Rottenburg sagte: „So allein, wie dieser heute, sind wenige in Berlin."

Vom jähen Untergang des Bismarckschen Systems ist freilich mehr bildlich als wörtlich zu sprechen. Noch sandte das untergehende Gestirn aus dem Sachsenwalde seine Strahlen in die Welt, wenn es auch häufig Bannstrahlen waren, und Graf Caprivi, dem die Geschichte vielleicht einmal gerechter sein wird als seine Zeitgenossen, brachte in seine durch viele Umstände erschwerte Amtsführung die cura boni patris familias mit und suchte auch die ihm überkommenen Traditionen zu wahren. Dagegen vermochte seine stramme Soldatennatur weder in die Geheimnisse eines noch jungen, und daher bedauerlich komplizierten Parteigetriebes einzudringen, noch die rasche Umbildung der Lage zu verfolgen und nicht zu erkennen, daß sich rings um den Thron Einflüsse befestigten, Gruppen bildeten, Nebenströmungen etablierten, die eine scharfe

und wachsame Kontrolle erfordert hätten. Er konnte nicht von sich sagen „Elevé au Sérail, j'en connais les détours."

Der Impuls des neuen Regimes wurde sofort ein lebhafter, tatendurstiger, alle Gegenstände umfassender, sich nach den verschiedensten Richtungen bestätigender, und schon zeigte es sich, daß das Reichskanzlerpalais allein kein genügendes Sicherheitsventil mehr zu bilden imstande war. Wo blieben aber die andern berufenen konstitutionellen Faktoren, deren Pflicht es gewesen wäre, mäßigend einzugreifen?

Von einigen lautlos verhallenden Kassandrarufen abgesehen, gefielen oft gut gewählte Parolen wie: „Mit Volldampf voraus", „Die Zukunft auf dem Wasser", „Arbiter mundi" oder, wie selbst noch jüngst gesagt wurde: „Deutschland in der Welt voran, Preußen in Deutschland voran", dem erstarkten Selbstgefühl, dem gehobenen Bewußtsein der Nation, die „Weltpolitik" sehen wollte, deren Bereitschaft zu Land und zu Wasser nicht ohne die Fürsorge ihres Kaisers im selben Verhältnisse zunahm, wie ihre Bevölkerung und wie das Wachstum ihres Handels und ihrer Industrie. Man arbeitete in Superlativen, der Übermensch schien zum Dasein zu erwachen.

Ich war einst in einer englischen Regimentsmesse eingeladen, an einem Mahl zur Feier des Geburtsfestes der Königin Viktoria teilzunehmen. Der Oberst erhob sein Glas: „Gentlemen, the Queen, God bless her!" Der Toast gefiel mir als die respektvollste Art, dem Monarchen Huldigung zu bezeigen. Bei ähnlichem Anlasse erwartete man von einem deutschen Vertreter, daß er sich in Dithyramben über die Person des Souveräns ergehe, Ihn in schwungvollen Tönen feiere, die oft um so geschraubter klingen mußten, als die Gabe der Rede versagte. Der Brauch hatte sich rasch herangebildet und fand keinen Widerspruch, wie es nichts Ungewöhnliches war, solche Reden durch befreundete Journalisten in der Presse verbreiten zu lassen in Wort und Bild, wie man auch politisch durch Interviews aus der Reserve heraustrat, die Bismarck seinen Diplomaten drastisch zur Pflicht gemacht hatte.

Peccatur intra muros et extra — solche wenige Beispiele illustrieren ein System, das, unter den Fittigen einer jungen, von Lebenskraft strotzenden Persönlichkeit sich entwickelnd, diese selbst in ihren Bannkreis fesselte und im Innern und Äußern neue Erscheinungen zutage förderte, ohne daß, wie wiederholt werden darf, andre als vereinzelte, wenn auch zuweilen lauttönende Stimmen sich dagegen erhoben hätten.

Das ist die wirkliche Abrechnung, vor welche die Nation im November gestellt war und aus der sie ihr eigenes Passivkonto einfach ausgeschaltet hat.

Niemand hat es ihr, soweit die inneren Verhältnisse in Betracht kommen, treffender zu sagen gewußt als eine Schweizer Stimme in der „Neuen Züricher Zeitung", die man unentwegt an den Mauern der Städte und Dörfer anschlagen könnte. Dieser Korrespondent — dem demokratisches Empfinden schwer abzuerkennen ist — tadelt zunächst die Abwesenheit einer Gesellschaftsschicht in Deutschland, die bei guter Bildung und Erziehung, gepaart mit materieller Unabhängigkeit, sich aus Neigung und Beruf dem öffentlichen Leben traditionell weiht, nicht in das Ergattern persönlicher Vorteile verfällt und sich nicht in eine enge Servilität zwingen läßt.

Nachdem er dem deutschen Adel vorgeworfen, daß er sich in seinem Denken und Trachten weit mehr den Dynastien angegliedert habe als dem Volke, dem er angehört — daß er tatsächlich ein reiner Dienstadel geworden sei —: sagt der Schweizer von unsrem Bürgertum unter anderm:

„Es ist noch zu neu, als daß es ein Träger eigener Tradition sein konnte. Noch hat sich ein von eigenen Überlieferungen getragenes, materiell starkes, der Gesinnung nach auf sich selbst stolzes und sich selbst genügendes Bürgertum nicht bilden können. Den Männern, die sich emporgearbeitet haben, haften noch die Eierschalen ihrer Herkunft in der Form von Dünkel, engem Interessenkreis und Mangel an höheren Bestrebungen an. Diese ganze Klasse also, die bezüglich des wirtschaftlichen Aufschwunges die Kernkraft Deutschlands ausmacht und nach erfolgter innerlicher Befestigung für das politische Leben Truppen und Führer zu liefern berufen wäre, ist noch ungenügend herangebildet und erstarkt."

Und nachdem der Züricher Herr unser Beamtentum als einen Elitestand bezeichnet hat, der, gerade durch seine Vorzüge, als Staatsbürger nur zu oft versagte, charakterisiert er die breiten Schichten des Volkes folgendermaßen:

„Durch die geschichtliche Entwicklung ist's gegeben, daß sie nicht konstitutionell empfinden. Alle Parteien haben nacheinander dem Kaiser zugejubelt, wenn er jeweilen seine Macht in die Wagschale warf, um ein ihnen genehmes Gesetz zu erzwingen oder ein unangenehmes scheitern zu lassen. Als das reaktionäre Schulgesetz durch den Einspruch des Kaisers fiel, obwohl alle gesetzgebenden konstitutionellen Faktoren es befürwortet — wie jubelten da die Liberalen bis in die Reihen der äußersten Linken dem Kaiser zu!"

Der Einsender macht sich natürlich nicht zum Verfechter des Schulgesetzes, sondern meint richtig, die Beschlüsse einer konstitutionell gebildeten Mehrheit dürften nur auf dem gleichen Wege wieder abgeschafft werden.

In diesem Zusammenhange möge schließlich noch ein Artikel von der Hand des Leiters der Berliner Nationalbank, Geheimrats Witting, des milder denkenden Bruders Maximilian Hardens, aus der „Londoner Finanzchronik" kurze Erwähnung finden:

„Wer politisch nach seiner bescheidenen Kraft zu wirken versucht, kann sich bei uns in Deutschland nur schwer gegen den Verdacht wehren, daß er irgend etwas will, Orden, Titel oder mindestens Dinereinladungen — so fremd ist diesem Kaufmannsgeschlecht der Sinn für den Staat, für politische Leidenschaften geworden.

„Möchten die Skeptiker dieser Kreise doch einmal in einer freien Stunde Treitschkes prächtiges Kapitel ‚Die goldenen Tage der Bourgeoisie' lesen und dann darüber nachdenken, wohin ein Staat treibt, dessen reichste und berufenste Bürger sich zwar nicht ihren wirtschaftlichen, wohl aber ihren ethischen Pflichten gegenüber diesem Staat dauernd entziehen. Hätten alle die Hunderte und Tausende von begüterten und intelligenten Männern sich etwas mehr um die Dinge gekümmert, hätten sie nicht immer wieder die Augen verschließen wollen — es wäre kaum so weit gekommen in unserm Vaterlande."

Auch wenn man der Ansicht ist, daß die hier als Zeugen aufgeführten, inmitten des modernen Lebens stehenden Männer vom Pessimismus des Augenblicks erfaßt sind, so bleibt doch bestehen, daß das Funktionieren unsrer parlamentarischen Einrichtungen bittere Enttäuschungen gebracht hat, unsre Selbstverwaltung auf halbem Wege stehen geblieben ist, und daß wir noch vor

einer ehrlichen, wohlmeinenden Bureaukratie weiterregiert werden, deren Nimbus und Autorität aber im raschen Schwinden begriffen ist, und die, trotz ständiger Vermehrung des Personals, unter ihren Aufgaben erstickt.

Solche Zustände erhöhen den Einfluß der Tagespresse, deren sich auch Regierende wie Parlamentarier in immer wachsendem Maße bedienen und die daher ein so wichtiger und unentbehrlicher Faktor unsres politischen Lebens geworden ist. Um so schwerer empfindet man daher, daß, zugleich mit ihrer erhöhten Bedeutung, das sensationelle Element in der Presse sich in allen Kulturländern immer mehr vordrängt, und die ihrer Verantwortlichkeit sich bewußten und deshalb besonnenen und überlegter führenden Organe ständig zurückweichen. Es hat mich durch einige Jahre unterhalten, politische Witzblätter aus verschiedenen Ländern zu sammeln, und das Ergebnis zeigt leider, daß die deutschen alle übrigen an Bitterkeit und Gehässigkeit übertreffen. Was in England der „Punch", ist in Deutschland der „Simplizissimus" geworden — man sehe selbst und vergleiche, wie schon die Jugend vergiftet wird.

Mit unleugbarem Geschick und sprühenden Waffen des Geistes, sowie mit den Handgriffen der modernsten Kunst wird gearbeitet, um alle sozialen Gegensätze zu verschärfen, ganze Klassen auf Grund der Verkommenheit oder nur der Schwächen einzelner in den Schmutz zu ziehen und einem selbstgefälligen Demos zu schmeicheln.

III.

Nach der deutschen Reichsverfassung wird der Reichskanzler vom Kaiser ernannt. Obgleich der Abgeordnete Haußmann in den November-Debatten des Reichstages für letzteren einen eigenen Hausschlüssel gefordert hat, ruht dieser Artikel noch in fremder Tasche, und man wird an die Institution des „Sperrsechserl" in der guten Kaiserstadt Wien erinnert. Es bestehen nur praktische, keine konstitutionellen Hindernisse, daß der Reichskanzler auch *gegen* eine Majorität der parlamentarischen Körperschaft regiere, und der erste Beamte des Reiches ist dann, wie noch unlängst, gezwungen, sich auf Grund der Wahlen eine Mehrheit zu bilden, die je nach Umständen aus zum Teil heterogenen Kräften zur Erreichung bestimmter Ziele zusammengeschweißt sein kann, um dann wieder in ihre Elemente zu zerfallen und zu Neubildungen zu führen. Parlamentarisch gedacht, würde die Regierung in der Abstimmung über den Hertlingschen Vertagungsantrag eine Majorität von nur drei Stimmen gehabt haben.

Man mag ein absoluter Gegner des eigentlichen parlamentarischen Regimes, der Regierung *durch* die Mehrheit sein, und man wird gleichwohl zugeben müssen, daß bei unserm zerstückelten Parteiwesen, der Tendenz, endlose Unterabteilungen und Gruppen zu bilden, auch der gewandteste Staatsmann sich vor Schwierigkeiten gestellt sehen kann, die ihm die Sympathie aller Wohldenkenden sichern müssen. Durch die Schuld eines fast nie mehr von großen Ideen getragenen Parteiwesens können Umstände eintreten, unter denen Dante seiner Vaterstadt die unsterblichen Worte zugerufen hat:

Verrai te simigliante a quella inferma
Che non puo trovar posa in su le piume
Ma con dar volta suo dolore scherma.

Wir können uns, als altes Kulturvolk, zwar wohl gegen den Vorwurf verteidigen, daß wir Emporkömmlinge seien, würden aber besser daran tun, uns ehrlich einzugestehen, daß wir in unsrer politischen Vergangenheit zu geringe Sorgfalt auf die Ordnung unsres eigenen Haushaltes verwendet und diese Sorge gern auf andre Schultern übertragen haben. „Wir wollen das Recht, zu schimpfen, nicht gegen das Recht auf Mitregieren eintauschen," sagt Ludwig Thoma im „März" vom 15. Dezember.

Aus dem Gefühl nun, daß in der Orientierung unsrer auswärtigen Politik und andern Dingen in den letzten Jahren Mißgriffe gemacht worden sind, ist allmählich Unruhe entstanden, und daher leiten sich die leidenschaftlichen Ausbrüche ab, zu denen das „Daily Telegraph Interview" so plötzlich geführt hat.

Bei allen sonst noch so begründeten Anklagen würde die Billigkeit in dem individuellen Falle erfordert haben, dem Umstande Rechnung zu tragen, daß die Krone konstitutionell einwandsfrei gehandelt hat, und der Weg zu einer normalen Lösung des Zwischenfalles wäre gegeben gewesen. Die Annahme, daß der Artikel, ungeachtet der Einwendungen des Reichskanzlers, doch erschienen sein würde, wäre eine willkürliche Beleidigung der Krone, eine Beleidigung ab irato, der jede Beweiskraft fehlt.

Es folgten in rascher Reihenfolge das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers, dessen Nichtannahme, und die bewegten zweitägigen Reichstagsverhandlungen, in die natürlich der Lärm der Straße hineinschallen mußte.

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht in dem einen oder andern politisch geschulteren Lande unter analogen Umständen der demissionierende Minister sich gezwungen gesehen hätte, die Zurückziehung seines Entlassungsgesuches erst von Zugeständnissen abhängig zu machen, die ihn, um mit Cecil Rhodes zu sprechen, in den Stand gesetzt hätten, „to face the music", dem Anpralle zu begegnen, und das gefährdete Ansehen der Krone unter seine Fittiche zu nehmen.

Wenn es sich schon im privaten Leben kategorisch empfiehlt, die Verantwortungen festzulegen, um wie viel mehr ist dies im öffentlichen Leben geboten —! Und wenn, vor dem Interview in der englischen Zeitung, tatsächlich Zustände eingerissen waren, die der Abhilfe bedurften, so ergab gerade die Kaiserliche Anfrage den erwünschten, wenn auch verspäteten Anlaß zur Aussprache. Es ist daher nur um so ernster zu bedauern, daß das regierungsseitig zugestandene Versehen, über das der Reichstag mit Leichtigkeit hinweggegangen ist, zu einer so sentationellen Lösung des Zwischenfalles führen mußte, wie wir sie wahrgenommen haben.

Unsre ganze Geschichte der letzten Jahre steht freilich unter dem Zeichen eines erregten nationalen Nervenlebens, und ihr Vorkämpfer ist Herr Maximilian Harden gewesen, der es zahlreichen Unterlassungssünden andrer verdankt, daß, seit dem anonymen Verfasser der englischen „Juniusbriefe", kein lebender Publizist zu solcher Bedeutung gelangt ist. Ich bin mir der Schwierigkeit wohl bewußt, mit diesem Künstler der Feder anzuknüpfen, muß aber doch am Schlusse dieser Darstellung seine Argumente in einem wesentlichen Punkte bestreiten.

In Wort und Schrift, als Journalist und neuerdings als politischer Wanderprediger, erzählt uns Herr Harden, daß Neunzehntel der Fehler der

deutschen Politik dem direkten Eingreifen des „persönlichen Regiments" zuzuschreiben seien. „Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meere — Wut und Hohn," schreibt gerade derjenige, der aus seiner Bismarck-Bibel gelernt haben müßte, daß „der Deutsche nur Gott fürchtet — und sonst niemanden auf der Welt".

Dagegen steht auf S. 213 der „Zukunft" vom 7. November 1908 anläßlich eines Angriffes auf den Freiherrn v. Marschall zu lesen, daß die berühmt gewordene Depesche an den Präsidenten Krüger von Herrn — Kayser (Kayser mit y) auf Diktat des Staatssekretärs geschrieben worden sei. Wenn allerdings beigefügt wird, Baron Marschall habe „in omnibus wie S. M." gehandelt, so wollen wir uns hier mit der seither nicht dementierten Behauptung begnügen, daß dieses Schriftstück, im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches verfaßt, mit Zustimmung des Reichskanzlers, Fürsten zu Hohenlohe, als verantwortlichen Leiters unsrer Politik, den Flug in die Welt genommen hat.

Daß diese Kundgebung, wenn auch durch spätere Vorkommnisse modifiziert, das Pivot der deutschen Politik des letzten Jahrzehnts gebildet hat, wird im In- und Auslande ziemlich allgemein geglaubt. Sie hat, entweder gleich oder nachträglich, die Richtung angegeben, nach der die übrigen Kanzleien unsre Haltung eingeschätzt und im Laufe der Jahre ihr eigenes Gebaren uns gegenüber eingerichtet, ihre eigenen Zusammenschlüsse vollzogen haben. Um nur wenige der hinter uns liegenden weltgeschichtlichen Momente aufzuführen, so sind als Folgeerscheinungen des Krüger-Telegramms zu betrachten: die deutsch-russisch-französische Entente gegen Japan zur Zeit des Friedens von Shimonoseki, der Popanz der gelben Gefahr, Tsingtau, Tanger, Algesiras, mit allen um diese Dinge spielenden internationalen Kombinationen.

Wenn endlich gesagt wird, daß das Krüger-Telegramm von seiten der Bundesregierungen und im deutschen Reichstage keinem entschiedenen Widerspruche begegnet ist, daß es vielmehr im Volke und in der Presse einen zum Teil begeisterten Widerhall gefunden und den Barometer unsrer Rüstung zur See um ein bedeutendes zum Steigen gebracht hat, so verbleiben nur zwei Möglichkeiten: Entweder das „persönliche Regiment" trägt die alleinige Verantwortung für den ganzen, jetzt ihm zur Last gelegten Kurs, und wir haben verfassungswidrig gelebt; oder — und diese Zeilen verfechten die letztere Auffassung — die Fehler, die zu so kräftigen Ausbrüchen geführt haben, sind unter Mitwirkung der berufenen exekutiven und gesetzgebenden Faktoren begangen worden, und dann sind diese von den Tatsachen um so weniger trennbar, als bis zur Novemberkrisis ein Gegensatz zwischen ihnen und der Krone in keiner Weise äußerlich hervorgetreten ist.

In einem Aufsatze der „Deutschen Revue" vom September 1908 von „Einem Wissenden" werden die uns vielfach zur Last gelegten deutschen Intrigen gegen England während des Burenkrieges behandelt. Es wird die Frage des Besuches des russischen Ministers Murawjew in Paris im Oktober 1899 erörtert und bei diesem Anlasse bemerkt:

„In Deutschland gab man sich auch in dieser Beziehung (daß nämlich der Frankfurter Vertrag die französische Politik, auch die Delcassés, beherrscht) keinen

Illusionen hin. Und somit war unsrer amtlichen Politik beim Beginn des Burenkrieges die Richtung vorgezeichnet. Wie schwer sie innezuhalten war, auch gegenüber der zum Teil fanatisch burenfreundlichen Volksstimmung, ist bekannt. Daß sie innegehalten worden ist, trotz der warmherzigen, aber kurzsichtigen Gefühlsäußerungen im Inlande, trotz der Ablenkungsversuche von draußen, bleibt ein dauerndes Verdienst des Kaisers und des Fürsten Bülow. Wir möchten vermuten, daß auch der Briefwechsel des Kaisers aus jener Zeit mit seiner Großmutter und dem damaligen Prinzen von Wales wertvolle Aufschlüsse über die freundliche Haltung der deutschen Politik geben könnten usw."

Auch hier ist von anscheinend autorisierter Seite die Übereinstimmung von Kaiser und Kanzler ausdrücklich betont, und es sind außerdem die Enthüllungen des „Daily Telegraph" der meisten Pikanterien im vorweg beraubt, außer für solche, die etwa im kindlichen Glauben beharren wollen, daß Lord Roberts nach einem deutschen Plane die Buren besiegt habe.

Was immer die Mängel des hier vertretenen Standpunktes sein mögen, er wird durch das leicht hingeworfene Wort „Byzantinismus" um so weniger entwaffnet, als er sich mit dem Gedanken eines weiteren konstitutionellen Ausbaues unsrer Verfassungszustände sehr wohl verträgt, ihn gegebenen Falles gerade im Interesse der Krone und der Monarchie als notwendig zugeben kann.

Nur die letztere muß das Bleibende, das Unentbehrliche sein, ihr Träger wie die Institution selbst in Herz und Vernunft des Volkes obenanstehen. Die Kämpfe des Tages, in denen die Gesetze der Vornehmheit so leicht verletzt werden, müssen an der Krone vorübergleiten können.

Und zu vornehmer Kampfart gehört es nicht, wenn, trotz des durch den Reichsanzeiger kundgegebenen Friedens, die einseitigen Angriffe gegen den Träger der Krone in Wort und Bild fortgesetzt wurden.

Seit dem 17. November, um welchen Zeitpunkt so manches notwendige und treffende und auch so manches unbedachte Wort gefallen ist, steht zu hoffen, daß nicht nur ein frischerer Zug, sondern auch ein ernsteres Streben nach Wahrheit in unser politisches Leben eingekehrt sein möchte. Je offener die Tribüne, je weniger parteipolitische Trusts die freie Meinungsäußerung niederhalten und beschränken können, um so besser für alle.

Indem die Chöre, die das Jahr 1908 zu Grabe gesungen haben, in der Versenkung verschwinden, verbleiben wir in Deutschland im Angesichte einer Finanzlage, die sich mit jedem Tage verschlechtert und uns mit ihren anschwellenden Ziffern vor die gewichtige Frage stellt, ob wir, ohne Schädigung unsrer inneren Kraft, fortfahren können, zu Land und zur See übermächtige Legionen aufzustellen und politischen Marotten nachzuhängen.

Die Lösung der vor uns ausgebreiteten Probleme liefert die im Leben der Nationen periodisch wiederkehrende Probe auf ihre politische Einsicht und ihre staatliche Geschlossenheit. Die aus solchen Lagen entspringenden Verantwortungen von den eigenen Schultern abwälzen zu wollen, ist eines großen Volkes nicht würdig.

Darwin.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von

Wilhelm Bölsche.

Man stößt in London heute zweimal auf Darwin, auch wenn man ihn nicht sucht, und die Orte sind so grundverschieden, wie Orte im Stimmungswert nur verschieden sein können. Einmal in dem schmucken bunten hellen Hause am Cromwell Road in Kensington, dem Natural History Museum, dem nicht nur reichsten, sondern auch am besten aufgestellten und am besten beleuchteten zoologischen Museum der Welt. Dort steht mitten auf dem Treppenabsatz der riesigen Haupthalle das schlichte Marmordenkmal von Boehm. Ein langer, hagerer Mann, der lässig in einen tiefen Stuhl förmlich eingesunken ist. Jeder beliebige Besucher, den die Sammlung müde gemacht hat, könnte hier so sitzen. Aber der Fleck ist zugleich doch so geschickt gewählt, daß jeder merken muß: es ist der Kapitän des Schiffes, der sich hier für einen Moment auf die Kapitänsbank niedergelassen hat, gleich wird er wieder aufstehen und dirigieren.

An dieser Stelle kann ihm kein Mensch mehr den Platz streitig machen. Zunächst über diesem Museum, und dann symbolisch auf dem Ehrensitz auch über der modernen Spezialwissenschaft, der dieses Museum dient. Für dieses Museum hat er fünf Jahre seines Lebens praktisch als Reisender gesammelt, mit einem Erfolg ersten Ranges, — eine Reise, die ihm die Gesundheit gekostet hat; das abgezehrte Antlitz mit den tiefliegenden Augen des schwer Kranken sagt auch das ohne Pose, es ist einfach wahr. Die ganze Anordnung des Museums, das, was selbst zum Laien als Geist dieser Sammlung spricht, beruht dann in jeder Faser auf Darwins Ideen. Der große Spezialist dieser Räume, der alte Owen, dessen Denkmal hier auch, bloß etwas zweiten Ranges, irgendwo steht, tritt heute absolut dagegen zurück, das fühlt im Fach jeder; es ist nicht mehr, weil die beiden im Leben Gegner waren und der eine gesiegt hat; sondern Darwin ist heute in der Welt der unbestrittene Träger der englischen Naturforschermethode in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Über der Zoologie in dieser Zeit aber muß Darwin obenan ragen, einfach

aus Gründen der Geschichtschreibung. Mit ihm hat hier die letzte Ära eingesetzt, die Ära, in der die Zoologie sich noch befindet. Daran kann kein Einzelzweifel rütteln. Es gibt auch keinen Zoologen, der Darwin diese historisch gegebene Stelle verweigern würde, — auch bei denen, die inzwischen stark auf den Anfang einer neuen Ära hoffen. Schließlich wissen auch diese Zweifelnden, daß das Schiff am besten liefe, wenn wir nur immer einen solchen Kapitän darauf hätten, einerlei, was für Küsten noch zu entdecken sind. Es war doch hübsch, was einmal ein sehr frommer und sehr gegen die Affentheorie engagierter Mann geschrieben hat: „Wollte Gott, wir hätten den Mann auf unsrer Seite gehabt."

Die andre Stelle ist im nördlichen Seitenschiff der Westminsterabtei, — das Grab. Neben William Wilberforce, der auch ein Sklavenbefreier war; der Sohn, Bischof von Oxford, ist einer der ersten hitzigen Angreifer gegen Darwins Hauptwerk gewesen, der damals grell mit Huxley aneinander geraten ist. Man fühlt gleich die ganz andre Nachbarschaft. Aber man braucht sie nicht bloß in einem solchen notwendigen orthodoxen Gegensatz zu suchen. In dieser kühlen dämmerigen Halle, wo die ganze Größe, aber auch etwas von dem schweren, grauen Himmel Londons eingesargt scheint, erhält Darwin überhaupt eine ganz andre Gesellschaft.

Hier, wo er neben Newton ruht, denkt man an den Disput der Toten, der zugleich die große uralte dauernde Gedankenschlacht der Menschheit ist. Hier ist er der Mann, der einen Stein in Weltanschauungsfragen ins Rollen gebracht hat, der deshalb einer ganz andern Größe, aber auch einer ganz andern Strenge des höchsten Gedankenmaßes unterliegt. Man denkt, daß der fromme Newton ihn vielleicht abgelehnt hätte, wie ihn der trotzige Außenläufer Carlyle abgelehnt hat. Man denkt aber auch an die andre Gruft fern in Weimar, wo man ihn nicht abgelehnt hätte. In dieser todernsten Halle kann man sich Darwin nicht vorstellen als den behaglich nach erreichtem Sitz ausruhenden Kapitän, sondern man empfindet, daß er fortgesetzt noch straff aufrecht stehen und sich verteidigen, sich behaupten muß. Erst nach Jahrhunderten wird sich entscheiden, ob auch er hier ruhen darf. Die Ruhe der Geister hat ein andres Maß als die der mürben Asche.

Es ist oft behauptet worden, Darwin selbst sei sich dieser doppelten Rolle gar nicht bewußt gewesen, oder er habe wenigstens versucht, den entscheidenden großen Konsequenzen aus dem Wege zu gehen; man führt dabei an, daß er sein erstes Hauptwerk mit einer theistischen Konzession geschlossen hat; daß er sich zu der entscheidenden Ausdehnung seiner Idee auf den Ursprung des Menschen erst von Jüngeren nachträglich habe drängen lassen; und daß er im Alter mit einer gewissen abwehrenden Zähigkeit stets seinen vollkommenen „Agnostizismus", das unverbindliche „Nichtwissen" vor allen höchsten Weltanschauungsfragen, ausgespielt habe. Seine Briefe und privaten Aufzeichnungen und die feineren Züge seines Lebenslaufs, wie wir sie heute sehr ausgiebig kennen, bestätigen dieses äußerliche Bild nicht. Als junger Mann hatte er auf eigenen Wunsch Theologe werden wollen, und es hat damals nicht an religiösen Skrupeln gelegen, daß er es nicht wurde. Er kam aus einem

Hause, wo der Vater, obwohl Arzt, diesen Beruf noch fast ebenso stark als Seelsorger faßte. Den Kampf zwischen einer gewissen Sorte Kirchentum und der biologischen Entwicklungsidee hat der Sohn dieses Hauses innerlich für sich sehr tapfer ausgefochten schon in den Jahren, da er diese Idee noch gar nicht öffentlich ausgesprochen hatte. Eine Periode der wirklich versuchten Konzessionen spiegelte sich durchaus ehrlich in jenem theistischen Schlußsatz. Und der Agnostizismus war zum Teil bei ihm nur etwas zu viel an Bescheidenheit. Nachgedacht hat er bis an sein Ende immerfort über diese Probleme.

In gewissem Sinne war dieser Agnostizismus auch für ihn selber gerade in seinen Denkstunden ein gewisser Ausweg, um aus einem philosophisch-ethischen Dilemma zu kommen, das ihn gequält hat. Innerlich ein Mensch der sensibelsten Weichherzigkeit, ein unermüdlicher Helfer, Rater, Beschützer, ein flammender Empörer gegen jede Roheit, jede Vergewaltigung, ein praktischer Ethiker aus jenem Häuflein der ganz „Echten", ganz Impulsiven, die nicht theoretisieren, sondern vorbildlich handeln und damit immer wieder die Kerntruppe aller ethischen Erzieher bilden (diese Seite Darwins war zu seinen Lebzeiten in England so allgemein bekannt, daß sich Freund und Gegner zunächst auf sie einigten, als sein Begräbnis in Westminster in Frage kam): — sah er sich doch durch seine eigenste Fassung seiner Theorie schließlich gedrängt, dem unerbittlichen Daseinskampfe in seiner furchtbarsten Form den Löwenanteil am Fortschritt in der Entwicklung zuzuschreiben. Spätere sehen in seiner Fassung der Dinge hier eine Lücke. Das Prinzip der Genossenschaftsbildung, der gegenseitigen Hilfe und Arbeitsteilung ist von Anfang an in der Lebensentwicklung ein stark entscheidender Faktor gewesen, und mit dem Anstieg und Sieg der Intelligenz ist er der schlechtweg durchschlagende geworden. Darwin ist aber nie aus dem Widerspruch klar herausgekommen, und es war ihm ein gewisser Trost, das so verallgemeinern zu dürfen, daß er annahm, in den tiefsten Fragen der Theorie und Praxis kämen wir überhaupt nicht aus den unauflösbaren Widersprüchen.

Gewiß bleibt allerdings, daß er nie eine eigentliche erkenntnistheoretische Schulung im modernen und vor allem deutschen Sinne durchgemacht hat. Mit den Welten etwa Kantschen oder Schopenhauerschen Denkens hat er sich nie befaßt und nie auseinandergesetzt. Für ihn kämpften tatsächlich bis zum Schluß immer nur ein gewisser wohlwollender und halb aufgeklärter englischer Theismus, der aber doch persönliche Schöpfungsakte und eine zwecksetzende Intelligenz im organischen brauchte, mit der Lehre von der blinden natürlichen Zuchtwahl und rein tierischen Menschenherkunft.

Jene extreme Bescheidenheit, die im ganzen auch in all seine persönliche Stellungnahme zum Philosophischen mit hinein spielte, hatte dabei noch einen besondern Grund, der eigentlich in seinem Verhältnis doch gerade zu seinem engern Königreich, den biologischen Spezialwissenschaften, steckte. Aus seiner Biographie ist zur Genüge bekannt, wie er auf nicht zünftigem Wege, als enthusiastischer Autodidakt, ursprünglich in die Naturforschung hineingekommen war. Lange ehe die „Entstehung der Arten" erschien, hatte er das zwar weit

gemacht durch so solide Arbeiten, daß es ihm zum Vorwurf tatsächlich nie gemacht worden ist. Aber er selbst hat es nie vergessen, und als er eben durch seine Hauptlehre notwendig in Widerspruch mit alten, angesehenen Fachautoritäten kommen und zugleich sein Studienfeld über immer weitere Spezialgebiete (z. B. noch in vorgerückten Jahren mehr und mehr in die Botanik hinein) ausdehnen mußte, war es immer wieder seine peinlichste Sorge, daß man die Tragweite seiner Ideen nicht durch die angehängte Marke des „Dilettantismus" schädigen möchte. Man muß sich ja erinnern, was diese Marke Goethe auf naturwissenschaftlichem Boden seiner Zeit angetan hat. Darwin war, wie gesagt, viel zu stark in seiner tatsächlichen Position, als daß selbst die heftigste Gegnerschaft hier Waffen holen konnte; aber seine Vorsicht lag unablässig auf der Lauer und schuf zum Teil das, was man seine Bescheidenheit zu nennen pflegt. Wo man ihm den höchsten Ruhm des Fachforschers willig zugestand, ist diese Bescheidenheit dann allerdings als solche wie eine wahre persönliche Wohltat empfunden worden, die etwas Erlösendes hatte gegenüber einem hergebrachten autoritativen Forscherjargon mit einer Manier des schulmeisterlichen Scheltens gegenüber jeder gegenteiligen Meinung und einer Steigerung der eigenen verbrieften Maßgeblichkeit, der von je mit Recht als ein böser Flecken im blanken Schilde unsrer wissenschaftlichen Polemik gegolten hat. Darwin hat hier geradezu erzieherisch gewirkt, indem er den Leuten statt der Autorität immer wieder das „Gewissen der Forschung" vor Augen hielt.

Im übrigen gibt es bei ihm nichts, was so in sein Wesen überhaupt, an dem doch schließlich jene Doppelbedeutung hing, einführte, wie gerade seine vornehm-liebenswürdige und doch meisterhaft sachlich packende, unermüdlich ausdauernde Polemik. Man empfindet dann, wie sehr er mit all seinem Fleiß und all seiner Vorsicht im Grunde eben Genie war. Seine Kraft lag nicht in den Dingen, sondern in der innern Verknüpfung der Dinge. Wohl hatte er äußerlich das „gegenständliche" Denken und Sehen, das Goethe so verehrte und selbst so reichlich besaß. Er war ein geborener Beobachter. Dem hat er seine ersten großen Erfolge als Reisender zum Teil verdankt. Aber schon in dem Reisewerk, vor allem bei der glänzenden, immer wieder sieghaften Theorie der Korallenriffe, tritt entscheidend die Gabe des innern Logikers hervor, des genial verbindenden Assoziationsmenschen, des Innenschauers, der das Aufgenommene in neuer Ordnung wieder aus sich heraus gibt und die Leute zwingt, es fortan in seinem Sinne und mit seiner Seele zu sehen. Es ist wirklich merkwürdig: Darwin hat mit den ungeheuren Materialsammlungen seiner Bücher auf viele so extrem den Eindruck des bloßen Registrierers, des Notizensammlers und reinen Aktennaturforschers gemacht, daß man ihn als Beispiel dieser Richtung, je nachdem als abschreckendes, angeführt findet. Idealisten, die den Gegensatz einer graunüchternen, dem Genius schlechterdings entgegengesetzten Forschungsmethode karikieren wollten, haben an Darwin exemplifiziert. Das ist der Triumph, wie „gegenständlich" sein Denken war: so konnte es gelegentlich verkannt werden! Das Gegenteil ist wahr: daß es in der Geschichte der Naturforschung nicht leicht Bücher gibt, die

so sehr wie die Darwins den Stoff mit dem Geist bewältigen, die rohe Masse unter die sieghafte Idee beugen, die so durch und durch Tat des Genius sind. Und ich meine das jetzt sogar unabhängig vom eigentlichen Wert. Ein Gegner im Sinne jenes mitgeteilten Stoßseufzers mag (auch mit einem Ausdruck Goethes) das Geniale hier als „dämonisch" bezeichnen, — so wird doch der treibende Nerv darin richtig taxiert sein, wird anerkannt sein, daß es sich nicht um den Famulus Wagner handelt.

Das ist ja das Schicksal überragender Gestalten auch sonst: daß sie zu allem möglichen herhalten sollen, weil der Blick immer wieder auf sie stößt. Es ist von Darwin auch erzählt worden, er sei völlig verschlossen gewesen für ästhetische Werte. In Deutschland hat dabei mitgewirkt, daß seine Bücher in ungewöhnlich ungelenken Übersetzungen umliefen, weshalb er hier für einen schlechten Stilisten gilt. Dann hat er im Alter ein paar zufällige Aussprüche über Kunst getan: daß seine Liebhaberei für Dichtung nachlasse; daß ihn Musik in gewisse Stimmungen bringe, denen er lieber aus dem Wege gehe; daß er nur Romane liebe, die alles zu einer glücklichen Lösung brächten; und so weiter. Wie vielerlei hört man in solchen Gelegenheitsbemerkungen durchklingen: die Stimmung eines chronisch Kranken, der immerfort mit seinen Nerven haushalten mußte, der sich leichte Romane vorlesen ließ, eingestandenermaßen um Ruhepausen der eigentlichen Denkarbeit aus strengen Diätgründen zu schaffen; die Abwehr und Selbsthilfe eines fast übermäßig zarten Gemüts, um dieses harte Dasein überhaupt ertragen zu können; ganz gewiß auch in späteren Jahren etwas von dem moralisierenden Zuge der meisten ethisch ganz besonders stark veranlagten Köpfe, der sich mit der Freiheit des Ästhetischen vielleicht nicht immer verträgt, aber selbst bei Künstlernaturen von starker eigner Vergangenheit (Tolstoi ist ein gutes Beispiel in seinem heutigen seltsamen Verhalten zu Shakespeare) die Oberhand gewinnen kann. Darwins Schriften, also doch das zuletzt Maßgebende, sind allerorten durchdrungen von einem äußerst lebhaften Naturgefühl; er hatte sich nicht umsonst an Humboldt geschult, und Humboldt war nicht ohne Anlaß umgekehrt noch ein Bewunderer seiner Reiseschilderungen; grade Humboldt hat in seinem „Kosmos" seiner Zeit am schärfsten entwickelt, wie das Naturgefühl im Ästhetischen wurzelt, eine Darstellung, die damals, als sie erschien, für klassisch galt, heute aber, wo sie bedeutsamer zur Begriffsklärung wäre als je, leider fast verschollen ist. Die Geschichte der Ästhetik wird Darwin auch nie vergessen dürfen, daß er in seiner Theorie von der „geschlechtlichen Zuchtwahl" einen der interessantesten Gedanken durchgeführt und wenigstens für eine starke Partei von Lesern endgültig zum Siege geführt hat, die je in der Lehre vom Schönen gedacht worden sind: die Idee, daß auch das höhere Tier schon eine gewisse Empfindung für die formale Schönheit von Farben und Klängen, von rhythmischen Gebilden besitze, und daß ein großer Teil der Naturschönheit im Bereiche des Lebendigen, die uns bei Vögeln, bei Schmetterlingen entzückt, ein Ergebnis der fortgesetzten Bevorzugung solcher Objekte durch das tierische Auge und Ohr bei der Gattenwahl sei. Wobei es wertvoll ist, daran zu erinnern, daß sich mit dieser Frage bereits Darwins Großvater beschäftigt hatte, Erasmus

Darwin, der sein reiches Naturwissen in dickleibige Lehrgedichte einkleidete, deren Pedanterie gelegentlich Goethe und Schiller Anlaß zu behaglichen Scherzen gab, die aber auf jeden Fall von dem ästhetischen Anhauch im Hause Darwin Zeugnis liefern. Wenn Charles Darwin heute noch lebte, würde er übrigens genötigt sein, auch auf einem andern seiner Hauptgebiete, nämlich in der Urgeschichte des Menschen, sich mit der ästhetischen Frage sehr energisch zu beschäftigen. Denn von allem, was seit seinem Tode in seinem Sinne zur Menschwerdung noch ans Licht gekommen ist, scheint mir heute das Merkwürdigste jene außerordentlich frühe Entwicklung der menschlichen Kunstfähigkeit zu sein, wie sie sich in den immer zahlreicher gegenwärtig enthüllten prähistorischen Tierzeichnungen der europäischen Höhlen kundgibt.

Darwin sich heute noch fortlebend zu denken, könnte auf die Frage führen, was von seinen engeren Leitgedanken heute noch volle Lebenskraft besitzt. Ich meine jetzt nicht die unendliche Masse einzelner naturwissenschaftlicher Glücksmomente, die er gehabt hat, und mit deren Detail Bände zu füllen wären, inwiefern sie auf allen möglichen biologischen Spezialgebieten zu starken Bäumen ausgewachsen sind oder sich doch als Nährsalz solcher Bäume, als Ackerkrume bewährt haben. Ich meine jetzt nur die paar naturwissenschaftlichen Ideen, die zugleich in der Fügung unsrer gesamten Denkentwicklung zum Ausgangspunkt großer Allgemeindebatten werden mußten.

Darwin hat, das wissen wir alle, dem Entwicklungsgedanken in der Fachnaturwissenschaft zum Siege verholfen in einem Moment, da unser ganzes Kulturleben sich eben endlich entschlossen hatte (auf Grund der sieghaften Technik) diese Fachnaturforschung wirklich als eine werdende Großmacht, ja für einen Augenblick der Überraschung geradezu als „die Großmacht" anzuerkennen. Für die Naturwissenschaft war dieser Sieg von so ungeheurer Bedeutung, weil erst eben dieser Entwicklungsgedanke auf dieser entscheidenden Wende ihr die höchste Wucht verliehen hat: zu dem Übergewicht ihrer Technik verlieh er ihr plötzlich den größten geistigen Einfluß, er erhob sie zu einer Großmacht, die gehört werden mußte, in der Weltanschauung. Darwin ist hier der glückliche Vermittler in der rechten Stunde gewesen. Mit der Naturwissenschaft, die dieser letzte Einschlag durch ihn schuf, wird die Welthistorie noch nicht so bald fertig werden. Hier steckt also seine unbedingte welthistorische Größe: in der Rolle des Vermittlers, der den Funken überspringen ließ. Der reine Gedanke der natürlichen Entwicklung war längst vor ihm da. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hat mit ihm gerungen und — gegen Ende — auf allen Geistesgebieten, die damals groß waren, schon mit ihm gearbeitet. Im achtzehnten Jahrhundert ist seine ganze Weltanschauungsbedeutung, auch seine aggressive, als solche bereits absolut klar erkannt worden. Die Naturwissenschaft war aber in diesem Jahrhundert eben noch keine Großmacht. Sie wurde es erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Hier aber vollzog sich das seltsame Schauspiel, das die wenigen, die zugleich mitschaffend den Wert jenes Gedankens und vorahnend den wachsenden Triumph der Naturforschung ahnten, wie der alternde Goethe, nicht begreifen konnten: in dieser ersten neuen Jahrhunderthälfte, der ersten Hälfte ihres Jahrhunderts, lehnte

grade die Naturwissenschaft den Entwicklungsgedanken in seiner konsequenten Durchführung ab. Goethe legte die Akten des Jahrhunderts aus der Hand mit dem Gefühl, daß der Gedanke nicht daran sterben werde, wohl aber der ablehnende junge Riese früher oder später daran zu Fall kommen könne. In jenem März 1832 lernte Darwin in Brasilien zum ersten Male die Tropen kennen. Aus den Eindrücken seiner Weltfahrt kristallisierte später seine Theorie. Nicht ganz dreißig Jahre nach jenem Datum sprach er sie öffentlich aus, und jene Gefahr, die Goethe gesehen, war mit einem Schlage beseitigt; der Frieden zwischen Naturforschung und Entwicklungsidee war auf absehbare Zeit in einem festeren Bündnis geschlossen, als die Idee bisher auf ihrer Wanderschaft je irgendwo besessen hatte.

Der Erfolg ist das Gottesurteil, das Darwins Namen hier unsterblich gemacht hat. Man kann sagen, daß im Moment, da er mit seiner Theorie in einer äußerst reifen, fein ziselierten Form herausrückte, in der allgemeinen Stimmung ja schon viel entgegenkam. Der Widerstand der Fachnaturforscher gegen den Abstammungsgedanken hatte sich nach einem halben Jahrhundert doch innerlich bereits gelockert. Wenn diese einlenkende Stimmung eine Reihe von Jahren früher so bestanden hätte, würde Lamarck die Sache vielleicht schon einigermaßen durchgesetzt haben. Tatsächlich ist Lamarcks Einfluß so vollkommen null und nichtig geblieben, daß Goethe, der so viel Sympathie schon damals gehabt hätte, nie von ihm gehört hat, und der junge Darwin selber durch ihn nicht als Vorgänger beeinflußt, sondern gerade im Gegenteil längere Zeit abgeschreckt wurde. Man braucht aber doch nur Darwins und Lamarcks Darstellung zu vergleichen, um heute und unbefangen sofort zu fühlen, was für ein ganz anders verführerischer Dialektiker, was für ein geschmeidiger Diplomat Darwin als Interpret des Gedankens gewesen ist; also doch auch ein entscheidendes persönliches Verdienst, ohne das wir den Erfolg nicht hätten.

Der Dauerwert des Entwicklungsgedankens selbst braucht dabei nicht notwendig erörtert zu werden. Wenn man bedenkt, daß der Hauptgegensatz in ihm für Darwin bedeutete: natürliches Geschehen in geschlossener Kausalkette oder gewaltsam die Kette brechende Wundereingriffe, so ist klar, daß unser ganzes öffentliches Leben von heute in seinem weltlichen Teil durchaus auf diesem Gedanken fußt. Man vergegenwärtige sich eine Gerichtsverhandlung im hellen Licht unsres Tages: ob ein Richter hier etwas andres allen Vermutungen zugrunde legen würde, als die Gewißheit, daß alles natürlich zugegangen sei ohne ein eingreifendes Wunder. In der Technik wäre keine Berechnung, kein Experiment sicher, wenn diese Gewähr nicht vorausgesetzt würde. Wenn man sie aber voraussetzt, so ist prinzipiell kein Unterschied zwischen dem Indizienbeweis eines Staatsanwalts von heute oder der Kalkulation eines Tunnelerbauers hinsichtlich der praktischen Sicherheit seines Erfolges und den Wahrscheinlichkeiten und Indizien eines Naturforschers über die erste Entstehung einer Tier- und Pflanzenart vor Millionen von Jahren. Es wäre schwer zu denken, daß eine so in Fleisch und Blut weitester Kulturkreise eingedrungene Überzeugung, mit der die Maschine unsrer öffentlichen Sicherungen allenthalben arbeitet, noch einmal wieder ernstlich sinken sollte.

Etwas andres ist es um den inneren Ausbau des Entwicklungsbegriffs. Um die Tiefe, die er selbst noch hat. Hier muß vor allem die philosophische Arbeit klärend weiterführen. Der Begriff ist kein Faulbett. Die einfache Vorstellung des Kausalen im Kosmos läßt noch unendlicher Ausdeutung, vielseitiger logischer Erweiterung weiteste Bahn. Erst nach Ausschaltung des durchkreuzenden Wunders beginnt die feinere und tiefere Auseinandersetzung zwischen der wirklichen Betrachtungsweise des Kausalen und Finalen. Die Idee der Steigerung in der Entwicklung, die schließlich doch für die Auffassung vom Menschen so wichtig wird, muß auch zur Debatte stehen. Die fundamentalen Gegensätze des Äußerlichen und Innerlichen, des objektiven, äußeren Einflusses und der subjektiven Welt, die von je die Geschichte der Philosophie bewegt haben, bleiben auch hier bedeutsam. Die Erkenntnistheorie muß den Entwicklungsgedanken überall erst recht eigentlich ausdenken und weiterdenken. Wir sehen aber schon jetzt, daß das nicht geschehen kann ohne starke Wechselbeziehung auch wieder zur Naturforschung selbst. Die Frage nach einer Steigerung in der Entwicklung führt unmittelbar in das paläontologische Forschungsgebiet hinein. Jener Gegensatz des Objektiven und Subjektiven kann nicht umgangen werden bei der Entwicklungsfrage des Lebens. Schlagworte innerhalb der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre, wie sie sich heute schon, so kurz nach Darwins Tod, als wieder mehr betonter „Lamarckismus" oder umgekehrt als hyperdarwinistischer „Weismannismus" einstellen und dem Laien oft die Übersicht erschweren, bezeichnen im Grunde doch nur diesen innerlich fortgehenden und notwendigen Fluß der Dinge. Es gibt — glücklicherweise — auf die Dauer keine starr eindeutigen Begriffe. Jeder erweist sich zuletzt als innerlich reich. Starre Gedankenatome gibt es so wenig, wie die Physik zuletzt echte unteilbare Körper wirklich kennt. Jeder Horizont ist nur relativ, und Begriffe sind Horizonte des menschlichen Denkens. Darwins welthistorische Tat wird nicht geringer, weil sie einem Gedanken Bahn gebrochen hat, in dem wieder unendliche Gedankenweiten embryonenhaft schlummern. Nur wer in ihm den Eroberer eines fortan ewig starren Prinzips sähe, machte aus ihm eine tragische und kleine Gestalt. Denn es geht mit Erkenntnissen zuletzt wie mit dem Ideal. Wer es erfüllt hätte, hat es zugleich verloren.

Daß es Darwin so rasch und fast vollkommen glückte, die Naturforschung seiner Zeit auch in ihrem biologischen Teil zur Entwicklungsidee zu bekehren, wurde aber noch einem Hilfsgedanken bei ihm verdankt: jener Idee der natürlichen Zuchtwahl, des Überlebens der passendsten Varianten im allgemeinen beständigen Abändern der Lebewesen, des Überlebens infolge ihrer Überlegenheit im Daseinskampf. Diese Idee erschien den Zeitgenossen in der Biologie als ganz neu und schlug machtvoll durch. Auch Darwin selbst freute sich anfangs ihrer völlig originellen Neuheit. Was ist aber neu? Auch im Zuchtwahlgedanken ist Darwin nur ein Vermittler gewesen. Einen uralten philosophischen Kerngedanken hat er in die strenge Biologie eingeführt. wieder allerdings als der feinste Dialektiker, der umsichtigste Diplomat, als der raffinierteste Logiker zugleich und der große Realpolitiker des „gegen-

ständlichen Denkens". Empedokles hatte diesen Gedanken der ewigen Zuchtwahl des Besten schon gehabt. Bei Aristoteles wird er in Anknüpfung an ihn erörtert wie eine ganz alte, fast wieder verjährte Denkfrage. Lukretius wußte, daß, wenn man den Weltstoffen alle möglichen Urbewegungen gibt, doch zuletzt die harmonischsten, die bestangepaßten sich allein dauernd erhalten, allein übrigbleiben. Ein Chaos, in dem diese Logik von Urbeginn waltete, wurde zum Kosmos, wenn man ihm nur Zeit ließ. Schwache Gemüter hatten ja das Grauen vor diesem Gedanken empfunden, daß er die Weltgeschichte dem Zufall ausliefere. Stärkere Seelen priesen grade die Weltlogik darin, die jedes Chaos unabänderlich doch zuletzt bezwänge und zu einem Reich der Harmonien sichte. Goethe hatte mit dem alten Gedanken gerungen, wie man ihn vertiefen könne. Kein geringerer als Kant hatte ihn in seiner Theorie des Himmels, die heute sehr unberechtigterweise mit wesentlich verschiedenen Ideengängen des Physikers Laplace zusammengeworfen zu werden pflegt, in bewundernswürdiger Weise benutzt, um die Ordnungen unsrer Sternsysteme in ihrer natürlichen Entstehungsgeschichte daraus abzuleiten. Kant hatte nur innegehalten vor den Rätseln des Lebens mit diesem Gedanken, wie erschauernd vor dem zu Kühnen. Da faßt ihn ein Mann, der von all diesen Wegen bewußt wenigstens bestimmt nichts gekannt hatte, Darwin, führt ihn wie etwas auch logisch völlig Neues in die Zoologie und Botanik ein, erobert im Fluge dort mit seiner Logik die vorsichtigsten Sachkenner, sieht ihn im Einzelfall so „gegenständlich" um, daß er wie ein reiner nüchterner Sachfund, eine Entdeckung im Aktenmaterial diesmal ausschaut. Und so hebt er mit diesem Gedanken eigentlich erst das Tor aus den Angeln für den Einzug jenes andern.

Diesmal sind sogar zwei Möglichkeiten in der Sache, die doch beide an dem welthistorischen Moment nicht rütteln. Die Zuchtwahllehre könnte als solche einfach falsch sein, könnte ein Blender gewesen sein, und doch bliebe, daß sie in der entscheidenden Wende jenem glücklichen Frieden zwischen der Naturforschung und dem allgemeinen Entwicklungsgedanken glücklichsten Vorschub geleistet, sich also ebenfalls welthistorisch verdient gemacht hat. Oder die Zuchtwahllehre könnte als solche ebenfalls wenigstens die weitergehende philosophische Vertiefung noch nötig machen, wobei ihre speziell biologische Anwendung auch immer noch wieder selber „ausgelesen" und auf immer bessere Reste konzentriert werden müßte, so daß auch hier Darwin nur einen Anfang, nicht eine Erfüllung bedeutete. Ich persönlich glaube das letztere. Wenn heute wieder vielfältig im Fachgebiet versucht wird, sie rein aus den Akten zu widerlegen, so könnte das zwar aussehen, als sei es Darwin selbst gegenüber die richtige Methode, die ihn auf seinem eigentlichsten Gebiet ernst faßt und „gegenständlich" bekämpft; aber man vergißt grade den großen Zusammenhang auch dieser Lehre in der Philosophie jenseits der Darwinschen Spezialanwendung. Ein Prinzip von so unverwüstlicher Weltlogik wie das Überleben des Harmonischen widerlegt man nicht mit ein paar biologischen Indizien. Dagegen gilt es, meines Erachtens, auch ihm gegenüber aufs strengste allerdings die Notwendigkeit der Vertiefung zu betonen. Die ganze erkenntnistheoretische

Hilfe unsrer besten Philosophenköpfe ist auch hier nötig. Hat die Biologie diesem Prinzip plötzlich einen ungeahnten modernen Glanz verliehen, so ist es nunmehr Aufgabe der Philosophie, es diesem Glanze entsprechend neu zu würdigen und von sich aus zu vertiefen. Der gegenwärtige, zum Teil schon wieder hilflose Stand der Fachbiologie vor seinen Konsequenzen wird dann wieder die Rückwirkung davon als Segen erfahren. Das ist schließlich doch die wahre Achtung, die wir Darwins Leistung auch hier entgegenbringen können, ihm, der trotz seines „gegenständlichen Denkens" nie ein reiner Aktenmensch, sondern ein Genius war.

Die Biologie von heute, zu Darwins Jubiläum, erscheint vielfach ja schon nicht mehr als die Biologie, mit der Darwin arbeitete. Das rapide Tempo unsres Wissensfortschrittes macht sich auch hier geltend. Heute sind fünfundzwanzig Jahre auf jedem Forschungsboden eine enorme Umsatzspanne. In sofern bewährt sein Geist sich aber doch noch durchaus als Herrscher, als gerade die lebhafteste Bewegung fortgesetzt an den Stellen ist, die er selbst als entscheidende im Forschungsprogramm bezeichnet hat. Diese Kunst des Bezeichnens macht den nachhaltigsten Lehrer.

Für seine Zuchtwahllehre legte Darwin den Nachdruck auf die Phänomene der Erblichkeit und der Variabilität. Es ist möglich, daß er in dem Problem des Variierens der Tier- und Pflanzenformen nicht klar genug die tatsächlichen Akten schon in Händen hatte. De Vries sucht heute hier zu reformieren. Es ist behauptet worden (obwohl meiner Auffassung nach weit über das Ziel hinaus), daß auch seine Anschauung von Vererbung zum Teil falsch war. In beiden Fällen haben die Hauptgegner selbst sich aber wesentlich nur bemüht, an einen „korrekteren Darwinismus" zu appellieren. Für die allgemeine Abstammungslehre mußte von Anfang an die Paläontologie, die Kunde von den urweltlichen Lebensformen, überaus bedeutsam sein. Grade diese Wissenschaft gehörte und gehört aber zu den unberechenbaren. Es ist Zufall, wenn von diesen ausgelebten Wesen überhaupt noch etwas überliefert ist, Zufall, wenn unsre Beherrschung der Erde schon heute etwas davon ans Licht bringt. In Darwins öffentlichen Anfängen war dieses Material noch ganz erschreckend, gradezu abschreckend dürftig. Seither haben wir aber hier Resultate bekommen, die jede Erwartung endlos hinter sich zurück ließen. Die Erwartung der Besonnenen! Man kann natürlich den Wert herunterſetzen, indem man, nachdem wir das Hundertfache in ein paar Jahren an Beweisstücken bekommen haben, das Zehntausendfache als Forderung stellt. Oder indem man vorbringt, daß es sich immer doch noch um Indizien handle, nicht um die geschlossene Auferstehung des ganzen Stammbaums; als wenn die Geologie nicht allgemein noch im Stadium der Indizienbeweise wäre. Es wird auch behauptet, die Paläontologie stütze zwar die Abstammungslehre, aber den langsamen Wegen der Zuchtwahl sei sie nicht günstig. Andre bestreiten auch das. An sich wäre schon die eine positive Bestätigung sehr viel. Im übrigen aber ist bezeichnend, daß seit Darwin noch keine einzige Entwicklungstheorie aufgetaucht ist, die eine andre Methode als die Zuchtwahl konsequent durchgeführt und sich dabei doch gleicher logischer Schärfe bedient hätte. An dem Wunsch

danach hat es von Anfang an nicht gefehlt und fehlt es heute noch weniger. Die Versuche aber sind alle merkwürdig rasch wieder vorübergegangen. Mag sein, daß heute oder morgen einer das Ei in Kolumbus Sinne doch auf den Kopf stellt, wie einst Darwin selbst getan. Aber ich bestreite, daß es irgendwo bisher geschehen ist. Was für reiche und neue Gedankengänge sich umgekehrt noch immer finden lassen, auch ohne daß das ursprünglichste Darwinsche Programm in seinen Leitsätzen verändert wird, hat unlängst erst wieder die Mneme-Theorie von Richard Semon erwiesen. Wenn man heute öfter liest, Darwins Führung sinke täglich mehr, so kann man mit ebenso viel Recht, wie mir scheint, die Möglichkeit prophezeien, daß nach einem raschen Durchproben und Abfallen von noch allerhand andern Methoden in nicht ferner Zeit ein allgemeines Zurücklenken auf den schlichten Stamm der Darwinschen Grundprinzipien in der Biologie grade wieder beginnen werde, im Gefühl, daß dort trotz allem noch immer das beste vorläufige Arbeits- und Urteilsprogramm stecke. Inzwischen handelt es sich aber wohl gemerkt immer nur um die Methode der Abstammung. Das, was Darwins Namen geschichtlich trägt, bleibt unberührt, ob so, ob so.

Ich möchte noch einmal auf jene kleine „Inkonsequenz" bei Darwin zurückkommen: daß er in seiner Ansicht vom Weltlauf oft so harte Mächte als Notwendigkeit betonte, während er als Persönlichkeit ein so liebenswürdiger und, soweit ein Leben voll Entsagung und Schmerzen es zuließ, ein so sonniger Mensch war, ein so absoluter praktischer Idealist. Der Ethiker einer gewissen Schule wird sagen, daß Weltanschauung und Ethik eben zweierlei sei, das sich nicht decke, ja kaum beeinflusse. Menschen der allerverschiedensten Weltanschauungen könnten doch ethisch gleich handeln. In diesem nackten Sinne kann ich dem nicht beistimmen, wohl aber in einem beschränkten. Ich glaube, daß alle unsre Weltanschauungen einen grell verstandesmäßig erleuchteten Teil haben und einen mehr verschleierten, intuitiven, dem Erkennenden selber eine Art offener und eine Art von Geheimlehre. Diese Geheimlehren auch sehr verschiedener menschlicher Weltanschauungen sind sich aber bei weitem ähnlicher als im allgemeinen geglaubt wird. Und aus ihnen strömt die Kraft der praktischen Ethik, ein in der Tat merkwürdig einheitlicher Strom. Auch Darwins Gedankenwelt hatte eine solche Geheimlehre, eine ebenso konsequente, wie die offene Verstandeslehre dieses großen Genius der Logik war. Sie begriff und sie lebte die edelste Form eines selbstlosen, unabänderlich treuen Idealismus.

Diplomatenleben am Bosporus.

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben
vom
Kaiserl. Gesandten z. D. Raschdau.

Im Dezember-Heft hatten wir ein historisches Fragment aus dem Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch gebracht, das dem Beobachter der gegenwärtigen Vorgänge in der Türkei mancherlei Gesichtspunkte bot. Wir veröffentlichen nun die Aufzeichnungen über seinen ersten Aufenthalt in Konstantinopel. Dr. Busch war von der preußischen Regierung an die dortige Gesandtschaft berufen worden, um sich zum Dragoman oder Dolmetscher der Mission auszubilden. Bis dahin hatte die preußische Vertretung am Goldenen Horn und fast ebenso alle übrigen Missionen diesen so ungemein wichtigen Dienst immer nur durch Eingeborene, zumeist Levantiner, besorgen lassen. Daß diese wohl sprachlich in der Lage waren, die Aufgabe zu erfüllen, aber sonst zahlreiche Bedenken boten, darüber herrschte bei allen sachkundigen Beobachtern nur eine Stimme. Die Schwierigkeit lag in dem Mangel eines geeigneten Ersatzes aus der Heimat. Mit Dr. Busch wurde der erste Versuch gemacht, und seitdem haben im Dragomanatsdienste unsrer Vertretung in Konstantinopel nur noch Beamte Verwendung gefunden, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen und in der Heimat eine entsprechende Vorbildung erhalten hatten. Erst auf diese Weise konnten unsre Dolmetscher die Aufgabe erfüllen, die ihnen an jenem bedeutsamen politischen Punkte obliegt, nämlich nicht nur ein sprachlicher Vermittler, sondern auch der erste Berater des Missionschefs zu sein, der, namentlich in der Zeit des Anfanges, aber auch sonst, ohne diese mit den örtlichen Verhältnissen genau vertraute Kraft ziemlich hilflos sein würde. Es hat geraumer Zeit bedurft, ehe man an der Berliner Zentralstelle die Bedeutung dieses Vertrauensmannes voll einzuschätzen verstand. Man wies ihm hier eine halb subalterne Stellung in der amtlichen Hierarchie an. Die Beamten dieses Dienstes haben es den Leistungen Dr. Buschs, der bei Gelegenheit den ihm angebotenen Titel eines Hofrats ablehnte, zu verdanken, daß sie von da ab dem höheren Beamtentum zugerechnet wurden und danach

ihre weitere Laufbahn nahmen. Gegenwärtig, seit dem Bestehen des orientalischen Seminars in Berlin, ist die Beschaffung des erforderlichen Personals nicht mehr so schwer; damals mußte die Wahl auf gut Glück erfolgen. Dr. Busch hatte sich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in der Türkei hauptsächlich mit der praktischen Beherrschung der Landessprache zu beschäftigen und allmählich nach dem Maße seiner Ausbildung die verschiedenen Aufträge bei den türkischen Behörden zu besorgen. Die erstere Aufgabe bietet erhebliche Schwierigkeiten. Der Gesandtschaftsdragoman muß die türkische Sprache in Wort und Schrift beherrschen, denn auch heute noch sind selbst die höchsten türkischen Beamten nur sehr vereinzelt einer fremden Sprache mächtig. An dieser Schwierigkeit sind nicht wenige unsrer deutschen Kandidaten gescheitert und haben in eine andre Laufbahn übernommen werden müssen.

Über diese erste, seine Hauptzeit in Anspruch nehmende Tätigkeit berichtet uns Dr. Busch nur wenig. Dafür bietet er uns anschauliche Skizzen aus dem Leben der Kalifenstadt und Landschaftsbilder, die von feiner und scharfer Beobachtungsgabe zeugen. Erst im weiteren Verlauf, nachdem Dr. Busch an die Stelle des bisherigen levantinischen ersten Dragomans gerückt war, kommt auch die Politik zu ihrem Rechte. Preußen hat in den sechziger Jahren in der politischen Geschichte der Türkei keine besondere Rolle gespielt, auch nach den Ereignissen von 1866 nicht. Ohne Zweifel hätte sich dem Grafen Bismarck nach den großen Erfolgen gegen Österreich-Ungarn leicht die Möglichkeit geboten, die Macht des Norddeutschen Bundes auch im östlichen Mittelmeere zu stärkerem Ausdruck zu bringen. Er hat es mit voller Absicht nicht getan. Die Stellung Frankreichs am Goldenen Horn war, wie wir aus den nachfolgenden Aufzeichnungen ersehen, geradezu allmächtig, oft sehr zum Verdruß der Türken und an erster Stelle ihres Herrschers. Der große deutsche Staatsmann lieferte aber auch hier den Franzosen den Beweis, daß es ihm nicht um die Einschränkung ihres Prestiges in der Welt zu tun sei, und daß nur die deutsche Frage ihn zu dem entscheidenden Waffengange veranlassen werde. So hielt sich in jener Zeit im Orient die preußische und norddeutsche Politik im Hintergrunde. Aber der Teilnahme an den Vorgängen konnte sich die deutsche Großmacht natürlich nicht entziehen, und so sehen wir im folgenden alle die Männer in scharfer, lebendiger Zeichnung erscheinen, die am Bosporus eine große Rolle gespielt und auch im übrigen Europa einen historischen Ruf erlangt haben.

I.

Die preußische Gesandtschaft, als eine der jüngsten in Konstantinopel, hatte niemals ein eigenes Haus besessen und stand darin den Vertretungen selbst kleinerer Mächte, wie Spaniens, Schwedens, Hollands, nach, die sich alten Besitzes erfreuten. Wir wohnten damals (1861) zur Miete in einem übrigens geräumigen und stattlichen Hause, das einem Genueser Zino gehörte. Es hatte eine ausgezeichnete Lage an dem sogenannten Piccolo Campo, einem alten, verwahrlosten türkischen Kirchhofe, dessen Zypressenwald einen steilen

Absturz gegen das Goldene Horn bildete. Der Blick beherrschte namentlich von dem Fenster meiner im zweiten Stock gelegenen Wohnung den größten Teil von Stambul und reichte darüber hinaus bis zu dem Marmarameer und den kleinasiatischen Bergen, die in blauer Ferne den Südrand der Propontis einfassen. Je nach der Tageszeit war das Bild ein verschiedenes, aber immer von ungewöhnlicher Schönheit und Anziehung. Am Morgen arbeiteten sich zuerst die Kuppeln, Minarets und Häuser der Stadt, dann die Masten des Binnenhafens aus den vergoldeten Nebelmassen heraus; am Abend lag, zumal bei südlicher Windrichtung, welche die sattesten Farbentöne mit sich zu bringen pflegt, die Propontis wie ein ruhiger Gebirgssee da, von blauen Bergen eingefaßt. Gar entzückend waren die Mondscheinnächte. Ab und zu wurde die tiefe nächtliche Ruhe, die gewöhnlich nur der Ausruf eines Salepverkäufers störte, plötzlich durch Kanonendonner und den weithin gellenden Ruf der Feuerwächter unterbrochen; aus der dunkeln Stadt jenseits der Bucht stiegen mächtige Feuersäulen gegen den Himmel; es folgte Pferdegetrappel und zuletzt wie eine wilde Jagd mit bestialischem Geheul die Schar der Löschmannschaften, die mit den Spritzen auf den Schultern in rasendem Lauf dahinsausten. Fast allwöchentlich war ich von meiner hohen Warte Zeuge irgendeines verheerenden Brandes, und einmal erlebte ich, wie das ganze Stadtviertel unter meinen Füßen mit fast zweitausend Häusern ein Raub der Flammen wurde. Der Blick auf Stadt und Umgegend, den ich von meinem behaglichen Stübchen aus genoß, war wohl geeignet, auch eine trägere Natur zu Ausflügen zu bewegen. Freilich bedurfte es eines solchen Anstoßes bei mir kaum; meine rheinische Heimat hatte mir eine lebhafte Empfänglichkeit für Naturschönheiten und einen starken Trieb zum Wandern und Spazieren mit in die Welt gegeben. Nur überzeugte ich mich bald, daß es im Morgenlande mit des Schusters Rappen allein nicht gehen würde. Denn die Schönheiten, die der Ausblick zeigte, waren nicht ohne weiteres zu erreichen; es gab auch in Konstantinopel nicht wie in meiner Heimat dicht vor den Toren der Stadt Wiesen, Gebüsche, Gärten, Anlagen und Dörfer, zu denen anmutige und mühelose Spaziergänge den Wanderlustigen geführt hätten. Auf der europäischen Seite ist die Stadt vielmehr von einer öden, baumlosen, von tiefen Schluchten durchzogenen Wüstenei begrenzt, die früher freilich bewaldet war, heutzutage aber nur in ihren Abhängen nach dem Bosporus hin sich der Vegetation und des Anbaues erfreut. Es galt also immer, zunächst weite, schattenlose Strecken zu durchmessen, ehe man zum Genusse der Landschaft kam, die sich erst am Rande des Bosporus oder der Propontis erschloß, wo allerdings das asiatische Küstenland mit seinen Buchten und Bergketten die großartigsten Bilder gewährte. Für den Freund der Natur war daher das Pferd unentbehrlich, und da das Reiten ohnehin gewissermaßen zu meinem Dienste gehörte, weil alle Besuche in Stambul und bei den türkischen Behörden zu Roß abgemacht wurden, so gab ich mich dieser edlen Übung mit Leidenschaft hin. Es verging fortan fast kein schöner Tag, an dem ich mich nicht nachmittags in den Sattel geschwungen hätte, und jahrelang habe ich die Umgebung der Stadt in meilenweitem Umkreise

nach allen Richtungen durchritten. Die Erinnerung an diese ungebundenen Streifereien gehört heute noch zu den liebsten, die ich bewahrt habe, und ich kann, an den Schreibtisch gebannt, wie ich jetzt bin, nicht ohne Wehmut an diese Tage goldener Freiheit zurückdenken. Wo gäbe es aber auch ein Gebiet, das dem von Konstantinopel an reicher Schönheit gleichkäme? Es ist, als ob die Natur hier einmal zeigen wollte, was sie an plastischer Kraft vermag, zu wie großer Mannigfaltigkeit sie die einzelnen Elemente, mit denen sie ihre Bilder schafft: Berge, Küsten, Schluchten, Täler, Inseln, Buchten, begrenzte und unbegrenzte Meeresflächen, zu verbinden weiß. Und welche Fülle von Bezügen zwischen der natürlichen Gestaltung des Landes und seinem historischen Geschicke drängen sich auf! Der Blick von einer einzigen Höhe rief die Erinnerungen an Jahrtausende wach; Argonauten, Perserheere, Xenephons Zehntausend, Kreuzfahrer, Byzantiner und Türkenscharen zogen in der Phantasie vorüber! Schon der Gegensatz der beiden Erdteile war bedeutsam. Der europäische Abschnitt rauh, öde und fast unwirtlich, von tiefen Schluchten und Buchten zerrissen. Ihm gegenüber das asiatische Festland mit mehr rundlichen, schwellenden Formen, sanfteren Talmulden, üppigerer Vegetation und einer vielgestalteten, allmählich im fernen Blau sich verlierenden Bergkette, die geheimnisvoll auf die dahinter liegende große asiatische Welt hindeutete. Wenn man Skutari mit seinen fruchtstrotzenden Gärten und Fluren und den an den Hügeln und Bergen amphitheatralisch aufsteigenden mächtigen Häusermassen vor sich liegen sah, so hatte man den Eindruck einer fetten asiatischen Satrapenstadt und fühlte, von der schroffen und baumlosen europäischen Küste herüberschauend, daß Asien eigentlich die „Völkermutter", die „nahrungsprotzende Erde" sei. Ja, die Luft weht auf jener Seite milder und weicher als auf dem europäischen Ufer; sie zeitigt Früchte und Pflanzen, die diesseits nicht mehr gedeihen wollen. Überhaupt liegt Konstantinopel so dicht auf der Grenze widerstreitender Klimate, mitten im Kampfplatz von Nord und Süd, daß es oft nur einer leisen Bodenerhöhung, einer Mauer, die vor dem Nordwind schützt, bedarf, um an einer Stelle eine Vegetation zu erzeugen, die sich von der eines weniger begünstigten, ganz nahen Nachbarortes wesentlich unterscheidet. So hat das nur eine Stunde vom Goldenen Horn entfernte Gebiet von Chalcedon Weintrauben und Feigen, wie sie Konstantinopel nicht kennt, und weiter landeinwärts gedeiht sogar der Ölbaum. Wie in seinen terrestrischen Verhältnissen, so kennzeichnet sich Asien auch in der menschlichen Staffage als ein andrer Weltteil. Hier überwiegt noch die alttürkische Tracht, und mächtige buntbemalte Holzgebäude mit großen Gärten deuten auf Reichtum und behagliche Fülle. Ein ganz verschiedenes Bild boten dann wieder die am Eingang des nikodemischen Golfs gelegenen Prinzeninseln. Man erreichte sie zu Schiff in einer Stunde und konnte sich nach dieser kurzen Fahrt wie mit einem Schlage nach Griechenland, auf eine der Zykladen, versetzt wähnen. So ausschließlich herrschte hier griechisches Wesen vor und so sehr hatte man das Gefühl des See- und Inselllebens, daß es erst eines Blickes auf die am Horizont auftauchenden Kuppeln und Türme Stambuls bedurfte, um sich zu vergewissern, daß man im Bereich der türkischen

Hauptstadt sei. Eine ähnliche Täuschung konnte man am entgegengesetzten Ende des Konstantinopeler Gebietes erfahren. Dort strecken sich gegen das Schwarze Meer hin ausgedehnte Waldschluchten, hier und da unterbrochen von weiten Flächen, die wilder Lorbeer und Erdbeerbaum bedecken. Der Charakter der Gegend ist ernst und nördlich, türkische Ansiedlungen selten, ab und zu ein griechisch-bulgarisches Dorf, das einzige menschliche Wesen, dem man in jener Wildnis zuweilen begegnet, ein bulgarischer Hirt in zottigem Schafpelz. Man konnte sich hundert Meilen von dem Morgenlande entfernt dünken, und die handgreifliche Wahrnehmung, daß eigentlich bis ins Weichbild der Hauptstadt hinein die slawische Masse, die den Bevölkerungskern der Balkanhalbinsel ausmacht, hineinwuchs, gab mir schon damals zu denken. Es begegnete mir einmal — es war nach dem Jahre 1866 — in jenen abgelegenen Waldtälern ein solcher bulgarischer Hirte, der sich mit mir in ein Gespräch einließ und, was bei diesen Leuten immer eine der ersten Fragen zu sein pflegt, nach meiner Heimat forschte. Als ich mich als einen Preußen zu erkennen gab, fiel jener Mensch, der in seinem struppigen Tierfell eher einem Halbwilden glich, mir vor freudigem Erstaunen fast um den Hals und konnte nicht lebhaft genug seine Überraschung darüber ausdrücken, einen Menschen aus dem Volke vor sich zu haben, von dessen neuesten Kriegstaten er so viel gehört hätte. Was muß werden, dachte ich mir, wenn die Masse, zu der jener Hirte gehört, einmal aus ihrem Schlummer zu politischem und nationalem Leben erwacht? Da saß am Ufer des sonnenbeschienenen Bosporus, sorglos blaue Wolken aus dem Tschibuk in die Luft blasend, im Angesicht seiner asiatischen Heimat der Herr des Landes, schwelgend in allem Luxus, den Europa und Asien vereint erzeugen, während dicht hinter ihm bis in die Täler, die ich in einer Stunde Ritt zu erreichen vermochte, lautlos, aber unaufhaltsam, einer Naturkraft vergleichbar, der Vortrab jenes Hirten- und Bauernvolkes sich heranwälzte, das der osmanischen Macht in Europa so verderblich werden sollte.

Der Genuß der landschaftlichen Schönheit Konstantinopels wurde mir erhöht und belebt durch eine andre Beziehung innerlicher Natur. Ich war von der Schulzeit an ein eifriger Liebhaber des Homer geblieben und pflegte wohl alljährlich einmal namentlich die Odyssee für mich durchzulesen. Da ging mir nun über diese ganze Welt ein neues Licht auf; die äußere Szenerie des Altertums, die homerischen Naturbeschreibungen und Beiwörter, das Schiffs- und Hirtenwesen, Trachten und Gebärden, alles stand jetzt in leibhaftiger Wirklichkeit vor meinen Augen. Die allgemeine Formation des Landes entsprach durchaus der homerischen Beschreibung; gewissermaßen typisch für die ganze Konstantinopler Küste sind die Verse:

. . . zwo vorragende Spitzen
Laufen mit zackigem Fels, zur Mündung der Bucht sich senkend:
Diese hemmen die Flut, die der Sturm lautbrausend heranwälzt.
Draußen zurück; inwendig, auch frei der Fessel, verweilen
Schöngebordete Schiffe, nachdem sie gelangt zu der Anfuhrt.
Aber am Haupte der Bucht grünt weitumschattend ein Ölbaum.

Wie oft liefen wir in solche Buchten ein und ruhten nach ermüdender Fahrt oder langem Ritt „unter dem schönen Platanenbaum, wo klares Wasser floß“. Selbst der Ruf der Heiligkeit war solchen Orten aus dem Altertum geblieben; zwar hatte der Altar der Nymphen einer Nische der Mutter Gottes, der Panagia, weichen müssen; aber die Griechen verehren auch heute noch solche Quellen, die der Hauch des Friedens und der Ruhe umweht und die dem Müden Erquickung spenden, als ein Heiligtum. Das Boot erinnerte mit all seinem Zubehör und den Hantierungen der Schiffsleute stets an die homerische Zeit; auch heute noch

. . . setzten auf Ruderbänke sich alle
Ordentlich, lösten darauf vom durchlöcherten Steine das Haltseil;
Rückwärts lehnten sie sich und drehten das Meer mit dem Ruder.
Jetzt, wie auf ebener Bahn vier gleich gespannete Hengste,
Alle zugleich hinstürzend im Schwung der beflügelnden Geißel,
Ungestüm sich erheben und rasch vollenden die Laufbahn:
Also erhob sich das Steuer des Schiffes, und es rollte von hinten
Groß die purpurne Woge des weitaufrauschenden Meeres.

Auch die heutigen Menschen kannten wie Homer eigentlich nur zwei Hauptwinde, den Nord und den Süd, Boreas und Lotus, die nach Jahrtausenden selbst im Munde der Türken ihre alten Namen beibehalten hatten (poiraz und lodos). Der Südwind stand wie zu Odysseus Zeiten in übelm Rufe und galt als der gefährlichste. Plötzlich eintretendes kaltes und unfreundliches Wetter, auch wenn es in die bessere Jahreszeit fiel, hieß wie in der Odyssee bei Griechen und Türken „ein Winter“. Zahllos waren die Vergleiche, die Tracht und Gebärden, Benehmen und Sitten des Volkes lieferten; da wandelten die Frauen „hingesenkt vor die Wangen des Hauptes hellschimmernde Schleier“; auch die vornehme Orientalin erschien wie die homerische Frau nie allein in der Öffentlichkeit, „ihr folgten zugleich zwei dienende Jungfraun“. Der Hirt hüllte sich wie sein Vorfahr, der göttliche Eumäos, in das „zottige Fell der großen gemästeten Ziege“. Die Bettlergestalt, welche die Odyssee im dreizehnten Buche ausführlich beschreibt, lebte so leibhaftig fort, daß die Photographie eines stadtbekannten Bettlers, die in einer Sammlung orientalischer Trachten und Typen in Pera käuflich war, bis in die kleinsten Züge das homerische Bild des Iros wiederzugeben schien. Nicht minder schlagend war die Übereinstimmung in allerlei Gebräuchen, Sitten und selbst in sittlichen Anschauungen; das Schlachten eines Hammels bildet auch jetzt noch häufig den Anfang oder Schluß einer wichtigen Unternehmung, und die Redensart: „Du kannst ein Lamm schlachten“, ist gleichbedeutend mit unserm „Gott sei Dank, du bist der Gefahr entronnen“. Das Gebet geschieht mit emporgehobenen Händen. Im schmerzlichen Affekt schlägt der Orientale seine Hüften wie der homerische Held. Blut wird durch Besprechen gestillt. Das Berühren des Bartes gilt als der stärkste Ausdruck des Flehens und, wenn es gelang, als die wirksamste Unterstützung des Bittgesuches. Die „lieben Geschenke“ spielen in der heutigen orientalischen Welt noch gerade eine so große Rolle wie in der homerischen. Auch die Berechnung derselben bei Reisen und andern Unternehmungen tritt ebenso naiv und unverhüllt

hervor. Die Meinung der „umwohnenden Nachbarn" ist heute noch eine große sittliche Macht, die oft Handlungen und Unterlassungen der Orientalen stärker beeinflußt als Gesetz und Strafe und ein nicht hoch genug zu schätzendes Gegengewicht gegen die landesübliche Willkür bildet. Die Rücksicht auf diese Macht wirkt z. B. sehr wesentlich auf die Behandlung der Sklaven, die der Regel nach eine viel humanere ist als wir annehmen, wie denn überhaupt die ganze Stellung der Dienerschaft in der überraschendsten Weise an homerische Verhältnisse erinnert. Die Beschreibung, die z. B. der alte Eumäos von seinen Lebensschicksalen gibt, würde mit wenigen äußerlichen Änderungen von Namen und Örtern ebensogut aus der heutigen orientalischen Welt genommen sein können.

Ich komme nach dieser Abschweifung, die ein Beleseneren als ich leicht weiter ausmalen könnte, auf meine persönlichen Erlebnisse zurück.

Im Winter 1861 verließ der bisherige Gesandte, Graf v. d. Goltz, Konstantinopel, um nicht wieder dahin zurückzukehren; er war bestimmt, den Grafen Bismarck auf dem Petersburger Posten zu ersetzen. Wir hatten alle das Gefühl eines großen Verlustes; erst später lernte ich nach reiferen Erfahrungen erkennen, wie begründet diese Empfindung war. Kein preußischer Gesandter hatte bis dahin eine gleich einflußreiche Stellung behauptet, und wir Beamte merkten namentlich in den schwierigen Verhandlungen mit den türkischen Behörden, daß das Steuer der Gesandtschaft von einer festen Hand geführt wurde, die ihrem Willen Achtung nach allen Seiten zu verschaffen verstand. Was das bedeuten wollte, läßt sich erst ermessen, wenn man weiß, daß der Einfluß der preußischen Regierung als solcher damals gleich Null und jedenfalls unendlich viel geringer war, als man sich in Berlin wohl einbilden mochte. Es hatte dies einen doppelten Grund: einmal war nach dem Krimkriege der französische Einfluß so überwiegend, daß kein andrer, kaum der englische, dagegen aufkam. Dies hätte zwar an sich einen preußischen Vertreter nicht zu beunruhigen brauchen, da wir ja auch damals nicht durch besondere deutsche Interessen dazu berufen waren, eine aktive und leitende Rolle in den orientalischen Dingen zu erstreben. Allein es trat ein zweites Moment hinzu, das im Charakter der türkischen Staatsmänner lag und allerdings auch die besonderen, einem preußischen Gesandten anvertrauten Aufgaben affizierte. Die Macht des Erfolges und die politische Präponderanz des Augenblickes hat zweifellos auch in dem Verkehr der europäischen Staaten untereinander stets eine große Rolle gespielt, und die napoleonische Herrschaft, die nach dem italienischen Feldzug von 1859 ihren Gipfelpunkt erreichte, sah ja damals ganz Europa zu ihren Füßen. Aber nirgends trat die Wirkung dieser Präponderanz auf den gewöhnlichen Geschäftsbetrieb in so hohem Grade zutage wie bei den Orientalen, die durch ihre Charakteranlage und die eigenen Verhältnisse von Kindesbeinen an daran gewöhnt sind, nur dem Impulse des Mächtigeren zu folgen und stets auf den Hauch der Gunst zu lauern. Wenn in den alten Kulturstaaten Europas dem Vertreter einer tonangebenden Großmacht eine glänzende äußere Stellung bereitwillig eingeräumt wird, wenn seine Vorstellungen leichteres Gehör, seine Geschäfte schnellere

Erledigung finden, so können daneben doch auch die Anträge kleinstaatlicher Vertreter auf Berücksichtigung rechnen; laufende, nichtpolitische Sachen namentlich pflegen nach rein sachlichen Gesichtspunkten behandelt zu werden, meist mit einer gewissen kulanten Courtoisie, und man ist wenigstens bemüht, äußerlich stets gute Formen gegen alle zu beobachten. Überhaupt herrscht in dem europäischen internationalen Verkehr etwas von der Vornehmheit eines alten Hauses, dessen Wirt es sich angelegen sein läßt, alle seine Gäste gleich liebenswürdig zu behandeln. Ganz anders war es bei der Pforte. Nur die politisch mächtigen zählten in ihren Augen; und zwar zog sie nicht allein bei ihren politischen Plänen und Sorgen ganz ausschließlich diese letzteren zu Rate, was ihr am Ende nicht zu verdenken war, nein, auch diejenigen Fragen, welche die wirtschaftliche und die rechtliche Lage aller Fremden berührten und für alle ein gleiches, für die Vertreter kleinerer Staaten, bei der großen Zahl ihrer Untertanen, oft ein dringenderes praktisches Interesse hatten, waren dem Einfluß und der Entscheidung der politisch mächtigeren unterworfen. Galt es z. B. die Handelsverträge zu erneuern, so trat die Pforte zunächst mit dem französischen, dann mit dem englischen Botschafter in Verhandlung, und die übrigen Gesandten hatten sich in die abgeschlossenen Tatsachen zu fügen. Dasselbe geschah, wenn es sich um eine Auslegung und Anwendung der Verträge handelte; so wurden z. B. die Bedingungen, unter denen Fremde zum Grundbesitz zuzulassen seien, hauptsächlich durch Verhandlung mit dem französischen Botschafter festgestellt. Konzessionen gemeinnütziger Unternehmungen wurden vorzugsweise an französische und englische Schützlinge vergeben, ihre Ansprüche gegen den Fiskus zum Nachteil andrer, besser begründeter Forderungen zuerst und vorzugsweise befriedigt, ja die ganze Rechtspflege und Verwaltungspraxis konnte eine schleunigere und sorgfältigere werden, sobald ein Franzose ins Spiel kam. Ein Holländer oder Schwede z. B. mochte wochenlang in einem schmutzigen türkischen Kerker trotz aller Proteste seiner Gesandtschaft brummen, während den Franzosen die bloße Angabe seiner Nationalität wie ein „civis romanus sum“ frei machte. Was der Vertreter einer kleinen Macht erst nach monate- und jahrelangem Warten, nach der ärgerlichsten Diskussion erreichte, stand dem französischen Botschafter auf einen Wink zu Gebote. Während jener sich mühsam und brockenweise seine politischen Informationen zusammensuchte, stand dieser mitten in den Fragen drin und saß gewissermaßen mit im Rate der Pforte. Kurz, im Vergleich zu ihm machte sein kleinstaatlicher Kollege ungefähr den Eindruck eines wenig bemittelten Landjunkers, der in dem Kampf ums Dasein mit Mühe die Dehors seiner Stellung wahrt, während neben ihm der Grandseigneur mit ruhiger Sicherheit die Fülle seiner Macht genießt.

Preußen galt den damaligen türkischen Staatsmännern als eine Art Appendix von Rußland, ohne eigenen Willen, in seinen politischen Handlungen und Kundgebungen durch seine mächtigeren Nachbarn bestimmt; war der Beifall dieser letzteren gewonnen, so brauchte man sich um den unsrigen keine Sorge zu machen. Im Munde älterer Leute lebte noch die Benennung Preußens als „Trantapol“ fort, eine Korruption aus „Brandenburg“, und

sie kannten es nur unter diesem Namen. Gelehrte wußten, daß jenes „Trantapol" einmal einen „Dschihangir", einen Welteroberer, zum Könige gehabt[1]), daß es am bahr-i-baltik, das ist am Baltischen Meere, liege, daß der Bernstein von dorther komme. Aber weiter reichte ihre Kunde und Vorstellung von unserm Vaterlande nicht. So war dem preußischen Gesandten in der allgemeinen Auffassung sein Platz bei den Vertretern Dänemarks, Schwedens, Spaniens und Hollands angewiesen; nur der Umstand, daß Preußen als Mitunterzeichner des Pariser Friedens formell wenigstens bei den Verhandlungen über die Fragen, die aus jenem Traktate flossen, nicht umgangen werden konnte, stellte es in der Schätzung der offiziellen türkischen Kreise um einen Grad höher in der Stufenleiter des Einflusses als jene Kleinstaaten. Dies war aber auch der Punkt, der einer bedeutenderen Persönlichkeit, wie dem Grafen Goltz, die Möglichkeit bot, die Ungunst seiner Lage zu verbessern. Er entwickelte bei den Beratungen über die zahlreichen organisatorischen Fragen, die der Pariser Vertrag offen gelassen hatte oder die in Zusammenhang mit ihm gebracht wurden, ein so hohes Maß von Geschäftskunde, von Kombinationsgabe und von Gewandtheit in der Vermittlung von Gegensätzen, daß ihm von selbst und ungesucht eine leitende Rolle dabei zufiel. Noch kurz vor meiner Ankunft hatte er an der Ordnung der Verhältnisse des Libanon einen hervorragenden Anteil genommen, wie er von der preußischen Politik als solcher nicht hätte beansprucht werden können. Das Ansehen, dessen er infolge davon bei den einflußreichsten seiner Kollegen genoß, wirkte auf die Pforte zurück; sie lernte den Mann respektieren und in Rechnung setzen, der durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit jene mächtigeren, vor denen sie sich fürchtete, zu bestimmen imstande war. Die Vertretung unsrer materiellen Interessen und die Behandlung der laufenden Sachen gewann dadurch außerordentlich; wir brauchten uns Zurücksetzungen, wie sie andern widerfuhren, nicht gefallen zu lassen, und wenn sich Neigung dazu zeigte, so wußte Graf Goltz den türkischen Ministern sehr deutlich zu verstehen zu geben, daß, obwohl wir weit abgelegen seien, unsre Stellung im europäischen Rate es uns doch ermögliche, ihnen das Leben leicht oder schwer zu machen. Dazu gehörte freilich, daß ihnen letzteres auch, wie es durch die persönliche Überlegenheit des Grafen geschah, tatsächlich vor Augen geführt wurde. Graf Goltz ging in seiner politischen Tätigkeit ganz auf und war so ausschließlich durch politische Interessen erfüllt, wie ich es in gleichem Maße bei andern Diplomaten kaum je gesehen habe. Er arbeitete rastlos. Gegen 9 Uhr morgens ertönte die Klingel, und dann kam ein Bogen nach dem andern aus seinem Kabinett zurück, um in die Kanzlei zu wandern. Er schrieb außerordentlich klar und schmucklos, wie aus einem Gusse; auf bogenlangen Konzepten war kaum eine Korrektur zu sehen. Dabei traten in seinen Berichten immer große, allgemeine Gesichtspunkte hervor. Er war trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit weit entfernt von

[1]) In einem Berichte des ersten preußischen Gesandten bei der Pforte, v. Rexin, vom 15. Juli 1758 sagt er: „Das Volk erhebt den König in den Himmel: man hörte nichts auf den Straßen und in den Kaffeehäusern als Brandenburg! Brandenburg!"

jener Vielgeschäftigkeit, wie sie kleinen Diplomaten anzuhaften pflegt, die sich in hundert Kleinigkeiten verlieren. Scharfsinn sowie kalte, verstandesmäßige Auffassung und Abwägung der Dinge und Personen waren überhaupt bei ihm vorwiegend, und ein gewisser Sarkasmus machte ihn zu einem gefürchteten Gegner; auch fürchteten ihn die Türken mehr als sie ihn liebten, zumal er von seinem griechischen Aufenthalte her im Geruche von Philhellenismus stand. In Konstantinopel, wo man gern alles auf persönliche Verhältnisse zurückzuführen liebt, hieß es, daß seine besonders freundschaftlichen Beziehungen zu der Königin Amalie, einer Frau, deren geistige Bedeutung selbst ihre Widersacher anerkannt haben, nicht ohne Einfluß auf seine Beurteilung der griechischen und der türkischen Verhältnisse geblieben seien. —

Von politischen Vorgängen sind mir aus dem ersten Jahre meines Aufenthalts nicht viele Erinnerungen geblieben. Ich war hauptsächlich durch die laufenden Geschäfte und mein Lernbedürfnis in Anspruch genommen und stand den politischen Verhandlungen sowie den maßgebenden Personen noch ferner. Nur von der damaligen Finanznot der Pforte habe ich einen lebhaften Eindruck bewahrt. Alles bare Geld, Gold, Silber, selbst das schlechte Halbsilber und das Kupfer, war aus dem Verkehr verschwunden; das einzige Zirkulationsmittel bildete ein um mehr als die Hälfte entwertetes Papiergeld, dessen Valuta die tollsten Sprünge machte. Der Taler, der 16½ Geldpiaster gelten sollte, war 36 Piaster wert, und auch dieser Satz änderte sich von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde. Es kam vor, daß, wenn man abends im Gasthofe seine Zeche entrichten wollte, der Wirt bat, die Zahlung auf den andern Tag zu verschieben, weil er dann einen günstigeren Kurs zu treffen hoffte. Scheidemünze existierte nicht mehr; dafür gab wer wollte, Kaufleute, Wirte, Dampfschiffahrtsgesellschaften, Kirchengemeinden, kleine Papierschnitzel, sogenannte Bons aus, die im gewöhnlichen Verkehr an Zahlungsstatt angenommen wurden. Die Pforte verfiel auf die abenteuerlichsten Mittel, um die Valuta zu bessern. So erklärte sie sich, um den Kredit ihres Papiergeldes zu heben, bereit, dieses an einzelnen öffentlichen Zahlstellen zum vollen Nennwert gegen Geld auszuwechseln. Auf einem Ritte durch Stambul sah ich an einer Moschee einen dichten Menschenknäuel vor einem kleinen vergitterten Fenster stehen; Hunderte von Händen reckten sich begierig nach einem Beamten aus, der nach sehr langsam abgemessenen Pausen einem oder dem andern aus der Menge ein Goldstück darreichte, nachdem er den papiernen Gegenwert mit absichtlicher Bedächtigkeit gezählt. Dieser Goldregen dauerte ungefähr zwei Stunden des Tages und verfehlte natürlich gänzlich seinen Zweck. Das entwertete Papiergeld wurde endlich im Jahre 1862 mittelst des Ertrages einer auswärtigen Anleihe zurückgezogen und teils durch Barzahlung, teils durch ein zinstragendes Staatspapier vergütet, das unter dem Namen der ‚Consolidés' den Grundstock der türkischen Staatsschuld gebildet hat. Öffentliche Ausrufer verkündeten dem Volke das erfreuliche Ereignis: den Untergang der verhaßten Papierschnitzel. Freilich ahnten damals nur wenige, welcher Fluch dem Lande aus dieser konsolidierten Schuld erwachsen sollte.

Von hervorragenden Persönlichkeiten, denen ich in meiner ersten Zeit begegnete, habe ich, außer dem Sultan selbst, insbesondere Aali und Fuad Pascha zu nennen.

Der Sultan Abdul Asis machte damals, äußerlich wenigstens, einen vorteilhaften Eindruck. Er hatte etwas Selbstbewußtes und Würdiges in seinem Wesen, besonders bestach sein ausdrucksvolles Auge, das in freundlicher Herablassung zu leuchten verstand; Haar und Bart waren glänzend schwarz und die Gestalt, obschon untersetzt, doch noch jugendlich schlank. Selten habe ich einen Menschen so schnell altern sehen wie den Sultan; als ich ihn elf Jahre später zum letzten Male zu Gesicht bekam, fand ich ihn dick und gedunsen, Haupt- und Barthaar waren vollständig ergraut. Schon früh ist mir an ihm ein gewisses unstetes Wesen aufgefallen (ich hatte Gelegenheit, ihn alljährlich mehrmals, meist in Privataudienzen, aus nächster Nähe zu betrachten), das mit den Jahren zunahm. Sein tragisches Ende hat mich lebhaft an diese Wahrnehmung erinnert; um so mehr, als mir bereits im Jahre 1863 ein befreundeter Arzt, der zu einer Konsultation bei ihm zugezogen worden war, mitteilte, daß er eine bedenkliche Neigung zu geistiger Aufregung bei ihm gefunden habe und befürchte, der Sultan werde nicht immer im Besitze seines geistigen Gleichgewichts bleiben. Von den Charaktereigenschaften Abdul Asis' verlautete damals noch wenig; man wußte nur, daß er in materiellen Genüssen mäßig, dafür aber launenhaft und von einem starken Selbstbewußtsein erfüllt sei. Er rauchte weder, noch nahm er geistige Getränke zu sich; letztere mied er, weil sie ihm leicht Kongestionen verursachten. Aus demselben Grunde mochte er auch geheizte Räume nicht leiden; mitten im Winter, wenn draußen der Schnee lag, pflegte er uns in seinem Palast von Dolmabagdsche in eiskalten Sälen zu empfangen; eine solche Audienz endigte für uns, die wir in dem dünnen und kärglichen Frack zu erscheinen hatten, meist mit einem tüchtigen Schnupfen. Seine Hauptliebhaberei bildete damals, wo seine Bautenmanie noch nicht eine so bedenkliche Höhe erreicht hatte, Heer und Flotte, und zwar legte er sich, da er im Grunde weder militärische Anlagen noch Kenntnisse besaß, vorzugsweise auf die Uniformspielereien. Unausgesetzt wurde an den Uniformen der Armee und der Flotte, des Hofstaats, des Marstalles, der Zivilbeamten herumgemodelt. Die alten Trachten der Leibgarden, die noch aus der Zeit der byzantinischen Kaiser stammten, wurden abgeschafft, die Nationalflagge dreimal innerhalb vierzehn Tagen abgeändert, so daß sich die Minister schließlich selbst schämten, die Wiederherstellung des alten Modells den Gesandtschaften zu notifizieren. Ein Gutes hatte die Beschäftigung mit der äußeren Ausstattung der Armee wenigstens, daß ihr nämlich der steife Waffenrock und die enge Hose, die den Orientalen gar nicht zu Leibe paßten, zum Opfer fielen. Sie wurden durch die alte landesübliche Volkstracht, das Wams und die kurze bauschige Hose, ersetzt. Den Anstoß hierzu gab aber erst das französische Zuavenkostüm, so daß, sonderbar genug, die Türken durch Nachahmung und französische Vermittlung zu ihrer eigenen Nationaluniform wieder zurückgelangt sind. Eine besondere Vorliebe zeigte Abdul Asis für die Flotte; er ruhte nicht eher, als bis er ein stattliches Panzergeschwader zu-

sammengebracht hatte, das stets vor den Fenstern des Palais liegen mußte. Ich erinnere mich, daß ich einmal dem Sultan Photographien zu zeigen hatte, welche die Verheerungen darstellten, die gezogene Geschütze einer deutschen Fabrik an Panzerplatten anzurichten imstande sind. Die Bilder machten einen lebhaften Eindruck auf ihn. Er fragte mich bestürzt, ob damit nun alle seine Bemühungen für die Herstellung einer Panzerflotte sich als vergeblich herausgestellt hätten. Die militärischen Liebhabereien des Sultans hatten zwei bemerkenswerte Folgen; die eine, daß die Armee, die zu seines Vorgängers Zeiten verlottert und verwahrlost war, durch Ausrüstung und Bewaffnung einen Grad von Schlagfertigkeit erwarb, wie sie ihn vor Einführung der Reform nicht besessen, während die Flotte ein Übergewicht gewann, das insbesondere Griechenland jeden Augenblick einem türkischen Angriff preisgab und deshalb dessen Angriffsgelüste dämpfte; die andre, daß der finanzielle Zusammenbruch des Reichs dadurch beschleunigt wurde. Die Schiffsbestellungen in England namentlich wurden mit der Zeit zu einer solchen Leidenschaft des Sultans, daß jeder seiner Minister, der sich ihr zu widersetzen suchte, unabwendbar die Gunst des Herrschers verlor; sie verschlangen alljährlich kolossale Summen und warfen alle Versuche um, das Gleichgewicht des Staatshaushalts wiederherzustellen.

Die Finanzkalamität der Pforte hatte für uns ausländische Beamte den Vorteil, daß wir mit unserm Einkommen bequemer leben konnten als sonst möglich gewesen wäre; wir erhielten nämlich für unsern Taler unverhältnismäßig mehr Papierpiaster als wir Geldpiaster bekommen hätten, und wenn auch die Preise der Lebensbedürfnisse mit der Entwertung des Papiergeldes gestiegen waren, so war dies doch nicht in dem der Entwertung entsprechenden Verhältnisse geschehen. Namentlich Lebensmittel und Naturalien erhielten sich ziemlich auf den ursprünglichen Sätzen.

II.

Im Frühjahre war es mir möglich, einem Herzenswunsch Erfüllung zu geben und eine Reise nach Griechenland zu unternehmen. Besonders verlockend war, daß ich die Fahrt nach Athen in heiterer Gesellschaft von Landsleuten an Bord des Avisodampfers der königlichen Marine „Loreley“ machen konnte, der nach mehrjährigem Aufenthalte im Bosporus nach der Heimat zurückkehrte.

Am 24. Mai 1862 abends schiffte ich mich auf der „Loreley“ ein; sie lag bereits zur Abfahrt gerüstet, der eine Anker war unter dem jubelnden Hurraruf der Mannschaft, die sich nach mehrjährigem Dienst im Auslande der Heimfahrt freute, gelichtet, wir warteten nur auf die Nacht, um auch den zweiten zu heben. Das Auslaufen aus dem Hafen von Konstantinopel ist nämlich bei Tageszeit des vielen Schiffsverkehrs wegen nicht leicht, zuweilen selbst gefährlich; man wählt deshalb gern die späten Abend- oder Nachtstunden zur Abfahrt. Kurz nach Mitternacht setzten wir uns in Bewegung; ich schlief auf einem improvisierten Lager in der Offizierskajüte dicht am Steuer hinter einem aus Flaggen aller Nationen hergestellten farbenschillernden Vorhang

und fand in der ersten Nacht bei dem fortwährenden Rasseln der Steuerketten nicht viel Ruhe. Allein als ich morgens in aller Frühe das Deck betrat, war die Müdigkeit von der frischen Morgenluft schnell hinweggeblasen. Es war ein glänzender Sommertag, mächtig strahlender Himmel, das Meer glatt wie ein Spiegel, zu beiden Seiten des Schiffes tummelten sich Scharen von Delphinen, eine festtägliche Stille schien über alles verbreitet, nur durch das gleichmäßige Arbeiten der Maschine und das Rauschen des Kiels unterbrochen. Das bloße Atmen der erquickenden Morgenfrische war schon ein Genuß; überhaupt habe ich die Freude an dem rein physischen Dasein nie so lebhaft empfunden wie auf solchen Meeresfahrten; man hätte alles umarmen mögen, so mächtig durchströmte einen das Gefühl des körperlichen Behagens und der Freude, in dieser schönen Welt zu leben. Vor uns lag wie ein gigantischer Felsblock die Marmarainsel, nach der Seeseite schroff abstürzend, von wilden Schluchten zerrissen, unwirtlich, nur nach der asiatischen Seite hin deuteten weiße Segel und aufsteigender Rauch auf menschliche Wohnstätten. Der der Propontis zugewendete Teil der Dardanellenstraße ist ohne landschaftlichen Reiz. Die Ufer sind kahl, von geringer Erhebung und ohne Mannigfaltigkeit in den Formen. Erst bei dem Ausgang nach dem Ägäischen Meere hin entrollen sich anziehendere Bilder. Wir fuhren dicht an der asiatischen Küste entlang, so daß man die schleichenden, gelben, schilfbewachsenen Gewässer des Skamander mit einem Steinwurf erreichen zu können glaubte; landeinwärts schauten die Grabhügel der trojanischen Ebene bedeutsam empor, und als wir um die Ecke bogen, die das Festland in scharfer Wendung gegen Süden bildet, lag vor uns in dunkelblauer Färbung die Inselgruppe von Lemnos, Imbros und Samothrake mit wunderlich geformten Bergspitzen und Zacken. Zwischen Tenedos und dem Festlande ging es wieder so nahe an der Küste vorbei, daß auf dem klaren Meeresgrunde die Steine fast zu zählen waren und daß man in die Fenster der Häuser auf dem einsamen Kap Sigeum hineinschauen zu können meinte. Die Troas lag jetzt offen vor uns, dicht am Ufer die Grabhügel des Achilles und des Patroklus; über das frische Waldesgrün der Ebene erhob sich der Ida, der Göttersitz, und vor dem voranschauenden Blick stieg wie eine blaue Wolke Lesbos aus den Fluten. Allmählich milderte sich die Hitze des Tages, goldene Lichter übergossen die Küste, das Meer nahm die homerische Weinfarbe an, und um den Genuß des Tages voll zu machen, wurde gleich nach Sonnenuntergang die Riesengestalt des Athos am fernen Horizont sichtbar. So umspannte der Blick Europa und Asien zugleich.

Am folgenden Morgen befanden wir uns in der sogenannten Cropassage, der schmalen Durchfahrt, die Euboea und Andros trennt; wir steuerten an Keos vorbei der attischen Küste zu. Sie bietet denselben öden und unwirtlichen Anblick wie fast die gesamte griechische Küste: kahle, rötliche, ineinander geschobene Gebirgs- und Felsmassen, die höchstens auf den niedrigen Partien kurzes Gestrüpp bedeckt. So oft ich auf meinen griechischen Fahrten an solchen Gestaden vorbeifuhr, verfolgte mich die Frage, ob diese Küsten auch im Altertum einen gleich trostlosen Anblick gewährt hätten und ob sie von jeher aller Vegetation beraubt gewesen seien. Ein befreundeter Gelehrter machte mich

darauf aufmerksam, daß die griechischen Meere seit Jahrtausenden befahren seien und daß alle jene Seefahrer, von den Phöniziern bis zu den Venetianern, ihren Holzbedarf von der zunächst gelegenen Küste geholt hätten. Ein andrer hob hervor, daß die Seeseite des griechischen Festlandes und der Inseln überhaupt nie mit Bäumen bestanden gewesen seien; die steil abstürzenden, beständig von Wind und Wellen gepeitschten, von winterlichen Wasserläufen durchfurchten Felswände hätten keinen Baumwuchs aufkommen lassen. Wahrscheinlich wirkten beide Umstände zusammen; Menschenhände mögen die erste Vegetation zerstört und der verwüstenden Macht der Elemente dadurch um so freiere Bahn geöffnet haben. Mitten in dieser Felswildnis hob sich um so eindrucksvoller das Kap Sunium mit seinem Tempel ab, das Wahrzeichen des attischen Landes.

Wie oft hatte ich mir in jungen Jahren in der Phantasie das Bild dieser Stätte vergegenwärtigt! Und dies eingebildete Bild deckte sich sonderbarerweise mit der Wirklichkeit, die ich jetzt vor mir sah. Nur darin mußte ich meine Vorstellung berichtigen, daß ich den Tempel nicht, wie ich mir ihn vorgestellt, auf einer beträchtlichen beherrschenden Höhe, sondern auf einem eher niedrigen, aber weit ins Meer vorgeschobenen Felsstücke fand. Die Säulen glänzten weit in die Ferne, und der ganze Abhang des zerklüfteten Felsvorsprunges war mit geborstenen Marmortrümmern übersät, deren strahlendes Weiß in dem niedrigen, tiefgrünen Buschwerk um so deutlicher hervortrat. In den Mittagsstunden umfuhren wir die Spitze von Attika, das Kap Sunium noch lange in Sicht behaltend. Vor uns lag jetzt Aegina, dahinter Salamis und in der Ferne die Berge der korinthischen Bucht. Kurz nach 1 Uhr eröffnete sich zur Rechten die Ebene von Athen; während ich in der Nähe des Steuerruders verweilte, ertönte plötzlich von der Kommandobrücke der Ruf: „Die Akropolis“. Ich eilte hinauf und sah mit bloßem Auge in der Tiefe der Ebene den weltberühmten Hügel; mit Hilfe des Fernrohres offenbarten sich auch die rostfarbenen Trümmer des Parthenons. Keiner unsrer Offiziere war früher im Piräus gewesen; während wir der Berechnung nach schon vor dem Hafen sein mußten, zeigte sich nirgends der Eingang. Schon waren wir an dem alten Phalerus vorbei, und noch immer schien vor uns alles verschlossen. Da plötzlich zeigten sich hinter einem Vorsprung Mastenspitzen, und mit einer kleinen Drehung fanden wir uns unversehens vor der Einfahrt des Hafens. Die Ausschiffung war rasch bewerkstelligt; bald rollten wir in bequemen Wagen die staubige Landstraße entlang der Hauptstadt zu; nach fünfviertelstündiger Fahrt fanden wir uns in unserm Gasthofe, der dicht an dem königlichen Schlosse gelegen war.

In Athen verlebte ich die köstlichsten Tage im Genusse der Herrlichkeiten, die die Stadt bietet, im anregenden Umgang mit Gelehrten, Diplomaten und munteren Landsleuten. Es traf sich als ein unverdientes Glück, daß gerade damals Professor Strack aus Berlin in Athen verweilte, wo er eben das alte Dionysostheater entdeckt und ausgegraben hatte. Einen besseren Führer hätte ich mir kaum wünschen können, als diesen liebenswürdigen Mann, der mit der tiefsten Kenntnis der Baukunst ein feines, sozusagen instinktives Verständnis für das Altertum verband und bereitwillig von seinem geistigen

Reichtum spendete. Er erinnerte mich in seinem Wesen, in seiner feurigen Begeisterung für die klassische Welt öfters an den alten Welcker, meinen unvergeßlichen Lehrer. Morgens um 4 Uhr, ehe die schwere Tageshitze einbrach, stand er schon in den Gräben seines Theaters und kommandierte wie ein Feldherr in den Laufgräben seine Arbeiter. Das Theater liegt am östlichen Abhang der Akropolis; man hatte es immer dort vermutet, aber die bisherigen Nachforschungen waren vergeblich geblieben. Da kam Strack und stellte zunächst auf seine eigenen Kosten neue Grabungen an; nach einigen orientierenden Versuchen führte er einen Schacht aus, der zur großen Freude sofort den Zuschauerraum des Theaters, die sogenannte cavea, traf. Die cavea war bis zu 20 und 30 Fuß mit Schutt ausgefüllt, dessen bloßer Anblick das Herz des Altertumsforschers vor Erwartung schlagen machte. Ich war selbst Zeuge, wie diese Masse in Bewegung gesetzt wurde, wie Säulen aller Art, Architrave, Marmorreliefs, Terrakotten, Statuen, Menschen- und Tiergebeine, Scherben und Vasen sich daraus entwickelten. Alles das hatte in unbeschreiblichem Durcheinander den Theaterraum derart erfüllt und bedeckt, daß man ihn verloren glaubte. Im Mittelalter hatte auf diesem Füllsel ein albanesisches Dorf gestanden; zunächst unter dem heutigen Boden fanden sich aus jener Ansiedlung stammende kolossale tönerne Gefäße, wie man sie heute noch überall im Orient zum Aufbewahren des Trinkwassers im Gebrauch hat. Bei meiner Ankunft in Athen waren bereits mehrere Sitzreihen des Theaters ausgegraben: Kunstreich gearbeitete Sessel mit der Bezeichnung der Würde der Person, für die sie bestimmt waren; unter ihnen auch der Sitz des Dionysospriesters, den Aristophanes in seinen Komödien erwähnt. Die Sessel waren übrigens aus spätgriechischer Zeit, wogegen andre Teile des Theaters, wie mich Strack belehrte, bis in das Zeitalter des Themistokles hinaufreichen. Wie in seinem Theater, so war mir Strack auch auf der Akropolis ein unermüdlicher Führer; es verging kaum ein Morgen oder Abend, wo wir den Hügel nicht bestiegen hätten, um uns in seine Herrlichkeiten zu vertiefen.

Das athenische Gebiet, wie es sich vor dem Beschauer von dort aus ausbreitet, hat trotz seiner Öde und Kahlheit, trotz des Mangels an Vegetation, einen immer von neuem fesselnden Reiz. Es ist damit wie mit gewissen Gesichtern, denen zwar die Fülle, der Schmelz und die strahlende Farbe der Jugend fehlen, die aber durch mächtige Konturen und charakteristische Anlage der einzelnen Züge, durch festen Knochenbau, der dem Sturm der Jahre trotzt, eine bedeutsame Schönheit bewahrt haben. Die verschiedensten Elemente landschaftlicher Schönheit finden sich auf kleinem Raum vereinigt. Da ist steiles Hochgebirge neben dem Hügelland und einer weiten Ebene, unbegrenztes Meer neben engen azurblauen Buchten und hochaufragenden Inseln. Der Olivenwald am Kephissos, dessen Grün in der Steinwüste jetzt noch (es war im Mai) eine gewisse Frische bewahrt hatte, zeigte, daß doch Vegetation möglich war; den Hügel von Kolonos gar fand ich mit Blumen und Kräutern bedeckt; ich hatte sogar das Glück, Nachtigallen dort schlagen zu hören, deren Gesang ja schon der Sophokleische Chor an jener Stelle vernommen und gepriesen hat. Die Stadt Athen machte im allgemeinen einen sauberen und

freundlichen Eindruck; sie erinnerte in der Bauweise der Häuser etwa an einen neueren deutschen Badeort. Die Umgebungen waren damals noch sicherer als später, und man konnte ohne Räubergefahr Ausflüge in Gebiete machen, die später lange Zeit verschlossen waren. Wir besuchten den Phalerus, Eleusis nebst dessen Umgebung und erstiegen den Gipfel des Pentelikon, wo ein doppelter Ausblick im Norden die marathonische Ebene mit ihrer kreisrunden Bucht, im Süden das ganze athenische Stadtgebiet wie eine Reliefkarte umfaßt. Bei dem Kloster unterhalb des Gipfels lagerten wir auf der Rückkehr unter mächtigen Platanen; ich genoß hier zum ersten Male die Küche des orientalischen Reisenden, die an die Urzeiten der Menschen erinnert, aber besser mundet als die feinsten Erzeugnisse der Pariser Kochkunst. Bei einem gewaltigen Feuer unter freiem Himmel schmorte, an einen Baumstamm gespießt, ein dicker Hammel, der den köstlichsten Braten lieferte. Auch dem weißen Phaleroswein wurde tüchtig zugesprochen, obschon dies Getränk sich in seinen Wirkungen nicht so unschuldig erwies, als es dem arglosen Gaumen zuerst erschien. Die beim ersten Trunk leicht scheinenden griechischen Weine sind immer noch sehr stark.

Die Tage vergingen mir wie in einem Rausche, man kam nicht aus dem Sehen und Genießen heraus. Die Abende verbrachten wir nach des Tages Hitze am Tempel des olympischen Jupiter oder in einem Kaffeehause vor unsrer Tür in anregendem Gespräch. Von athenischen Persönlichkeiten lernte ich außer einigen Diplomaten und Professoren der Universität den englischen Philhellenen und Historiker Finlay kennen, der seit Jahrzehnten in Griechenland lebte. Er bewohnte ein stattliches eigenes Haus in der Nähe der Akropolis; es machte einen behaglichen Eindruck, wieder einmal dem Komfort eines europäischen Gelehrten zu begegnen, der im Orient so selten ist. Ein hohes Studienzimmer mit den reichsten Bücher-, Karten- und Bilderschätzen, dazu der reizende Blick auf einen Garten und die Akropolis im Hintergrunde. Das war ein Ort wie geschaffen zur Beschaulichkeit. Finlay war von der allgemeinen Lage des Landes wenig befriedigt und schrieb die Schuld teils der systematischen Mißregierung, teils dem Charakter des Volkes zu. Für die Hellenen passe das System der modernen Verfassungen nicht, sie seien nicht reif dazu. Ein kräftiger aufgeklärter Despotismus würde in den dreißig Jahren seit der Begründung des Königtums viel mehr haben leisten können als der schwankende Scheinkonstitutionalismus. Er könne von all den bitteren Wahrheiten, die er in seiner Geschichte der griechischen Revolution über den griechischen Charakter gesagt, kein Wort zurücknehmen. — Finlay war auch über die Verhältnisse des weiteren Orients, insbesondere des türkischen, sehr genau unterrichtet und zeigte überhaupt in Fragen der Politik und der Staatswirtschaft jene Freiheit des Blicks, die aus der lebendigen Anschauung der Dinge entspringt. Wir kamen unter anderm auf das numerische Verhältnis der christlichen Völkerschaften des Orients zu sprechen. Finlay glaubte die Zahl der Griechen in der ganzen Welt auf nur vier Millionen veranschlagen zu können, von denen eine Million auf das Königreich, die übrigen Dreiviertel auf die Küstenländer des Mittelmeers sich verteilten. Er meinte auch, im

Altertum habe die Gesamtheit der eigentlichen Hellenen diese Ziffer wohl nicht überschritten.

Ich habe immer die Erfahrung an mir gemacht, daß kein Trieb mit seiner Befriedigung so sehr wächst wie die Reiselust. So ließ ich mich denn auch leicht von Herrn Strack überreden, ihn auf einige Tage nach Kleinasien zu begleiten, anstatt geradeswegs wieder nach dem Bosporus zurückzukehren. Wir schifften uns am 4. Juni im Piräus ein und kamen am 5. gegen 6 Uhr morgens in Syra an, nach einer ziemlich unruhigen Nacht, denn in diesem Teile des Inselmeers herrscht immer heftiger Wellenschlag. Syra macht vom Hafen aus gesehen den Eindruck vollständigster Kahlheit und Sterilität, so sehr, daß man sich vorstellen könnte, es hätten die Bewohner absichtlich, soweit das Auge reicht, jeden Baum und Strauch, jeden kleinsten Halm glatt abrasiert. Die blendend weißen, den Berg ansteigenden Häusermassen heben sich auf dem kahlen Kegel desto schärfer ab; ich werde nie ein Bild vergessen, das sich mir auf einer späteren Reise einmal in dem Hafen von Syra bot. Die Strahlen der eben aufgehenden Sonne fielen auf die Stadt und übergossen die zahllosen winzigen schneeweißen Häuschen und Türmchen mit einem rosenroten Schimmer. Die Erscheinung war geradezu phantastisch, man konnte glauben, ein Bild aus der Kindermärchenwelt, eine Stadt aus Zucker oder aus Eiskristall gebaut vor sich zu sehen. Im Innern ist übrigens die Insel nicht so öde und unfruchtbar, wie der Anblick der Seeseite vermuten läßt; betritt man das Innere der Stadt, so hat man den Eindruck des rührigsten Handels- und Verkehrslebens. Syra war damals der bedeutendste und reichste Hafen des Königreichs. Alles, was ich an öffentlichen Einrichtungen zu Gesicht bekam: Straßen, Plätze, Schulen, Hospitäler, Feuerlöschanstalten, ließ auf ein blühendes und geordnetes Gemeindewesen schließen, und die Stadt stach vorteilhaft gegen das viel reichere und bedeutendere Konstantinopel ab, wo einem Verwahrlosung und Schmutz auf Schritt und Tritt entgegenstarrt. Syra spielt auch politisch eine bedeutende Rolle. Als ich nach mehrstündigem Aufenthalt am Lande an Bord zurückgekehrt war, gellten mir noch lange die Ohren von den Deklamationen über die Verworfenheit des ottomanischen Regiments, über den Zerfall der Türkei, über die Zukunft der Griechen usw., die ich von griechischen Patrioten hatte hören müssen. Unter all diesen Reden wurde mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine Mitteilung gemacht, an die ich einige Monate später mit Erstaunen zurückdenken sollte. Syra war der Sitz einflußreicher politischer Komitees, die ihre Wirksamkeit über das ganze Königreich ausgedehnt hatten. Von den Plänen dieser Agitatoren redend, sagte mir ein zuverlässiger Ausländer, der, seit langen Jahren auf der Insel ansässig, unter den Griechen Ansehen und Vertrauen genoß: „Glauben Sie mir, diese Herren haben ein ganz fertiges Aktionsprogramm; sie sagen, wenn nächstens einmal König Otto eine Reise unternehme, so werde man die Türe hinter ihm zuschließen und ihn nicht mehr in die Hauptstadt zurücklassen; man werde dann den Prinzen Alfred von England zum Könige ausrufen; dieser werde als Mitgift die Jonischen Inseln dem Königreiche zubringen." Mein Gewährsmann lachte selber über die zuversichtliche Ausführlichkeit, mit

der dies Programm bis in die kleinsten Umstände ausgearbeitet war, während König Otto doch noch in Athen in scheinbarer Sicherheit und Ruhe das Zepter führte. Als ich aber wenige Monate später die Berichte über die griechische Revolution las, die mit dem Sturze der bayrischen Dynastie endigte und genau so verlief, wie mir kurz vorher auf Syra vorausgesagt worden war, traute ich zuerst meinem Gedächtnis nicht; ich mußte meine Reisenotizen vergleichen, um mich zu vergewissern, daß die Erinnerung mich nicht getäuscht hatte.

Am 5. Juni trafen wir in Smyrna ein. Die Sonne stand schon hoch am Horizont und brannte grell auf die dürren Berge, die die Bucht einschließen, so daß der Anblick kein besonders freundlicher war. Erst auf späteren Reisen habe ich bei halbbewölktem Himmel und linder Frühlingsluft etwas von dem Reiz empfunden, der dem jonischen Himmel nachgerühmt wird. Im ganzen machte Smyrna mehr den Eindruck einer griechischen als einer türkischen Stadt; nur die bunten Trachten der anatolischen Bauern und die langen Züge beladener Kamele erinnerten an das asiatische Hinterland. Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt waren bald in Augenschein genommen; wir rüsteten uns daher mit mehreren englischen Herren, die Terrainstudien zu einer Eisenbahn von Smyrna nach Magnesia zu machen hatten, zu einem mehrtägigen Ausflug in das Hermostal. Am 7. Juni waren wir in aller Frühe beritten und zogen in einem stattlichen Zuge, sieben Reiter stark, mit einem Troß von Packpferden und Dienern über die Karawanenbrücke hinaus. Stadt und Meer lagen bald in nebliger Tiefe hinter uns; am Horizonte tauchten immer deutlicher und vielverheißend die Berge des Binnenlandes auf. Es war mein erster größerer Ausflug auf asiatischem Boden; noch heute steht mir jener Tag wie ein festlicher in der lebhaftesten Erinnerung. Denn von allen Freuden meines Lebens, deren Reichtum ich dankbar anerkenne, kommt kaum eine dem Genusse gleich, den mir meine kleinasiatischen Reisen gewährt haben. Frei und ungebunden tummelt man sein Roß in jene weite Welt hinein, die für den Europäer immer noch eine terra incognita bildet; auch die besten Karten und Berichte geben nur ein unvollständiges Bild des Landes und haben eine reiche Nachlese für denjenigen übrig gelassen, der mit offenem Auge und warmem Herzen nachkommt. Die gesunde Bewegung auf des Pferdes Rücken, die frische Luft, die wechselnden Landschaftsbilder steigern das Gefühl der eigenen Kraft und Unternehmungslust; kein beengter Weg und kein andres Ziel als das, das man sich selber setzt, hemmt einen; mit Kompaß und Karte in der Hand sucht man sich oft selber seine Bahn; man weiß morgens noch nicht, wo man am Abend sein Haupt niederlegen wird, und schweift frei wie ein Vogel in der Luft nach rechts und links; man ruht aus, wo eine erquickende Quelle, ein schattiges Gebüsch, ein murmelnder Bach zum Genuß einladet oder alte Ruinenstätten zur Betrachtung reizen. Oder man trabt zur Erholung gemächlich neben dem Troß der Pferdeknechte her, die, auf hochaufgetürmtem Gepäck thronend, stets zu harmlosem Geplauder, zu Gesang und Scherz aufgelegt sind. Auf Schritt und Tritt zeigen sich ehrwürdige Reste einer Geschichte, die nach Jahrtausenden zählt. Kein andres Gebiet der Erde mag

deren eine solche Fülle bieten und ein solches Beispiel von Überschichtung der verschiedenartigsten Kulturen aufweisen. Kleinasien streckt sich, einer Brücke gleich, heraus aus dem festen und ungegliederten asiatischen Kontinent nach dem Westen; diese Brücke war und ist noch heute der Tummelplatz, wo asiatische und europäische Stämme sich begegnen. Gleich die ersten Reisetage führten uns ein Denkmal aus assyrischer Zeit, dessen Herodot schon erwähnt, dann altgriechische, lydische, römische, byzantinische, seldschukische und fränkische Reste und Trümmer vor Augen. Unser Weg folgte zunächst jenem Tale, das, von dem Sipylos und den Ausläufern des Tmolos eingeschlossen, in die Ebene von Sardes mündet. Die Landschaft hat auch heute noch den Charakter überquellender Fruchtbarkeit bewahrt; allein sie macht trotzdem den Eindruck von Verödung und Verlassenheit. Es fehlen die Zeichen menschlichen Lebens und menschlicher Tätigkeit; verwundert fragt man sich, wer diese üppigen Gefilde bebauen und genießen möge. Die spärlichen Dörfer liegen in den Gebirgen versteckt. Dem ist nicht immer so gewesen. Wie auch sonst in Kleinasien, begegnet man mitten in einer Gegend, die alle Bedingungen menschlichen Gedeihens zu bieten scheint, den Spuren früherer Ortschaften; verlassene und verwilderte türkische Friedhöfe zeigen, daß das Land noch in den letzten Jahrhunderten dichter bevölkert war. Überhaupt hat man den greifbaren Eindruck eines Rückganges der Kultur. Alle Anstalten und Einrichtungen, die dem öffentlichen Leben und dem wirtschaftlichen Verkehr gewidmet sind: Wege, Brücken, Kanäle, Brunnen, Karawansereien, Moscheen, Schulen, Hospitäler, liegen teils verwahrlost, teils in Ruinen. Auch ein flüchtiger Blick erkennt sofort, daß dies Land eine glücklichere Periode reichen Wohlstandes, bedeutenderen materiellen und geistigen Lebens hinter sich hat. Die sichtbaren Reste dieser Kultur gehören meist entweder der griechisch-römischen oder der alttürkischen Zeit an. Stößt man auf irgendeine größere Anlage, auf Straßenfundamente, auf Trümmer öffentlicher Gebäude, so verdanken sie gewiß einer dieser beiden Perioden ihren Ursprung. Wie oft habe ich einen Fluß durchwaten müssen, während dicht nebenan der schönste Brückenbogen aus älterer Zeit das Bett überspannte und es nur eines Zurechtlegens der auseinandergefallenen Quadern bedurft hätte, um den alten Bau wieder nutzbar zu machen. Und gibt es eine schlagendere Beleuchtung für den Rückgang des Landes als die Tatsache, daß die turkmenischen Nomaden, die Vorfahren der osmanischen Türken, heute mit ihren schwarzen Zelten wieder bis in das Weichbild von Smyrna in den Bereich der Eisenbahnen und Dampfboote vorgerückt sind? So berühren sich hier die Repräsentanten der urältesten Menschenkultur mit der modernen Zivilisation; die losen Glieder der Völkerkette, die durch Kleinasien und Persien bis in die Hochebene von Turan zurückgeht, reichen heute wieder bis an das Ägäische Meer heran. —

Unsre Reise verlief ohne jedes Mißgeschick und war dank der zweckmäßigen Veranstaltungen unsrer englischen Begleiter sowie dem natürlichen Reichtum des Landes selbst mit einem gewissen Komfort umgeben, den ich auf späteren Fahrten entbehrt habe. Wir brachen gewöhnlich gegen 6 Uhr morgens auf, nachdem wir lange vorher schon vergebens das Zeichen gegeben und mit Mühe

die von allen orientalischen Reisenden beklagte Saumseligkeit unsrer türkischen Diener bekämpft hatten. Da hatte sich dies oder jenes Pferd verlaufen, Mahmud oder Ahmed war zum Morgengebete gegangen, dieser hatte einen Freund besucht, jener saß gemütlich beim Barbier und ließ sich den Kopf scheeren. Waren wir endlich im Sattel, so ging es fort bis gegen 11 oder 12 Uhr; an irgendeinem einladenden Punkte wurde haltgemacht, im Freien ein Imbiß aus mitgebrachten Vorräten verzehrt. Nach kurzer Rast ging es weiter; trotz der sommerlichen Jahreszeit hatten wir von der Hitze wenig zu leiden; ich habe auch später wiederholt die Erfahrung gemacht, daß die starke Brise, die über Tag auf den kleinasiatischen Hochebenen zu wehen pflegt, selbst im Hochsommer das Reisen dort wohl gestattet. Mit der untergehenden Sonne trafen wir in unserm Nachtquartier ein, wo ein vorausgeschickter Bote bereits Hammel eingekauft, Pilaw und Kaffee bereitet hatte. Überhaupt war die Verpflegung trotz ihrer Einförmigkeit vortrefflich; süße und saure Milch, einen kräftigen Landwein, schmackhaftes, am Spieß gebratenes Fleisch, selbst Eis und türkische Konfekte gab es fast überall. Die orientalische Sitte schreibt vor, den Gast so wenig wie möglich allein zu lassen; daher pflegten uns vor und nach der Abendmahlzeit alle Honoratioren des Ortes Gesellschaft zu leisten; sie hielten sich verpflichtet, nicht von unsrer Seite zu weichen, bis wir uns zum Schlafen niederlegten. Wenn ihre Mitteilungen und Fragen auch manche Belehrung boten, so hatte die Sitte doch auch ihre Last; ich erinnere mich, wie ich oft vor Ermüdung Augen und Mund nicht mehr offen halten konnte und nur so im Halbschlafe unsern Besuchern antwortete. Allein viel schlimmer als diese gut gemeinten Behelligungen waren die Nachtquartiere; sie vergällten einem den sonst so unvergleichlichen Genuß der kleinasiatischen Reisen. Wir hatten, weil es sich ja nur um einen Ausflug von wenigen Tagen handelte, keine Zelte mit und mußten daher meist in öffentlichen Hans oder in Privatwohnungen Quartiere nehmen. Plagegeister aller Art: Moskitos, Wanzen, Flöhe, Käfer, ließen einen dort selten Ruhe finden; ich habe in mancher schlaflosen Nacht über einen Apparat nachgedacht, der vor diesen Feinden schützen könnte. Auf einer späteren Reise in der Troas nahm ich einen weiten Sack aus Leinwand mit, der oben zuzuschnüren war und auf der Gesichtsseite einen dünnen Flor hatte. Ich steckte mich abends hinein und ließ mir durch meinen Diener die Leinwand über dem Kopf zuziehen. Allein die Hitze wurde mir bald unerträglich; ich mußte die Hülle wegreißen und gab mich verzweifelt der eindringenden Schaar der Flöhe preis. Auch das sonst probate Insektenpulver erweist sich gegen die Überzahl der Feinde machtlos.

Wir kehrten nach den genußreichen Tagen über Magnesia und Menemen nach Smyrna zurück. Ich machte von dort aus mit der Eisenbahn noch einen Ausflug nach Ephesus, das damals, als die Ausgrabungen der Engländer noch in den ersten Anfängen standen, keinerlei beachtenswerte Bauten über der Erde zeigte. Eine weite sumpfige Ebene, mit formlosen Trümmern bedeckt, über der die glühende Junisonne fiebererzeugend brütete, ein Bild von solitudo et inanitas.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Eine zu wenig beachtete Mittelmeerinsel: Mallorca.

Von
Theobald Fischer.

In unserm rasch pulsierenden Kulturleben, namentlich in den großen Städten und bei den Männern, an deren Nerven die Amtstätigkeit, Beruf, Geschäft immer größere Anforderungen stellen, macht sich zu Ende des Winters in steigendem Maße das Bedürfnis nach zeitweiliger Ausspannung geltend, wie sie nur die Entfernung vom Wohnorte ermöglicht. Denn nur in den seltensten Fällen wird man ohne Ortswechsel wirklich aus der täglichen Tretmühle heraus und den Quälgeistern entkommen. Die sicherste Auffrischung der Nerven und der Lebenskraft erzielt man erfahrungsgemäß durch einen auch mit einem Wechsel der Ernährung verbundenen völligen Luftwechsel und den Genuß reiner, frischer, staubfreier Luft, innerlich und äußerlich. Ein Land- oder Gebirgsaufenthalt in Deutschland selbst vermag das im Frühjahr nicht zu bieten, denn sich den ganzen Tag draußen zu bewegen, ist in unserm Klima und für einen geschwächten Organismus ebenso unmöglich wie Sitzen oder Liegen im Freien, falls man nicht geradezu ein Sanatorium aufsuchen will. Man muß also bei diesem Orts- und Luftwechsel den Süden, d. h. für uns Deutsche das Mittelmeergebiet ins Auge fassen, und unter dem Süden Gegenden verstehen, in denen es im März und April so warm ist, daß man von früh bis abend ohne besonderen Schutz gehend, sitzend, liegend im Freien sein kann. Daher sind eigentlich für jeden, der sich nicht bitteren Enttäuschungen aussetzen und Gefahr laufen will, daß seine knapp bemessene, vielleicht teuer erkaufte Erholungszeit nicht den Erfolg bietet, der erhofft wurde, Südtirol, die norditalienischen Seen und selbst die Riviera ausgeschlossen. Dort ist es im März und April noch nicht warm genug, man friert, an unsre gut erwärmten Wohnungen gewöhnt, wenn man nicht wenigstens zeitweilig einen geheizten Raum benutzen kann, erbärmlich, und vor allem: man kommt da in die Hauptregenzeit. All das gilt von Abbazia und Umgebung in noch höherem Maße. Diese Gegenden haben Äquinoktialregen, das Maximum zwar im Herbst, aber auch im Frühling ein Neben-

maximum. Und das tritt gelegentlich sogar unter Schnee und Hagel auf. Dazu kommt nun, daß diese Gegenden, teils weil sie am leichtesten erreichbar, teils weil sie Mode, weil sie auch der Vergnügungssucht Rechnung tragen, meist im Frühjahr so überfüllt sind, daß selbst ein einzelner nur schwer ein Zimmer und sicher kein gutes, sonniges bekommt, wenn er nicht monatelang voraus bestellt. Und noch eins: diese Gegenden sind heute in einer Weise durch die Automobile verpestet, daß die schönsten Wege für Fußgänger überhaupt nicht mehr gangbar sind, und man von jeder Wagenfahrt staubbedeckt heimkehrt. Es ist bereits so schlimm, daß gut unterrichtete Ärzte derartig Erholungsbedürftige ausdrücklich an automobilfreie Orte schicken. Aber automobilfreie Orte gibt es im Bereich des Mittelmeeres überhaupt nicht. Selbst die Inseln, wie Sizilien und Korsika, sind davon heimgesucht, von Südspanien und Algerien gar nicht zu reden. Stieß ich doch 1906 80 km von Algier auf einem ganz einsamen, neu angelegten Gebirgssträßchen, das allerdings wunderbare Ausblicke auf Gebirge und Meer bot, um eine Ecke biegend, auf ein Automobil mit obligatem Staub und Gestank. Selbst kleinere Inseln wie Mallorca sind nicht mehr „immun". Auch dort traf ich auf einsamer Gebirgsstraße im März 1908 ein solches Fahrzeug. Aber immerhin sind das da vereinzelte Erscheinungen, die dem Spaziergänger den Naturgenuß noch nicht ganz zu verderben imstande sind.

Ich habe auf meinen, einen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren und das ganze Mittelmeergebiet, von Tanger bis Konstantinopel, von Südtirol bis zur kleinen Syrte umfassenden und zusammengelegt eine stattliche Reihe ausmachenden Reisen wohl alle Punkte kennen gelernt, die klimatisch und sonstwie für einen Winter- und Frühlingsaufenthalt in Frage kommen können. In die Reihe der bevorzugtesten muß ich nach meinen Erfahrungen Mallorca stellen, ja, was gute Luft, Staubfreiheit und Ruhe anlangen, müßte ich es obenan stellen. Und dazu kommt noch eins: eine ganz allerliebste, wunderbare naiv freundliche Bevölkerung, keine Bettler, keine Versuche des Übervorteilens und Prellens, gegen die man sonst überall zu kämpfen hat, und die einem, wenn man sich nicht von vornherein mit Geduld gepanzert hat, das Reisen verleiden können, kein Spießrutenlaufen durch ausgestreckte Hände beim Abschied! Wo gibt es das sonst? Auf Mallorca kann man sich überall frei bewegen: keine Stacheldrahtzäune, keine Verbote, einen Weg, ein Grundstück, eine Aussichtsstelle zu betreten, falls man den Zutritt nicht bezahlt. In dem Paradiese von Soller wandelt man ganz friedlich durch die fruchtbeladenen Apfelsinenhaine. Kein Mensch wehrt es. Ist der Besitzer oder ein Arbeiter da, so weist er einem noch den Weg und bietet einem Früchte an. Dazu ist die Bevölkerung fast durchweg, namentlich der jüngere weibliche Teil, körperlich bevorzugt. Es ist eine Lust, namentlich an einem Feiertage, die Fülle hübscher, junger Mädchen zu sehen, die dem Fremden natürlich unbefangen entgegentreten, photographiert sein wollen, wenn er gerade photographiert, auf einen harmlosen Scherz eingehen usw. Dabei Schwärme von Kindern in den Ortschaften, alle frisch und gesund aussehend, wohlgenährt, von natürlichem Anstand. Ich sah niemals Knaben sich roh

zanken und prügeln wie bei uns. Man gewinnt den Eindruck, daß die Bevölkerung sich durchweg, bei, wie es scheint, in richtigem Verhältnis vorhandenem Großgrundbesitz, eines gewissen, bescheidenen Ansprüchen genügenden Wohlstandes zu erfreuen habe. Dieser ist fast ausschließlich auf Anbau des Bodens und Verwertung seiner Erzeugnisse begründet.

Wichtig sind auch Schiffsbau, besonders in Palma, Schiffahrt und Fischerei. Palma beherbergt eine bedeutende Flotte kleiner Fischerfahrzeuge, die je nach dem Wetter die Bucht oder das offene Meer weithin beleben. Und Fische spielen in der Ernährung der Bevölkerung eine um so größere Rolle, als für Schlachtvieh vorzugsweise das Schaf in Betracht kommt, neben dem noch die Ziege gezogen wird. Schiffahrt beschäftigt auch heute noch einen wesentlichen Bruchteil der Bewohner der Insel und wird durch ihren natürlichen Hafenreichtum begünstigt. Palma ist eine lebhafte Seestadt. Aber die heutige Schiffahrt von Mallorca ist doch nur ein Schatten der spät mittelalterlichen, da die Mallorquiner als Seefahrer auf dem ganzen Mittelmeere eine große Rolle spielten. Und neben der Schiffahrt der Handel, von dessen Bedeutung die Lonja (die Börse) von Palma zeugt, neben der Kathedrale und dem Kastell Bellver das wertvollste Kunstdenkmal der Insel. Heute erstreckt sich der Handel nur auf die Ausfuhr der Landeserzeugnisse und die Einfuhr der unentbehrlichen Erzeugnisse der festländischen Gewerbtätigkeit.

Eine große Begünstigung besitzt Mallorca auch in seinem Klima. Es ist bei der geringen Ausdehnung der Insel, die nur etwa so groß wie sieben preußische Kreise oder das Großherzogtum Sachsen-Weimar ist, durchaus vom Mittelmeere beeinflußt, also ziemlich gleichmäßig in bezug auf den Wärmegang, zumal der hohe nordwestliche Gebirgswall wirksameren Schutz bietet und für den größten Teil der Insel als Regenschirm mäßige Niederschläge bedingt. Die Monate März und April ähneln in bezug auf das Ausmaß der Wärme mit 13—16° C Mitteltemperatur und einer Zimmertemperatur, die man zwischen 15 und 20° C halten kann, etwa der ersten Hälfte des Juni im norddeutschen Tieflande, so daß man einen leichten Überrock zuweilen gebrauchen kann und warme Kleidung auf jeden Fall, wie bei allen Frühjahrsreisen in die Mittelmeerländer, dringend empfohlen werden muß, auch schon für die Seefahrt. Noch wichtiger aber ist der Umstand, daß Mallorca bereits nahe der Grenze des Gürtels der mediterranen Winterregen liegt, ein Herbstmaximum der Niederschläge hat und überhaupt verhältnismäßig niederschlagsarm ist. Während die Niederschlagshöhe für Palma wenig über 400 mm beträgt, beträgt sie an der Riviera di Ponente fast das doppelte, an der di Levante fast das dreifache. Man darf also viele sonnige Tage im Frühjahr erwarten, und in der Tat bin ich im März und April 1905 in derselben Zeit, als Besucher der Riviera bitter über Kälte, Regen und Hagel klagten, auf Mallorca, das in der mittleren Breite von 39½° N., also in der Breite von Kalabrien liegt, nur einen einzigen Tag durch Regen in meinen Bewegungen gehemmt worden. Trotzdem kann man, wenn man sich nicht nach Palma setzt, das bei Regen sehr schmutzig, bei Sonnenschein sofort staubig ist, durchaus auf staubfreie Luft rechnen. Dazu ziehe man die hinzu

lische Ruhe in Betracht, die man überall außerhalb Palmas genießen kann, das Fehlen jedes Anlasses zu Ärger und Aufregung, die anderwärts in den Mittelmeerländern unvermeidlich mit Reisen verbunden sind, die landschaftlichen Reize, welche die ganze Insel, aber namentlich die ganze Nordwesthälfte derselben bietet, das Meer, das niemals langweilig werden kann, am wenigsten an einer so reich gegliederten Felsküste, wie sie Mallorca fast ringsum kennzeichnet. So sind die Bedingungen gegeben, um Mallorca und besonders einige noch zu nennende Punkte allen denjenigen empfehlen zu können, welche das Bedürfnis nach beschaulicher Ruhe, naturgemäßem Leben und Kräftigung der Nerven haben. Erfolge in dieser Hinsicht werden vor allem auch dadurch erzielt werden können, daß die Ernährung eine wesentlich andre und Küche und Betten ausnahmslos, auch in kleinen Gasthäusern, vorzüglich sind. Ein gutes Almuerzo (zwischen 12 und 1 Uhr) und eine gute Comida (zwischen 7 und 8 Uhr) reichlich und aus zahlreichen Gängen bestehend und trotz dem sehr billig zu liefern, ist der höchste Ehrgeiz auch der kleinsten Fonda. In der Tat habe ich in fast vier Wochen nur einmal eine weniger gute Mahlzeit, niemals ein schlechtes Bett gehabt. Auch die Reinlichkeit steht meist auf der Höhe wie bei uns, wenn auch die Zimmereinrichtung fast immer eine recht einfache ist. Dazu das freundliche, nicht durch Geldgier bestimmte Entgegenkommen der Wirtsleute. Auch die Preise sind, abgesehen vom Grand Hotel in Palma, das dafür aber auch in elektrischer Beleuchtung, Aufzug, Warmwasserheizung und sonstigen Bequemlichkeiten den höchsten Anforderungen zu genügen vermag, sehr mäßige. Für sieben Peseten, nach jetzigem Kurs etwa 5,30 Mk., kann man in der Fonda de la Marina in Soller recht gute Pension haben. Auch Fahrgelegenheiten sind billig. Die Poststellwagen (Diligencia), in denen man, besonders wenn man sich vorn einen Sitz beim Kutscher sichert, recht gut fahren kann, und die mit den Landesbewohnern bekannt zu werden Gelegenheit bieten, kosten auf je 10 km 50 Centimos, also unter 40 Pfennige. Ein netter einspänniger Wagen kostet den ganzen Tag zehn Peseten, ja in abgelegeneren Gegenden ein leichtes Maultierwägelchen nur fünf Peseten den Tag. Diese Billigkeit des Lebens vermag die Kosten der längeren Reise auszugleichen.

Freilich die größere Entfernung und die Seereise muß man in den Kauf nehmen. Doch kann man die letztere, wenn man den dreimal monatlich von Barcelona nach Soller gehenden Dampfer benutzt, auf zehn, mit dem dreimal wöchentlich von Barcelona nach Palma gehenden auf zwölf Stunden abkürzen. Und auch daß die meist guten Schiffe nachts gehen, ist eine Annehmlichkeit. Die bevorstehende Vollendung der im Bau begriffenen, einen 3 km langen Tunnel durch das nordwestliche Gebirge erfordernden Eisenbahn von Soller, das einen herrlichen Hafen besitzt, nach Palma, wird sicher auch eine Vermehrung der Dampferfahrten von und nach Soller herbeiführen. Die lange Eisenbahnfahrt durch Südfrankreich und Katalonien kann auch vermieden werden, wenn man einen der von Marseille über Palma nach Algier, freilich nicht regelmäßig laufenden Dampfer benutzt. Und bis Marseille bzw. Tarascon hat man neben dem Riviera-Luxuszug einen von Frankfurt

über Belfort durchlaufenden bequemen deutschen Wagen. Aber selbst über Barcelona ist es möglich, Palma von Frankfurt aus in nicht ganz 52stündiger Fahrt, eine fünfstündige Nachtruhe in dem vorzüglichen Bahnhofshotel in Lyon eingeschlossen, zu erreichen.

Gewerbtätigkeit spielt in Mallorca neben dem Ackerbau als Erwerbsquelle der Bewohner eine untergeordnete Rolle. In Soller haben wohl ursprünglich die Wasserkräfte etwas Baumwollenverarbeitung in Großbetrieb hervorgerufen. Häusliche Handweberei findet man dort auch noch häufig. Anfertigung von recht geschmackvoll geformten Tongefäßen für den gewöhnlichen Gebrauch, Bereitung von Seife aus der Fülle schlecht behandelten Olivenöls, Steinbruchsbetrieb sind außerdem von einer gewissen Bedeutung.

Wie in allen südlichen Mittelmeerländern, namentlich wo sie so intensiv angebaut sind wie hier, eignet sich die Pflanzenwelt weniger zur Ernährung von Rindern, deren Zahl auch gering ist. Das wichtigste Milchtier ist die Ziege, deren muntere Herden jeden Morgen und Abend durch die Straßen der Städte wandern, um vor den Augen der Milchbedürftigen gemolken zu werden. Brachte mir doch, freilich vor einigen dreißig Jahren, mein Freund, der Ziegenhirt, im Nebenamte vermutlich Räuber oder Räubergehilfe, bei dem ich gelegentlich auf den, ringsum über der Conca d'oro von Palermo aufsteigenden Kalkbergen Steine klopfte und Pflanzen sammelte, jeden Morgen in der Großstadt Palermo eine Ziege zum Melken zwei Treppen hoch vor die Tür meines Zimmers! Der Mangel an Rindern bedingt auch, daß den Insulanern Butter unbekannt ist und man solche nur vom Festlande eingeführt in vielleicht drei Gasthäusern auf der ganzen Insel erhalten kann. Dem Nordländer, der zu seinem Morgenkaffee, der überall leidlich zu haben ist, Butter nicht glaubt entbehren zu können, sei daher empfohlen, für Aufenthalte in abgelegeneren Gegenden seinem Gepäck eine kleine Dose holsteinischer oder dänischer Butter beizufügen. Als Fleischtier kommt auch das Schwein in Betracht, eine kleine schwarze Rasse, deren in jedem Garten zur Vertilgung der Abfälle in einem kleinen Ställchen mehrere gehalten werden. Und selbst das zahme Kaninchen, auch Geflügel, wird viel gezogen.

Die ganze Insel ist, abgesehen von einem schmalen Gürtel wilden Kalkgebirgslands an der Nordwestseite und einem noch schmäleren und schon vielfach unterbrochenen Gürtel von Bergen und Macchia an der Südostseite, ein einziger großer Garten, der auf jeden, der etwa im Frühjahre geraden Weges aus Deutschland dorthin kommt, selbst wenn er schon viele dieser in den Mittelmeerländern häufigen Gartenlandschaften gesehen hat, seines Eindrucks nicht verfehlt. Doppelanbau ist durchaus die Regel: Fruchtbäume und unter denselben Getreide, namentlich Weizen und Gerste, die anfangs April schon in Ähren stehen, Puffbohnen, die sowohl frisch, im März und April, wie getrocknet eine große Rolle bei der Ernährung der Bevölkerung spielen, Kichererbsen, Erbsen, Bohnen, allerlei Gemüse, unter denen herrlicher Blumenkohl zu Spottpreisen auffällt, Tomaten, spanischer Pfeffer, vereinzelt auch Kartoffeln. Unter den Fruchtbäumen spielen die Mandelbäume die erste Rolle, die in diesem Jahre eine überaus reiche Ernte versprachen. Nächstdem die

Feigenbäume. Während erstere so beschnitten werden, daß die Luft zwischen den Zweigen hindurch kann, läßt man letztere mit Vorliebe halbkugelig geschlossene Kronen bilden, deren dichtes Blätterdach Luft und Sonne abhält. Die Feigenbäume, die anfangs April zu ergrünen beginnen, wenn die Mandelbäume fast schon ausgewachsene Früchte haben, sind meist niedrig, doch sieht man auch wahre Riesen unter ihnen. Erst in dritte Stelle kommt der Ölbaum, der sich mit dem trockensten, steinigsten Boden begnügt und im Gebirge auf terrassierten Hängen am höchsten emporsteigt. Er tritt zuweilen in wunderbaren alten, knorrigen, mächtigen Bäumen auf, die man in Sizilien sarazenische nennen und auf die Zeit der Maurenherrschaft zurückführen würde. Hie und da war selbst anfangs April die Ernte noch nicht beendet, und man konnte die meist etwas urtümlichen Ölmühlen noch in Tätigkeit sehen. Agrumen spielen nur örtlich eine Rolle, wie in Soller, weil sie viel Wasser erfordern. Von südlichen Fruchtbäumen ist noch der Johannisbrotbaum häufig, weniger häufig die Azarolen, deren Früchte in Zucker eingekocht sehr wohlschmeckend sind. Von unsern mitteleuropäischen sind der Walnußbaum, die Quitte, der Kirschbaum, auch Pflaumen-, Birnen- und Apfelbäume nicht selten. Die japanische Mispel, die ihre Früchte hier auch schon im Mai reift, sieht man überall, aber stets nur in einzelnen Exemplaren, zum eigenen Verbrauch, niemals im großen angepflanzt, weil eine Versendung der frischen Früchte ebenso wie eine Aufbewahrung in getrocknetem Zustande oder in Zucker eingekocht ausgeschlossen ist. Der Weinstock, dessen Anbau vor den Verwüstungen durch die Reblaus sehr wichtig war, beginnt erst jetzt wieder mehr Boden zu erobern.

Der Anblick, den dieser ungeheure Fruchthain bietet, ist ein entzückender. Er ruft den Eindruck intensivster Bodenverwertung hervor. Von dem grünen Teppich der Getreide- und Puffbohnenfelder heben sich die Kronen der frischgrünen Mandelbäume und noch mehr der dunkeln Johannisbrotbäume kräftig ab. Im Januar erscheinen erstere in ihrer Blütenpracht, um den 1. April die Kirschbäume wie riesige Schneeballen auf grüner Wiese. Den tiefsten Eindruck aber macht der Agrumenhain, wenn über dem frischgrünen Untergrunde im dunkeln Laube noch die Goldorange glüht, daneben aber bereits einzelne früh blühende Bäume die Luft mit Duft erfüllen. Doch wage ich nicht zu entscheiden, ob dieser Duft des Agrumenhains höher zu stellen ist als der der aromatischen und im Frühling sich mit einer bunten Blütenpracht bedeckenden Sträucher der Macchia. Mich heimelt die letztere als echt mediterran mehr an. Und es ist daher erfreulich, daß die Kultur, von dem Felsboden gehindert, die Macchia noch nicht zu vernichten vermocht hat. Auch an Wald, dessen Boden meist von einem dichten Unterholz immergrüner Sträucher bedeckt wird, ist die Insel durchaus nicht arm, sowohl in den Gebirgen wie selbst in den Ebenen und auf den Hügelwellen der Mitte der Insel. Auch ihn hat der schwer urbar zu machende Felsboden geschützt. Freilich, es ist nicht unser Buchen-, Eichen-, Kiefern- oder Tannenwald, wo Stamm an Stamm dem Lichte des Himmels entgegenstrebt. Das findet man in den trockenen, steinigen Mittelmeerländern nur selten, etwa in feuchten Niederungen

und Küstenebenen. Die Aleppokiefer, die selbst auf bestem Boden keine große Höhe erreicht, ist der wichtigste Waldbaum von Mallorca. Daneben die Immergrüneiche, die auch nur selten in Prachtexemplaren unsrer Eiche, wenn auch nicht an Höhe, vergleichbar auftritt. Aber sie bilden immer nur lichte Haine, denn geringer Höhenwuchs und Weitständigkeit kennzeichnen die Bäume der Mittelmeerflora. Dabei sieht man, da von Forstwirtschaft in unsrem Sinne keine Rede ist, in solchem Walde Bäume, die an Alter und Größe ganz verschieden sind. Merkwürdig ist, daß, während drüben in Katalonien die Korkeiche auch wirtschaftlich eine große Rolle spielt, sie auf Mallorca so selten ist, daß ich überhaupt keine gesehen habe.

Daß die Insel so fast überall den Eindruck blühenden Zustandes und hoher Kultur hervorruft, verdankt sie, neben den Charaktereigenschaften ihrer Bewohner, der Inselnatur und ihrer dadurch bedingten Geschichte. Dieser Eindruck wird noch durch das dichte Netz wundervoll angelegter und vorzüglich gehaltener Straßen vertieft, zu denen neuerdings ein genügendes freilich bei dem in dieser Hinsicht verwöhnten Deutschen keine Bewunderung erregendes Eisenbahnnetz hinzugekommen ist. Die Inselnatur hat Mallorca und die Schwesterinseln seit der Vertreibung der Mauren im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, der ein großer Aufschwung gefolgt ist, vor verheerenden Kriegen bewahrt. Gewiß hat es im Mittelalter auch hier nicht an Fehden gefehlt, aber der spanische Erbfolgekrieg, die langen Kämpfe der napoleonischen Zeit, die Aufstände von Karlisten, Republikanern, Sozialisten im 19. Jahrhundert haben ihre Wellen nicht bis auf diese glücklichen Inseln verbreitet. Nur französische Kriegsgefangene haben auf ihnen geschmachtet, und Marmortafeln in dem Kastell Bellver bei Palma, einer der eindrucksvollsten mittelalterlichen Burgen, erinnern an Opfer der Bürgerkriege.

Aber in der Hauptsache ist die Insel, wie sie heute ist, das Werk ihrer Bewohner! Als ich auf rauhen, halsbrecherischen Felspfaden durch das Hochtal Pla de Cuba, im höchsten, wildesten Teile des nördlichen Gebirges ritt, nachdem ich vorher das Paradies von Soller gründlich erforscht hatte, bekam ich eine klare Vorstellung, wie dieses und die ganze Insel ursprünglich ausgesehen haben muß: ein ungeheures Steinfeld! Nicht die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, nicht ein besonders günstiges Klima, nein, harte Arbeit ungezählter Geschlechter hat diesen Garten geschaffen. Sie hat auch die Bewohner zu den tüchtigen Menschen erzogen, die sie heute sind. Kein übergroßer, am allerwenigsten protzig zur Schau getragener Reichtum neben Bettlerarmut ist hier zu finden, jeder lebt außerordentlich einfach und bescheiden; ein demokratischer Zug im besten Sinne des Worts geht durch die ganze Bevölkerung; vornehm hochmütiges Herabblicken auf diese schlichten, biedern Menschen empfiehlt sich nicht.

Was der Mensch hier an Kulturarbeit geleistet hat, muß selbst bei dem Kenner der Mittelmeerländer und ihrer dreitausendjährigen Geschichte Staunen erwecken, wenn er den Erscheinungen auf den Grund geht. Der Boden von Mallorca ist bis auf einige, wenig ausgedehnte Flächen nicht sehr fruchtbar. Kalkfels herrscht durchaus vor, obwohl verschiedene geologische Formationen,

vom Jura bis zu den jüngsten an ihrem Aufbau beteiligt sind. Der Kalkfels tritt zuweilen marmorartig auf und liefert dann ausnahmsweise einen ausgezeichneten, auch zur Ausfuhr gelangenden Stein. In gewissen Horizonten zeigt er die wundervollsten Spuren chemischer Verwitterung, Regenrinnen, ja wahre Kanellierungen und Bildungen, die an Erdpyramiden erinnern. Die jüngeren Schichten enthalten ziemlich häufig einen weichen, weißen, feinkörnigen Kalksandstein, den man sozusagen aus dem Boden schneiden kann, der aber an der Luft erhärtet und ein so vorzüglicher, auch feineren Skulpturformen zugänglicher, ja selbst in großen dünnen Platten verwendbarer Baustein ist, daß Steinbau auf der Insel allgemein und die Häuser ganz erstaunlich billig sind. Häufig hebt man den Baustein an der Stelle selbst, wo man bauen will, aus dem Boden. Das erklärt wohl, daß sich in der Umgebung von Palma, das sich mit seinen 65 000 Einwohnern einer Großstadt nähert, namentlich an dem malerischen, sich nach Westen erstreckenden Nordgestade der Bucht, zahlreiche Landhäuser finden, jedes mit einem meist in Terrassen ansteigenden Garten. Viele bescheiden, manche anspruchsvoll. In El Terreno, dem bevorzugtesten Villenvororte von Palma, keine 3 km von der Stadt und an einer Pferdebahnlinie, wurde mir eine wundervoll gelegene große Villa mit schönem Garten und Terrassen gezeigt, die für 100 Peseten (ca. 70 Mk.) monatlich zu mieten war.

Der Boden besteht also fast durchweg aus dem roten, tonigen, überall mit unverwitterten Kalkbrocken durchsetzten Verwitterungsrückstand des Kalkfels. Die rote Farbe herrscht daher vor. Selbst die Schotterfelder des Innern, deren große Mächtigkeit hier und da von Eisenbahneinschnitten aufgeschlossen ist, bestehen überwiegend aus Kalkstein. Die Verwitterungsschicht ist überall eine wenig mächtige, da der Kalkfels, je reiner er ist, einen um so geringeren Verwitterungsrückstand liefert. Eine brauchbare, dem Pflug oder wenigstens der Hacke zugängliche Bodenkrume konnte deshalb nur gewonnen werden, indem man die den Boden bedeckenden bzw. aus demselben aufragenden Gesteinsbrocken sammelte, sie zum Bauen — bei dem guten Mörtel, den der Kalkfels liefert, baut man meist mit unregelmäßig oder gar nicht behauenen Steinen — oder als Straßenschotter benutzte. Meist aber türmte man sie zu Grenzwällen auf, die häufig, über die Umgebung erhöht, später als Straßen benutzt worden sind, oder man schuf Terrassenmauern, durch die man an den geneigten Hängen die kostbare Erde festhielt und die anbaufähige Fläche vergrößerte, und zu Dämmen verwendete, durch die man die Torrenten bändigte. Wo, wie im nordwestlichen Gebirge, namentlich östlich von Soller, der Wald unbedacht verwüstet worden ist, ja noch weiter verwüstet wird, da ist längst die dünne, im Laufe von Jahrhunderten gebildete, nun nicht mehr von den Wurzeln der Bäume festgehaltene Verwitterungsschicht abgeschwemmt, und man befindet sich in einem großartig öden, kahlen, an die wildesten Gegenden unsrer Kalkalpen erinnernden Gebirge, in dem selbst der Bergkraxler seine Rechnung findet; denn hier weist das nördliche Gebirge in Steilabbruch vom Meere aufsteigend Höhen von nahezu 1500 m und anfangs April noch Schneeflecken auf. Hier liegt

ein 25 km langer, etwa 10 km breiter, wilder Gebirgsgürtel, nach dem Meere zu von fast unzugänglicher Steilwüste begrenzt, der bis auf ein paar einsame Höfe völlig unbewohnt und menschenleer ist und nur als Sommerweide für Schafe und Ziegen benutzt wird: ein wunderbarer Gegensatz zu dem menschenüberfüllten Talkessel von Soller und der übrigen ziemlich dicht bevölkerten Insel. Hier finden sich aber auch Landschaftsbilder, namentlich Klammen, die sich mit den berühmtesten unsrer Kalkalpen messen können, heute freilich nur zu Fuß oder auf halsbrechenden Pfaden zu Maultier zugänglich: die Gorch blau (die blaue Schlucht) und die Schlucht des Torrente de Pareys. Würdig reiht sich ihnen die Barranch genannte Klamm an, durch die man aus dem Talkessel von Soller zu dem hohen tektonischen Längstale des Pla de Cuba emporsteigt. An der Gorch blau sah ich ein neu angelegtes Stauwerk und eine, erst auf zierlicher Bogenstellung am Talgehänge entlang und über eine Seitenschlucht geführte, dann die Wassermasse mit gewaltigem Gefäll mindestens 50 m tief auf die Sohle der Schlucht befördernde Röhrenleitung: ein wunderbarer Anblick in der menschenleeren Gebirgswildnis. Es war eine deutsche Kulturleistung, die Kraftquelle, welche die in der Luftlinie (tatsächlich weit mehr) 15 km draußen in der Ebene gelegene Stadt Inca mit elektrischem Licht und Triebkraft versieht. Zufällig reiste ich bald nachher in Katalonien eine Strecke weit mit einem jungen deutschen Ingenieur, der eben die Anlage nachgesehen hatte. Mit dem Umstand, daß der Kalkfels vorherrscht, hängt auch der Reichtum der Insel an Höhlen zusammen, die zu den größten und mit ihren Sinterbildungen und Seen zu den schönsten gehören, die man überhaupt auf der Erde kennt. Sie finden sich vorzugsweise in dem weit niedrigeren südöstlichen Gebirge, im nördlichen Teil desselben und nahe der Südostküste, deren Gliederung z. T. mit dieser Höhenbildung in Verbindung steht. Sie sind neuerdings von dem französischen Höhlenforscher E. A. Martel erforscht und eingehend beschrieben worden. Es sind namentlich vier: die Cueva del Drach, die Drachenhöhle, die Cueva del Pirata, die Cueva del Puente, diese drei von Palma aus mit der Eisenbahn bis zu dem sehr schlichten Landstädtchen Manacor, der zweitgrößten Stadt der Insel, bequem, von da zu Fuß oder zu Wagen erreichbar; die vierte, die am längsten bekannte von Artá, 26 km von Manacor und daher schon schwerer erreichbar.

Die landschaftlichen Reize der Insel finden sich daher vorzugsweise in diesen beiden auch die Gestalt und die Küstenbildung derselben bedingenden parallelen Gebirgszügen, besonders den nordwestlichen. Beide gehen in reich gegliederte, ja förmlich von der Brandungswoge zerfressene halbinselartige Vorsprünge aus, von denen aber bereits Inseln, wie die mit fast unzugänglichen Steilwänden aufsteigende Dragonera und die größere Cabrera mit ihren Nebeninselchen, abgetrennt sind und mit vielen andern Erscheinungen davon zeugen, daß die Insel dem unermüdlich anstürmenden Meere erliegt und von ihm allmählich abgetragen wird. Das aus jüngeren Schichten aufgebaute Mittelland zwischen beiden Gebirgen, läßt die erfolgreichen Angriffe des Meeres am deutlichsten erkennen, denn ihm entsprechen die großen, tief eindringenden Golfe von Palma und Alcudia, die vorzugsweise den Verkehr an

sich fesselten. Alcudia freilich ist heute, da es nur noch den Verkehr mit der Nachbarinsel Minorka, nicht auch, wie einst, als sie spanisch waren, mit Sardinien und Sizilien vermittelt, nur ein Schatten früherer Größe. Das Mittelland ist vorzugsweise das Kulturland, in dem sich die Menschen, ähnlich wie auch anderwärts in Spanien, in Sizilien, in Apulien in großen Ackerstädten zusammendrängen, die weit voneinander liegen. Aber es entbehrt doch auch seinerseits der Anziehungspunkte nicht. Es ist mehr welliges Hügelland als Ebene, und immer wieder steigen einzelne Hügel zu beträchtlicher Höhe empor, alle von Wallfahrtskirchen gekrönt und herrliche Aussicht bietend. Das gilt namentlich von dem überall die Blicke auf sich lenkenden Puig de Randa, der, 549 m hoch und nicht allzu weit von der Mitte der Insel gelegen, von der Eisenbahnstation Algaida leicht zu ersteigen ist, und mit dem vorzugsweise die Erinnerungen an den größten Sohn der Insel, Raimundus Lullus, verbunden sind. Ebenso hat man von der Wallfahrtskirche von Montesion, die gleichfalls auf einer solchen Höhe, wenig südlich von der Eisenbahnstation Porreras liegt, einen schönen Blick. Beide übertrifft aber der auch von einer Wallfahrtskirche gekrönte Monte San Salvador im südöstlichen Gebirge, 509 m hoch und von Felanix, einem der Endpunkte der Eisenbahn, leicht zu ersteigen. Von ihm aus vermag man sich eine Vorstellung von dem ganzen südöstlichen Gebirgszuge und der ganzen Küste zu machen.

Zu längeren Aufenthalten mit Eigenschaften, wie man sie von unsern Sommerfrischen fordert, eignen sich, abgesehen von Palma, das aber wirklich Ruhebedürftige, trotz einer beträchtlichen Anzahl von Kunstdenkmälern, nicht länger als einige Tage zu fesseln vermögen wird, wenn es auch als Ausgangspunkt von Ausflügen zu Wagen und Eisenbahn empfohlen werden kann, bis jetzt nur zwei Punkte, Porto-Pi und Soller. Doch zweifle ich nicht, daß sich ihnen mit zunehmendem Verkehr bald weitere anschließen werden, wie z. B. das auch sehr schön gelegene Cas Catala an der Cala Mayor, etwa 6 km westlich von Palma. Porto-Pi ist eine der zahlreichen, die Küste von Mallorca kennzeichnenden kleinen Buchten, die man meist mit dem noch aus der arabischen Zeit erhaltenen Wort Cala bezeichnet. Mit kaum 100 m breitem, von hohen Felsen begrenztem Eingange an hoher Felsküste greift die kleine Bucht 500 m weit ins Land ein und gliedert eine kleine Halbinsel ab, die das wichtigste, mit mächtigen neuen Geschützen bestückte Fort zur Verteidigung der Bucht von Palma trägt, das Castillo de San Carlos, dessen Fundamente die Brandung derartig, tiefe Hohlkehlen erzeugend, angreift, daß man sie durch Mauerwerk hat schließen müssen. Zwei mächtige Türme, die Torre de Pelayres und ein z. T. wohl noch auf die Mauren zurückgehender, heute als Leucht- und Signalturm benutzter, schützen den Eingang. Es ist möglich, daß in früheren Zeiten diese kleine Bucht, als Palma noch nicht über seinen durch eine lange Mole gebildeten Kunsthafen verfügte, durch Ketten geschlossen werden konnte. Heute dient die Bucht nur einer Anzahl Fischerfahrzeuge. Aber sie ist rings von Villen umgeben, durch die der kleine, auch seinerseits nur 3 km von Palma gelegene und durch eine Pferde(-Maultier-)bahn damit verbundene Ort ganz mit dem östlich angrenzenden Villenvororte

von Palma, El Torreno, verwachsen ist. Alle diese Landhäuser bieten entzückende Aussichten einerseits auf die Bucht von Palma und Palma selbst, das lang am Strande hingestreckt, von der Sonne beschienen, herüber leuchtet, überragt von dem massigen, aber doch so fein gegliederten Bau der Kathedrale; anderseits auf das hier in einer niedrigen, aber noch gut bewaldeten Parallelkette, der Sierra de la Burguesa, sanft ansteigende Gebirge, dessen Vorhügel alle von freundlichen Dörfern gekrönt und mit Fruchthainen und Wäldern im Wechsel bedeckt sind. Eines jener Landhäuser ist von dem Besitzer des Grand Hotel in Palma angekauft und als Hotel Viktoria eingerichtet worden. Dies vermag auch etwas größeren Ansprüchen an Bequemlichkeit zu genügen, ermöglicht aber vor allem völlig in der Natur zu leben. Mit wenigen Schritten ist man am felsigen Strande, der auch bei Wind geschützte Punkte bietet, und ebenso rasch ist man in der duftigen Macchia, die ihr Dasein dem Felsboden abzuringen hat. Zu Spaziergängen und Ausflügen, die immer neue landschaftliche Reize bieten und zum beschaulichen Niedersetzen auf einen sonnendurchwärmten Felsblock einladen, ist vollauf Gelegenheit. Vor allem zieht das trotzige, die Bucht von Palma beherrschende Kastell Bellver an, heute Krongut hoch oben inmitten eines Waldes von Aleppokiefern. Jetzt knüpft sich auch ein wissenschaftliches Interesse an die Bucht von Porto-Pi. Der spanische Staat hat nämlich ein andres dieser Landhäuser, das bis zum Strande hinabreicht, zu einer zoologischen Station eingerichtet, der ersten in Spanien, die, mit Aquarium, Arbeitsstätten, Arbeitsgerät und einer schmucken Segelbarke ausgerüstet, in vorigem Frühjahr unter Leitung des Professors der Zoologie an der Universität Barcelona, Odòn de Buen, eröffnet worden ist.

Ein zweiter, zu längerem Aufenthalte geeigneter Punkt ist das etwa 9000 Einwohner zählende Städtchen Soller. Es liegt 30 km nordnordöstlich von Palma in einem weiten Talkessel des nördlichen Gebirges, 5 km vom Meere, mit dem es aber in engen Beziehungen steht, indem eine gute Straße, demnächst Eisenbahn, nach dem Puerto de Soller, vielleicht der schönsten der zahlreichen Felsbuchten von Mallorca führt, an dessen innerer Seite sich ein kleiner Hafenort entwickelt. Der Eingang in die fast 1 km tiefe Bucht ist eine knapp 200 m breite Felsgasse, die man vom offenen Meere kaum auffinden würde, wenn sie nicht durch zwei Leuchttürme kenntlich gemacht wäre. Es ist der einzige Hafen an der steilen Nordwestküste.

Man erreicht Soller von Palma aus auf einer wundervollen Straße, die zuerst eben durch den ungeheuren Fruchthain führt, dann in kunstvollen Schlangenwindungen, wie man sie selbst in den Alpen selten sieht, eine Einkerbung in dem Gebirgswalle benützend, denselben in einem 562 m hohen Passe, dem Coll de Soller ersteigt, um auf der andern Seite ebenso in den Talkessel von Soller hinabzusteigen. Dieser Talkessel ist, wie ich feststellen konnte, dadurch entstanden, daß eine der zahlreichen, das Gebirge kennzeichnenden, also SW—NO streichenden Längsverwerfungen von einer darauf senkrecht stehenden Querverwerfung geschnitten wird. Beide sind von dem rinnenden Wasser, das hier, bei den reichlichen Niederschlägen dieser steil zu Höhen von 1000 bis

beinahe 1500 m und nur 3000—5000 m vom Ufer aufsteigenden Küste, mit dem dadurch bedingten starken Gefäll niedergeht, zu einer weiten Hohlform, einem Talkreuz, ausgearbeitet worden. In dem Schnittpunkte, also da, wo das innere Längstal in das Quertal übergeht und sich zum Meere neigt und öffnet, in nur noch 55 m Meereshöhe, liegt Soller. Die Stadt ist daher lang von Südwest nach Nordost gestreckt und entwickelt jetzt rasch durch zahlreiche Neubauten einen dritten Zipfel in der Richtung des Hafens. In der Kreuzung vereinigen sich so auch die immer wieder von starken Quellen genährten Gießbäche, der eine von Südwesten, vom Coll herabkommende, der andre bzw. zwei in spitzem Winkel zusammenlaufende von Nordwesten. Sie treten bei den Dörfern Biniaraix und Fornalux, den einzigen des Talkessels und in seinem Nordostwinkel gelegen, aus engen Klammen in denselben ein. Auch gegen das Meer ist der Talkessel gut abgeschlossen, denn er verengt sich 3 km unterhalb Soller zu einer Schlucht, jenseits der die Bucht von Soller im kleinen geomorphologisch eine Wiederholung des Talkessels von Soller ist, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Meer in das untere Ende der Hohlform eintritt. Der Seewind hat also nur durch den engen Eingang des Puerto und durch die Schlucht einen Zugang zu dem Talkessel von Soller. Das ist klimatisch von großer Bedeutung. Er trifft nur den in der Verlängerung beider Engen gelegenen Teil des Talkessels und der Stadt. Das wird im Sommer sehr angenehm sein.

Im Frühling aber empfindet man es unangenehm, zumal der Seewind, in den Felsengen zusammengedrängt, sehr stürmisch auftritt, besonders an schönen, sonnigen Tagen, wenn sich der Talkessel rasch erwärmt und die kühle, schwere Seeluft am Tage um so energischer hereinstürzt. Man kann sich dem entziehen, indem man dann mehr die Seitentäler, besonders das nordöstliche aufsucht, wo man sofort auch die Wirkung des Windschutzes in früherer Entwicklung der Vegetation erkennt. In diesem Teile des Talkessels würde am besten eine Station für längere Aufenthalte, namentlich auch im Winter einzurichten sein. Um aus dem Talkessel herauszukommen, bedarf es überall, da derselbe von Bergen umgeben ist, die eine Höhe von mindestens 1000 m relativ haben, steiler Aufstiege, so steiler, daß überhaupt nur drei Ausgänge, abgesehen von dem zum Meere, vorhanden sind, von denen zwei — nach Palma einerseits, an der Küste entlang nach Westen andrerseits — haben fahrbar gemacht werden können. Der Talkessel ist also ganz außerordentlich geschützt, und das dürfte neben dem Wasserreichtum, den die Berge herabsenden, der Hauptgrund sein, daß hier Apfelsinen gedeihen, die zu den besten gehören, die ich irgendwo gegessen habe. Sie zerfließen förmlich auf der Zunge und besitzen ein wunderbares Aroma und starken Zuckergehalt. Der ganze Talkessel ist ein einziger großer Fruchthain, in dem Apfelsinen und Limonen die Hauptrolle spielen. Die Steinmassen, welche die Schwerkraft und die Gießbäche von den Bergen ringsum herabbefördert haben und noch herabbefördern, sind aufgearbeitet, zum Bau der Häuser, der Straßen, der Mauern, von denen die Torrenten eingefaßt werden, namentlich aber zu Wällen zwischen den einzelnen Grundstücken und zu Terrassenmauern. Alle Hänge sind terrassiert,

und immer noch sieht man neue Terrassen anlegen. Um für einen einzigen Ölbaum etwas gute Erde aufzuspeichern, baut man eine mächtige Mauer. Neben der Wärme ist es vor allem das Wasser, das hier den Höhengürtel der Kulturgewächse bestimmt. Die Agrumen füllen vorzugsweise die Talsohle und die unteren Hänge, weil da am meisten Wasser vorhanden ist. Für sie und höchstens noch für Gemüsebau ist alles Wasser der Torrenten an den Hängen entlang und durch die Gärten sorgsam in zahllosen sich immer wieder verzweigenden, oft mehrfach übereinanderliegenden Rinnen geleitet, deren Schaffung der billige Kalkzement und das Fehlen von Frostwirkung so sehr erleichtern. Überall rieselt und murmelt es und schießt es kristallklar dahin. Unten im Tale gewinnt man diese rasch in die Tiefe sinkenden Schätze von neuem, indem man durch Norias das Grundwasser wieder emporhebt und in großen Wasserbecken sammelt, die man häufig durch ein Dach von Weinlaub oder Rohr gegen Verdunstung schützt. Viele Apfelsinenbäume pflanzt man in Tontöpfe ohne Boden, um das Wasser um so sicherer an die Wurzeln der jungen Bäumchen zu bringen. Höher hinauf steigt der Mandelbaum, der keiner künstlichen Berieselung bedarf. Mit dem trockensten Boden begnügt sich der Ölbaum. So sieht man hier diese durch scharfe Abstufung ihres Grün gekennzeichneten Fruchtbäume in mehreren Höhenregionen übereinander. Wo der Ölbaum aufhört, da steigen meist die kahlen Kalkberge auf, deren Unwirtlichkeit und lichtes Grau in grellem Gegensatze zu der lieblichen Üppigkeit der Talsohle steht. Neben diesen wichtigsten Fruchtbäumen sind aber auch Johannisbrotbäume, Granaten und Quitten, die vielfach Hecken bilden, und Walnußbäume häufig. Auch unsre mitteleuropäischen Obstbäume fehlen nicht. Stattliche Dattelpalmen, die hie und da ihre fruchtbeladenen Kronen weit über alle andern Fruchtbäume erheben, verleihen dem Bilde noch mehr als die auch nicht seltenen Opuntien einen besonderen Reiz. Aber überall ist der Boden unter den Fruchtbäumen mit Getreide oder Gemüsen bestellt, die die Bäume wie aus grünem Teppich aufsteigen lassen. Mitten in dem Fruchthaine liegt das Städtchen, dessen Häuser alle die gleiche Bauart aufweisen: die Haupttür führt in den Patio, eine geräumige Halle, nur mit Sitzgelegenheiten ringsum, namentlich Schaukelstühlen. Das ist den Tag über der Aufenthaltsort der Familie, besonders der fleißigen Frauen. Eine zweite Tür im Hintergrunde des Patio gewährt in Soller fast ausnahmslos einen Blick in einen Garten mit Bananen und andern Zierpflanzen oder wenigstens in einen durch solchen geschmückten Hof. Selbst in der großen Stadt Palma setzen wohlhabende Hausherren ihren Stolz darein, daß man von der Straße den Blick auf eine üppige Bananengruppe im Hofe hat.

Aber mit der Ausdehnung der Gärten sind auch die menschlichen Wohnungen immer weiter über den ganzen Talkessel ausgeschwärmt. Überall sieht man in den Gärten kleine Landhäuser, und durch sie sind die beiden, immerhin noch deutlich ihr Sonderwesen erkennen lassenden Dörfer Biniaraix und Fornalux fast mit Soller verwachsen. Von welchem der drei Zugänge man in den Talkessel hinabsteigt, bald beginnen die menschlichen Wohnungen.

So bietet Soller eine Fülle von Spaziergängen mit immer neuen Eindrücken. Und man kann ebenso auf wagrechten wie auf sanft oder steil ansteigenden Fahr- und Fußwegen wandeln oder auf Ziegenpfaden emporklettern zu immer lohnenderen Aussichtspunkten. Der lohnendste größere Ausflug zu Fuß oder zu Wagen dürfte derjenige sein, der über hohen Paß in das auch zur Nordküste ausmündende Nachbartal von Deyá und von dort durch die weit ausgedehnten, einem ungeheuren Parke ähnelnden Besitzungen des Erzherzogs Ludwig Salvator von Österreich nach Valldemosa führt. Diese Straße gehört zu dem Herrlichsten, was ich in dieser Hinsicht kenne, und was die Mittelmeerlandschaft zu bieten vermag. Ich stelle sie neben die Route de la Corniche, neben die Straße von Castellamare über Sorrent nach Massalubrense, neben die im Entstehen begriffenen, aber in Zukunft wohl mit jenen um den Preis ringenden Straßen von Tanger über den Monte nach dem Kap Spartel und von Dellys hoch über der Küste der großen Kabylei über Tigzirt und Azeffun nach Bougie. Diese freilich heute kaum zur Hälfte ausgebaut und durch ganz wildes Land führend. Zwischen Soller und Valldemosa schweift der Blick bald über das unendliche Meer, dessen Wellen sich tief unter uns an hoher Felsküste brechen, aus der sie hier kleine Felsbuchten, dort malerische Vorgebirge herausgearbeitet haben; bald erfreuen uns die mit Agrumenhainen gefüllten, von klaren Bergwassern durchrieselten Täler, über deren Höhen und Hänge die Wohnungen der Menschen verstreut sind, bald auch erheben wir unser Auge zu den in steilen Felswänden aufsteigenden Bergen, die hier besser als östlich von Soller, von wo gelegentlich die kahle Felspyramide des Puig Mayor mit ihren Schneeflecken herüberleuchtet, ihren Waldschmuck erhalten, beziehungsweise wohl, soweit es sich um die Besitzungen des Erzherzogs handelt, wieder erhalten haben. Als den Glanzpunkt dieser Wanderung pflegt man das Schloß des Erzherzogs Miramar anzusehen. Mir und wie ich weiß auch andern Deutschen hat es eine Enttäuschung bereitet. Es handelt sich um ein einfaches Landhaus, das durch einige andre ähnliche ergänzt wird, verstreut über eine etwa 300 m über dem Meere gelegene, reichlich 2 km lange Terrasse, über der steil der Puig Gros aufsteigt. Terrassen, Tempelchen und dergleichen bezeichnen die schönsten Punkte dieses großen, aber doch vorzugsweise von Olivenhainen gebildeten Parks. In der Natur, in der Landschaft liegt der Zauber dieser Erdenstelle, die wohl in jeder Jahreszeit, auch im Sommer, willkommenen Aufenthalt bieten mag. Der Erzherzog selbst hat sie schon seit acht Jahren nicht mehr betreten. Östlich von Soller liegt das schon geschilderte wilde Kalkgebirge.

Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft.

Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Friedrich Eggers.

Von

Johannes Proelß.

(Fortsetzung.)

1846—1848.

Der nächste Brief Scheffels an Eggers ist erst am 16. Oktober 1846 geschrieben. In dem dazwischen liegenden Jahre bis zum Schluß des Sommersemesters 1846 haben beide in der Tat in Berlin miteinander studiert und zusammengewohnt — im ersten Semester, des Winters, Friedrichstraße Nr. 135a, im Sommer dann Mittelstraße Nr. 52, „bei Herrn Wendlandt".

Der Plan Scheffels, mit einigen Heidelberger Verbindungsbrüdern zu Fuß das Frankenland zu durchwandern, in Würzburg und Bamberg Freunde zu besuchen und dann durch Thüringen nach Jena weiterzubummeln, war im September zur Ausführung gelangt. Es muß auf dieser Burschenfahrt urfidel hergegangen sein; die Erinnerung daran mischte sich dreizehn Jahre später in Scheffels Wanderfreude, als er auf den Spuren Wolframs v. Eschenbach und Walthers v. d. Vogelweide mit „Stab und Ordenskleid der fahrenden Scholaren" das „Land der Franken" einsam träumerisch durchzog und das jubelnde Lied vom Staffelstein und den Exodus cantorum (Bambergischer Domchorknaben-Sängerfahrt) mit Entzücken an der Landschaft anstimmte.

In Jena wurde von den „Heidelbergern" eine lange Station gemacht. Dort war jetzt Schwanitz, der seine Studentenlaufbahn in Jena als Burgkelleraner (Armine) begonnen und erst dann in Heidelberg studiert hatte, ein Haupthahn der Reformburschenschaft „Teutonia", welche im engsten Kartell mit der Heidelberger „Teutonia" stand, der im Jahre vorher unter Scheffels Mitwirkung aus den drei dortigen Reformburschenschaften „Alemannia", „Albingia" und „Palatia" entstandenen Fortsetzung der ersten „Alemannia" von 1844. Scheffel fand sich außerordentlich von dem frischen, gemütlichen Studentenleben „an der Saale hellem Strande" angezogen und blieb vierzehn Tage in innigstem Verkehr mit Schwanitz und der Schwesterverbindung, bis er sich am 18. Oktober im Angesicht der Höhenfeuer auf den Bergen ringsum

von dem fröhlichen Treiben losriß, um durchs Saaletal über die Rudelsburg nach Naumburg zu wandern, von wo er über Halle nach Berlin fuhr. Zwei seiner Begleiter, die treuen Schulkameraden Edmund Kamm, der spätere Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe, und Heinrich Lepique, der nachmalige badische Zolldirektor, wurden in Jena bei den Teutonen aktiv. Zwei andre, die Scheffel auch schon im Lyzeum nahegestanden hatten, Julius Braun und Leopold v. Stetten, waren schon vor ihm nach Berlin gezogen.

Das Wiedersehen Scheffels mit Eggers stand nicht unter einem so günstigen Sterne wie das mit Schwanitz. Eggers, der während des letzten Jahres wieder in seiner Vaterstadt Rostock, vornehmlich bei Wilbrandt, studiert hatte, war dort einige Wochen vor seiner Abreise erkrankt und litt noch unter der Nachwirkung. Die von ihm gemietete Wohnung erwies sich als ungeeignet, und so mußte Scheffel auf die Suche gehen. Am 2. November konnte er dann an Schwanitz nach Jena schreiben:

„Wir haben eine ganz nette und für Berlin billige Wohnung, und haben uns schon ordentlich eingewöhnt und ein ziemlich wissenschaftliches Leben begonnen. Die Kollegien sind meist gut; ich höre Pandekten bei Puchta, der ungleich schärfer und tiefer geht als Vangerow, Staatsrecht bei dem alten Stahl, — Kriminalprozeß bei Heffter, — außerdem noch einige Publica; und sitze des Abends nicht ohne Resignation meist an meinem corpus juris und darf freilich nicht an die Winterabende des vorigen Jahres oder an die eurigen in Jena denken — bei Sang und vollen Bechern, — sonst verschwimmen mir die legis Dig. wehmüthig vor den Augen, und es klingt mir wie ein entferntes Kneiplied in die Ohren hinein. Uebrigens haben wir dem geselligen Leben nicht ganz entsagt, ich bin mit Stetten, Elsner u. a. hie und da zusammen ... Nämlich alle Sonnabend ist große Kneiperei von allen möglichen Burschenschaftern, die von den verschiedensten Universitäten hier zusammenkamen; vor acht Tagen waren wir über 80 bei Töpfer, Café de Bavière; — alle Philister wurden zum Lokal hinausgesungen, und als das Terrain frei war, ging's sehr fidel zu."

Scheffel war in Heidelberg mit Leib und Seele Verbindungsmann geworden. Als solcher spricht er sich in seinen Briefen aus Berlin an Schwanitz mehrfach aus, einmal mit schönem Anklang an Hauffs Bremer Ratskeller-Phantasien. Auch aus Börne und Heine zitierte er damals gern. Im Frühjahr trat er der Berliner „Germania" bei, die sich im geheimen auch zur Burschenschaft bekannte, und er half hier seinem Freunde Leo v. Stetten, der später Legationsrat im badischen Staatsdienst wurde, die Heidelberger Reformideen vertreten. Eggers dagegen hielt sich vom eigentlichen Studentenleben damals fern und trat erst nach Scheffels Heimkehr als starkbemooster Haupt noch in die „Germania" ein. Auch er konnte sich dem Zauber der liberalen Bewegung, die sich eben jetzt in Berlin immer weitere Kreise eroberte, nicht auf die Dauer entziehen. Dahlmanns „Geschichte der französischen Revolution", über die Scheffel aus Berlin an Schwanitz begeistert schrieb, wird er gleichzeitig mit dem Freunde gelesen haben. Das Zusammenleben mit dem fleißigen Eggers war und blieb für den leichtlebigeren Scheffel überhaupt eine beständige Mahnung zu eigenem Fleiß.

„Mein Leben ist sehr einförmig," schrieb er einige Zeit später als die obigen Zeilen. „Das Mannichfache und Erfrischende darin ist eigentlich bloß der Verkehr

mit Eggers, Braun und Stetten — und Rudolf Braun, einem früheren Karlsruher, der bisher in München studierte; wir sind wenigstens einmal in der Woche einen ganzen Abend beieinander — in regem Gedankenaustausch und geistigem Treiben; es hat fast jeder von uns einen andern Gegenstand, mit dem er sich mit Vorliebe beschäftigt. Da wird das Allgemeine daraus zusammengetragen und mitgeteilt."

In diesen Gesprächen spielten bald die religiösen Probleme eine Hauptrolle neben der Hegelschen Philosophie, die auch nach dem Tode des berühmten Philosophen in Berlin ihren Hochsitz behalten hatte. Julius Braun, der später als Archäologe nach langen Reisen durch Griechenland und den Orient mit seinem Buche „Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der Alten Welt" Aufsehen erregte, stand gerade im Begriff, sich vom Studium der Theologie loszulösen, zu dem ihn sein Pflegevater, ein badischer Kirchenrat, bestimmt hatte. Die Vorlesungen, die der Philosoph Ludwig Feuerbach im Jahre vorher zu Heidelberg über den menschlichen Ursprung aller Religion gehalten hatte, waren von starker Wirkung auf ihn gewesen, noch mehr die Lehre des dortigen Hegelianers Roeth, daß die ganze griechische Kultur aus dem Orient stamme. Dieser Julius Braun, der zu seinem früheren Schulkameraden Rudolf Braun in jeder Beziehung einen Gegensatz bildete, war auch poetisch veranlagt, und nachdem er ein romantisch-patriotisches Barbarossa-Märchen, das er als Heidelberger Burschenschafter begonnen, in Lewalds „Europa" gedruckt bekommen hatte, ging er jetzt in Berlin, statt bei Hengstenberg und Neander zu hören, unter dem Einfluß von Strauß' „Leben Jesu" daran, ein Drama „Christus" zu schreiben. Goethes Gedanken über „Weltliteratur" hatten auch damals in ihm gezündet; mit Eifer las er die Meisterwerke der größten Dichter aller Literaturen; mit Scheffel hörte er das berühmte Shakespeare-Colleg bei Werder. Wie in jener Zeit aber Hegels Dialektik im politischen Leben ihre Beweiskraft sowohl dem Absolutismus wie dem Radikalismus leihen mußte, so fand der Katholik Rudolf Braun, angeregt durch die liberalen Verkündigungen des neuen Papstes Pio Nono, in ihr das Rüstzeug, um die Freigeisterei seines Namensvetters Julius zugunsten seiner Glaubensansicht mit ruhiger Ironie zu bekämpfen. Prophete rechts — Prophete links —: das Weltkind Joseph Scheffel in der Mitten blieb nicht unbeeinflußt von diesen Argumentationen. So vollzog sich, auch ohne daß Eggers im Sinne von Josephs Mutter auf ihn eingewirkt hätte, wiederum ein Wandel in seiner religiösen Anschauung. Er empfand jetzt erst, wie tief der „fromme Glaube seiner Jugend" in ihm wurzelte. Noch am 27. März 1846 schrieb er an Schwanitz, der wie Julius Braun und Eggers zur evangelischen Kirche gehörte:

„Der Katholizismus, wenn man ihn mit gläubigem Eifer und Hingebung erfaßt, nistet sich auch mit durchdringender Kraft im Innern ein, und faßt mit seiner nicht zu leugnenden Poesie und großartigen Anschauung des ganzen Lebens den Menschen total: — sodaß ein einmaliger und plötzlicher Entschluß, ihn abzuschütteln, nicht genügt. Mancher hat sich ausschließlich durch Feuerbach bewegen lassen, seine katholische Ansicht aufzugeben. Das reicht aber nicht hin, — man muß das ganze Rüstzeug der modernen Wissenschaft und Kritik vornehmen, um sich gehörig vor der Rückkehr des Alten zu sichern, denn sonst kann man wohl den Stamm abschneiden, aber die Wurzeln sitzen noch fest und treiben nach kurzer Zeit überall

Sprossen in die Höhe —; man vergißt die Gründe, die man früher dagegen hatte, alte Erinnerungen werden wieder mächtig — und wenn an der Stelle der früher ausgetriebenen keine neue Ansicht fest aufgebaut steht, so finden die Erinnerungen immer weniger Widerstand, bis man wieder katholisch ist, ohne zu wissen wie. In mir hat's auch so mannichfach umhergespukt, eh' ich mir einigermaßen klar geworden bin — es drängt mich darum auch so nach der Philosophie, um an ihr einen unverlierbaren Ersatz für das Aufgegebene zu finden."

Diesen Ersatz suchte er, gleich seinem Freund v. Stetten, bei Hegel. Ehe er auf den ablehnenden Standpunkt geriet, dem im „Guanolied" der „Böblinger Repsbauer" so drastischen Ausdruck verleiht, hat er mit heißem Bemühen danach gestrebt, durch das ernste Studium der Hauptwerke Hegels sich dessen Weltanschauung zu eigen zu machen. Mit gleichem Eifer studierte er, von Julius Braun angeregt, das „Leben Jesu" von Strauß.

Mit Eggers dagegen besuchte er bei dem Kunsthistoriker Waagen die Vorlesungen über die Geschichte der bildenden Künste der neuesten Zeit. Die Kunstgeschichte, ihr gemeinsames Interessengebiet von München her, war in kirchlicher Hinsicht neutrales Terrain; schließt ja deren Pflege ein pietätvolles Verhältnis zu jeder Art von Religion, die der Kunst Stoff und Form gab, in sich. Und wieviel Anregungen in dieser Hinsicht bot den Freunden das damalige Berlin! Was Friedrich Wilhelm IV. im Wetteifer mit dem nunmehr schon betagten König Ludwig I. von Bayern seit seinem Regierungsantritt unternommen hatte, um auch sein Berlin zu einer Kunststadt ersten Ranges zu machen, stand in frischer Blüte. Im Treppenhaus des Neuen Museums begann Wilhelm Kaulbach an seinen großen Geschichtsperspektiven zu malen, im Portikus des Schinkelschen gelangten dieses Meisters allegorische Fresken zur Ausführung; in Christian Rauchs Atelier ging das Denkmal Friedrichs des Großen seiner Vollendung entgegen, berufen, der preußischen Königsstadt eine ebenso herrliche Zierde wie Schlüters Großer Kurfürst zu werden; Peter von Cornelius schuf noch an den religiösen Trostgemälden für die Mauerflächen des projektierten Campo Santo. Zu wieviel interessanten Vergleichen fordert nicht die wuchtige Kunst Schlüters neben der antikisierenden von Schinkel und Langhans, die plastische Kunst Schadows, die das Brandenburger Tor mit der Viktoria gekrönt hatte, neben der realistischeren Rauchs und seiner Schüler zur Verherrlichung der Freiheitskriege heraus! Vor dem eben erst beendeten, in reichem plastischen Schmuck prangenden Neubau des Opernhauses stand in den Anlagen bereits die Statue des Feldmarschalls Blücher . . .

In Eggers wurden diese Eindrücke entscheidend fürs ganze Leben. Es drängte ihn, über sie zu urteilen, kritisch oder begeisterungsvoll zu berichten, nicht nur mündlich im Freundeskreise; gerade in diesem Jahre seines zweiten Zusammenlebens mit Scheffel wurde er Kunstschriftsteller. Für Berliner Zeitschriften und Zeitungen, besonders das Zinkeisensche Kunstblatt, schrieb er kunsthistorische Aufsätze, tiefgreifende Kunstkritiken. Das brachte ihn in Beziehungen zu den ersten Künstlern Berlins, von denen er ja Kaulbach schon kannte, und auch zu dem Kunsthistoriker Franz Kugler, der 1843 als Nachfolger Joseph von Eichendorffs seine Tätigkeit als Professor an der

Akademie der Künste und der Universität Berlin mit dem Amt eines vortragenden Rates im preußischen Kultusministerium für das Fach der Kunstangelegenheiten vertauscht hatte. Kugler, 1809 in Stettin geboren, also 1846 siebenunddreißig Jahre alt, stand damals auf der Höhe seiner viel zu kurzen Laufbahn. Sein Handbuch der Malerei war eben zu einer zweiten Auflage gelangt; schneller folgten sich die seiner Geschichte Friedrichs des Großen, für die der junge Adolf Menzel seine markigen Illustrationen gezeichnet hatte; manches von ihm selbst komponierte volkstümliche Lied war aus seinem „Skizzenbuch" und dem „Liederbuch für deutsche Künstler" in den Liederschatz des deutschen Volkes übergegangen. Seine historischen Dramen wurden auf der Berliner Hofbühne aufgeführt, seine historischen Novellen viel gelesen. Kürzlich von einer größeren Studienreise durch Deutschland und Belgien nach Paris heimgekehrt, war er jetzt dabei, deren Früchte in der Schrift „Über die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Konservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien" zusammenzustellen. Dem ihm sympathischen hochbegabten Schüler und Verehrer aus dem seiner Heimat benachbarten Mecklenburg wußte er manche Arbeit zuzuweisen, was diesem um so mehr zustatten kam, als er — da seine Eltern zwei studierende Söhne hatten — auf solchen Nebenverdienst angewiesen war. Es kamen Privatstunden hinzu, die Eggers nicht ungern erteilte; denn er war von der Natur nicht nur zum Dichter und Kunstforscher, sondern auch zum Lehrer bestimmt. Das Thema der Abhandlung, mit der er 1848 in Rostock den Doktortitel erwarb, entsprach ganz dieser Richtung seines Wesens; es war ein heute wieder modernes Thema: „Die Kunst als Erziehungsmittel für die Jugend." Auch Eggers' lyrisches Talent fand Kuglers Beachtung, und da dieser bereits ein einflußreiches Mitglied der Berliner Dichtergesellschaft „Der Tunnel über der Spree" war, so führte er seinen Schützling (1847) auch in diese ein. Daß auch Scheffel — durch Eggers' Vermittlung — in persönliche Beziehung zu Franz Kugler gekommen sei, ist zwar nicht ausdrücklich überliefert. Jedenfalls aber muß ihm der Mann sympathisch gewesen sein, der das Lied „An der Saale hellem Strande" gedichtet. Er selbst, Scheffel, hatte von einer Osterfahrt nach Jena zum Stiftungsfest der „Teutonia" eine Skizze zu einer Zeichnung von der Rudelsburg mitgebracht; und im Mai schrieb er von Berlin aus an Schwanitz:

„Hoffentlich finde ich im späteren Leben die Zeit, sie auszuführen, und dann kannst Du sie als Zwillingsschwester neben die Kunitzburg hängen. Ich hab hie und da eine gewaltige Sehnsucht, wieder mit Ränzchen und Mappe in grünen Bergen herumzuziehen und wol als fahrender Schüler zu kneipen und zu zeichnen, wo es mir gefällt, — ich merke es mit Trübseligkeit, daß das Leben, je juristischer es wird, diesem Musendienst sich allmählich entfremdet; und nun kann ich nicht einmal an Pfingsten fort nach Rügen; von wegen der Finanzverhältnisse, die gegenwärtig ziemlich Köthen'sch bei mir aussehen. Der Harz soll mich im Herbst dafür entschädigen."

Nach Semesterschluß kombinierte er beide Pläne. Er reiste nach Eggers' Heimatland, besuchte wohl zunächst dessen Vaterstadt Rostock, wanderte nach Stralsund und setzte vergnügt dies freie Wanderleben auf Rügen fort, wovon

mehrere Stücke der „Lieder eines fahrenden Schülers" zeugen, die im Herbst des nächsten Jahres in den damals seit drei Jahren bestehenden „Fliegenden Blättern" mit der Unterschrift „J. S." erschienen. Auf der Rückreise, die ihn wohl auch nach Bremen brachte, durchkreuzte er den Harz, besuchte den Kyffhäuser und zog durch den Thüringer Wald nach Eisenach, dem Heimatort seines Schwanitz. An diesen schrieb er am 4. Oktober d. J. aus Karlsruhe: „Die Wartburg ist der letzte Punkt meiner Studentenfahrten; auf ihr ruht mein Tornister und Wanderstab, weiß Gott, wann ich ihn wieder ergreife."

Scheffels „Lieder eines fahrenden Schülers", die dieser selbst später nie wieder zum Druck gelangen ließ, deren beste aber in die Sammlungen seiner nachgelassenen Lyrik übergingen, sind frisch hingesungen, beseelt von echt studentischer Wanderlust, und haben schon die Eigentümlichkeit der späteren Dichtung Scheffels, daß sie ganz bestimmter Örtlichkeit ihre Motive entnehmen. Das erste beginnt mit einer Absage an die Buchgelehrsamkeit. Aufjubelnde Freude an der landschaftlichen Natur, urwüchsiger Humor, der z. B. auf Rügen einen Wirt an den nächsten Kreidefels zum Ankreiden der Schuld verweist, politischer Freisinn, der gegen das Walten der Polizei im Freien protestiert und an einem Hünengrab mit dem nachts ihm entsteigenden Geiste Zwiesprache hält, patriotische Begeisterung, die am Kyffhäuser den schlummernden Kaiser ans Erwachen mahnt, geben den Liedern ihren Charakter. Einem im Fenster liegenden Pfarrer, der ein bös Gesicht macht, weil der fahrende Schüler an ihm vorbei zur Schenke eilt, ruft dieser zu:

Herr Pfarr, Herr Pfarr! ich bin kein Heid,
O grämt Euch dessen nicht. —
Jedoch nicht in der Kirch allein
Erkenn ich Gottes Haus;
Mir ist's, so weit der Himmelsdom
Seine Wölbung breitet aus;
Allüberall, wo sich ein Herz
In freud'ger Regung schwingt,
Allüberall, wo in der Luft
Ein frisches Lied erklingt.

Die anspruchslosen Lieder sind die Präludien der späteren ernsten Naturandachten in Scheffels „Bergpsalmen" und den Schlußkapiteln des „Ekkehard", deren eines uns den Mönch als Bergbruder schildert und den Satz enthält: „Wer das Geheimnis erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelanhebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Türme beischleppen, und er stimmt ein in jenes rechtschaffene Jauchzen, von dem die Hirten sagen, daß es vor Gott gelte wie ein Vaterunser."

Wenn man die zunächst folgenden Briefe Scheffels an Eggers mit denen an Schwanitz aus der nämlichen Zeit vergleicht, so läßt sich nicht verkennen, daß das intime Zusammenleben der ersteren diesmal beiden mancherlei Enttäuschungen bereitet hat, die etwas abkühlend auf die vorherige schier über-

schwengliche Freundschaft wirkten. Über alles Studentische, was Scheffel in seinem letzten Heidelberger Semester (1846/47) und dann als Rechtskandidat in Karlsruhe bis ins Jahr 1848 erlebte, hat er dem Thüringer Bundesbruder viel eingehender und offenherziger berichtet als seinem Berliner „Mentor" Eggers. Als ihn aber ein ernstes Herzenserlebnis erschüttert, da ist es Eggers, dem er beichtet. Und nachdem die volle Harmonie der Herzen wieder hergestellt ist, da entringt sich seiner Seele das dankbare Geständnis: „Du bist's gewesen, der die feineren Saiten in mir vom Rost und allerlei Umhüllung gereinigt und spielbar gemacht hat — und das ist mehr werth als aller toller Jubel, den ich sonst auch bei Andern gefunden . . . Ohne Dich hätt' ich vielleicht nie einen Vers geschrieben."

VI.

Carlsruhe, den 16. October 1846.

Mein lieber Fritz!

Im Begriff, meine Abreise nach Heidelberg ins Werk zu setzen, schreibe ich nur ein paar Zeilen, als Commentar zu dem halben Briefe des Geh. Rath Rau aus Heidelberg an meine Mutter, den ich Dir anliegend mittheile. Mutter hatte früher bei ihm angefragt, ob er Nichts wisse, was Dir in Deinem Suchen einer Stelle zuträglich sein könne; nun sendet er gestern als Antwort Beifolgendes, nach dessen Bedingungen die angebotene Stelle allerdings zu den vorteilhafteren ihrer Art zu gehören scheint. Da nun aus Deinen freundlichen Zeilen, die mir der Lange[1]) vorgestern zu meinem gründlichen Erstaunen in eigener Person überbrachte, der Wunsch hervorgeht, trotz Deiner gegenwärtig gesicherten Stellung das Recensententhum mit einer guten Hauslehrerstelle zu vertauschen, und da der Aufenthalt in einer Adelsfamilie in Esthland, unter welchen im Allgemeinen, so viel man hört, ein sehr feiner Ton herrscht, gewiß dem bei einem Warschauer Geldaristocraten vorzuziehen ist, — zumal bei dem gänzlichen Abgeschnittensein von aller deutschen Cultur, was Du in Polen zu gewärtigen hättest: so habe ich einige Hoffnung, daß Dir die angebotene Stelle zusagt. Es kostet freilich einen raschen Entschluß, aber da es sich damit voraussichtlich nicht um die ganze Zukunft, sondern nur um ein paar Jahre handelt, so läßt sich ein solcher leicht fassen. Solltest Du also einschlagen, so wäre, nach der Mittheilung des Geh. Rath Rau, an den bezeichneten Baron von Bremen zu schreiben; ich glaube, es wäre gut, wenn Du ihm Etwas ausführlich Deine wissenschaftlichen Verhältnisse, die Universitäten, auf welchen Du studirt, die Hauptfächer, in denen Du — außer der gewöhnlichen Philologie — gearbeitet hast ꝛc. — vielleicht auch Deine Beschäftigung mit Musik, resp. mit Flöte u. s. w. auseinandersetztest; — daß Du eine feine und vor Allem zum Pädagogen geeignete Persönlichkeit bist, werde ich dem Geh. Rath Rau schon gehörig mittheilen. —

Dein Brief durch den Langen hat mich eben so gefreut, als des Langen unerwartete Ankunft selbst; Du wirst unterdeß aus den Zeilen, die ich Leo[2])

[1]) Julius Braun.

[2]) v. Stetten. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden.

mitgab, gesehen haben, daß die Erinnerung an Dich nicht zurückgetreten ist; — das ist die Wohlthat der Erinnerung, daß sie von den Bildern aus der Vergangenheit alle störenden Schatten abstreift und das Licht desto frischer und unversehrter erhält; allmälig wird mein Bild von unserm Berliner Zusammensein nicht nachdunkeln, sondern nachhellen, und dann ist wieder Alles im alten Geleise und wir freuen uns wieder an einander wie vordem. Den Jahrestag unseres Wiedersehens in der Wendlandtschen Höhle (20. Oct.) werd ich in Heidelberg feiern.

Die Beantwortung Deiner Fragen, wie's in meinem Innern aussieht, behalte ich einem ruhigeren Brief vor; es steht übrigens sehr wohl; ich habe in diesen Ferien bloß Strauß' christliche Glaubenslehre in ihrem Kampf und ihrer Auflösung durch die moderne Wissenschaft studirt und einige sichere Blicke in den großen innern Proceß gethan, dem alle Religion und Kirche ihr Dasein verdankt, — in den Proceß, in welchem der Geist, eh er zur Wissenschaft seiner selbst gekommen ist, seinen ganzen reichen Inhalt, die Vernunft, die er selbst ist, sich als ein Andres, Fremdes, Objectives gegenübersetzt, das ihm in dem Maße als ein Uebermenschliches, Himmlisches erscheint, als er selbst in seiner Unmittelbarkeit und Unwissenschaftlichkeit verharrt, das aber, sowie er dessen Hervorgang aus sich selbst zu begreifen anfängt, auch wieder in ihn zurückgeht; und es ist mir erfreulich klar geworden, wie man durch das Begreifen, durch die Erhebung vom Glaubenden zum Wissenden Nichts verliert und allenfalls eine jammervolle Oede in sich erhält, sondern gewinnt, d. h. wie der ganze Unterschied darin besteht, daß der Eine den Geist *außer* sich, der Andre ihn *in* sich hat.

Doch davon später, wenn Du darauf eingehn willst, mehr; ebenso will ich Dir später von meiner Stellung in diesem Punct zu meinen Eltern erzählen; ich habe Manches durchzumachen.

Wie meine Mutter in Liebe Deiner gedenkt, habe ich Dir schon im vorigen Brief gemeldet, Du bist längst, wenn es je nöthig war, bei ihr in integrum restituirt.

Vorgestern kam auch unser Fuchs Ferdinand[1]) von Paris; er ist ganz der Alte geblieben in jeder, zum Glück auch in gemüthlicher Hinsicht; er hat sich in Paris scharf um einen Platz für Dich umgesehen, aber es scheitert in der französischen hohen Gesellschaft Alles an der protestantischen Confession.

Leb wohl, mein alter, lieber Fritz; ich sehe baldigster Antwort entgegen. Grüße an Alle; — Gratulation an Fanny[2]) zu ihrem großartigen Examen.

In treuer Liebe Dein Joseph.

NB. Ich frankire nicht und hoffe, daß Du dasselbe thuest. 'S ist einfacher.

---

[1]) F. v. Schweitzer.

[2]) Spitzname des in Berlin heimischen Heidelberger Alemannen Eugen Elsner, der später Regierungsrat in Merseburg wurde. Eine ergiebige Quelle für die studentischen Spitznamen ist das undeutliche Sprechen und daher Falschverstehen der richtigen Namen beim Vorstellen. So kam der Karlsruher Lepique, der spätere Zolldirektor, zu seinem Spitznamen Lobeck. Der Name Elsner hatte an Elßler, Fanny Elßler, die berühmte Tänzerin, erinnert.

VII.

Heidelberg, den 14ten März 1847.

Mein vielliebster Fritz!

Wenn Du diese Zeilen bekommst, hast Du hoffentlich schon einen größeren Brief von mir in Händen, den ich von Carlsruhe, von meinem Exil aus, an Dich schreiben werde. Ich habe eine große Schuld nach Berlin abzutragen. Dein Brief nach Neujahr und der zum Geburtstag haben mir so wahrhaft wohlgethan, daß es unverantwortlich ist, daß ich sie nicht alsbald erwiderte.

Du bist wieder ganz mein lieber alter Fritz, Gott segne Dich dafür: hier hättest Du zwar oftmals über mich den Kopf geschüttelt, denn Dein Junge hat viel Bier getrunken in diesem Semester — sehr viel Bier — aber ich wollte doch, ich hätte Dich hier in unserm frischen Leben dabei gehabt; es war ein schöner Abend meines studentischen Tagewerks, mit schönem Sonnenuntergang. Jetzt bin ich Philister — auch gut!

Gegenwärtige Zeilen haben eigentlich nur den Zweck, den Ueberbringer des Ringes, an dessen kunstfertiger Nachbildung Du sehen wirst, daß man in Heidelberg auch Etwas leisten kann, — also, den Ueberbringer, stud. Eberstein aus Hamburg, persönlich bei Dir einzuführen. Du hast mir geschrieben: ich solle Dir Jemand unsresgleichen schicken, auf daß Du nicht allein stündest. — Hier ist Einer, von dem ich hoffe, daß er Dir gefalle, und dem ich es wohl wünschen möchte, daß er sich näher an Dich anschließen könnte, und durch Deinen Einfluß nach der künstlerischen und philosophischen Seite hin hier einige Cultur erhielte.

Besagter stud. Eberstein war hier in unserer Verbindung und gleichsam mein Leibfuchs, ich habe ihn sehr lieb gewonnen, — er ist ein wackeres treues Herz, voll Begeisterung für die Ideen der Zeit und voll Drang, seinen innern Menschen heranzubilden. Ich hoffe, daß Du ihn jedenfalls in das philosophische Kränzchen mit Aegidi[1]), Wulfert ꝛc. einführest, er wird eine neue Seite darin vertreten, oder wenigstens auf Wulferts Seite stehen, er ist nämlich Socialist und Vorkämpfer des Proletariats.

Hier in Heidelberg, wo das leichte Bummelleben nur allzusehr gedeiht, hat Eberstein, wie ich, nicht viel studirt; unsere nicht fachwissenschaftliche Thätigkeit hat sich auf das von der Verbindung eingerichtete Kränzchen beschränkt, in welchem in systematischer Entwicklung die Fragen des Staatsrechts und der Politik, bald mit philosophischer, bald mit historischer Auffassung behandelt wurden. Die religiösen Fragen haben wir hier nicht mit aufgenommen, ich hoffe, daß Eberstein sich in Berlin darüber bedeutend aufklären wird.

Daß Leo Stetten kommt, wird für unsere Verbindung sehr wohlthätig sein; ich habe ihn schon zum Kränzchenführer unseres Kränzchens vorgeschlagen und hoffe, daß er diese Stelle tiefer und philosophischer ausfüllt als ich.

Ich habe diesen Winter übrigens des alten Hegel Rechtsphilosophie mit Eifer studirt; es ist ein wunderschönes Feuer, in das man die wüsten eigenen Gedankenstufen wirft und dann das gute Erz herausbrennt. —

---

[1]) Karl Aegidi aus Tilsit, in Heidelberg 1844 Sprecher der „Walhalla", die der „Alemannia" verbündet war, der bekannte spätere Staatsrechtslehrer und Abgeordnete.

Doch ich will in diesen Zeilen gar nichts von mir schreiben, sondern nur vom Ueberbringer Eberstein. Wie gesagt, lieber Fritz, wenn Du die junge Ranke an Dich heranziehst, so bin ich Dir sehr dankbar; — es ist mir besonders vor Einem bang; nämlich daß mein lieber Leibfuchs nicht ein wenig leichtsinnig in Berlin werden möchte: Er hat viel junge Deutschlandsideen im Kopfe von der Emancipation der Liebe und dem freien Verkehr mit dem Weibe — die Ehe als objectives, sittlich nothwendiges Institut hat bei ihm keine Autorität — dazu die Ideen von Hebung des Proletariats ꝛc. und die Gelegenheit in Berlin für ein junges Blut, das siedheiß durch die Adern läuft — — wenn Du theoretisch und durch Beispiel auch in diesem Puncte einwirken kannst, so habe Dank.

Von meinem Leben in Heidelberg wird Dir Eberstein viel erzählen, er war tagtäglich mit mir zusammen; das Bild, das er Dir entwerfen wird von mir, wird wahrscheinlich nicht ganz mit dem übereinstimmen, das Du von mir hast, — ich bin eben im Studentenleben ganz anders, und auf der Kneipe ganz anders wie sonst. — Ich schließe hier, mit dem Versprechen, in Bälde mehr an Dich zu schreiben, und auch an den lieben Aegidi, der so warm sich meiner erinnert und mich zum Geburtstag erfreut hat. Nehmt mirs nicht übel, daß ich im Heidelberger Wellenschlag nicht geschrieben habe.

Möge der Ring — wenns dessen irgend bedarf, — Dich von Neuem an mich ketten, — früher gabs oft solche Talismane, die einen Liebeszauber hervorbrachten, daß die zwei betreffenden Subjecte in Leben und Tod nicht von einander lassen konnten, — ich glaube, wir brauchen keinen Talisman, denn die Wirkung ist schon ohne denselben vorhanden und zwar von innen heraus.

Wenn nur das dritte Glied in unserm Ringbund, der gute Rudolf Braun, ebenso frisch mit uns bliebe, — aber da sieht's düsterer aus. Ich habe ihm im November einen großen Tendenzbrief geschrieben, — denn anders als tendenziös will er ja nicht schreiben, aber auch darauf hat er nicht geantwortet. —

Leb denn wohl, mein lieber Fritz, ich brauch Dirs nicht zu sagen, daß Du mir lieb bist, — unter meinen studentischen Erinnerungen stehst Du wie ein Heiligenbild in einer Mauernische mit grünem Epheu umrankt, und es wäre nicht mehr als billig, wenn ich alle Morgen vor demselben knien würde und beten; — aber ich bete überhaupt nicht mehr, im alten jugendlichen Sinne! Bete nicht, sondern denke! sagt Sallet.

Nimm also den Ring und den stud. Eberstein freundlich auf, und sei ein guter Gärtner an diesem wilden Baumstamm. Ich grüße Dich mit Kuß und Handschlag Dein Joseph.

NB. Wenn Du einmal in Deiner Mappe ein paar schlechte Verse von mir findest, das Lied vom Ritter Schellak, so kannst Du es Eberstein zeigen, als meine Ansicht über die Liebe und das Verhältniß des jungen studiren sollenden Mannes zu derselben [1]).

---

[1]) Dies Gedicht ist leider verloren gegangen.

VIII.

Carlsruhe, 21. März 1847
im Philisterium, Stephanien-Straße 18.

Mein lieber Fritz

Noch von Heidelberg aus habe ich an Dich geschrieben, und unser Fuchs Eberstein aus Hamburg wird Dir Brief und Ringlein im Anfang des Sommersemesters überbringen. Vorher aber, das war mein fester Entschluß, solltest Du, sobald ich in Carlsruhe sitzen würde, einen großen Brief von mir bekommen. Wie ich mich nun hinsetze, um nach Berlin zu schreiben, fiel mir ein, daß ich auch Aegidi danken mußte für seine Geburtstagserinnerung, da fing ich zuerst den Brief an ihn an, und der ist nun so groß geworden und deutet so viel von meinem Leben in diesem Winter an, daß ich Dich nun zum Theil darauf verweise, er ist auch für Dich geschrieben. Aber es steht natürlich nicht darin, und das sag ich Dir itzt besonders, daß es gekommen ist, wie ich in Berlin schon äußerte, daß ich nämlich jetzt in der Ferne in Gedanken mit Dir verkehre und lebe, wie das erste mal, als ich von München nach Heidelberg kam, und daß ich nicht begreifen kann, wie manchmal ein Stück schwarzes Gewölk über unser Berliner Leben hereinhängen konnte und wie ich ein paar schlechte Verse, wie die, die Du im letzten Briefe anführst, wie Nachteulen in die frische Luft hinausflattern lassen mochte. Lieber Fritz, Du brauchst mir nicht noch einen so schönen und freundschaftlichen Brief zu schicken, wie den zum Geburtstag, um grünes Epheu über die Rißlein und Spältlein unseres Freundschaftsbaus wachsen zu lassen; — es ist gar kein Riß da. Ich denke itzt schon wieder daran, wie wir uns noch einmal auf unserem Lebenswege längere Zeit treffen könnten, und da hab ich bis jetzt das herausgebracht, daß, weil ein Zusammen*wohnen* uns hie und da Etwas queer dazwischen kam, wir nun zusammen *reisen* müssen, und zwar nach *Italien*. Ich schaffe jetzt ein Jahr lang hier in Carlsruhe aufs Examen, wie ein „geißelgetriebener, erddurchfurchender Pflugstier", und dann muß mich mein Vater frei geben auf etliche Zeit; Du aber legst Dir bei Freund Zinkeisen u. A. ein Capital an, und wenn nach Jahresfrist Du müd wirst vor lauter Kunstrecensionen und eingesehen hast, daß über dem deutschen Literaten auch kein ewigblauer Himmel lacht, dann nimmst Du das Ränzchen auf den Rücken und kommst zu uns Schwaben herab, und dann steigen wir über die Alpen, deren Schneehäupter wir schon einmal zusammen geschaut, und suchen den blauen Himmel von Italien und leben mit einand in der Form, in der wir von innen heraus Eins sind, und einiger, als in der Form des begrifflichen Erkennens, nämlich in der Form des *Schönen*. — Du siehst, mein vielliebster Fritz, daß ich auf meiner heimlichen Stube, hinter Excerpten und Heften, auch noch andre Gedanken habe, daran ist aber die Frühlingssonne schuld, die mir so warm durch die Fenster herein scheint; und andererseits der aschgraue Inhalt des corpus juris, der die Gedanken nothwendig auf Anderes, Frischeres lenkt.

Wenn ich aber während meiner Examenvorbereitung einen andern Gedanken ausbrüte — der mir auch hin und wieder im Kopf herumflattert — nämlich wie unser wackerer Aegidi mein Glück auf dem *Katheder* zu pro-

biren, dann würde die Sache anders. Dann müßte ich in der nächsten Zukunft ein paar staatsrechtliche und rechtshistorische Vorträge ausarbeiten und dann käm' ich wieder zu Dir nach Berlin. Doch das liegt sehr im Unsichern. Ich habe mich im Winter in Heidelberg — gerade wie Ihr in Berlin in den ästhetisch sein sollenden und politisch gewordenen Kränzchen — sehr viel mit den Fragen der Politik und unseres deutschen Staatsrechts beschäftigt, — es ist dies der einzige Theil unserer Rechtswissenschaft, worin Leben ist und großer Entwicklungsdrang, — und wo das Recht in die Weltgeschichte übergeht; da wünschte ich sehr mich näher zu orientiren; zumal da, wie es die ganze Stimmung der Gemüther zeigt, unsere ganze künftige Entwicklung in Deutschland eine politische sein wird (trotz der †† preuß. Verfassung); — mit der literarischen Entwicklung, sind wir fertig; es stehn schon genug deutsche Classiker in Maroquin und Goldschnitt auf den Bücherbrettern unserer Salons, aber noch keine „Geschichte der deutschen Revolution" oder „Reden berühmter Staatsmänner im deutschen Parlament" ꝛc. wie sie es in Frankreich und England schon haben[1]).

Daß Ihr die philosophischen Abende wieder getreulich eingehalten habt, freut mich sehr; — wir haben in Heidelberg von Verbindungswegen wöchentlich ein sogenanntes Kränzchen gehalten, worin aber etwas geregelter verfahren wurde, d. h. die Themata wurden in systematischer Reihenfolge an die Einzelnen vertheilt; die betreffenden Leute lieferten einen größern Vortrag und darauf wurde unter Allen die Debatte eröffnet. Ich habe viel Anregung daraus geschöpft. Das Buch, was Euch sehr beschäftigt hat, die „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat", hat auch mich vielfach interessiert; es ist mit meisterhafter Feinheit des Dialogs und einer wirklich diplomatisch versteckten Perfidie geschrieben; erst am Ende rückt der H. v. Waldheim eigentlich mit der ganzen Pferdeklaue, die da heißt: „Aufhebung des Staats durch die katholische Kirche" hervor.

Wenn es Dich interessirt, die Ansicht des „Sprechers aus der Gegenwart" über Verfassung des Staats und in specie über die preußische Verfassung (!) kennen zu lernen, so lies einmal auf Julius' Zeitungshalle[2]) die Münchner Historisch politischen Blätter, deren strohgelben Umschlag Du noch von München her kennen wirst; — in den Heften vom Februar und März sind ein paar Sendschreiben des Herrn von Waldheim über denselben Punct mitgetheilt. Der Biedermann hat noch ganz die Staatsansicht des Hrn. v. Haller, deren Consequenz, wie der alte Hegel sagt, eben in der völligen Inconsequenz einer wüsten Gedankenlosigkeit besteht.

Der Verfasser soll übrigens nicht v. Radowitz, sondern der durch sein Auftreten in der badischen 1. Kammer vielfach bekannte Herr von Andlau sein[3]). Rudolf Braun und Pilgram werden jedenfalls einen rüstigen Vorkämpfer der guten Sache in ihm begrüßen.

---

[1]) Dies war eine der Lehren des von Scheffel auch im dritten Studienjahre zu Heidelberg eifrig gehörten Gervinus, die auf seine Entwicklung zum Dichter hemmend einwirkten.

[2]) Ein in damaliger Zeit und noch über 1848 hinaus sehr bekanntes Berliner Leseinstitut.

[3]) Ein Irrtum! Der Name „v. Waldheim" war Pseudonym des preußischen Generals Joseph v. Radowitz, der schon längst die besondere Gunst Friedrich Wilhelms IV. genoß.

Dabei fällt mir der lange Braun ein. Wenn Du den jetzt sehen würdest, und mit seiner Berliner Zeit vergleichen, das wäre ein ziemlicher Unterschied. In Berlin sprudelnd und glühend von Poesie — als letztes Ziel das Schreiben eines Drama ꝛc. und itzt ist er förmlich poetisch blasirt, will von seiner ganzen Kunst nichts wissen, als wären nie die Töne eines Liedes in ihm erklungen, — und studirt griechische Grammatik und Autoren und kneipt mit Freunden zusammen und trinkt viel Wein.

Für mich haben diese gewaltsamen Übergänge etwas Erschreckendes; ich meine, daß es auf einmal wieder, wie aus einem Vulcan aus ihm losbrechen wird, und ein paar solche Eruptionen können einen Geist wie den seinigen aufreiben. Wenn er in seinem eignen Leben so ungeheure Sprünge macht, so wirst Du nun vollständig einsehen, wie er auch Dir gegenüber einen machen konnte; er hats übrigens schon lang bereut und wieder gut gemacht.

Zu Deiner Aufnahme unter die Germanen und unter die Tunnel-Dichter als Anakreon gratulire ich von Herzen.

In der schwarzen Mütze mit Silberstreif möcht ich Dich wirklich sehen; — mir ist freilich die braune Sammtmütze mit Goldstreif, in der ich diesen Winter in Heidelberg ein tüchtiges burschenschaftliches Leben führte, lieber als die Berliner, — denn das Verbindungsleben in Berlin ist doch immer nur eine Treibhauspflanze —, übrigens bitte ich, all die Leute, die mich noch kennen, recht herzlich zu grüßen. Gad, der im Sommer wieder kommen wird, hat in Heidelberg in scharfem Duell einen bedeutenden Hieb in den Kopf bekommen, an dessen Heilung er 5 Wochen zu thun hatte.

— Daß Du etwas Anakreontisches hast, — wenn auch nicht zu jeder Zeit — habe ich nie geleugnet, und ich freue mich, daß Deine Lieder aus neuerer Zeit diesen Character haben. Bleib ihm getreu; wenn ich Dich wieder sehe, hoffe ich, daß Du mir eine Flasche Rheinwein oder so was als Deinen besten Freund vorstellst und nicht wie am 19. October 45, als ich Dich zuerst wiedersah in Wendtlands kleiner Höhle, Deinen Dolch. — Ich habe in Heidelberg auch anakreontisch gelebt, aber nicht gedichtet; denn mitten im Genuß reflectirt man wenig. Uebrigens habe ich an der Kneipzeitung der Verbindung viel mitgearbeitet und manchen schlechten Witz gemacht. Es war viel Poesie in diesem Heidelberger Winter; — Anfang Februar bei tiefem Schnee haben wir z. B. eine Fußreise in die Odenwaldberge und auf das Geisterschloß Rodenstein gemacht, die mir itzt gar werth in der Erinnerung ist. — Das Papier hört auf; also Ende! — Leb wohl, mein treuer Fritz, und behalt' Deinen Jungen lieb!

An den lieben Kammergerichtsauscultator und Liebsvertheidiger Fanny einen warmen Gruß! — Leo Stetten ist noch nicht hier, wir erwarten ihn täglich.

IX.

Carlsruhe, Sonntag den 17. October 1847.

Mein vielliebster Friedrich!

Als ich meinen letzten Brief an Dich schrieb, haben die Bäume kaum angefangen grün zu werden; und jetzt sind sie schon herbstlich gelb; es

liegt fast ein halbes Jahr zwischen meinem letzten Gruße und diesem; 's ist aber auch kein Wunder, denn wenn man seine Zeit im Ganzen so gleichförmig am Studirtisch zubringt und wenn das Criminalrechtscompendium bis zur letzten Seite durchstudirt ist, ohne eine Miene zu verziehen, das des deutschen Privatrechts bei Seite 1 aufschlägt, da schleicht ein Tag wie der andere dahin und keiner bringt etwas besonderes, eine innere Stimmung, wie sie zu einem ernstlichen Freundesverkehr in die Ferne gehört. Je weniger ich aber geschrieben, desto öfter habe ich in den Pausen des Studiums meine Erinnerungen auf die Weide geführt, — wie ein Schäfer, der seine Herde austreibt, — und all das Schöne, das mir bei einem fast vierjährigen Herumziehen auf deutschen Hochschulen zu Theil ward, hat sich oft wie grünes Laub über meine Hefte und Bücher hereingerankt und mich mehr erfrischt, als mein gegenwärtiger persönlicher Verkehr in Carlsruhe. Eine solche lebendige Erinnerung an alte Zeiten hat mich heut an den Schreibtisch hingeführt, — es ist heut ein schöner Sonntag, — und den will ich ganz mit meinem lieben Fritz zubringen, damit er sehen kann, daß er noch einen frischen und warmen Platz im Herzen des Candidaten Joseph einnimmt. Wenn nicht verboten wäre, bei Dir Heine zu citiren, und wenns überhaupt besser paßte, so würde ich in meiner heutigen Sonntagsstimmung gern an jenes Lied erinnern, wo er die Philister in Sonntagsröcklein durch Wald und Flur spazieren gehen läßt, selber aber auf seiner Stube sitzt und die Fenster mit schwarzem Tuch verhängt . . . Aber wie gesagt, es paßt nicht, denn meine Liebe kommt nicht aus dem Todtenreich, sondern aus dem zum Glück noch recht lebendigen Herzen; und Du wirst sie hoffentlich auch nicht zu den Todten rechnen, denen man ein Denkmal setzt und beim Vorübergehen sagt: Ja, den hab ich auch einmal gekannt; er war ein braver Kerl! Schade um ihn! —

Mein lieber Fritz! Ich habe Dir einen Satz schon oft wiederholt und Du sollst ihn jetzt wieder zu hören bekommen, das ist der, daß ich ein gut Theil von dem, was ich bin, Dir zu verdanken habe; — Du hast mir geistige Anregung und Form, und, was noch mehr ist, Du hast meinem Herzen einen Inhalt gegeben, den ich zeitlebens nicht vergesse. Darum zieh Dich nie von mir zurück, lieber Fritz, — und wenn ich Dich in Berlin hie und da gekränkt habe, so vergiß das und denk an München und unser dortiges Leben.

Es sind zwar jetzt gerade vier Jahre, daß ich als junges Blut, dem der ganze Himmel noch voll Baßgeigen hing, in München einzog, — aber wenn ich mir heute den Puls fühle, so schlägt er wahrhaftig noch ebenso warm für Dich, wie damals, wo ich mit aller Begeisterung eines Füchsleins an Dir, meinem „Vormund und Kameraden" hing. — Darum soll auch die Zeit nie eine Kluft zwischen uns bringen, und Du sollst immer au courant bleiben, was meine Lebensschicksale betrifft; — ich habe also, damit dies geschehe, gerade ein halbes Jahr nachzuholen und Dir zu erzählen, wie es mir in dieser Zeit erging. Um dabei ganz systematisch zu verfahren, habe ich Dir zuerst mein äußeres Leben, d. h. Beschäftigung, soziale Stellung etc. zu schildern. In Bezug auf mein äußeres Leben bin ich ein Großherzoglich badischer Rechtscandidat, d. h. Einer, der ein juristisches Examen machen soll,

aber noch nicht gemacht hat. Darin liegt, daß ein solcher all sein Thun und Denken auf das Examen zu concentriren hat, und dies thue ich auch redlich. Ich arbeite streng juristisch. Im April habe ich meine Zeugnisse etc. ans Justizministerium eingeschickt; darauf hat mir dasselbe in freundlicher Erwiederung ein Thema zu einer juristischen Monographie sammt einem Bündel Acten zur Anfertigung einer Proberelation ins Haus gesendet, und mit diesen schriftlichen Vorarbeiten war ich den Sommer über bis Mitte August beschäftigt.

Die juristische Monographie „Ueber die Natur und Bedeutung des Surrogats nach römischem und französischem Recht" hat mir viel zu schaffen gemacht; sie ist circa 100 Seiten stark geworden, und so, daß ich sie nöthigenfalls einmal als Doctordissertation verwerthen könnte. Auf diese schriftlichen Arbeiten hin bin ich nun zum Examen zugelassen, d. h. ich kann es machen, sobald's meine geistigen Mittel erlauben. Dies wird nun nächste Ostern geschehen, und hoffentlich gut ausfallen; denn ich sehne mich aus diesem juristischen Wiederkäuerleben sehr ins Weite. Bis jetzt repetire ich sehr viel — wie einst in Berlin beim juristischen Frühstück — und suche allmählich in den Rechtsbegriff, wie er sich im Alterthum und in germanischer Auffassung ausgebildet hat ꝛc. einzudringen (!)[1]. Die geschichtlichen Studien ziehen mich übrigens dabei mehr an, als die des geltenden Rechts, d. h. für uns Badenser des Code Napoléon, dessen 2281 Artikel ich gewissermaßen Stück für Stück im Kopf haben soll. —

Bei besagtem juristischen Treiben ist natürlich mein geselliger Verkehr kein sehr umfassender. Für das „Gesellschaftsleben" ist mir noch immer nicht der rechte Sinn aufgegangen; aber aus guten Gründen, denn der Carlsruher Ton und das ganze hiesige feinere Wesen sind keineswegs von der Art, daß man dadurch angeregt werden könnte. Es ist zuviel Hofluft, zu viel Büreaukratie und zuviel Aeußerlichkeit hier.

Dagegen fühle ich mich recht wohl im Kreis meines elterlichen Hauses, wenns gleich auch da zuweilen Differenzen gibt, in specie mit meiner Mutter über die religiösen Fragen und — worin sie ganz Deine Stellung und Ansicht gegen mich vertritt — über meine Ansicht vom gesellschaftlichen Leben.

Es spukt freilich noch viel studentische Tournüre in mir, und ich sehe selbst die Nothwendigkeit ein, diese abzulegen, aber das kommt von selbst. Vorerst aber freue ich mich noch hie und da am derben Kneipleben; — ich bilde hier mit einigen Leidensgefährten, d. h. Candidaten, sodann den beiden Söhnen des Dr. Wirth, deren Einer ein ziemlich tüchtiger Publicist ist, sowie mit dem langen Braun einen kleinen Kreis, der oft in möglichst shakespearischem Humor als steifleinene Kerls beim Sect sitzt[2]. Wir haben schon in dieser

---

[1]) Klingt das nicht wieder ganz wie meine großartigen Berliner Dicta und Unterdeutsch Verurtheilungen, über die Ferdinand so erschrack, daß er sie alle aufschreiben wollte? Anmerkung Scheffels.)

[2]) Der „Falstaff-Klub" hatte außer den Söhnen des damals aus dem Schweizer Exil nach Karlsruhe übergesiedelten „Demagogen" und Historikers Wirth, des „Redners von Hambach", zu Mitgliedern: Julius Braun, E. Kamm, Lepique, v. Stetten und Heinrich Goll. Letzterer, der Sir John Falstaff des Kreises, war ein fideles Kneipgenie: er und Braun begeisterten sich für

Tonart ein paar recht nette Familienfeste gefeiert, z. B. des langen Braun Geburtstag; — die Rettung unseres alten John Falstaff, der neulich aus einem gefährlichen Pistolenduell, wobei ich secundirte, mit heiler Haut davon kam ꝛc. — an Festgedichten ꝛc. fehlts natürlich nicht.

Viel Unterbrechungen im Carlsruher Aufenthalt habe ich diesen Sommer nicht gehabt, so sehr mir auch die alte Wanderlust noch in den Gliedern steckt. Ein paar mal bin ich nach Heidelberg herübergefahren, um zu sehen, was die alten Genossen, mit denen ich in burschenschaftlichem Streben manch ernstes Wort gesprochen und dann wieder bei Sang und Klang manche Nacht durchjubelt hatte, treiben; das frische Leben im frischen Heidelberger Sommer hat mir — wiewohl ich immer nur wenige Tage drüben sein konnte — sehr wohl gethan; besonders die Fahrt mit der Verbindung zum Commerse nach Neustadt an der Haardt, in den weinbewachsenen Vogesenbergen, und ein halber Tag auf dem bekannten Hambacher Schloß, das itzt zur Sühnung seiner revolutionären Vergangenheit von 1833 in ein Schloß des Kronprinzen von Baiern verwandelt wird. — Auch im schönen Thal von Baden habe ich ein paar Sommertage zugebracht, und in den prächtigen Alterthums- und Kunstsammlungen des Major Maler viel lehrreiche Stunden verweilt; ich hab Dich immer an meine Seite gewünscht, als ich dort zeichnete, um an den alten Waffenstücken und Dreifüßen und Terracotten ꝛc. aus den Gräbern von Vulci und Paestum unsere archäologischen Studien aufzufrischen. Wenn sich einmal Gelegenheit gibt, so schick ich Dir ein paar Copien von dem, was ich dort zeichnete; besonders haben mir die schönen Helmformen gefallen. — Meine Sehnsucht nach Italien hat dort wieder frische Nahrung erhalten; sobald ich irgend kann, marschir' ich über die Alpen. Deinen wackern Bruder Ernst, der Dir wohl schon Nachricht gegeben hat über die paar Tage, die wir zusammen verlebten, hab ich wahrhaftig beneidet; er hat — in seiner gesunden und kräftigen Weise — ebenso viel von Italien gelernt und heimgetragen als mancher deutsche Gelehrte.

Soviel in Bezug auf biographische Notizen von mir. Der richtigen Systematik dieses meines Briefs zufolge komme ich jetzt auf mein inneres Leben; d. h. geistige Zustände und Erfahrungen, wie sie mir seitdem vorkamen, — denn Du, mein lieber Fritz, sollst Dir einmal wieder ein vollständiges Bild vom Leben und Treiben Deines Joseph machen können. — Was nun den inneren Menschen betrifft, so hält der immer noch an dem fest, was er von Berlin mit fortgetragen hat, d. h. abgesehen von der Liebe zu Dir, die immer dieselbe bleibt, an dem Prinzip, daß vor allem ein klares Begreifen und wissenschaftliches Durchdringen der Gegenwart mit all ihren Zuständen noth thut. Meine Hauptbeschäftigung war natürlich seither

---

Hafis, dessen hochgestimmte Zechpoesie damals durch Daumers Übersetzung weiteren Kreisen bekannt wurde. Der spätere volkswirtschaftliche Redakteur der Wiener „N. Fr. Presse", Max Wirth, war „Prinz Heinz". Scheffel hieß wegen seiner Neigung zum Zitieren von Dichterstellen „Fähnrich Pistol" oder „der Fähnrich". Diesen Kreis hat Scheffel zuerst mit dem Lied vom Zwerg Perkeo ergötzt. Vgl. meine biographische Einleitung zu Scheffels „Gesammelten Werken", S. 23.

juristischer Art; philosophische Studien habe ich keine gemacht; wenn Du nicht etwa die Lectüre von Max Stirners Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" zählen willst, was ich Dir jedenfalls auch — wenn freilich nur von negativer Seite — empfohlen haben will. Stirner ist ein leibhaftiges argumentum ad hominem, wie die Erbschaft Hegels in dem kalten und herzlosen Berlinerthum, in einer abstracten Sophisterei zu Grunde geht. Er benutzt seine speculativen Studien zu einer krampfhaften Critik von allem Vorhandenen, — und der Kern seiner Resultate ist dann *er selbst*, der nackte unverhohlene Egoismus. Wenn ich hie und da allzufertig im Abmucken und Unter-den-Tisch-werfen war, so ist das ein Kinderspiel gewesen gegen diese Critik; — alles was ihm nicht in seine Formeln paßt, — und das ist beiläufig die ganze Welt — wird tot geschlagen, und über den Leichen von Allen wandelt am Ende selbstgefällig Er, der Philosoph und principielle Egoist, einher. Während dem der alte Hegel mit Händen und Füßen darauf hingearbeitet hat, die Vernunft in der Wirklichkeit zu erkennen, und dem Subject die Aufgabe gestellt, die in der Wirklichkeit enthaltene (immanente) Vernunft durch das Denken flüssig zu machen und in sich selbst überzutragen, so stellt Stirner die Sache gerade auf den Kopf; er ist Subject und Object zugleich; — was außer seinem individuellen willkürlichen Denken liegt, ist Unsinn; wer von einem Begriffe, d. h. einer allgemein giltigen Vernunftbestimmung spricht, den nennt er einen „Pfaffen"; so z. B. selbst Feuerbach, weil dieser statt des dogmatischen Inhalts die Liebe und den Gattungsbegriff als Wesen der Religion aufgestellt hat. — Doch genug von diesem Scharfrichter des Universums, Du mußt ihn selbst lesen.

Abgesehen von diesem „Philosophen" habe ich mich in neuerer Zeit viel mit dem Gegenstück der Philosophie, nämlich mit der *Romantik* beschäftigt; und zwar sehe ich die Romantik nicht bloß in ihrer Wirksamkeit in der Poesie, die mehr schon eine vergangene ist, sondern auch praktisch in der bildenden Kunst, sowie in Kirche und Staat, wo sie noch nicht überwunden ist, — als eine durchaus zusammengehörige Erscheinung, als Manifestationen eines und desselben Princips an, — und habe viel Spaß an dem Aufspüren desselben gehabt. Unter dieser Romantik verstehe ich im Allgemeinen das Princip, statt der Wirklichkeit einen Roman zu spielen, oder statt des begriffsmäßigen Erkennens ein poetisches Herumvagiren für tiefer zu halten. In der Poesie sind diese Romantiker am unschädlichsten, und haben sogar viel Treffliches geleistet, — ich habe an Tieck, Achim von Arnim, Brentano ꝛc. mich mannigfach ergötzt, und wenn hie und da ihr Pegasus ein wenig besoffen die Kreuz und Quer herumreitet oder wenn sich der Dichter gar zu zart von Thau und Waldhornklängen nährt, so ist das seine Sache und schadet Niemandem viel. In der Malerei wirds schon bedenklicher, weil die Romantiker wie Overbeck und Cornelius ihren Schülern geradezu den Sinn von dem, was gemalt werden soll, auf das, was nicht gemalt werden soll, hinlenken und statt Künstlern Pfaffen aus ihnen machen, die glauben, wenn sie einen frommen Gedanken haben, so gäbe sich die Technik von selbst. Die Romantiker in Kirche und Staat aber, — von Gentz und Stahl bis auf Goerres und den

Verfasser der Gespräche in der Gegenwart[1]) ꝛc., die bilden den Krebsschaden in der ganzen politischen Entwicklung unserer Zeit und sind — mit ihrer geschichtlichen Pietät fürs Mittelalter und ihren Romanbegriffen, z. B. Gotteingesetztes Königthum, den Forderungen der Gegenwart, z. B. constitutionelle Regierungsform, geradezu feindlich entgegengesetzt; — deßhalb zwar zu studieren, aber abzumucken, wo man kann.

Insonderheit gegen diese politischen Romantiker, als deren jetziges Haupt der König von Preußen betrachtet werden kann[2]), — gegen diese directe Reaction gegen das rationelle philosophische Element freue ich mich, wenns einmal Gelegenheit gibt, in Schrift oder Rede loszuziehen — und hätte lieber darüber als de surrogatione eine Abhandlung geschrieben.

Soviel hiervon. Uebrigens bin ich keineswegs ganz in Tendenz und Politik aufgegangen. Wenigstens im „wunderschönen Monat Mai", wo die Vögel wieder singen und dem Menschen die Wanderlust in die Glieder fährt, da ist mirs gegangen wie Dir, und weil ich nicht selbst wandern konnte, habe ich wenigstens ein paar Wanderlieder geschrieben, d. h. ich habe meine Erinnerungen von Rügen und vom Harz ꝛc. auf dem Papier fixirt, aber in allgemein fideler Fassung. Vor einiger Zeit habe ich sie als „Lieder eines fahrenden Schülers" an die Redaction der Fliegenden Blätter geschickt und die hat sie angenommen; es dauert aber gewöhnlich höllisch lange bis dort Etwas erscheint, von wegen der dazu zu fertigenden Illustrationen. Wenn also einmal der fahrende Schüler in Holz geschnitten erscheint, so denk dabei an mich; — ich will Dir hiemit den ganzen Burschen nachträglich dediciren.

Zum Schluß noch Einiges über meine Herzensangelegenheiten, in welcher Beziehung ich in der letzten Zeit mancherlei Erfahrung zu sammeln Gelegenheit hatte. Einmal nämlich ist mir das Unglück passirt, daß sich Jemand in mich verliebt hat, und sodann noch das größere Unglück, daß ich mich in Jemand verliebt habe.

ad 1.) Es ist mir nähmlich widerfahren, daß ein Mitglied unserer shakespeareschen Kneipgesellschaft, ein alter Candidat, unter uns Sir John Falstaff benamst, — der lange Zeit ohne Verkehr mit ordentlichen Leuten gelebt hat, nun all seine Zuneigung auf mich concentrirt hat und mich damit förmlich verfolgt. Er macht Lieder auf mich, ist förmlich darauf versessen, mit mir zusammen zu sein, erweist mir jede Art von Aufmerksamkeit, — und ich bin wahrhaft in Verlegenheit, wie ich mich dabei benehmen soll, denn ich habe ihn gern als wackere treue Seele, — aber in dieser Art erwidern kann ich seine Zuneigung nicht, — weil schon andere Leute, und in specie Einer, den Du, mein lieber Fritz, am allerpersönlichsten kennst, in meinem Herzen festsitzen.

ad 2.) Nun kommt aber die ärgste Geschichte. Du wirst Dich erinnern, daß mir schon in der letzten Zeit in München die schöne kleine Julie v. Schlichte-

[1]) Gemeint ist die Radowitzsche Schrift: Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. S. S. 248.

[2]) Die Schrift von David Friedrich Strauß „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" (Mannheim 1847) nahm fast gleichzeitig den Gedanken auf.

groll merklich gefallen hat, und das kleine Engelsköpfchen hat mich in der Erinnerung durch allen Saus und Braus des Studentenlebens begleitet und mehrfach in meinen Herzkammern herumgespukt. In der Brachzeit des Candidatenlebens, wo man oft Veranlassung hat, über Compendien und Heften noch an dies und das zu denken, ist mirs auch oft in den Sinn gekommen, ich habe auch meinen Eltern schon davon gesprochen. Wie ich nun am 2. September (NB. In meinem Notizbuch steht unter diesem Datum: „Heut hab ich Giulietta wiedergesehen. — Herz krach und brich nicht") gerade über meinem Landrecht sitze, erhalte ich ein paar Zeilen, Hr. v. Schlichtegroll mit seinen zwei Töchtern sei hier. Ich gehe gleich hin, ward freundlich empfangen, und die kleine Julia war unterdeß gar stattlich aufgeblüht, ohne daß sich aber das Zarte, Mignonartige in ihrem Wesen verwischt hatte. Ich zog mit ihnen in der Kunsthalle herum, — führte sie alsbald im elterlichen Hause ein und veranlaßte sie, einen Tag länger hier zu bleiben, — während welcher Zeit ich natürlich Aug und Herz nur an einen Fleck gerichtet hatte. Dann giengen sie nach Baden, und von da nach Heidelberg. Ich bat um Erlaubniß, sie nach Heidelberg begleiten zu dürfen, um in meiner alten Musenstadt als Mentor zu dienen. Dies ward angenommen, und ich verlebte vier Tage mit ihnen in Heidelberg, die ich nie vergessen werde. Es war wahrhaftig viel Poesie darin, an Juliens Seite an all den prachtvollen Orten, auf dem Schloß und in den Bergen, wie an den Neckarufern herumzustreifen, — und Zeuge ihrer naiv anmuthigen Freude über all das Schöne, das ihr, die noch nie aus München weggekommen war, doppelt schön schien, zu sein. Ich schmeichelte mir, als Staffage in der Heidelberger Landschaft in ihrer Erinnerung auch nicht ganz vergessen zu werden; — aber als schüchterner Bursche war mirs genug, in ihrer Nähe zu sein, und ich sprach über das punctum saliens, was mich mit ihnen nach Heidelberg geführt hatte, kein Wort. Der alte Schlichtegroll schien auch nicht übel mit mir zufrieden, wenigstens umarmte er mich väterlich beim Abschied.

Nach freundlicher Trennung reisten sie nach Koeln, ich zu meinem Landrecht zurück nach Hause. Daß das Engelsköpfchen itzt erst recht in mir zu spuken anfieng, kannst Du Dir denken; — meinen Eltern, mit denen ich ganz offen darüber sprach, hatte Julia auch sehr gut gefallen, und ich redete schon mit meinem Vater darüber, daß er, wenn ich, sein Sohn, dermaleinst, was man so nennt, eine Existenz, d. h. eine sichere sociale Stellung hätte, er mit Hut und Frack nach München reisen und für mich werben solle. Nun sind kaum vier Wochen seitdem verflossen, da kommt die Nachricht, daß während der Reise der Töchter mit ihrem Vater ein Biedermann, der schon eine solide Stellung hat, ein Rath St., ein alter Hausfreund, bei der Mutter, die in München geblieben war, um die kleine Julie angehalten — und daß sie ihm ihre Hand zugesagt und daß die Geschichte jetzt schon im Reinen ist. Das arme siebzehnjährige Kind wird natürlich den Vorstellungen der Alten wenig eigenen Willen entgegensetzen, und da ist eben das End vom Lied eine solide bürgerliche Heirath. Hätte ich in Heidelberg oder hier nur ein Wort gesprochen, so wäre es vielleicht ganz anders! — Ich war wie vom Donner gerührt; —

es soll jetzt das Engelsköpfchen für mich nichts weiter als ein Traum sein — ich kann jetzt erst mit Grund sagen „Herz krach und brich nicht!!"

Bis jetzt bin ich noch nicht ganz gefaßt; — daß all die Erinnerungen so schön und hoffnungsvoll aufgefrischt, und dann so plötzlich mit einem Strich wieder ausgelöscht werden mußten, das ist ein harter Schlag. Meine Eltern haben rechten Antheil an mir genommen und mich zu trösten gesucht, so gut es gieng. Tröste Du mich auch, lieber Fritz; — ich habs damals, als Du mir in Berlin Dein Leid klagtest, nicht glauben wollen, daß Einem das so nah zu Herzen gehen könne; aber itzt begreif ichs. Uebrigens als ein à la Heine Zerrissener wandle ich darum nicht umher; — die Wissenschaft soll mir Ersatz bieten für das was ich verliere, — 's ist freilich ein trübes Surrogat! —

Uebrigens bleib all dieses ad 2) in Deiner Brust begraben! —

Montag, den 18ten October 47.

Da schreibe ich ein Blatt nach dem andern voll, mein lieber Friedrich, und werd immer noch nicht fertig; — Du siehst, ich hab viel auf dem Herzen. Jetzt will ich Dir noch Einiges von unsern gemeinsamen Freunden erzählen. Leo Stetten hat Dir wohl selbst geschrieben; Du weißt also, was er treibt und denkt. Der lange Braun, der als „Friedensrichter Schaal" in unserm Clubb recht wacker kneipte und ein gut Glas Sect zu schätzen verstand, geht in vierzehn Tagen ins philologische Examen; zu welchem Behuf er schon ein lateinisches curriculum vitae eingereicht hat. Er hat fleißig studirt in der letzten Zeit; hie und da war er auch auf ein paar Tage verschwunden, da lief er dann mit seinem Horaz in die Berge, um frische Luft zu schöpfen Nach dem Examen will er getrost auf den deutschen Gelehrten losarbeiten, und die Vorstudien für seine Weltliteratur in Heidelberg beginnen; — nun denn in Gottes Namen, — wie's im Geburtstagsgedicht hieß:

Von dem Catheder dereinst den lauschenden Füchsen zu schildern,
Welch ein Gesetz und Geist webt in der Völker Gesang,
Was der Chinese singt, wenn ihm der Bambus ertheilt wird,
Und was der deutsche Hofrath, wenn er 'nen Orden erhält.

Unser alter Franciscus Steingaß ist unterdeß schon ein deutscher Gelehrter geworden und liest im nächsten Semester in Freiburg über Plato. Er hat mich, als er nach Frankfurt in die Ferien ging, einen halben Tag besucht, ich habe ihn wenig verändert gefunden; — aber als Philosoph ist er mir weniger vorgekommen, denn als Romantiker; — sein religiöser Standpunct ist mir unklar, er mißbilligt das ultramontane Treiben in Baiern; schreibt aber, wenn er gerade die Stimmung hat, Legenden; — im Uebrigen hat er sich in Ilias und Odyssee einen dramatischen Stoff herausgesucht, und mir aus einem seiner projectirten Stücke, — wie der unter die Königstöchter als Weib versteckte Achilles zu den Waffen gen Troja gerufen wird, — Einzelnes mitgetheilt, was voll tiefer Poesie ist, und auch vom langen Braun anerkannt wurde; — wiewohl wir uns einige Zweifel über die passende Wahl des Stoffs — den doch der Dramatiker vor Allem berücksichtigen muß — erlaubten.

Sein Verhältniß zum weiblichen Geschlecht ist, wie in München; alle Augenblick gibts Funken und Flammen und — wie mir später in Freiburg erzählt wurde — „jede Schürze könne ihn aus dem Concept seiner philosophischen Vorträge bringen". —

Auch von Rudolf Braun, der itzt durch Adoption Rudolf Freiherr von Oberkamp geworden ist, bin ich in diesem Sommer besucht worden. Mein Bedauern um ihn, aber auch zugleich meine Achtung vor ihm, sind seit diesem Besuch gestiegen.

Er faßt als Princip seines Catholicismus itzt weniger den Glauben auf, sondern das Opfer, d. h. die Hingebung seiner selbst zu den Zwecken Gottes, also mehr die Liebe. Die Vorwürfe, die man dem Catholicismus mit Grund macht, daß sein altersschwaches Gebäude die Forderungen des heutigen religiösen und socialen Bedürfnisses nicht befriedigen könne, sind nicht unbemerkt an ihm vorübergegangen. Deßhalb hat er einen, — wie mir scheint, neuen Weg eingeschlagen; er verlangt vom Catholicismus, daß er all die Probleme der Gegenwart, an deren Lösung sich bis jetzt noch alle Parteien die Zähne ausbissen, lösen solle; in specie die sociale Frage, von deren Bedeutung Rudolf wie ich auch durchdrungen ist. Damit bringt er seinen Catholicismus auf den praktischen Boden; deshalb urgirt er itzt das Dogma weniger als die That, das Opfer seiner selbst an Gott, — und deßhalb will er, Rudolf Freiherr v. Oberkamp, sobald sein Vater todt ist, Theolog werden, dann Seelsorger in einer kleinen Gemeinde und sein Vermögen an die Armen vertheilen. — Auf unsere Einwände, daß er mit dieser Auffassung seines Glaubens unter den eigenen Glaubensgenossen als Prediger in der Wüste erscheinen werde, und daß er vielmehr an uns die natürlichen Bundesgenossen habe, denn wir sind durch die Negation des Jenseits auf das unabweisbare Postulat einer vernünftigen und sittlichen Gestaltung des Diesseits, mithin auf eine Umänderung der socialen Zustände gerade so gut gelangt, wie Rudolf auf seinem Weg, — erwiderte er aber (da spukte der alte Dogmatiker in ihm), daß die Sache unsrerseits — auch wenn wir ganz dasselbe thäten, wie er, keinen Werth habe, weil sie nicht als Opfer, sondern als Nothwendigkeit erscheine; — und daß, wenn auch keiner seiner Glaubensgenossen seinem Beispiel nachfolgte, er wenigstens für sich sagen wolle salvavi animam meam.

— Mir hat es unendlich leid gethan, den guten Rudolf itzt, in einer Zeit, wo er sein Leben erst recht verwerthen könnte, von solchen Opfer- und Askesegedanken aufgezehrt zu sehen; — es ist auch Alles schwarz um ihn und seine Jugend geht allmälig flöten, ohne daß er je gewußt hat, was Jugendsinn und Jugendfrische heißt. Er war gerade anwesend, als wir mit mannigfachem Unsinn des langen Braun Geburtstag feierten und als er uns gottloses Volk so heiter beisammen sah, sagte er, das sei eine ihm fremde Welt, die er nur ahnen könne.

Jetzt noch eine Bitte. Es kommt diesen Winter ein Freund von mir, Ludwig von Steinberg, nach Berlin [1]). Er kann wegen eines Augenübels nicht

[1]) Schulfreund Scheffels. War mit dem Grafen Wilhelm von Reichenbach im Schwabenkorps zu Heidelberg und wurde später Vermögensverwalter des Grafen in Frankfurt a. M.

schreiben, und ist daher darauf reducirt, seine Studien durch Collegienhören und Umgang mit vernünftigen Leuten zu machen. Ich habe ihn auch an Dich adressirt und bitte Dich, ihn mit unserm Kreis von Bekannten vertraut zu machen; er ist ein durchaus tüchtiger Bursche und trotz seines Adels auf der äußersten Linken stehend.

Zugleich bitte ich Dich aber, sobald Du ihn zu Gesicht bekommst, ihm Folgendes mitzutheilen: Sein Großvater in Freiburg sei gestorben und da sei es nöthig, daß er eine Vollmacht an seinen Vater hieher schicke, um sich bei der Erbtheilung vertreten zu lassen. Ich habe auf Ersuchen seines Vaters, der die Adresse seines Sohnes in Berlin noch nicht wußte, sogleich an den Proletarier Eberstein nach Berlin geschrieben und die zu unterschreibende Vollmacht beigelegt. Eberstein kennt ihn nämlich schon etwas von Heidelberg her. Sollte also Eberstein noch nicht in Berlin sein oder solltest Du Steinberg vorher sehen, so bitte ich Dich, ihm dies mitzutheilen und meinen an Eberstein gerichteten Brief in dessen Wohnung zu holen und aufzubrechen, um das Formular der Vollmacht an Steinberg zu geben. —

Nun, mein lieber Fritz, soll mein Brief allmälig zu Ende gehen; vergelte mir Gleiches mit Gleichem, und laß mich ebenfalls recht ausführlich hören, wie es Dir seitdem ergangen und wie Deine Actien in Gegenwart und Zukunft stehen. Grüße mir recht herzlich all meine Berliner Freunde und sag insonderheit Aegidi, Elsner und Eberstein, und wenn Du die frühern Heidelberger Frankonen zu Gesicht bekommst, die diesen Winter in Berlin zusammen treffen werden, wie es mir geht — und daß ich in meiner Candidatenzeit leider nicht an Jeden schreiben kann, den ich lieb habe. (Zur Entschuldigung bei Fanny!) — Auch an Ferdinand v. Schweitzer einen Gruß.

Ebenso der ganzen Germania! —

In der Hoffnung auf baldige Antwort, — und mit vorläufiger Geburtstagsgratulation zum 14ten November Dein getreuer Joseph.

Meine Eltern grüßen Dich freundlichst! Vergiß den 29. Febr. nicht — aber schreib mir jedenfalls noch vorher; ich zähle darauf. Vielleicht fahr ich am 29. Febr. zu Steingaß nach Freiburg.

X.

Carlsruhe, 25. December 1847.

Mein viellieber Fritz!

Heut ist Weihnachtstag; und das Beste was mir beschеert worden ist, das ist eine recht warme innige Stimmung; — das alte Familienfest mit den Erinnerungen an die Kindheit, wo noch das Christkind persönlich durch die Stube flog, und das gemüthreiche Anschließen von Alt und Jung an diesem Tag, das hat ein paar recht farbenfrische und sonnige Töne in die aschgraue juristische Untermalung meiner vier Herzkammerwände hereingemalt; — und immer, wenn das Gemüth sich wieder ein wenig ausweiten kann und wenn die juristischen Gedanken, die sonst wie Riesen am Eingang stehen und nichts Fremdes hereinlassen, einer andächtigen Stimmung Platz machen, und der alte

Mensch und die alte Liebe und all das Schöne früherer Tage in den Vordergrund des Denkens tritt: — dann denk' ich an Dich, lieber Friedrich, und wünschte nur, Du könntest von Berlin aus so hie und da in mich hereinschauen, Du würdest Deinen Joseph gewiß mit einem tüchtigen Händedruck antworten. Du bist mit dem besseren Theile meines Ich für immer verwachsen, und ich kann nur darüber klagen, daß Du mir nicht länger zur Seite stehen konntest, und daß ich selbst aus der Zeit, wo wir zusammen waren, nicht all den Honig herausgezogen habe, den ich hätte sammeln können, wenn ich eine fleißige Biene gewesen wäre — und nicht ein rüder Mensch, der's oft gar nicht zu schätzen schien, was er wirklich hatte. Ich weiß es aber zu schätzen, und hab dies schon oft gesagt, und komme auch itzt wieder darauf zurück; — Du bists gewesen, der die feineren Saiten in mir vom Rost und allerlei Umhüllung gereinigt und spielbar gemacht hat, — und das ist mehr werth, als aller toller Jubel, den ich sonst auch bei Andern gefunden und mehr als gut war mitgemacht habe. Ohne Dich hätt ich vielleicht nie einen Vers geschrieben; — und wenn sie auch seither noch alle ziemlich schlecht ausfielen, so ist ein schlechter Vers für den inneren Menschen doch mehr werth als die beste juristische Relation. — Dafür hat Dich aber auch die Kunst in mir so liebgewonnen; und wenn ich immer wieder die Feder nehme und ein paar gescheite Zeilen gereimt habe, so ists der erste Gedanke, die mußt Du an Fritz schicken; — und neulich ist sogar die Musik an mich herangetreten und hat mich an Dich gemahnt. Da haben sie hier eine schöne musikalische Gedächtnisfeier an Mendelsohn-Bartholdy gehalten, und all die schönen Volkslieder, die er componirt hat, gesungen, und es ist mir gar warm ums Herz geworden und den ganzen Abend war der Eindruck der Musik, die sonst in Form der Oper und der gelehrten Composition keinen Anklang in mir findet, der, daß ich an Dich gedacht habe, und wie die alte Weise tönte „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten was man hat, muß scheiden", da hab ich trotz der vielen befrackten und behandschuhten Figuren um mich ein ganz ander Bild gesehen, nämlich das, wie wir beide als frische Wandergesellen an jenem Septembermorgen in München Abschied nehmen mußten, — und wären doch so gern miteinander gezogen.

Carlsruhe 21. Febr. 1848, frühe.

Gestern Abend habe ich wieder einmal eine recht große ungetrübte Freude erlebt, und zwar durch Dich, lieber Fritz, und Deinen herzlieben Brief. Ich habe gestern den ganzen Tag in alten Erinnerungen zugebracht: 's war Sonntag, und geht mir darin, wie dem langen Braun, der immer sagte, das sei der ganze Rest von Christenthum bei ihm, daß er am Sonntag nichts arbeite, sondern bummle. Darum hab ich gestern den Anfang zu den 29ten Februar-Grüßen gemacht und einen langen Brief an Rudolf Braun geschrieben, und wie ich fertig war und die beste Stimmung hatte, weiter zu schreiben, nämlich an Dich, und eben meine Zeilen von Weihnachten durchlas und daran anknüpfen wollte, da kam mein Vater herauf auf meine grüne

Stube und sagte, er bringe mir eine große Ueberraschung. Das war Dein Brief, lieber Fritz, es hat mich wahrhaftig gerührt, zu sehen, wie Du aus Deiner Masse von Beschäftigungen noch die paar Stückchen freie Zeit zusammenrafft, um Deinen Joseph zum Geburtstag zu bedenken. Ich wußte nur zu gut, wie angestrengt Du in Berlin arbeitest, und habe deßwegen nicht gehofft, vor dem 29. Febr. ein Lebenszeichen von Dir zu erhalten; — ich war auch nicht ohne Kunde von Dir geblieben, da Leo Stetten mir Auszüge aus einem Brief von Dir nach Heidelberg mitgetheilt hatte und ich daraus hinlänglich ersah, daß ich nicht vergessen bin. —

Heut schreib ich Dir nur in Eile, um Dir die nöthigen Adressen zum 29. Febr. zu geben. An Rudolf Braun mußt Du schreiben: Herrn Rudolf Freiherrn von Oberkamp, Practikanten am Kgl. Landgericht Au in München, Damenstift.

Er ist nämlich von seinem Stiefvater adoptirt worden, und Freiherr; practicirt in München, resp. in der Vorstadt Au und wohnt mit seinen Eltern in dem prachtvollen Damenstift, in dessen zweitem Hinterhause wir soviele stille Freuden zusammen erlebten. — Steingaß ist, wie Du weißt, Privatdocent in Freiburg; er liest, wie ich höre, in diesem Semester Psychologie und über Plato. Es ist mir wohl nicht möglich, zum 29. Februar zu ihm zu fahren; mein immer näher rückendes Examen läßt mir keine Unterbrechungen größerer Art im Studiren mehr zu; die Finanzen sind auch nicht grün und zudem liegt gegenwärtig, nachdem der Frühling schon eine Woche lang so neckisch bei uns herumgespukt hat, wieder ein Schnee vor der Thüre, daß man sich freut, innerhalb der vier Wände bleiben zu können. Du mußt mir darum schon hierher nach Carlsruhe schreiben; ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue, ich werde auch wieder recht als der Alte vor Dich hintreten, und verspare Alles, was Herzensangelegenheiten betrifft, auf diesen Tag. Er soll mir mit allem was sich daran knüpft, ein wahrer Verjüngungsbrunnen sein, in welchem ich alle Runzeln und alles Lederartige, was die Juristerei dem Menschen ansetzt, wegzuwaschen gedenke.

S'ist auch nothwendig; gegenwärtig studire ich Criminalrecht und Criminalprozeß, da wird auch die ganze Phantasie criminalistisch und überall taucht Mord und Totschlag, Galgen und Rad auf. Da war ich z. B. neulich in einer Gesellschaft, wo mit s. g. jeux d'esprit die Zeit todgeschlagen wurde; ich sollte nach gegebenen Worten eine Erzählung oder Reisebeschreibung in humoristischer Form liefern; statt dessen wurde im Lauf der Entwicklung eine fürchterliche Criminalgeschichte daraus. —

Ich schließe, damit der Brief, oder vielmehr das Versprechen eines bald nachfolgenden Briefes sobald wie möglich fortkommt. Mein ganzes Haus, das einen mich wirklich rührenden Antheil an Allem nimmt, was zwischen Dir und mir vorgeht, läßt Dich freundlichst grüßen. Also auf baldiges schriftliches Wiedersehen! (Das persönliche wird leider Gottes länger auf sich warten lassen, wenn Du nicht bald zu uns an den Rhein kommst).

Davon das nächstemal. Wie immer Dein Joseph.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Rembrandt und seine Zeit.

Von

Mela Escherich.

Die Teutsche Poesie war gantz vnd gar verlohren.
Wir wusten selber kaum von wannen wir gebohren:
Die Sprache für der vor viel Feind' erschrocken sind
Vergassen wir mit Fleiß vnd schlugen sie in Wind.

Doch ich, weil ihr mir seyd im Schreiben vorgegangen.
Was ich für Ehr vnd Ruhm durch Hochteutsch werd erlangen.
Wil meinem Vatterland eröffnen rund vnd frey.
Daß ewre Poesie der meinen Mutter sey.

Opitz an den niederländischen Dichter
Daniel Heinsius.

Gelbe Äpfel in bräunlichem Laub, in schwerer Zweigeslast die lieblichen Madonnen Lukas Cranachs überspreitend, boten die letzte Ernte in den wenigen freundlichen Herbsttagen deutscher Kunst. Dann wurde es kalt und öde. Eine große Brachfeldruhe.

Da erstanden an der Westgrenze germanischer Kultur zwei Hüter des Erbes: Rubens und Rembrandt.

Tiefrot erhob sich aus glühendem Wolkensaum das Flammengestirn Peter Paul Rubens. Purpurne Lebensquellen quollen auf. Ein jauchzender Siegeszug rollenden Blutes. Die Materie triumphiert!

Schon einmal flackte es so in schöner, heißer Sinnlichkeit empor — bei dem Meister Joos van Cleve (dem sogenannten Meister des Todes der Maria). Da begann der rote Lebenssaft zu kreisen. Das Blut in den feuchtglühenden Lippen der Madonna wetteiferte mit dem Wein im blinkenden Glase. Das Blut auf dem toten Leib Christi schimmerte und blühte in letzter Lebensglut. Aber jene Erotik des frühen 16. Jahrhunderts war durchzittert von der religiösen Schwärmerei des scheidenden Mittelalters. Rubens ist kein Schwärmer. Die Antwerpener Kunsttradition jedoch nimmt er auf. Über alles die Lebenslust, die schäumende, perlende Sinnenfreude!

Seine Bilder sind Räusche, Räusche der Form, der Farbe, des Rhythmus. Sprühendes Leben wogt wie in ewigem Reigen daher. Gestalt für Gestalt taumelt heran zu beklemmender Greifbarkeit, blühend und rauschend, wie im tanzenden Nebel trunknen Blickes geschaut.

Welch eine Welt, welch eine schöne, lachende, berückende Welt! Das Vollkommenheitszeitalter war doch kein Traum; aber Taine hat recht, wenn er sagt, daß die Kunst die Aufgabe habe, alles vollendeter darzustellen, als es der sich stets zersplitternden Wirklichkeit möglich ist. Seit den Tagen der Griechen war in dem Maße restlose Leibesschönheit noch nicht geschaffen worden. Rubens trieb alle Erscheinung über das Maß der Alltäglichkeit hinaus, erhöhte jede Form, jede Farbe, jedes Tempo der Gebärde zu einer Kraft und Größe, daß es allein der Außerordentlichkeit halber schon als höchste Schönheitsenergie wirken mußte.

Der Inhalt seiner Kunst ist ein rein körperliches Genießen. Seelisch hat Rubens selten mehr zu sagen, als was eine durchschnittliche Salonkonversation übersteigt. Der begeisterte Glanz, der aus den Augen seiner schönen Frauen bricht, verrät kaum mehr Gefühl als das angenehme Bewußtsein, schön zu sein. Aber ebensowenig verliert sich die Schönheit ins völlig Leere, Blöde, das Heiter-Sinnliche ins Rohe oder gar Lüsterne. Rubens' Menschen sind Tiere, edles, köstliches Vollblut, Zuchtwahlrasse. Man muß sie nach der Fülle des festen, saftigen Fleisches, der köstlichen Geschmeidigkeit der gepflegten Glieder, der Kraft und Leichtigkeit im stolzen Gang bewerten.

Von dieser Rasse sind auch die übernatürlichen Erscheinungen: die Engel, Dämonen, Putten. Noch einmal kehrt in ihnen die reflexionsferne Selbstverständlichkeit der Frührenaissance wieder. Sie verkehren mit den Menschen wie mit ihresgleichen, sind selbst Menschen. Jede Grenze zwischen Mensch und Geist ist aufgehoben, zwischen Geist und Materie überhaupt. Es gibt keine Geister, es gibt kein höheres, geheimes Wesen. Nur das Greifbare hat Wahrheitswert. Darum müssen die Überirdischen von derselben starken Materie sein wie die Menschen.

Und sie sind es. Prächtige Heldenjünglinge, schreiten die Engel in kaum verhüllter Leibesschönheit an der Seite der Menschen; nur die Flügel kennzeichnen sie als Abkömmlinge jener einst in Priestergewand gehüllten Himmelsboten, die mit leiser Feierlichkeit in die Sphäre der Erdgebornen schwebten.

Und ebenso eignet den Dämonen menschenschöne Körperlichkeit — man vergleiche dagegen die mittelalterlichen Teufelsfratzen — und ebenso sind die Putten — früher phantastische Elementarwesen — einfach nichts andres als Menschenkinder.

Alle diese Geister wollen mit nichts Geistigem zu tun haben. Und dennoch hat Rubens aus ihnen eine Art Mythologie geschaffen. Diese Fülle von Gestalten, in denen ungebrochener Lebenswille, Daseinsjubel, Kraft und Saft, bis zum Überschuß strotzend, personifiziert sind, — was stellen sie andres dar als das Leben, die kreisende Kraft in der Materie? Noch ein Schritt weiter — und der wilden Kraft muß sich die Seele entringen.

Rubens ist der Gegenpol zu Rembrandt, der extreme Materialist zu dem leidenschaftlichen Spiritualisten. Aber gerade darum darf er aus dem Werk germanischer Kunst nicht ausgeschaltet werden. Ohne ihn würde uns in ihr

ein Wesentliches fehlen. Es mußte einmal einer kommen, der ohne Reflexion und Pessimismus Schönheit predigte — darin allein liegt für Rembrandt die Rechtfertigung seiner gänzlichen Verachtung des Sinnlich-Schönen. Wie anders sollte man sich die abschreckend häßlichen Physiognomien seines Christus und der Madonna erklären, wenn nicht durch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das satte, sinnlich-sinnlose Epikuräertum der flämischen Barockkunst?

Das Satte, Heitere, Selbstzufriedene wider den Hunger, die Qual der Sehnsucht. Das ist der Gegensatz.

Und diese gestillte Freude ist es, die uns in Rubens so fremd berührt, die wir bald als flämisch, bald als italienisch bezeichnen, weil sie unserm germanischen Wesen so ganz entgegen ist. In allem die Sehnsucht! Das ist unser Rassenpigment, dem sich freilich reine, naive Augenblicksfreude gesellt wie ein volles, blühendes Rot zu tiefem Blau. Bei den älteren Meistern finden wir diese Gegensätze meist in ein und demselben Werk. Im 17. Jahrhundert teilen sie sich in Persönlichkeiten auf. Betrachten wir sonach die germanische Kunst im ganzen, so müssen wir jetzt die Persönlichkeiten ins Auge fassen wie früher im Mittelalter die Motive, das naive Beiwerk mit dem tragischen Thema.

Von dem äußersten Extrem, wie Rubens es darstellte, fand bereits bei der unmittelbaren Nachfolge des Meisters ein Wegdrängen statt. Eine Spaltung entstand. Van Dyck und Jordaens waren es, die im wesentlichen sich in Rubens' Erbe — noch bei seinen Lebzeiten — teilten. Aber jeder nahm ein andres Teil. Der eine die köstliche, unbekümmerte Sinnlichkeit, der andre den edlen, rassigen Stil. Der eine — Jordaens — trieb sein Anteil auf das Derbe, Rohe, Wilde hinaus, verzinste es in einem urwüchsigen Realismus und einem prächtigen, glatten Humor; der andre steigerte die Rubenssche Vornehmheit und Rassenfeinheit nach der Seite des Seelischen hin. Das war van Dyck. Damit klaffte die vollblütige Antwerpener Kunst weit auseinander.

Jordaens trieb mit seinem lauten Markt- und Bohèmegebaren weitab aus der stolzen Region des „Malerfürsten", der sich nie unter den Grad der Hoffähigkeit verlor. Nicht minder weit aber entfernte sich van Dyck von seinem Lehrer. Er hing ihm scheinbar am innigsten von allen an, lernte unglaublich viel von ihm, ahmte ihn eine Zeitlang sklavisch nach — und wurde dennoch ein andrer.

In die prachtvollen Rundungen der Körper kommt ein Dehnen und Sehnen. Die Muskelkraft ist noch vorhanden, aber gebändigt durch die zarteren Sinne der Seele. Vor keiner der Gestalten des van Dyck könnte einem einfallen, von einem schönen Tier zu reden; aber man hat die Empfindung, als wäre es noch nicht lange her, daß sie Tiere waren. Etwas wie Reue liegt in ihren Blicken, daß sie sich so lange in fröhlicher Wildheit wohlbefanden. Der Erlösungsgedanke lebt wieder auf. Christus, bei Rubens ein Aktmodell, wird zum edlen, leidenden Helden. Die heiligen Frauen, bei

Rubens heitere Weltdamen, wandeln sich in Büßerinnen, Reuetränen im schönen Antlitz, das von heimlich leidender Tugend Zeugnis gibt. Van Dyck tut Buße für Rubens. Warum plötzlich die Reaktion, diese bis zur Sentimentalität gesteigerte Gefühlsmäßigkeit?

Gegensätze! So trat einst Fra Bartolommea della Porta in seine Zeit, so später Chardin, Hunt, Steinhausen. Immer wenn eine scheinbar völlige Isolierung und Konzentration im Ästhetischen erreicht ist, findet unmittelbar ein Zurückebben nach der Seite sittlicher und religiöser Tendenzen statt.

Aber die religiösen Konzessionen der Antwerpener Schule lagen gebändigt in den goldenen Fesseln des Jesuitentums. Ein Hinausdrängen über den vornehmen Rahmen der Hofkirchenkunst war kaum möglich. Darstellungen wie van Dycks „Engeltanz", in dem die naive Frömmigkeit der Primitiven liebliche Auferstehung feiert, sind Ausnahmen. Im ganzen tötete oder verschleierte zum mindesten die glatte, gesellschaftliche Eleganz das innige, unumwundene Gefühl. Es läßt sich nicht leugnen, die Religiosität, die aus van Dycks Kunst spricht und gewiß jene der Kreise war, in denen der Künstler verkehrte, ist nicht frei von Phrase. Das, was wir im letzten Grunde als religiös bezeichnen, hat in ihr beinahe aufgehört. Es zuckt nur mehr unruhig, schmerzlich, wie eine verlöschende Flamme, nur wie ein feiner Rauch steigt die letzte Sehnsucht nach Religion aus der erkaltenden Stätte.

In der gleichen Zeit ging aus Holland die große Offenbarung hervor, die sich seit nahezu zwei Jahrhunderten durch wunderbare Vordeutungen in der deutschen Kunst geheimnisvoll angekündigt hatte — Rembrandt.

Rembrandt! Alles, was er brachte, war für die Mitwelt neu. Es ist staunenswert, daß sie ihn trotzdem gleich verstand. In näherliegenden Zeiten hätte er länger darauf warten müssen. Er stellte alles auf den Kopf, alle Vorstellungen von Kunst, Kunst überhaupt. Zunächst räumte er ganz mit dem landläufigen Begriff von Schönheit auf, verkündete ein neues Evangelium. Es lautete etwa folgend: Schön ist alles und nichts, je nachdem. Das Schöne läßt sich nicht in bestimmte Erscheinungsformen pressen; denn das Bestimmende ist allein der Wechsel. Ein bleibend Schönes ist nicht vorhanden. Was in einem Augenblick vollendet erscheint, ist es im nächsten nicht mehr. Die Schönheit ist nichts Seiendes, sondern ein Scheinendes.

Daraus ergab sich der Begriff der Situationsschönheit, im Gegensatz zu der früheren, aus den Gesetzen der Plastik abgeleiteten Anschauung, das Erfassen des Flüchtigen, Wechselnden. Das Licht spielte naturgemäß die größte Rolle, weil es das Element ist, in dem ein fortwährendes Aufheben von Werten und Gegenwerten stattfindet. Ein Strahl zaubert Schönheit auf, ein Schatten macht sie versinken.

Aus dieser neuen Ästhetik erklärt sich die neue seelische Auffassung von selbst. Seele ist ja jetzt eins und alles und alles andre nur schwankender

Schatten. Mit dem Sturz der Formenschönheit verlor die Materie ihren Wert. Alles Schöne ist nun geliehenes Gut, übermittelt durch das Medium Licht. Man kann es Rembrandt nicht verdenken, daß er, einmal zu dieser Idee gelangt, sie bis aufs äußerste durchführte. Das Licht ist in Wahrheit sein Bekenntnis, ohne das er nichts zu sagen vermag. Aber das Licht ist nicht bloß Element. Das Seelische, Göttliche verbirgt sich dahinter. Dadurch gewinnt sein Bekenntnis an Religionswert.

Die religiöse Darstellung nimmt denn auch bei Rembrandt einen breiten Raum ein. Christus ist nahezu der Mittelpunkt seiner Kunst. Und Rembrandt hat über Christus ganz andres zu sagen als die gesamten Künstler vor ihm. Bisher war das Wichtigste die Passion, Leiden und Erlösung. Darin schien die Darstellung der Person Jesu — das liebliche Vorspiel der Kindheitsszenen noch mit einbegriffen — erschöpft. Bei Rembrandt dagegen ist die Lehre der Hauptgegenstand, und die wesentlichsten Motive seiner Bilder sind der Eindruck der Persönlichkeit des Lehrers, die suggestive Macht seines Gemüts, die Wirkung seiner Worte auf die Hörer.

Das heißt also, an Stelle des theologischen ist der historische Jesus getreten, an Stelle des geistigen Prinzips die Persönlichkeit. Die neuplatonischen und mystischen Ideen der vorhergehenden Jahrhunderte sind vorbei. In Rembrandt steckt überhaupt keine Spur von einem Theologen. Er ist durch und durch Praktiker. Schwärmerei liegt ihm fern. Religion deckt sich ihm mit Sittlichkeit.

Wir erkennen hier ausgeprägt bodenständige Eigenart. Der Holländer hat immer etwas Nüchternes, Besonnenes, das ihn auch in seinen idealsten Regungen nicht verläßt. Das zeigte sich schon im Mittelalter in den religiösen Bewegungen. Während diese anderwärts fortwährend vulkanisch gärten, hört man in Holland verhältnismäßig am wenigsten von derartigen Ausbrüchen. Der Grund lag gewiß in der Art der Bewegungen selbst. Gerard de Groote (1340—84), der den Bund der Brüder vom gemeinsamen Leben gründete, schwenkte wesentlich von dem schwärmerischen Geist der deutschen und französischen Mystik ab. Sittlichkeit und trockene Wissenschaftlichkeit bildeten die Grundpfeiler seiner Lehre. Eine ähnlich ruhige Haltung bewahrten später — und zwar zu Rembrandts Zeiten — die Mennoniten und Puritaner. Auch hier herrschte wieder der streng sittliche Geist als oberstes Gesetz.

Eine andre holländische Eigenart ist die Zähigkeit der heimischen wider die klassische Kultur. Deutschland hat verschiedene Phasen durchgemacht, in denen ihm die lateinische Sprache besser dünkte als die eigene. In Holland dagegen standen zu allen Zeiten Männer auf, die den Wert der Heimatsprache siegreich gegen das Latein verteidigten. Gerhard de Groote leistete Wesentliches für die Einführung des Holländischen im Gottesdienst und religiöser Literatur. Im 17. Jahrhundert sehen wir holländische Poeten einen ähnlichen Kampf führen wie seinerzeit Dante um die Anerkennung des Volgare.

Dieses zähe Bodenständige ist bei Rembrandt besonders stark entwickelt. Mehr oder minder trägt sein ganzes Werk — ein paar Jugendarbeiten abgerechnet — sogar spezifisch Amsterdamer Lokalidiom. In diesem engen

Rahmen baut sich die große erhabene Weltanschauung des Meisters auf. Der italienische Formenkult, der machtvoll im nahen flämischen Barock verlodert, berührt ihn nicht einmal.

Dem eingeborenen Sinn für das Bodenständige aber gesellt sich eine Vorliebe für das Historisch-Getreue. Auch sie ist lokalen Ursprungs. Der Holländer hat in seinem Geschmack etwas Überseeisches, und zwar spielt Asien am stärksten herein. Man denke an den durch Holland Europa übermittelten Japanismus, an den in der holländischen Porzellanindustrie so wichtigen Einfluß Chinas. Der lebhafte Schiffsverkehr brachte eben naturgemäß auch auf künstlerischem Wege Import. Ein wesentliches Element überdies bildet in Holland und besonders in Amsterdam die jüdische Rasse. Sie ist dort alteingesessen, angesehen. Die jüdischen Typen auf dem Markt und den Grachten sind ein Stück Charakter der Stadt. In den Judenwinkeln herrscht orientalische Buntheit. Zu Rembrandts Zeiten, wo die Rassen sich noch gesonderter hielten, war das naturgemäß stärker der Fall. Es scheint, daß Rembrandt sich von dem jüdischen Leben stark gefesselt fühlte. Er hat es bis aufs kleinste studiert. Wie viel Zeit seines Lebens mag er auf dem Judenmarkt und in den angrenzenden Gassen zugebracht, wie viele der orientalischen Teppiche, Kleider, Waffen, mit denen er die Räume seines Hauses schmückte, um der malerischen Typen ihrer Verkäufer willen erhandelt haben! Er lebte sich ganz in dieses Volkes Treiben ein, und aus diesen Eindrücken entstanden die biblischen Darstellungen.

Das war etwas sehr Neues. Im Mittelalter hatte man auf Kreuzigungen wohl gelegentlich Leute mit Turbanen, Judenhütchen untergebracht; auch ein Kamel oder Äffchen, was man so auf den Jahrmärkten zu sehen bekam, aber ein fremder Charakter kam damit nicht in das Bild. Zeit blieb Gegenwart und Ort Heimat. Rembrandt aber strebt uns in die biblische Zeit und nach Juda zu führen.

Damit war das Historienbild da, das später für die religiöse Kunst so verhängnisvoll wurde. Daß Rembrandt selbst diesem Verhängnis nicht verfiel, lag allein in seiner großen sittlichen Kraft. Es war ein ungeheures Wagnis, die Darstellung des Christusstoffes von der Gegenwart in die Vergangenheit zu übertragen, von der Gefühlsnähe des Selbsterlebnisses in die graue Ferne historischer Erinnerung. Eine furchtbare Entfremdung zwischen Glaube und Wirklichkeit mußte die Folge sein. Das Leben, wie die Renaissancemeister es geschildert, erscheint uns plötzlich wie ein Land der Kindheit. Jetzt ist die Paradiesespforte zugefallen, und man steht in einer kahlen, kalten, dunkeln Welt, in die nur selten ein milder, versöhnender Strahl fällt. Ein solcher Strahl aber kommt aus einer andern Sphäre.

Die parallele Entwicklung der Philosophie kann hier nicht übersehen werden. In der gleichen Zeit, da Rembrandt in seinen religiösen Hauptwerken rücksichtslos die Scheidung von Gott und Welt ausspricht, gelangt Cartesius zu demselben Resultat. Holland schreitet somit gleichzeitig in Kunst und Wissenschaft an der Spitze einer neuen Weltanschauung.

Der Dualismus, die schroffe Gegensätzlichkeit zwischen Gott und Welt, Geist und Materie, beherrscht plötzlich alle Gebiete. Und das natürliche Suchen nach einer Versöhnung führt zu Gewaltsamkeiten. Dieselbe Schwäche, die sich im Cartesianischen System findet — das völlig unmotivierte Eintreten des Schöpferwillens als durchaus äußerlichen Vermittlers in dem Konflikt zwischen Geist und Materie —, macht sich zunächst auch bei Rembrandt geltend. Er dokumentiert das Wunder.

Natürlich, nachdem Gott glücklich aus der Welt draußen ist, kann er nur mehr auf übernatürlichem Wege herein. Das ist bei Rembrandt das, was uns verstimmt und was seiner Kunst den schwermütigen Charakter gibt: der verlorene Kinderglaube! In eine nüchterne, ungläubige Alltäglichkeit fallen, Meteorsteinen gleich, Wunder herein. Und so fremd kommen sie daher, daß Mensch und Vieh erschrickt. Wer gerade bei einem „Primitiven" in Gedanken war und dann sich zu einem solchen „Wunder" wendet, den schaudert, friert.

Man nehme ein Blatt, wie z. B. „die Verkündigung an die Hirten", von 1634 vor. Sonst war der Vorgang so lieblich, so feierlich heiter, so sonntäglich still. Es rauschte ein weniges in der Luft, und da legten die Hirten die Hand über die Augen und spähten, ob es denn wilde Schwäne wären, und dann waren es Engel. Und die Engel redeten und sangen, und die Hirten lauschten voll großer, seliger Freude im Herzen.

Was hat Rembrandt aus der einfachen Szene gemacht? Ein schreckliches Ereignis. In finsterer, wolkiger Nacht strahlt plötzlich eine Riesenscheibe von Licht auf, in der sich ein Wirbel verworrener Gestalten dreht. Hirten, Hund und Vieh fahren gleichzeitig, von dem Licht geweckt, in die Höhe. Eine wilde Panik entsteht. Alles rast und stürzt durch- und übereinander. Die Kühe setzen in wahnsinniger Angst über die Schafe hinweg, die, sich zusammenkeilend, das Gedränge vergrößern.

Ein andres Beispiel ist der „Abschied des Engels von Tobias" (Louvre). Tobias steht mit seinen Eltern und der jungen Frau unter der Türe, um sich von seinem Reisebegleiter zu verabschieden. Da schwirrt dieser plötzlich in verwandelter Gestalt in die Luft. Ein Engel! Alle vier schreien es auf und stürzen nieder. Und der kleine Hund, der dabei steht, bellt wütend dem Entschwebenden nach. Am besten noch finden sich die Alten in das Ereignis. In ihren Blicken liegt neben dem Grauen doch etwas von gläubiger Ehrfurcht. Ob Rembrandt damit die Gegensätze der alten und neuen Zeit andeuten wollte?

Noch realistischer ist dieselbe Szene einige Jahre später in einer Radierung geschildert. Der Engel, von dem man den Oberkörper nicht mehr sieht, rechts oben hinausfahrend, brutal hingehauen, Tobias und der Vater knien. Auch hier blickt der Vater mit gläubiger Andacht auf, während Tobias tief erschrocken ist. Der Esel, der bei der Gruppe steht, schreit das „Wunder" an.

Die stärkste Wirkung hierin wird in dem „Abendmahl in Emmaus" ausgelöst. Die drei Gäste haben in der Wirtsstube Platz genommen. Ein junger Bursche trägt eben den Lammsbraten auf. Indessen bricht der eine

der dreie das Brot. In dem Augenblick erkennen ihn die beiden andern. So segnet und dankt nur der Meister.

Damit wäre das Motiv eigentlich erschöpft. Aber Rembrandt führt es weiter. Er läßt von Jesus von Nazareth im entscheidenden Moment eine Glorie ausstrahlen und läßt die Jünger darüber erschrecken. Sie sind mit einem den langen Weg hergegangen, der im Grabe gelegen hat, einem Gespenst also. Aber es spricht mit ihnen und hat Fleisch und Blut. Ein Wunder! Ein Wunder!

Die scharfe Fassung der religiösen Motive nach der Seite des Wunders hin könnte abstoßen, mißtrauisch machen, wenn der tiefere Gehalt dieser Darstellungen nicht so mächtig überwiegen würde. Aber bei Rembrandt überwindet das seelische Moment alles und somit auch das Wunder. Macht uns doch dieser brotbrechende Christus eigentlich das Wunderbare seiner Situation übersehen, so ganz fesselt uns sein Blick, dieser betende, in weltumfassender Güte und Innigkeit aufleuchtende Gottesblick. Darüber vergißt man, daß ein geisterhafter Glanz mit ihm wetteifert, vergißt, ob man ein Gespenst oder einen von den Toten Auferstandenen vor sich hat, vergißt selbst — und das ist das Wunderbarste an dem Wunderbild — die auffallende Häßlichkeit der Erscheinung. Die Seele allein redet hier gewaltig, und daneben schweigt und versinkt alles andre.

Die Verkörperung aller Seele ist Jesus von Nazareth. Aber bei Rembrandt nicht die Verkörperung der leidenden, ringenden Seele, sondern die der liebenden. Die Bergpredigt dominiert. In diesem Sinne ist die „große Krankenheilung" das Hauptwerk.

Eine Auslese häßlicher Menschen ist versammelt. Links eine Gruppe Pharisäer mit listigen, verkrümmten Gesichtern, rechts und vorn armes, elendes Volk. Auf der Erde und auf Handkarren liegen die Kranken herum, von den jammernden Angehörigen herbeigeschleppt. In welche Nacht des Elends tauchte die Kunst hinab!

Mitten unter dem Volk steht der Meister, eine dürftige Gestalt, wenngleich nicht häßlich. Man kann in dem Antlitz Häßlichkeit so wenig feststellen wie Schönheit. Alle Formen sind gleichsam von dem darin arbeitenden Seelenleben aufgezehrt. Eben nähert sich eine junge Frau mit einem kranken Säugling auf dem Arme dem Meister. Man bemerkt die Spannung in der Menge. Er wird wieder ein Wunder vollziehen. Jesus wendet sich mit einer ruhigen Hilfsbereitschaft dem Weibe zu. Seine Hand streckt sich dem Kind entgegen, um es heilend zu berühren. Aber zugleich geht eine Veränderung in ihm vor. Wir werden Zeuge der Willensanspannung, die zu dem „Wunder" nötig ist. Der Mund preßt sich fest zusammen, die Augen schließen sich fast, Glanz bricht von dem Haupte aus. An diesem Menschen ist alles Wille; der Körper nur eine Schale, so dünn, daß die Seele durchscheint. Sie muß etwas Helles, Glänzendes sein. Wenn sie ganz durchbräche, würde sie blenden wie die Sonne am Mittag. Aber so schon strahlt sie Licht und Wärme aus. Diese ganze Seele ist ein großer übermenschlicher Liebeswille.

Rembrandts Bekenntnis lautet sonach etwa: Gott ist Kraft, die reine, sittliche, Gutes wollende Kraft. Durch sie funktioniert die Materie und ist ihr dadurch unterworfen. Etwas von dieser Kraft hat jeder Mensch in sich. Zum mindesten so viel, um, wie der Funke zum Feuer springt, zu reagieren. Die letzte und vornehmste Macht aber ist das sittliche Übergewicht. In Jesus von Nazareth — die Frage vom Sohn Gottes bleibt hier unberührt — feiert es seinen Triumph. Jesus ist ihnen allen über, den Gebildeten, den Ungebildeten, seinem Volk, seiner Zeit. In Jahrhunderten hat sich noch keine sittliche Anschauung gefunden, durch die die seine veraltet wäre. Im Gegenteil, alle Neuerungen seitdem waren nur ein Zurückgehen zu ihm, ein Wiederauslösen seiner Lehre aus dem Wust, der sich mit den Jahren um sie angesetzt.

In dieser absoluten Erkenntnis der Sittlichkeit als oberstem Prinzip liegt die Versöhnung, nach der Cartesius suchte. Während sie in der Philosophie erst durch die nächste Generation (Spinoza) gefunden wurde, gelangte Rembrandt, allerdings im Zenith seiner Kunst, selbst zu ihr. Man vergleiche in dieser Hinsicht die Werke der dreißiger und vierziger Jahre miteinander, etwa nur die Münchner Passion, die oben erwähnte Hirtenverkündigung und den „Abschied des Engels von Tobias" mit dem „Abendmahl in Emmaus" und der großen „Krankenheilung". In dieser Folge entrollt sich vor unsern Augen eine mächtige Entwicklung. Wir begreifen, warum Rembrandt so früh alterte, warum der Dreiundfünfzigjährige (Selbstbildnis von 1659) schon als Greis in die Welt sieht. Rembrandt hat in weniger als zwanzig Jahren einen Weg zurückgelegt, zu dem die Philosophie (Cartesius — Spinoza) etwa die doppelte Zeit brauchte! Und dabei scheint die Tätigkeit jener Philosophen, ihrem frühen Hinscheiden nach zu schließen — Cartesius starb mit 54, Spinoza mit 44 Jahren —, eine nicht minder aufreibende gewesen zu sein. Übrigens geht Rembrandt noch über Spinoza hinaus. Zwar ist beiden ein fatalistischer Zug gemeinsam. Aber Rembrandt bleibt immer auf dem Boden der christlichen Anschauung, mit der Spinoza nichts gemein hat. Er nähert sich hierin doch mehr der deutschen Philosophie. Steht doch gerade sein Jesus als verkörperter Liebeswille dem Gott Spinozas, der keinen Zweck kennt, scharf entgegen. Hier fühlen wir ungleich stärker eine Annäherung an die Idee der deutschen Mystik, wie sie Meister Eckhardt aussprach: Gott ist Minne, Wille. Minne und Wille ist eins. Wer den größeren Willen hat, der hat die größere Minne.

Rembrandts Religiosität nimmt einen langsamen, schwerfälligen Entwicklungsgang. In seinen Jugendarbeiten finden wir noch die profanen Motive wesentlich innerlicher erfaßt als die biblischen. Erst langsam lebt er sich in die gewaltigen Stoffe ein. Ende der vierziger Jahre (Hundertguldenblatt) erreicht er den Höhepunkt; aber dennoch zeigt sich auch später ein Weitergehen in der psychologischen Vertiefung. Die „Grablegung" ist hierfür ein merkwürdiges Beispiel. In tiefer Nacht bewegt sich der kleine Zug nach dem Felsengrab. Ein Mann, der dem Beschauer den Rücken wendet, trägt eine Laterne. Man sieht sie nicht, aber man sieht den Schein, der über die

Gruppe fällt. Das volle Licht liegt auf dem Toten, den die Männer sorgsam tragen. Dieses Licht vernichtet den Glauben an einen Zufall. Gerade weil es so ganz unwillkürlich, so ohne jede Spur von Absicht gegeben ist, empfindet man es wie eine Fügung . . .

Und noch stärker drängt sich dieses Gefühl in der „Kreuzabnahme mit der Fackel" auf. Das Licht, das von der Fackel aus sich über den toten Leib und das Tuch, in dem er heruntergelassen wird, verbreitet, hat etwas Lebendiges. Es ist das jener leuchtenden Seele verwandteste Element, das zu der einsamen Totenfeier erscheint. Wie es hinaufleckt an dem Tuche, der Leiter, dem Kreuzesstamm, den geschäftigen Händen der Jünger, dem Gebäude im Hintergrund! Seltsam ist das, leidenschaftlich revolutionär. Die Stimmung wirkt danach, um das Gemüt zu erregen, die Phantasie mit wirren verzweifelten Bildern zu erfüllen. Man möchte sich denken, daß es plötzlich an allen Enden aufbrennen, Jerusalem in Flammen stehen könnte. Aber die Fackel erlischt, und die Vision versinkt. Die tiefe Nacht waltet allein über Golgatha und dem schlafenden Jerusalem in der Tiefe. Nur in der Erinnerung bleibt das Bild: wie das Licht sich plötzlich über den toten Gott warf und wie aufschreiend an dem Laken hinauffuhr.

Mehrere Jahre vorher (1640) hat Rembrandt in seiner Zimmermannsfamilie (Louvre) ein Gegenstück zu der Kreuzabnahme geschaffen. Ein trautes Bild aus der Kindheit Jesu. In dem gemütlichen echt holländischen Raum, der Wohnstube, Werkstatt und Küche zugleich ist, kauert die Mutter Maria, eine anmutige junge Frau, auf der Erde, dem Kindlein die Brust bietend. Großmutter Anna hockt daneben und blickt von der Bibel auf und mit behaglicher Freude auf das Kind. Vom Fenster her, wo Joseph hantiert, klingt der gleichmäßige Ton der Zimmermannsarbeit. Eine stille Alltagsszene friedlichen Familientums. Da fällt durch das Fenster, vor dem der Sommernachmittag seine weichen Töne webt, ein milder Sonnenstrahl und gerade auf das Kind. Es ist wie ein Gruß . . .

Wieder jenes Zusammentreffen, das kein Zufall sein will. Rembrandt sieht mit schwermütigem Blick in den Alltag. Es scheint manchmal fast, als ob er mit dem Leben einen ernsten Hader hätte. Was ihm heilig ist, das möchte er darum herauslösen aus dem übrigen. Aber nicht trennen, nur mit einem goldnen Faden umziehen, — von hier ab ist Heiligtum.

Dazu dient ihm das Licht. Er legt das, was er liebt, in seinen verschönenden Schein, und das andre läßt er im Dunkel, schiebt es oft wie zornig in die Nacht zurück. In einsamen Kämpfen wird Jesus des Künstlers Liebling. Er sieht in ihm den besten Menschen, den allein Guten. Darum hebt er ihn aus dem schweren, trüben Dunkel in das befreiende, heilige Licht.

Leuchtender Gruß des freien, flutenden Elements dünkt ihm das Schönste und Freundlichste, was er der in engen Daseinsschranken gebundenen Seele geben kann.

Aber allmählich vollzieht sich, wie wir sehen, eine Wandlung. Von dem sanften Sonnengruß der Kindheitsszene bis zu dem aufschreienden Fackelblitz der Kreuzabnahme ist ein ziemlicher Weg. Rembrandts eigne Passionsgeschichte

liegt dazwischen. Die Regungen des Herzens sind zu geheim, als daß es uns gestattet sein dürfte, seelische Grenzpunkte biographisch zu markieren. Aber für Rembrandt steht fest, daß Saskias Tod eine große Änderung bewirkte. Und das Seltsame ist: seine Kunst gewann dabei. Der Tod der geliebten Frau scheint alles Interesse am Engen und Kleinen, das dem Künstler früher stark eignete, gelöscht zu haben. Ein großer objektiver Zug kommt in seinen Stil. Es gibt vielleicht Menschen, die sich wundern, daß die „Nachtwache", dieses anscheinend in froher, ruhiger Stimmung geschaffene Riesenwerk, im Todesjahr Saskias entstand. Und doch ist es begreiflich. In der letzten, ungewissen Zeit der Sorge und Unruhe während Saskias Krankheit flüchtete der Künstler zu seiner Kunst, suchte in ihr einen Gegensatz zur Wirklichkeit. In einem übermäßigen Anspannen seiner Kräfte fand er flüchtigen Trost, Vergessen; zugleich aber auch gewann seine Seele einen höheren Gesichtspunkt. Saskias Tod löste eine Fülle kleiner Beziehungen, die ihn an eine sonnige Alltäglichkeit gefesselt. Nun, da diese sanften Fesseln gefallen, schritt der Künstler höheren Zielen zu, eine große Gleichgültigkeit gegen alles Zurückliegende im Herzen. Seine Selbstbildnisse verraten das. In seinen Augen ist etwas ausgebrannt, das schöne Leuchten subjektiver Glücksempfindung für immer erloschen. Aber die Seele ist darüber nicht flügellahm geworden. Ihre Schwingen entfaltet sie jetzt erst zum mächtigen Fluge: Heimweh heißt ihr Fahrwind.

Mehr und mehr rückt das religiöse Problem in die Mitte des Lebenswerkes. Mit inniger Liebe nähert sich Rembrandt der durch die Jahrhunderte strahlenden Erscheinung des galiläischen Lehrers. Da verklärt sich ihm dieser mehr und mehr bis zur vollen Göttlichkeit. Der Leib, über den das irdische Licht zu letztem Gruße hinflammt, ist die tote Hülle eines Gottes!

Kunst ist Erlösung des Geistes, der in den Dingen und Erscheinungen liegt. Von dem beseelten Hauch, den wir in einer Landschaft, einem Interieur als Stimmung empfinden, jenem leisesten Fluidum des Allebens und -webens, in das unsre Seele wie eine berührte Saite einklingt, bis zu dem machtvollen Heranfluten der weltumschwingenden Energie der Liebe. Diesem letzten Motiv gab Rembrandt menschliche Erlösergestalt — Jesus. In ihm faßte er alles wie in ein einfaches Gebet zusammen, wonach die Epoche um ihn her in verworrenen Ausdrücken rang.

Wir aber blicken heute zu Rembrandt hinüber, mit der restlosen Bewunderung, die alles Große erzwingt. Zwar wissen wir, eines fehlt ihm: die befreiende Heiterkeit des Herzens. Er hat ein schweres Gemüt. Aber er ist groß in seiner Schwermut, und die Seufzer seiner bedrückten Seele verwandelten sich ihm in Offenbarungen unsterblicher Schönheit.

Friedrich Spielhagen.

Zum achtzigsten Geburtstage.

Von

Karl Frenzel.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, diejenigen, mit denen man gelebt und gestrebt, gekämpft und gewirkt hat, allmählich, wenn sie in das Patriarchenalter treten, historisch werden zu sehen. Die Tatsache stellt man freilich an sich selbst fest, die Empfindung wird uns aber erst bei dem Anblick des andern lebendig! Weihnachten 1907 erfreute Friedrich Spielhagen seine alten Freunde und die neue Generation mit einer Auswahl aus seinen Romanen. Ich kannte sie längst; ich habe die Schöpfungen des Freundes von ihrem Anfang bis zu ihrem Schlusse als ein getreuer Eckardt mit einem Geleitswort begleitet, in Lob und Tadel, wie es kam, je nachdem das jeweilige Werk auf mein Urteil und meine Stimmung eingewirkt hatte. Oft hatte mich der Dichter hingerissen, oft meinen Widerspruch herausgefordert. Wie anders sahen mich jetzt, bei dem Durchblättern der zehn Bände, diese Gestalten an, wie leiser und sanfter klangen mir ihre Reden im Ohr und Herzen nach, wie anders erschien mir die Welt, die der Dichter vor mir aufbaute. Indem sie ihre Unmittelbarkeit für mich verloren, hatte sie an historischer Bedeutung gewonnen, und aus der Leidenschaft des politischen Dichters, die mich begeistert oder erzürnt, war die erregte, aber doch gehaltene Stimme des Geschichtschreibers geworden: etwa die Treitschkes, wenn er die Jämmerlichkeit der deutschen Zustände von 1815—1840 schildert. So oft hatte ich mit dem Freunde über den Wert oder Unwert historischer Romane gestritten, nun waren seine vier großen Romanschöpfungen: „Problematische Naturen" — „In Reih und Glied" — „Sturmflut" — „Was will das werden?" — selber zu historischen Dichtungen geworden. Dem neuen Geschlecht und dem nachfolgenden ist Spielhagen der unvergleichliche und unvergeßliche Schilderer der deutschen Gesellschaft, des deutschen Volkes in der Zeit von 1860—1890. Dies ist für alle Zukunft sein Ruhm und bezeichnet seine Stellung in der Literatur.

Mit dem Roman „Problematische Naturen" nahm er diese Stellung ein und hat sie bis zu seiner letzten Schöpfung „Freigeboren" behauptet. Unmittelbar

schließt er sich an den Schöpfer unsres Zeitromans Karl Gutzkow an. Den Akkord, den „Die Ritter vom Geist" angeschlagen haben, hat er zu einer umfassenden Sinfonie vertieft und erweitert. Seine beiden ersten Novellen „Clara Vere" und „Auf der Düne" stehen fein und anmutig noch ganz im Bann der Elegie und der Romantik; in den „Problematischen Naturen" fand er zwei Jahre später sein eigenstes Selbst. Er ist aus der Kampfstimmung und der Satire hervorgegangen wie Schiller in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe". Die Gesellschaft, Menschen und Dinge, wie sie sind, wie sie sich ihm darstellen, mißt er an dem idealen Maßstab einer Gesellschaft, wie sie in Freiheit und Schönheit sein sollte. Überall, in dem Verhältnis der Stände zueinander, des Adels und des Bürgertums, der herrschenden Generation im Staate zu der Masse des Volkes, in dem Widerspruch zwischen Sitte und Leidenschaft, Wahrheit und Lüge, dem Selbstgefühl der eigenen Persönlichkeit und dem Zwang der Gesellschaftsformen tut sich ihm da eine Kluft auf, die ihn quält, erbittert und erschüttert: ein Abgrund, den die Helden und Heldinnen zu überwinden, zu überbrücken suchen, in den sie kämpfend und leidend zu tragischem Untergang stürzen. Selbsterlebnisse, eigene Erfahrungen und Stimmungen geben den erdichteten Vorgängen den realen Untergrund und die persönliche Note. Nicht umsonst liebt es Spielhagen, sich als Finder und Erfinder zu bezeichnen. In seiner Umgebung, der beständigen und der ihm zufällig begegnenden, entdeckt er die passenden Modelle für seine Romangestalten, er braucht, wie er sagt, einen wirklichen und leibhaftigen Helden, um den erdichteten danach gestalten zu können. In dem Roman „In Reih und Glied" erkennt jeder als Urbild Leos bis auf Besonderheiten der Erscheinung und des Auftretens Ferdinand Lassalle wieder; in der Heldin von „Freigeboren" ersteht in einer gewissen idealistischen Verklärung die edle, hochgesinnte und tapfere Frau, die uns einst allen verehrt und teuer war: Lina Duncker. Den Begebenheiten der Zeit, ihren Gedanken, Strömungen und Bestrebungen entnimmt er nicht nur die Motive, sondern oft auch die einzelnen Vorfälle seiner Dichtungen. In den Romanen „Problematische Naturen" — „Durch Nacht zum Licht" — „Die von Hohenstein" tritt uns die Bewegung, die Erregung des Jahres 1848 entgegen, zusammengedrängt und verdichtet in dem Gegensatz und Kampf zwischen dem Adel und dem emporstrebenden, nach Gleichberechtigung im Staate und in der Gesellschaft ringenden Bürgertum. Die Entstehung der deutschen Sozialdemokratie wird in dem Roman „In Reih und Glied" zugleich mit dem tragischen Schicksal Lassalles geschildert, der einen neuen gesellschaftlichen Zustand gründen will und an den Vorurteilen des alten, von denen er sich nicht zu befreien vermag, an der konventionellen Lüge, die er verwünscht und der er sich doch unterwirft, zugrunde geht. Anknüpfend an die furchtbare Hochflut der Ostsee, die im Jahre 1872 unsre Küsten heimsuchte, schildert der Roman „Sturmflut" die moralische Zerrüttung und den materiellen Zusammenbruch, die traurigen Folgen des siegreichen Krieges und der Gründerjahre: die tatsächliche Flut wird das Symbol für den Sturz übermütiger und sittenloser Gesellschaftskreise. Die Entwicklung und Ausdehnung der sozial-

demokratischen Lehren und Grundsätze in der Arbeiterschaft, das Wesen ihrer Anschauungen und Ideale, der berückende Einfluß, den sie auf die Gebildeten ausüben, die Hoffnungen auf ein edleres und freieres Menschentum, die sie in so vielen hochgemuten, aber phantastischen Gemütern erwecken, sind der gedankliche und realistische Grundstoff der Romane „Was will das werden?“ und „Opfer“. So entrollt in mächtigen Alfreskobildern der Dichter den Inhalt der Geschichte der vierzig Jahre, die er selbst staunend und betroffen, bewundernd und entrüstet, prophetischen Geistes und prophetischen Zornes voll, miterlebt, an der er mit allen Kräften seines Herzens teilgenommen hat und die er nun im Zauberspiegel seiner Phantasie erscheinen läßt.

Zunächst durchaus als Parteimann. Spielhagen ist umwittert von der Atmosphäre der Konfliktszeit von 1860—1866: ein radikaler Fortschrittsmann, ein politischer Dichter. Wenn er auch nicht als Parlamentarier oder Journalist in die Kämpfe des Tages eingreifen will, so soll doch seine Dichtung mithelfen, der Freiheit und der Gerechtigkeit die Bahn zu brechen. „Raum ihr Herrn dem Flügelschlag einer freien Seele!“ Die Strebenden, die Ringenden, die Arbeitenden verherrlicht er, allen Unterdrückten und Enterbten kommt sein Mitleid entgegen, wenn ihm auch nichts Menschliches fremd ist, lieb und wert ist ihm doch nur die Aufopferung, die Hingabe und die Güte, und seine freudige Teilnahme gilt nicht dem Schlachtensieger oder dem eisernen Kanzler, sondern dem Manne, der an dem Platze, wohin ihn das Schicksal gestellt hat, seine Pflicht tut, den Brüdern beisteht und das Recht verteidigt. Diese nie verleugnete Gesinnung hat Spielhagen, solange seine Wirkung auf die Zeitgenossen noch eine unmittelbare war, die begeisterte Zustimmung der einen und den Vorwurf und die Ablehnung der andern eingetragen: jetzt ist auch sie historisch geworden und drückt dem Dichter und seinem Werke nur den Ehrenstempel auf. Hier fallen Schöpfer und Schöpfung nicht auseinander, beide sind aus einem Gusse und tragen das gleiche Gepräge, der Inhalt des Lebens und der Inhalt der Dichtung decken sich.

Wie die Parteiung und Gärung, der Sturm und Drang, die politischen und sozialen Wandlungen seiner Zeit den gedanklichen Stoff für Spielhagens Dichtung bilden, so ist die deutsche Landschaft, mit seltenen Ausnahmen, der Boden, auf dem sie sich bewegt. In Magdeburg am 24. Februar 1829 geboren, ist er schon in der Kindheit nach Stralsund gekommen und im Anblick und unter dem Hauch der Ostsee groß geworden. Von Pommern und Rügen, von der Wasserkante und der Insel, von ihren Bewohnern, hat er die ersten und stärksten Jugendeindrücke empfangen. Sie leben nicht nur in seiner Phantasie und Erinnerung, sie sind gleichsam ein Teil seines Wesens. Ich kenne kaum etwas Schöneres und Anschaulicheres auf dem Gebiete der Naturschilderung in unsrer modernen Literatur als seine Bilder der sagenumwobenen, wald- und klippenreichen Insel in dem Roman „Hammer und Amboß“, als seine Beschreibung der weithingebreiteten, fruchtbaren Getreidefelder im Glanz eines Sommernachmittags in „Plattland“: noch heute, nach so vielen Jahren, wenn ich sie wieder lese, geht mir das Herz auf und ich glaube den frischen Wind zu spüren, der von der nahen See herüberweht, wie damals, als sie mich bei der

ersten Lektüre entzückten. Nach einigen in Leipzig, Thüringen und Hannover verbrachten Jahren landete Spielhagen 1862 für immer in Berlin. Die große Stadt ist seitdem der Hauptschauplatz seiner Erzählungen geworden. Aus der Enge ihrer pommerschen oder thüringischen Heimat, wo sich die Idylle ihrer Jugend abspielt, werden die Helden und Heldinnen von Berlin wie von einem Magnetberg angezogen. Nach Gutzkows Vorgang in den „Rittern vom Geist" ist Spielhagen der vollendetste Schilderer der Berliner Gesellschaft, gleich ausgezeichnet durch die Schärfe, wie durch die Mannigfaltigkeit seiner Beobachtung. Welche Fülle von Modellen bot ihm die werdende, rastlos tätige, unruhig hastende Weltstadt! Von dem Könige und dem Hofe in dem Roman „In Reih und Glied" bis zu der Arbeiterfamilie in „Opfer" durch alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter. Das Weltbild des Dichters in seinem ersten Roman: „Problematische Naturen" war bei seiner Jugend und den geringen Erfahrungen, die er hatte machen können, auf die Gutsbesitzerkreise Rügens mit ihrem Trum und Tran, von dem Hauslehrer bis zu den Kossäten in den ärmsten Hütten des Dorfs, und den Professorenfamilien und dem Bürgertum einer kleinen Universitätsstadt beschränkt. In Berlin erschloß sich ihm die Gesellschaft und das Leben in ihren Höhen und Tiefen, in dem dichten Nebeneinander des Prunks und des Elends, in der beständigen Berührung der feinsten Bildung und der gröbsten Roheit. Und wie hat er diese einzige Gelegenheit benutzt! Nicht nur, daß er dies Chaos moralischer und materieller Gegensätze in der Dichtung lebendig zur Anschauung brachte — eine Aufgabe, die auch andern minder begabten Poeten im Schauspiel wie in der Erzählung je nach ihrer Eigenart geglückt ist — ihm allein ist es gelungen, was nur einmal in der Welt war und nie wieder so sein wird, in seinen Schilderungen festzuhalten: die Berliner Geselligkeit der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Wer diese Gesellschaft, diesen Zusammenfluß hervorragendster Menschen, von Parlamentariern und Politikern, von sieggekrönten Offizieren und weltberühmten Gelehrten, von Künstlern und Schriftstellern, die seitdem trotz aller Selbstreklame der Modernen ihresgleichen bei uns noch nicht wieder gehabt haben, von Männern, die sich ihren Wert und ihre Stellung durch Arbeit von unten herauf errungen, von schönen und anmutigen Frauen, die ihre Weiblichkeit noch nicht durch den Stich in das Männische entstellt hatten, von Gesicht zu Gesicht gekannt und genossen hat, der weiß, welch eine Blüte des deutschen Lebens in ihr sprießte und duftete, welkte und dahinschwand. Ihr Dichter ist Spielhagen gewesen. In seinen Büchern wird die Zukunft ihr Abbild wiederfinden und noch etwas von jenem kostbaren Fluidum spüren, das sie erfüllte und ihr die Würze verlieh.

Man hat den Erzähler, den Romanschriftsteller, den Halbbruder des Dichters genannt. Aber bei Lichte besehen ist er doch mindestens ebenso erfindungsreich wie der Dramatiker, verfügt über ebensoviel Stimmungen wie der Durchschnittslyriker und ist zweifelsohne ein größerer Techniker als beide: vorausgesetzt natürlich, daß er seine Kunst versteht. Denn während andre dem Dramatiker die Prospekte malen, die Figuren kleiden und die Szenen anordnen, muß der Erzähler sein eigener Dekorationsmaler, Theaterschneider und Kulissenschieber

sein. Gewiß kann diese Technik durch Fleiß und Übung zu immer höheren Vollkommenheit, Leichtigkeit und Sicherheit entwickelt werden, in der Hauptsache jedoch ist sie eine angeborene Gabe, die Vorbedingung für jeden Epiker in Vers oder Prosa. Ohne Bausinn, ohne ein innerstes Gefühl für Architekturformen und Verhältnisse gibt es keinen echten Erzähler. Gerade in dieser Hinsicht ist Spielhagen ein Meister der Kunst. Sein Beispiel noch mehr als seine theoretischen Erörterungen haben die Technik des Romans gefördert und geläutert. Alle seine Erzählungen sind ein kunstvoller Bau, nicht ein regelloses und willkürliches Nebeneinander einzelner Vorgänge, durchgeführte Gemälde, nicht flüchtig hingeworfene Skizzen, zu deren Vollendung dem Verfasser ebensosehr der Fleiß wie die Kraft gefehlt hat. Die spannende Geschichte ist ihm das Entscheidende, wie sie es schon dem Dichter der Ilias war. Die Charaktere entwickeln sich, die Dinge verknüpfen und die Begebenheiten verschlingen sich bei ihm, rasch und in unaufhaltsamer Steigerung schreitet die Handlung vorwärts. Er wetteifert in der Kunst des Fabulierens mit Walter Scott und Dickens, die seine Muster sind. Hinter dem feinen und bunten Gewebe der Dichtung verbirgt sich die Idee des Werkes wie der Schöpfer. Nie tritt er hervor, um sich dem Leser bemerklich zu machen, dessen Gunst zu erbitten oder seine Absichten zu erläutern. Für sich selbst soll sein Werk sprechen: „Nicht der Masse qualvoll abgerungen, schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick."

Neben der bewegten und anziehenden Fabel verlangt man von dem Erzähler die Schöpfung charakteristischer Gestalten. Der Reiz des humoristischen Romans beruht ausschließlich auf ihnen. Aber entbehren kann sie keine längere Geschichte. Selbst in dem Abenteuerroman des älteren Dumas von den „Drei Musketieren" sind es viel mehr die Charaktere und die Gegensätze der drei Helden, die unsre Teilnahme gewinnen und dauernd festhalten, als die Fülle der wunderlichen Zufälle, in deren Netz sie verstrickt werden. Consuelos Lichtgestalt geleitet uns durch die Wirrnisse ihres Lebens, Eugenie Grandet, Cousine Bette, Papa Goriot, Frau Marneffe und Cäsar Birotteau sind die Scheinwerfer in Balzacs Komödie des Pariser Lebens. In den Spielhagenschen Romanen heftet sich das Interesse zumeist an die Helden: unwillkürlich verbindet sich in dem Geiste des Lesers der Ich-Held von „Hammer und Amboß" und „Was will das werden?" mit dem Dichter. Er bevorzugt die jungen, strebenden, ehrgeizigen Menschen, die aus geringem Stande, aus der Dumpfheit ärmlicher Verhältnisse sich durch Tatkraft und Glück zu den Höhen des Lebens emporarbeiten: wirksam hebt sich dann von der Bescheidenheit und Einförmigkeit der Anfänge der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Beziehungen und Begegnungen im Fortgang ihrer Entwicklung ab, und zugleich wächst der Reiz der Erzählung mit der Erweiterung des Horizontes und mit den immer ernster und drohender sich gestaltenden Kämpfen des zum Manne reifenden Jünglings. Bis zu seinen letzten Schöpfungen hat Spielhagen an diesem werdenden, sich bildenden, fortschreitenden Helden festgehalten. Noch sein Wilfried in dem Roman „Opfer" ist eine ringende, Wahrheit suchende Natur: ein junger Aristokrat, der, unbefriedigt von seiner Umgebung,

von dem Genuß und Müßiggang des Lebens aus Mitleid, Gerechtigkeitsgefühl und Liebe zu einem Mädchen aus dem Volke zur Sozialdemokratie übergeht und an den unüberwindlichen Mächten der Geburt und Gewohnheit, in der herben Enttäuschung, die ihm der Versuch, sich in die Welt der armen Leute zu schicken, bereitet, als Opfer fällt. Um diese Hauptgestalten drängt sich das Gewühl der Nebenfiguren, alle mit gleicher Schärfe und Bestimmtheit umrissen und hingestellt. Wie billig nehmen die Mädchen und Frauen neben den Helden den bevorzugten Platz ein. In den verschiedensten Stimmungen und Charakteren begegnen sie uns, von der Prinzessin bis zu dem Fischermädchen im Dünendorf. Wenn einer, so kennt Spielhagen die Wallungen und Geheimnisse des Frauenherzens, welch ergreifende und eindringliche Gegenüberstellung der Gattin und der Geliebten gibt er uns in dem Roman „Stumme des Himmels", welch herbe Jungfräulichkeit und Entsagung erhebt die Lotte im „Opfer" aus ihrer niederen Umgebung zur schönsten Menschlichkeit, welch dämonische Leidenschaften zerwühlen die Rebekka der „Herrin", welch Ideal für die Frau der Zukunft stellt die Heldin von „Freigeboren" dar. In Spielhagens Romanen überwuchert noch nicht das erotische Element und die physiologische Weiblichkeit, wie sie seitdem unsre erzählende Literatur entnervt und entsittlicht haben, seine Frauen bewegen sich noch in der ihnen von der Natur bestimmten Sphäre und besitzen noch den holden Duft und Reiz der Keuschheit und die Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik.

Aber das Bild der Gesellschaft, wie umfassend in seinen Abstufungen und typischen Figuren es der Dichter auch entwirft, würde doch nur unvollständig und einseitig bleiben, wenn sich nicht zu seiner Beobachtung, Erfahrung und Ergründung des Menschenlebens die Tiefe seines Naturgefühls gesellte. Hier liegt eine der kräftigsten Wurzeln seiner Dichtung und ihrer hinreißenden Wirkung. Wie Spielhagen die Naturschauspiele zu schildern weiß — den Wechsel der Jahreszeiten, das Frühlingsadagio, die Stimmung des Herbstes, das sanfte und träumerische Verrinnen eines Sommertages, Sturm auf der See und Gewitter in den Bergen — das hat gleich in seinen ersten Erzählungen überrascht und gefesselt. Das Nationale seiner Dichtung erhielt durch die bewunderungswürdige Wiedergabe der deutschen Landschaft seine Krönung. Rügen und Norderney, die Küste der Ostsee, die Täler und Wälder Thüringens, die märkische Heide, der Schwarzwald um Baden-Baden verflechten sich mit den Geschicken seiner Helden und werden nicht nur ein Teil von ihrem, sondern von des Dichters Leben, Denken und Empfinden.

Spielhagen war 1848 jung: er mußte darum in der Politik ein Idealist und in der Kunst ein Romantiker sein und bleiben. Das realistische Strebertum paßte so wenig für ihn wie die naturalistische Photographie. Er war kein Anbeter des Erfolgs und kein Schmeichler der Masse, auch darin nicht, daß er in der Verleugnung seiner künstlerischen Anschauungen und Grundsätze in den Gleisen Zolas und Ibsens gegangen wäre und in dem dürftigen Abschreiben und Abmalen der Wirklichkeit und der armen Leute das Endziel des Dichtens gesucht hätte. Die Natur ist ihm wie der Mensch nur der Stoff für die Dichtung, nicht ihr A und O. Erst durch die Beseelung, die er ihm mitteilt,

macht der Poet den besonderen Vorfall zu einem Kunstwerk, erst, indem er den einzelnen aus der Masse hervorhebt, bildet er ihn zu einer charakteristischen typischen Gestalt. Die Verworrenheit und das Zufällige des menschlichen Lebens ordnet er zu einem gesetzmäßigen Ganzen, gibt ihm Anfang, Entwicklung und Schluß und macht dadurch seine erfundene Geschichte, die sich so niemals und nirgends begeben hat, zum Ausdruck tiefster Gedanken und zum Symbol des Daseins. In diesem Sinne wird der Romandichter, der scheinbar nur der Unterhaltung dienen will, zum Erzieher seines Volkes. Er hält ihm ein Spiegelbild seines Wesens und Treibens vor, die verkürzte, auf die entscheidenden Momente zusammengedrängte und in Licht und Schatten stark betonte Chronik der Zeit. Wenn er jetzt von dem Gipfel seiner achtzig Jahre auf sein Lebenswerk zurückblickt, darf er sich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß er der Kunst Gebiete, die sie vor ihm nur schüchtern und zagend zu betreten wagte, erschlossen und erobert, unsre Literatur mit einer Reihe bedeutsamer Dichtungen bereichert, das Gewissen seines Volkes oftmals im Innersten erschüttert und seine moralische Gesinnung, den Drang zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit gekräftigt hat. Introite, nam et heic Dii sunt: dies gilt auch von Spielhagens Erzählungen in ihrer Gesamtheit. Nicht nur die Grazien spielen hier, auch die Schicksalsgöttinnen blicken uns halb mitleidigen, halb medusischen Blickes an. Über die Gegenwart weit in die Zukunft hinein reicht darum ihre Wirkung. Der Kranz, der längst des Dichters Stirn ziert, kann heute keinen neuen Zweig empfangen, aber er grünt unverwelklich fort.

Babylonische Wahrsagekunst.

Von

Arthur Ungnad.

Wie unsre moderne Kultur der altorientalischen manche wertvolle Errungenschaft verdankt, so erweist sie sich leider auch auf einem Gebiete von ihr abhängig, das wir gern in unserm Geistesleben missen würden: dem Gebiete des Aberglaubens. Wie hier in einzelnen Fällen die Fäden vom Orient zum Occident hinüberlaufen, auf welchem Wege die Berührungen stattgefunden haben, wird sich allerdings in den meisten Fällen nicht mehr feststellen lassen; aber einzelne markante Tatsachen zeigen die gegenseitigen Beziehungen so deutlich, daß man kaum an das Walten eines bloßen Zufalls glauben kann. Solche Beziehungen liegen auch auf dem Gebiet der Wahrsagekunst vor, die ja noch heute genug begeisterte Anhänger findet; und hier sind es vor allem Traumdeutung und Astrologie, die ihre Wurzeln in Babylon haben dürften.

Mit unsrer empirischen Weltauffassung unvereinbar, erscheint uns die Wahrsagekunst in der Regel als etwas durchaus Unempirisches. Dem ist aber nicht so; auch sie geht auf die Erfahrung zurück. Nur fehlt ihr etwas, das eine empirische Wissenschaft nie vernachlässigen darf: die Kritik, die Skepsis! Während wir uns sträuben, Koïnzidenzen als Kausalzusammenhänge aufzufassen, ist der Babylonier wie ein Kind schnell bei der Hand, zwischen Gleichzeitigem einen inneren Zusammenhang anzunehmen. Erleichtert wird dieses ungeschulte Denken durch die tiefe Religiosität des Babyloniers. Überall sieht er den Finger der Gottheit; nichts geschieht ohne der Götter Willen, kurz, es gibt keinen *Zufall*. Wie es bei der Schöpfung von Marduk oder dem Gotte, dem je nach der Kultstätte die höchste Stelle im Pantheon eingeräumt wurde, bestimmt ist, so geschieht es: die Schicksalstafeln können nicht lügen oder irren! Einer derartig entwickelten religiösen Anschauung mußte auch das Kleinste und Unbedeutendste als ein Ausfluß des göttlichen Willens gelten; es geringschätzig zu übersehen, war unvorsichtig und sündig!

Deshalb beobachtete man in Babylonien und Assyrien schon frühzeitig allerlei Vorgänge, selbst solche, die *uns* ganz unwichtig erscheinen, und brachte

sie in eine kausale Verbindung mit den Ergebnissen von allerlei Unternehmungen oder mit Ereignissen verschiedener Art, sofern diese zeitlich auf den beobachteten Vorgang folgten. Auf diese Weise glaubte man sich ein Mittel zu verschaffen, das angab, wie man später einmal unter ähnlichen Verhältnissen sein Tun einzurichten habe. So legte man Sammlungen solcher Beobachtungen an, die man alsdann nach gewissen Prinzipien ordnete, damit es dem Wahrsagepriester nicht allzu schwer würde, in einem bestimmten Falle das betreffende Omen und seine Deutung herauszufinden. Man wird sich später allerdings die Mühe der Materialsammlung vielfach erleichtert haben, indem man nach Analogie neue Fälle hinzufügte, die in der Praxis tatsächlich noch nicht vorgekommen waren. So bildete sich allmählich ein umfangreiches System aus, das indes stets den Anschein zu wahren suchte, daß es auf der Basis von Tatsachen aufgebaut sei. Man gab dann den einzelnen Fällen der Sammlungen gern dadurch ein besonders wirkungsvolles Aussehen, daß man sie mit geschichtlichen Ereignissen des grauen Altertums in Verbindung brachte, indem man etwa sagte: Dies oder jenes ist „ein Omen, im Vertrauen auf das König Sargon von Akkad (um 2600 v. Chr.) die Elamiter besiegte," o. ä. Daß jene Omina tatsächlich zu der Zeit beobachtet wurden, aus der sie zu stammen vorgeben, darf man mit Recht bezweifeln. Dagegen sind die gegebenen historischen Tatsachen, soweit wir sie nachprüfen können, stets richtig und deshalb oft von hohem geschichtlichen Werte. Ja, es gibt ein großes astronomisches Omenwerk von etwa siebzig Tafeln (mit je etwa 100 Omen) Umfang, das ganz und gar das Milieu der Zeit des großen Sargon von Akkad darbietet und den Anschein erwecken will, als sei es in jener Zeit verfaßt; durch dieses scheinbare Alter wollte man dem Werke eine größere Ehrwürdigkeit verschaffen und das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit seiner Angaben erhöhen. Diese Omensammlung, die wir aus der Tontafelbibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal (Sardanapal, 668—626 v. Chr.) genauer kennen, setzt die politischen Verhältnisse der Zeit Sargons voraus und unterscheidet deshalb die vier Großstaaten: Akkad, Subartu, Elam und Amurru, die in jener Zeit für die babylonische Welt allein in Betracht kamen. Unter Akkad verstand man Babylonien, Subartu sind die im Norden von Babylonien gelegenen Landstriche Mesopotamiens, Amurru das westlich sich anschließende Gebiet, das bis an die Küsten des Mittelmeeres reichte, und Elam das östlich angrenzende Land. Zur Zeit Asurbanipals waren dagegen die politischen Verhältnisse ganz andre; es gab kein Königreich Amurru oder Subartu mehr; Elam hatte sich allerdings durch die Jahrtausende hindurch erhalten und der alte Name Babyloniens, Akkad, war ebenfalls nicht in Vergessenheit geraten. Amurru deutete man nun aber auf die Westländer überhaupt und Subartu auf Assyrien, das zur Zeit Sargons noch gar keine Rolle spielte. Wie wenig diese eigentümlichen Bezeichnungen bekannt waren, beweist der Umstand, daß ein assyrischer Schreiber in einem Omenbericht ausdrücklich zu Subartu die Bemerkung hinzufügt: „Subartu sind wir".

Als die reinste und vornehmste Quelle, den göttlichen Willen zu erforschen, galt dem Babylonier — wenigstens in der späteren Zeit — der gestirnte

Himmel; dort haben die Götter ihre Offenbarungen mit himmlischer Schrift verzeichnet; es gilt nur, die richtige Interpretation dieses für den Unkundigen mit sieben Siegeln verschlossenen Buches zu finden. Der göttliche Wille tut sich nun in den Veränderungen des dem Menschen sich bietenden Himmelsbildes kund; und zwar haben an diesen Veränderungen die Fixsterne verhältnismäßig geringen Anteil; vielmehr sind es Sonne, Mond und die fünf Planeten — Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur waren damals nur bekannt —, die den bunten Wechsel in das himmlische Buch hineintragen. Die Beobachtung des Himmels, die zweifellos in Babylonien ihren Ursprung hat, verdankt also rein praktischen Bedürfnissen ihre Entstehung: nicht unbefriedigter Wissensdurst, sondern das Verlangen, der Götter Willen zu erlauschen, um ihm gemäß zu leben und zu handeln, veranlaßte den Babylonier, seinen Blick den Sternen zuzuwenden: die Astronomie muß demnach als eine schöne Blüte angesehen werden, die unerwartet und ungewünscht aus jener Afterwissenschaft der Astrologie entsproß.

Die assyrischen und babylonischen[1]) Astrologen, die an allen Hauptplätzen des Landes tätig waren, hatten die Aufgabe, die Gestirne genau zu beobachten, die passende Prophezeihung zu dem jeweiligen Fall aus dem großen astrologischen Omenwerk herauszusuchen und diesen Bericht an den Hof zu senden, wo er dann wahrscheinlich weiter in bezug auf bestimmte konkrete Fälle, wie Kriegszüge, Tempelbauten, Privatangelegenheiten der königlichen Familie usw., bearbeitet wurde. Solche Berichte sind in großer Zahl aus der Zeit Asurbanipals erhalten. Die meisten beschäftigen sich mit dem Monde. Bekanntlich hatten die Babylonier ein späterhin auch von den Juden angenommenes Mondjahr von zwölf, im Schaltjahr dreizehn Monaten. Auf jeden dieser Mondmonate kam demnach ein Mondumlauf, d. h. 29½ Tag. Man mußte somit Monate von 29 und 30 Tagen miteinander abwechseln lassen. Der Monat begann der Theorie nach mit dem Neuerscheinen der Mondsichel; in der Praxis wurde jedoch der Monatsanfang nicht jedesmal neu reguliert, so daß es leicht geschehen konnte, daß der neue Mond am ersten Monatstage noch nicht sichtbar war oder auch bereits am letzten Tage des vorhergehenden Monats gesehen wurde. Vereinigten sich Theorie und Praxis, d. h. wurde die schmale Sichel am ersten des Monats zum ersten Male wiedergesehen, so galt dies als glückverheißend und als ein Zeichen für normale Zustände im Lande während des kommenden Monats. So lautet einer der zahlreichen Berichte aus dem 7. Jahrhundert:

„Wird der Mond am ersten Tage gesehen, so wird Ruhe und Frieden im Lande herrschen. Das Herz der Leute wird froh sein. Hat der Tag die richtige Länge, so bedeutet dies eine langdauernde Regierung. Von Bullutu." Der Astrologe Bullutu teilt hier also gar nicht seine tatsächlichen Beobachtungen mit, sondern nur einen Auszug aus dem Omenwerk. Der Hofastrologe, der den Bericht in Empfang nahm, erkannte ja sofort die implizite mitgeteilte

[1]) Es sei daran erinnert, daß in der Zeit der Sargoniden, zu denen auch Asurbanipal gehört, Babylonien und Assyrien meist durch Personalunion vereinigt waren. Der König von Assyrien war auch Herr von Babylonien.

Tatsache, daß der Mond am ersten Tage gesehen worden war, da Bullutu sonst einen andern Abschnitt aus dem Omenwerk hätte zitieren müssen.

Bedenklich war es, wenn der Mond bereits am 30. Tage wiedergesehen wurde, was in der Praxis, wie wir soeben gesehen haben, leicht geschehen konnte. Dieses bedeutete auf jeden Fall Unglück, indes nicht immer für Akkad-Babylonien, sondern oft genug für Subartu, Elam oder Amurru. Die einzelnen Monate setzte man dann wohl auch in eine bestimmte Beziehung zu den einzelnen Staaten, und so heißt es an einer Stelle ausdrücklich: „Der Monat Sivan (dritte Monat) ist Amurru." Ein solcher Bericht aus dem Monat Sivan lautet:

„Wird der Mond am 30. Sivan (III) gesehen, so werden die Achlamiten (d. h. die nomadisierenden Wüstenbewohner) den Reichtum Amurrus verzehren. Der Monat Sivan ist Amurru. Böses für Amurru."

Nicht eben günstig für die astronomischen Kenntnisse des 7. Jahrhunderts lautet ein andrer Bericht:

„Wird der Mond am 30. Tage gesehen, so bedeutet es Kälte; oder Lärm des Feindes wird eintreten. Wird der Mond am 30. Schebat (XI) gesehen, so wird eine Verfinsterung der Länder eintreten. Vom Oberschreiber." Wie man vom Erscheinen des Mondes am 30. Schebat auf eine Finsternis — augenscheinlich sogar eine totale — schließen konnte, ist ganz unverständlich.

Mancherlei Deutungen bot ein Hof um den Mond. Ein ausführlicher Bericht sagt:

„Diese Nacht war der Mond von einem Hofe umgeben. Jupiter und der Skorpion standen darin." Soweit geht die Beobachtung; es folgt ein Auszug aus dem Omenwerk: „Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Jupiter darin, so wird der König von Akkad eingeschlossen werden. Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Nibiru darin, so bedeutet es: Sterben unter dem Vieh und den Feldtieren." Hierauf folgt eine astronomische Bemerkung: „Der Stern des Marduk (Jupiter) ist bei seinem Aufgange Umunpaë; ist er zwei (!) Doppelstunden (= 60°) hoch, ist er Sagmegar; steht er mitten am Himmel (d. h. im Meridian), ist er Nibiru." Durch diese Ausführung soll der oben gebrauchte Name Nibiru gerechtfertigt werden. Nunmehr wendet sich der Astrolog zum zweiten Teil seiner Beobachtung: „Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht der Skorpion darin, so werden die Priesterinnen (Vestalinnen?) sich Männern nähern; oder Löwen werden morden, und der Verkehr im Lande wird gehemmt werden." Darauf fügt der Astrolog eine weitere Notiz hinzu: „Dies stammt aus dem (Omen-)Werke: Ist der Mond von einem Hof umgeben, und steht Umunpaë (der Jupiter) darin, so wird der König von Amurru mächtig werden und sein Feindesland besiegen. Dieses ist ungünstig. Von Nabu-muschezi."

Weniger häufig sind die auf Beobachtung der Sonne zurückgehenden Rapporte; manche der hier zitierten Omina nähern sich meteorologischen Voraussagen, so das folgende:

„Ist die Sonne von einem Hof umgeben, so wird es Regen geben und Änderung des Wetters. Von Raschi-ilu."

In dem astrologischen Omenwerk wird auch vielfach auf die Farbe der aufgehenden Sonne Bezug genommen. Ein besonders wichtiger Tag in dieser Hinsicht war der 1. Nisan (I), Neujahr. Wir lesen:

„Ist die Sonne am 1. Nisan bei ihrem Aufgang rot wie eine Fackel, und erstrahlt weißes Gewölk vor ihr, tritt dieses sodann an ihre Seite und zieht nach Osten ab, so wird im Nisan am 28., 29. und 30. eine Verfinsterung eintreten. In jenem Monat wird der (oder „ein") König sterben, und sein Sohn wird sich auf seinen Thron setzen."

„Ist die Sonne am 1. Nisan bei ihrem Aufgang gelb, so wird eine Verfinsterung eintreten; ein Feind wird sich erheben und den König schlagen."

Auffällig ist es, daß in diesen Sonnenomen so häufig von Verfinsterungen geredet wird, die übrigens stets Unglück bedeuten. Hiermit können gewiß nur Verfinsterungen durch Wolken gemeint sein, da eine solche Verfinsterung nach der Vorstellung des Omenwerkes an jedem Tage denkbar ist, während ja bei einem Mondkalender eine Sonnenfinsternis nur um den 29., eine Mondfinsternis nur um den 14. Tag des Monats eintreten kann. Oder sollte man annehmen, daß das Omenwerk auch Fälle als möglich setzte, die in der Praxis niemals stattfinden konnten? Man vergleiche die folgenden Beispiele:

„Tritt am 1. Jjjar (II) eine Verfinsterung der Sonne ein, so bedeutet es Nahen von Heuschrecken."

„Tritt am 9. Jjjar eine Verfinsterung der Sonne ein, so wird das Land zerstört werden."

„Verfinstert sich die Sonne am 26. Beadar (XIII), so wird der König von seinen Dienern mit der Waffe niedergeworfen werden."

Wie manche uns ganz undenkbar erscheinende Kombination bisweilen eine Erklärung findet, dafür bieten die folgenden astrologischen Berichte ein gutes Beispiel:

„Steht die Sonne im Hofe des Mondes, so wird Wahrheit im Lande herrschen. Der Sohn wird mit seinem Vater Wahrheit reden."

Die Sonne kann nun niemals im Hofe des Mondes stehen. Auch dürfen wir nicht annehmen, daß hier etwas in der Praxis niemals Eintretendes angenommen sei, da der betreffende Passus einem Berichte entnommen ist, demnach auf etwas tatsächlich Beobachtetem beruht. Wir wären wohl in Verlegenheit, eine befriedigende Erklärung zu finden, wenn nicht ein andrer Bericht eine solche böte; hier heißt es:

„Steht die Sonne am Standort des Mondes, so wird der König fest auf seinem Thron bleiben." Hierzu fügt der Astrolog die Bemerkung: „In dieser Nacht hat sich Saturn dem Monde genähert. Der Saturn ist der Stern der Sonne. Dementsprechend ist die Deutung des Omens; Gutes für den König bedeutet es; die Sonne ist der Stern des Königs." Daß die Babylonier den Saturn als Sonnenstern betrachtet haben, weiß übrigens auch Diodorus Siculus zu berichten. Der Grund hierfür lag wohl darin, daß der Gott des genannten Planeten ursprünglich gleichfalls solaren Charakter hatte.

Auf welche Weise die Planeten als Dolmetscher des göttlichen Willens herangezogen wurden, mögen folgende Rapporte zeigen:

„Wird der Stern des Gottes Marduk (= Jupiter) im Jahresanfang gesehen, so wird in jenem Jahre der Pflanzenwuchs gedeihen."

„Wird der Todstrotzende (= Mars) im Elul (VI. Monat) gesehen, so wird die Ernte gedeihen."

Selten werden aus Fixsternen und Sternbildern Schlüsse auf die Zukunft gezogen wie in folgendem Bericht:

„Ist der große Hund (= Löwe) dunkel, wird das Herz des Landes nicht froh sein; ist der Königsstern (= Regulus) dunkel, so wird der Palastdirektor sterben. Von Nabu-muschezi."

Solche astrologischen Berichte, in denen Sterne genannt werden, sind vielfach deshalb von großem Werte, weil sie es ermöglichen, die babylonischen Namen der Sterne und Sternbilder zu ermitteln und so das Bild zu rekonstruieren, das sich jene Zeit des Altertums vom gestirnten Himmel gemacht hat.

Aber nicht nur die Sterne, sondern auch Himmelserscheinungen meteorologischer Art galten dem Astrologen als Beobachtungsobjekt:

„Zeigt sich rötliches Gewölk am Himmel, so wird sich Wind erheben. Von Nabu-ache-riba." Dieser Bericht dürfte eine ganz brauchbare Wetterprognose enthalten. Ferner:

„Bricht im Monat Adar (XII) ein Sturm los, so wird das Land in Verderben geraten." Hierzu die Bemerkung: „Ein Regenbogen wölbte sich vom Horizonte bis zur Höhe des Himmels, ohne daß es eine Überschwemmung gab. Wölbt sich ein Regenbogen über einer Stadt, so wird die Stadt, der König und seine Diener heil sein. Von Achescha aus Uruk."

Besonders wendet man Gewittern seine Aufmerksamkeit zu. Bei diesen Omen zeigt sich oftmals eine überraschende Ähnlichkeit mit unsern Bauernregeln, die ja wiederholt von Gewittern zu bestimmten Jahreszeiten Schlüsse auf die Ernte ziehen.

Hört man Donner im April,
Viel Gutes dies bedeuten will.
Wenn im November Donner grollt,
Wird dem Getreide Lob gezollt.

So lauten zahlreiche moderne Bauernregeln. Ähnlich lesen wir in einem Bericht aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.:

„Läßt Adad (der Wettergott) im Monat Tischri (VII) seine Stimme hören, verfinstert sich der Tag, fällt Regen, wölbt sich ein Regenbogen und zucken Blitze, so werden die Götter dem Lande Gnade erweisen. Vom Oberschreiber." Oder:

„Läßt Adad am Neumondstage seine Stimme hören, so wird die Ernte gedeihen, die Preise werden fest sein. Wenn es am Neumondstage regnet, so wird die Ernte hochkommen und die Preise werden fest sein. Der Herr, der König lebe lange! Von Ascharidu."

Die Anzahl der Donnerschläge während eines Gewitters wurde gleichfalls sorgsam beachtet, desgleichen ihr Klang. Hier war der Phantasie Tür und Tor geöffnet: wir können gewiß verstehen, wenn man den Donner mit der

Stimme eines Löwen oder Stieres vergleicht; aber man tat dies auch mit den Stimmen von Esel und Pferd, Schaf und Hund, Huhn und Gans!

Dem Blitze wurde selbstverständlich große Bedeutung beigemessen; man vergleiche die folgenden Omen aus dem großen Werke:

„Blitzt ein Blitz im Osten auf, so wird Adad Elam überschwemmen."

„Blitzt ein Blitz im Westen auf, so wird Adad Amurru überschwemmen."

„Blitzt ein Blitz von Süd nach Ost, wird Regen und Überschwemmung kommen."

Schlimme elementare Ereignisse wie Erdbeben bedeuten im allgemeinen Unglück:

„Bebt die Erde den ganzen Tag, so bedeutet es Auflösung des Landes."

„Bebt die Erde im Schebat (XI), so wird sich ein andrer Fürst im Palast niederlassen."

So umfangreich das Gebiet der astrologischen und meteorologischen Omina auch ist, so wird es doch noch von einem andern Gebiet an Umfang übertroffen: der Leberschau. Diese ist so recht das Charakteristikum des babylonischen Orakelkultes. Die Leber galt dem Babylonier als der Sitz der Seele und des Gemütes. Zu einer solchen Vorstellung trieb ihn wohl die stets wechselnde Gestalt dieses Organes, was ihm bei Opferfestlichkeiten und ähnlichen Veranlassungen schon früh auffallen mußte. Da lag es nahe, die in so mannigfacher Form erscheinende Leber als die Stätte der ebenso mannigfach und kompliziert erscheinenden Seele zu betrachten. Der Glaube, daß alles im Makrokosmus und Mikrokosmus durch göttlichen Willen geschehe, veranlaßte nun den Babylonier, dem Organ der Seele seine größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zur Hammurabizeit (um 2000 v. Chr.) war die Leberschau in Babylonien bereits gang und gäbe, wie vor allem durch ein jetzt im Britischen Museum befindliches Tonmodell einer Leber gezeigt wird, das eng mit allerlei auf Leberschau bezüglichen Bemerkungen beschrieben ist. Von dem Verlauf einer solchen Leberschau dürfen wir uns etwa folgendes Bild machen:

Sobald das für die heilige Handlung bestimmte Tier geschlachtet war, wurde von dem amtierenden Priester die Leber genau untersucht und die einzelnen Beobachtungen niedergeschrieben, um später dem Oberpriester zur weiteren Behandlung übersandt zu werden. Solche in Keilschrift geschriebene Aufzeichnungen sind in mehreren Exemplaren auf uns gekommen.

Eine große Schwierigkeit bietet für den Assyriologen die Bestimmung der einzelnen Teile der Leber, deren eine beträchtliche Menge in den Omentexten genannt werden: hier muß sich die Philologie mit der Anatomie verbinden, um zum Ziele zu gelangen. Eine Anzahl der Leberteile ist bereits befriedigend erklärt; so wissen wir z. B., daß die Babylonier den pyramidalförmigen Fortsatz (processus pyramidalis) als „Leberfinger" bezeichneten; manche andern Ausdrücke, wie „Standort", „Pfad" u. a. sind noch nicht mit Sicherheit zu identifizieren.

Umfangreiche Tontafelserien behandeln die aus der Leberschau gewonnenen Omina nach Art von Lehrbüchern oder Kompendien; jeder einzelne Bestandteil der Leber wird eingehend besprochen, und man muß sich wundern, wieviel

Kombinationsmöglichkeiten der Babylonier herauszufinden vermochte. Die Phantasie half hier oft mit: so werden gewisse Markierungen, die sich auf den Lebern frisch geschlachteter Schafe bemerkbar machen, ständig als „Waffen", „Füße" u. ä. gedeutet.

Auch diesen Omentexten suchte man ein besonders ehrwürdiges Aussehen zu verleihen, indem man ihre Entstehung in die erste Blütezeit Babyloniens setzte, in die Zeit der Heldenkönige Sargon und seines Sohnes Naram-Sin. Die hier gebotenen historischen Bemerkungen bildeten bis vor kurzem fast ausschließlich das geschichtliche Material für jene Zeit, das allerdings in einigen Punkten durch alte Quellen bestätigt wurde. Beispielshalber seien einige der Omina mitgeteilt:

„Umschließt die Leberfläche ganz und gar die Gallenblase, so ist das ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach Elam zog, die Elamiter niederschlug, sie umzingelte und ihnen die Nahrung abschnitt."

Wir können hier deutlich erkennen, wie Omen und Deutung ineinandergreifen: die Gallenblase ist von der Leberfläche ganz umschlossen, d. h. sie tritt nicht über den Rand der Leber hervor; daraus wird ein Einschließen des Feindes geweissagt. Ein andres Omen lautet:

„Sieht die Leberfläche wie ein Löwenkopf aus, so ist das ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin durch den Herrscherring der Göttin Ischtar emporkam, Gegner und Widersacher nicht hatte, seine Furcht über die Länder ausgoß, das Meer des Westens überschritt, im dritten Jahre im Westen alle Länder eroberte, das Land unter einheitliche Verwaltung brachte, seine Bildnisse im Westen aufstellte und die Beute der Besiegten im Meerlande übersetzen ließ." Hier wird also von der Gestalt der Leber, die man mit dem Kopf eines Löwen verglich, auf unbezwingbare Macht des Königs geschlossen.

Etwas verwickelter ist das folgende Omen:

„Ist die Leberfläche wie ein Deckel (?) weit und hat keinen Pyramidalfortsatz, liegt ferner zur rechten der Gallenblase eine „Waffe", die nach rechts blickt, und ist vor dieser die linke Seite der Gallenblase gespalten, so ist das ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach dem Lande Kasalla zog, nachdem sich Kastubila von Kasalla gegen ihn empört hatte, den Gegnern eine Niederlage beibrachte, ihr gewaltiges Heer niederwarf, Kasalla in Staub und Trümmerhügel verwandelte und es so zerstörte, daß kein Vogel eine Ruhestätte dort finden konnte."

Handelte es sich um einen bestimmten konkreten Fall, bei dem man diese Orakelsammlung benutzen wollte, so mußte das hier auf Sargon bezogene Omen erst umgedeutet werden. In den meisten babylonisch-assyrischen Kompendien der Leberschau ist das bereits geschehen: die Nachsätze enthalten allgemeine Bemerkungen, die sich indes — ebenso wie bei den astrologischen Omen — meist mit wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigen. Einige Beispiele mögen genügen:

„Ist der „Standort" (vielleicht Gallenblasengang) lang, so wird der Fürst auf seinem Unternehmen siegreich sein."

„Sitzt der Pyramidalfortsatz an der Basis fest, während seine Spitze nach rechts und links hinüberfällt, so wird der Fürst das Land seines Feindes rechts und links erobern."

„Ist die Gallenblase lang, so werden die Tage des Fürsten lang sein."

Seltener werden Privatangelegenheiten berücksichtigt:

„Ist zwischen dem „Standort" und dem „Pfade" eine Zeichnung zweimal gezeichnet", — es handelt sich wiederum um Markierungen irgendwelcher Art — „so wird die Frau des betreffenden ihren Mann umbringen lassen."

In andern Texten wird nur vermerkt, ob eine Erscheinung günstig oder ungünstig sei:

„Ist die Gallenblase über normal groß, ist es nicht günstig; bei einer ungünstigen Sache ist es günstig." Das letztere soll wohl bedeuten: fragt der Orakelsuchende an, ob ein gegen ihn gerichtetes Unternehmen von Erfolg begleitet sein wird, so ist das Omen für diese ungünstige Sache günstig, d. h. das gegen den Anfragenden gerichtete Unternehmen wird gelingen.

Wie derartige Omina in der Praxis gehandhabt wurden, zeigen uns eine größere Anzahl Anfragen an den Sonnengott Schamasch, die aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Jener Gott und der Wettergott Adad waren die Schutzherren der Wahrsagekunst, deren Ausübung einer besonderen Priesterklasse, den Baru-Priestern, oblag. Eine solche Anfrage lautet z. B.:

„Schamasch, großer Herr, was ich dich frage, beantworte mir mit zuverlässiger Antwort! Der General Nabu-schar-uzur soll nebst den Kriegern, Rossen und Streitwagen Asurbanipals, des Königs von Assyrien (668—626), so viele bei ihm sind, abziehen, um die Festungen Assyriens, die die Mannäer weggenommen, zurückzuerobern. Wenn er nun auszieht, wird er durch freundliche Rede und freundliches Übereinkommen oder durch Waffenkampf, Schlacht und Krieg oder durch irgendwelche Kunstgriffe jene Festungen zurückerobern? Deine große Gottheit weiß es! Ist es nach dem Befehl deiner großen Gottheit, o Schamasch, großer Herr, befohlen und festgesetzt! Wird man es sehen, wird man es hören?"

Am Schluß derartiger Anfragen sind meist Beobachtungen über eine Leberschau angeführt, die demnach zu dem Zwecke unternommen war, eine Antwort von Gott zu erhalten. Eine Deutung ist den Omen hier niemals beigefügt. Wir dürfen also annehmen, daß diese erst auf Grund der einzelnen Symptome von den Priestern nach den vorhandenen Kompendien ausgearbeitet und dann dem Könige zugestellt wurden. Natürlich werden die Priester auch ihre politischen Kenntnisse zur Regulierung der Deutung verwendet haben.

Wie eine solche Antwort aussah, zeigt uns eine Sammlung von Orakelsprüchen der Göttin Ischtar von Arbela an den König Asarhaddon (681—668 v. Chr.). Einer lautet:

„Ich bin Ischtar von Arbela. O Asarhaddon, König von Assyrien! In Assur, Ninive, Kalach und Arbela werde ich Asarhaddon, meinem Könige, lange Tage und dauernde Jahre geben . . . Fürchte dich nicht, o König, ich rede zu dir; denn ich habe dich nicht verworfen."

In andern Orakelantworten wird eine ganz genaue Angabe über den Verlauf politischer Ereignisse gegeben. So heißt es in einer solchen des

Gottes Asur betreffs des Königs: „Die Kimmerier werde ich in seine Hand geben. Feuer werde ich in Ellipi (im Zagrosgebirge) anzünden."

Während Leberschau und Astrologie die vornehmeren Mittel bildeten, den Willen der Götter zu erkunden, und deshalb vor allem dann zur Anwendung kamen, wenn es sich um wichtige Staatsaktionen handelte, gab es auch für den gewöhnlichen Sterblichen eine Unmenge Möglichkeiten, sich Gewißheit über die Zukunft zu verschaffen. Hier spielt vor allem die Traumdeutung eine Rolle. Auch im Leben der Fürsten und Könige wird der Traum nicht gering geschätzt. Indes offenbaren die Götter diesen ihr Begehren oft schon direkt: der Traum wird zur Gottesvision. So träumt Gudea, der Fürst von Lagasch, daß ihm sein Gott Ningirsu erschien und ihm den Befehl gab, seinen Tempel neu aufzubauen. Oder von Gyges erzählt Asurbanipal in seinen Inschriften, daß der Gott Asur ihm im Traume befohlen habe: „Die Füße Asurbanipals, des Königs von Assyrien, erfasse; so wirst du in seinem Namen deine Feinde besiegen."

Alles dieses sind aber keine Traumomina: in diesen stehen vielmehr Traum und Deutung in keinem für den Uneingeweihten erkennbaren Zusammenhang, wenn auch ein solcher bisweilen bloß durchschimmert. Es seien einige Beispiele angeführt:

„Trägt jemand (im Traum) einen Wagen, so wird er die Wünsche seines Herzens erreichen."

„Schaut jemand einen Bogen an, so bedeutet es Prozeß."

„Bekommt jemand Flügel und fliegt, so wird sein Fundament nicht feststehen."

Was jemand im Traume auf dem Kopfe zu tragen glaubt, ist ebenfalls bedeutsam. Hier wird man an die Erzählung im Alten Testament erinnert, in der (I. Mose, 40, 16 ff.) Joseph dem Bäcker Pharaos einen Traum deutet. Bekanntlich hatte dieser geträumt, er trüge drei Körbe mit Weißbrot auf dem Kopfe, und die Vögel des Himmels kamen herab und fraßen davon. Josephs Deutung lautete: „Drei Körbe sind drei Tage. In drei Tagen wird Pharao dein Haupt über dich erheben und dich an einen Pfahl hängen; und die Vögel werden dein Fleisch von dir abfressen."

Wenn man träumt, man sei gestorben, so gilt das als unheilvoll:

„Steigt der Träumende in die Unterwelt hinab, so wird er sterben und in der Erde nicht begraben werden."

„Steigt er in die Unterwelt hinab und ein Toter begrüßt ihn, so wird er durch Einsturz einer Mauer ums Leben kommen."

Eine höhere Persönlichkeit scheint den Deutungen gemäß in den folgenden Traumorakeln vorausgesetzt zu werden:

„Trägt er einen Regenbogen als Kopfbedeckung, so wird Überfluß im Lande sein."

„Trägt er eine goldene Krone, so wird seine Stadt eine reiche Ernte haben."

Wichtig sind auch Reiseträume:

„Reist er nach Persien, so wird er durch göttliche Berührung fallen."

„Reist er nach Opis, so wird sein Hof zerstört werden."

Ähnlicher Art sind die folgenden Omina:

„Geht er zum Feldbestellen, wird er aus Not entkommen."

„Geht er zur Schafhürde, wird er zu hoher Stellung gelangen."

Was man im Traume genießt, ist ebenfalls von Bedeutung:

„Trinkt er Wein, so bedeutet es Freude."

„Ißt er Backsteine, so wird sein Herz froh sein."

„Ißt er Lehmziegel wie Brot, so wird selbiger Mensch aus seiner Stellung gerissen werden."

Dem Klugen und Vorsichtigen bietet nun nicht nur der Traum Andeutungen über sein Geschick; nein, die ganze Natur, belebte und unbelebte, zeigt ihm, was die Götter über ihn beschlossen haben. Begegnungen mit Tieren geben dem Kundigen mancherlei Winke:

„Fällt eine Schlange rechts vor einem Menschen nieder, so bedeutet es Sturz seines Gegners."

„Fällt eine Schlange links vor einem Menschen nieder, so trifft ihn ein Fluch."

An diesen beiden Beispielen kann man eins der Hauptprinzipien der babylonischen Wahrsagekunst erkennen: das Rechte bringt Glück, das Linke Unglück, genau wie noch im modernen Aberglauben.

Die Haustiere werden besonders genau beobachtet:

„Blöken Schafe in ihrer Hürde kläglich, so wird jene Hürde zerstört werden."

„Fressen Schafe gegenseitig ihr Ungeziefer, so wird das Vieh eine Hungersnot treffen."

„Stellt sich ein Hund vor einen Menschen hin, so wird sich ihm ein Hindernis in den Weg stellen."

„Betritt ein weißer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament fest sein."

„Betritt ein schwarzer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament nicht fest sein."

Auch der Vogelflug und andre Handlungen der Vögel galten als bedeutsam. Als Beispiel möge folgender Brief des Astrologen Balasi an den König Asarhaddon (681—668 v. Chr.) dienen:

„An den König, meinen Herrn, Dein Knecht Balasi. Heil sei dem König, meinem Herrn! Die Götter Nabu und Marduk mögen meinen Herrn segnen! — Was den Raben anbetrifft, deswegen mein Herr an mich geschrieben hat (so wisse): Trägt ein Rabe irgendetwas in das Haus eines Menschen hinein, so wird jener Mensch etwas ihm nicht Gehörendes bekommen. Wirft ein Falke oder Rabe etwas, das er trägt, in das Haus eines Menschen oder vor einen Menschen, so hat jenes Haus Glück. Trägt ein Vogel Fleisch oder einen andern Vogel oder sonst etwas und wirft es alsdann in das Haus eines Menschen, so wird jenes Haus großen Anteil bekommen."

Der Absender teilt hier also dem König drei Omina mit, die er aus irgendeinem Kompendium der Wahrsagekunst ausgezogen hat.

Zahlreich sind die Omina, die auf Mißgeburten zurückgehen; wir wissen,

daß es eine Art „Handbuch" von 15 Tafeln gab, das sich mit diesem Zweige beschäftigte. Einige Beispiele mögen genügen:

„Gebiert eine Frau Zwillinge, und diese sind mit ihrem Rückgrat zusammengewachsen, so wird das betreffende Land von seinen Göttern verlassen werden."

„Wirft ein Schaf ein Reh, so wird der Königssohn den Thron seines Vaters ergreifen, und Subartu wird sich erheben."

Solche Mißgeburten wurden dann wohl auch konserviert und aufbewahrt, wie es der folgende aus dem 7. Jahrhundert stammende Brief sehr hübsch zeigt:

„Hat ein junges Tier acht Füße und zwei Schwänze, so wird der Fürst des Königreiches Macht erlangen. — Der Schlächter Uddanu sagt folgendes: Als eine Sau warf, hatte das Junge acht Füße und zwei Schwänze. Ich habe es in Salz gelegt und zu Hause aufgestellt. Von Nergal-etir."

Die Pflanzenwelt gab gleichfalls Stoff zur Deutung der Zukunft:

„Wird Minze in einer Stadt gefunden, so wird die Stadt wüst werden."

„Wird im Hause eines Menschen an der nördlichen Mauerseite Schimmel gefunden, so wird der Hausherr sterben und sein Haus sich auflösen."

„Wird im Hause eines Menschen an der östlichen Mauerseite Schimmel gefunden, so wird die Hausfrau sterben und das Haus sich auflösen."

„Wird im Hause eines Menschen an der westlichen Mauerseite Schimmel gefunden, so wird der Sohn des Mannes sterben und das Haus sich auflösen."

Ja, auch die unorganische Natur lieferte dem Seher Material; hierher gehören im wesentlichen die bereits besprochenen astrologischen und meteorologischen Omina. Andre werden aus dem Verhalten von Flüssen, Flammen und andrem mehr abgeleitet. Es mögen einige Beispiele folgen:

„Fließen die Wasser eines Stromes grünlich dahin, während weiße Wassermassen oben schwimmen, so werden die Kornfrüchte nicht gedeihen."

„Tritt im Monat Nisan (I) eine Überschwemmung ein, wobei der Fluß sich wie Blut färbt, so wird ein Sterben im Lande eintreten."

„Läßt eine auf einer Fackel getragene Flamme Geräusch hören, so wird sich Feindschaft im Hause erheben."

„Wird eine ebensolche Flamme vom Winde in vier Teile gespalten, so wird jenes Haus einstürzen."

Die bisher mitgeteilten Omina waren fast sämtlich zufällig eintretende, insofern als der Mensch keine Macht hat, sie in Erscheinung treten zu lassen; nur die aus der Leberschau gewonnenen bilden eine Ausnahme: hier sucht man der Zukunft ihre Geheimnisse gewissermaßen abzuzwingen. Wir werden aber annehmen dürfen, daß die Leberschau im allgemeinen nur bei wichtigen Aktionen vorgenommen wurde; populär konnte sie schon wegen ihrer Kostspieligkeit und des mit ihr verbundenen außerordentlich komplizierten zeremoniellen Apparates nicht werden. Im Volke wird man andre Mittel gehabt haben, sich über bestimmte Fragen der Zukunft zu informieren. Eins der primitivsten Orakel ist unter anderm das Los-Orakel. Man verwendete hierzu Pfeile oder Stäbchen, die oft nur mit „Glück" oder „Unglück", bis-

weilen wohl auch mit eingehenderen Anfragen bezeichnet waren. Diese Stäbchen wurden dann gemischt und eins aufs Geratewohl herausgezogen oder sonst irgendwie von den übrigen entfernt; es gab dann den verlangten Bescheid. Diese Art des Orakels findet sich bei den verschiedensten Völkern; es sei daran erinnert, daß nach Tacitus auch die alten Germanen sich desselben bedienten. Die babylonische Literatur bietet bisher keinen Nachweis für dieses Orakel; doch war es gemäß dem Propheten Hesekiel in Babylon in Gebrauch; denn es heißt dort (Kap. 21, V. 26): „Der König von Babel hat sich an den Scheideweg gestellt, an den Anfang zweier Wege, um ein Orakel zu erlangen; er hat mit den Pfeilen geschüttelt, bei den Teraphim angefragt, auf die Leber geschaut."

Viel besser sind wir über ein andres Verfahren der Babylonier, in die Zukunft zu blicken, unterrichtet, über die Becherwahrsagung, die uns durch zwei keilinschriftliche Sammlungen aus der Hammurabi-Zeit (um 2000 v. Chr.) bekannt geworden ist. Eine Art Becherwahrsagung wird auch in der Joseph-Geschichte des Alten Testaments (1. Moses 44) vorausgesetzt, wo erzählt wird, wie Joseph heimlich seinen Becher in den Getreidesack seines Bruders Benjamin legen läßt. Der Hausmeister, der den angeblichen Diebstahl feststellen soll, erhält den Auftrag, betreffs des Bechers zu sagen (V. 5): „Fürwahr, es ist der (Becher), aus dem mein Herr zu trinken und aus dem er zu weissagen pflegt." Über die Art des Vollzuges der Becherwahrsagung ließ sich jedoch aus der genannten Stelle nichts entnehmen. Aus den erwähnten altbabylonischen Texten erfahren wir nun, daß sie in der Weise ausgeführt ward, daß man entweder Öl auf Wasser oder Wasser auf Öl goß und alsdann die sich ergebenden Veränderungen der Flüssigkeiten beobachtete. Die Folgerungen, die daraus gezogen werden, beziehen sich teils auf private, teils auf politische Dinge; bisweilen sind beide Faktoren in Betracht gezogen. Einige Beispiele mögen das erläutern:

„Gießt man Öl auf Wasser, und das Öl löst sich auf und füllt den Becher an, so wird der Kranke sterben; bei einem Feldzug (bedeutet es): das Heer wird getötet werden." Man beachte übrigens, daß die zweite Folgerung — das Heer wird getötet werden — sich an Zweideutigkeit sehr wohl mit dem berühmten Orakel der Pythia an Krösus messen kann; es wird nicht verraten, ob Freundes- oder Feindesheer gemeint sei. Weiter lesen wir:

„Zerreißt die Ölblase nach Osten hin, so wird der Kranke sterben."

„Erfaßt das Öl die rechte Seite des Bechers, so wird der Kranke gesund."

„Ist das Öl rötlich, so gibt es Regen."

„Geht das Öl beim Aufgießen von Wasser unter und steigt dann wieder empor, so entkommt der Mensch aus Not."

„Geht das Öl beim Aufgießen auf Wasser unter, erfaßt es den Boden des Bechers und steigt nicht wieder empor, so stirbt der Kranke; das Heer, das zu Felde zieht, kehrt nicht zurück."

Unter diesen Omen begegnet uns auch das erste Heiratsorakel: „Stellt man zwecks Heirat das Ölorakel an, und wird ein Tropfen für den Mann und daneben einer für die Frau hineingegossen, vereinigen sich alsdann diese Tropfen, so bestimmt es das Schicksal, daß sie sich heiraten."

Becherwahrsagung und Leberschau waren also — soweit sich dies wenigstens aus den bisherigen Quellen ergibt — die Hauptmittel, sich selbst eine Auskunft von den Göttern zu holen; in den andern Fällen senden die Götter dem Menschen das Omen, ohne daß er danach fragt. Dennoch werden wir kaum annehmen dürfen, daß man jeder der in den Omentexten erwähnten unbedeutenden Erscheinungen unter allen Umständen Gewicht beigelegt habe, daß man jedes Tier, jede Pflanze, jedes Wölkchen, jeden Traum ängstlich beobachtete. Unter einem derartigen Aberglauben hätte ja die ganze Kultur erlahmen müssen! Man wird vielmehr das Omen nur in gewissen Fällen benutzt haben; und wenn die Keilschriftliteratur bisher keine sicheren Anhaltspunkte für diese Annahme bietet, so liegt das daran, daß wir nur die Theorie der Wahrsagekunst genauer kennen, während uns die Praxis des gewöhnlichen Lebens fast noch völlig unbekannt ist.

Der gemeine Mann wird sich gewiß nur dann an den Orakelpriester um Auskunft gewandt haben, wenn er irgendeinen für sein Leben wichtigen Beschluß gefaßt hatte, wenn er z. B. ein Haus zu bauen, eine Reise zu unternehmen oder zu heiraten beabsichtigte. In einem solchen Falle achtete er wohl sorgfältig auf allerlei Vorzeichen, die ihm nunmehr begegneten, und erzählte sie dem Priester; dieser stellte dann nach den Omenwerken die passende Auskunft zusammen, wenn er sich überhaupt dieser Mühe unterzog. Einer großen Gefahr setzte sich der Priester in gewöhnlichen Verhältnissen ja auch nie aus, selbst wenn er eine Auskunft gab, die sich später nicht verwirklichte. Die Wahrsagepriester galten bis in die späteste Zeit als die vornehmste Priesterklasse, zu der man nur Zutritt hatte, wenn man von dem alten Urkönig und Weisen Enmeduranki abstammte und frei war von körperlichen Gebrechen.

Wenn es auch ein allgemein menschlicher Zug sein dürfte, auf Vorzeichen Gewicht zu legen, so kann man doch behaupten, daß das Omenwesen erst in Babylon seine systematische Bearbeitung gefunden habe. Von hier aus hat sich diese „Wissenschaft" dann weiter verbreitet und ist auch in die Gebiete der späteren occidentalen Kultur gelangt. Vor allem gilt dies von der Astrologie, als deren Heimat man Babylon bezeichnen muß. Auch die Leberschau hat von hier aus sich weiter verbreitet. Durch die Ausgrabungen Winc klers in Boghazköj (unweit Angora) wissen wir jetzt, daß man sie in Kleinasien bereits im zweiten Jahrtausend ganz nach babylonischem Muster betrieben hat; haben sich doch Lebermodelle aus Ton daselbst gefunden, die in babylonischer Keilschrift mit babylonischen Omen beschrieben waren! Die Etrusker sind es sodann wohl gewesen, die auf ihrem Zuge nach dem Westen der in der alten vorderasiatischen Heimat erlernten Kunst weitere Verbreitung verschafften. Ob das Gleiche auch von der Vogelschau gilt, ist noch unsicher. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, daß auch die Traumdeutung, die sich ja noch heutigentags großer Beliebtheit erfreut und im wesentlichen auf Artemidor (um 150 v. Chr.) fußt, zum großen Teil auf Babylon zurückgeht; denn auch Artemidor hat nichts Selbständiges geschaffen, sondern nur alte Quellen ausgenutzt und verarbeitet. So zeigen sich überall die Verbindungsfäden zwischen dem Abendlande und der Hochburg der Wahrsagekunst, Babylon.

Aus Katharinas Zeit.

Erzählung
von
W. Kochànowskaja[1]).

I.

Hier und dort, in unbewohnten Zimmern der alten Herrenhäuser, kann man ihnen noch begegnen, den alten Familienbildern der Großmütter und Großväter mit dem gepuderten Haar aus den Zeiten Katharinas der Großen, mit den breiten Uniformkragen, wie sie unter der Regentschaft Pauls Mode waren. Fremd und seltsam nehmen sich die Gestalten der früheren Besitzer dieser Güter in der Neuzeit aus. Aber aus den trüb gewordenen Goldrahmen schauen einen die Augen fast unheimlich lebendig an, besonders wenn man ihrem stummen unbeweglichen Blick allein gegenüber bleibt, und wer sie versteht, dem erzählen die Bilder wunderliche Geschichten von der alten, halb vergessenen Zeit.

Keines von ihnen beschäftigte mich aber so wie das der Urahne unsres Familienhauptes. Ich möchte fast sagen, es sah lebendiger aus als ein lebendiger Mensch; wenigstens mußte ich immer so denken, wenn ich es ansah. Die alte Frau saß in einem großen Lehnsessel, über die weiße Haube war ein Tüchlein gebunden, das nur noch die weiße Krause frei ließ, und auf dem Schoße hielt sie einen grauen, kleinen Kater. Dicht neben ihr stand ein winziges Tischchen auf gewundenem Fuß, und auf ihm lag die Arbeit der Alten: eine Gabel aus Elfenbein mit einer angefangenen blauen Schnur, wie man sie in früheren Zeiten flocht. Das Ganze hätte nicht anspruchsloser und schlichter sein können: allein für mich lag eine ganze untergegangene Welt in dieser Schlichtheit, aus ihr blickte es mich an mit einem wunderbaren Lächeln . . . So fein und kaum bemerkbar war dieses Lächeln, daß es wie durch Zauber entstand. Wenn man die Züge lange und aufmerksam betrachtete, dann schien es zu entschwinden, und um seinen Reiz wieder zu empfinden, mußte man entweder eine Zeitlang wegsehen oder die Augen

[1]) Aus dem Russischen von Sophie v. Adelung.

schließen. Sah man aber nach einer Weile wieder hin — wie lieblich umspielte es dann wieder die alten, welken Züge! Um die alte Frau genauer kennen zu lernen, mußte man die einfach-altmodischen Berichte hören, die in der Umgegend über sie erzählt wurden, und die man nicht ohne selber zu lächeln anhören konnte — ein Lächeln, das mit jenem andern vielleicht verwandt war . . .

Bemerkenswert war Anna Gawrilowna schon dadurch, daß sie eines „natürlichen Todes" gestorben war. Wir alle, die wir an Erkältungen, Fieber, Cholera oder irgendeiner andern bösen Krankheit sterben, tun es im Volksbegriffe nicht aus natürlichen Gründen. Wer aber an die hundert Jahre gelebt hat, ohne daß er sich erinnern könnte, jemals krank gewesen zu sein, und dann eines Tages einfach nicht mehr kann und sagt: „Kinder, es geht ans Sterben" — der nur „stirbt natürlichen Todes" — und dieses seltenen Todes starb Anna Gawrilowna.

Von mütterlicher wie von väterlicher Seite stammte sie aus einer der angesehensten Adelsfamilien des ganzen Umkreises. Wann Anna Gawrilowna die Gewohnheit annahm, in ihrem breitlehnigen Armstuhl zu sitzen, ihr Käterchen auf dem Schoß und die Gabel mit der Schnur in den Händen — das wußte niemand zu sagen; denn alle, ja, sogar die ältesten Leute hatten sie nicht anders gekannt. Sie lebte bei dem jüngsten ihrer vier Söhne, ihrem Liebling, Fèdor Màrkowitsch. Er hatte keine Kinder, sie waren ihm gestorben, und wenn in sein eigenes Leben wie in das seiner Frau kein frohes Kinderlachen hineintönte, so wurde es doch von der sonnigen Güte des Alters erwärmt. „Aber, Fèdor Màrkowitsch, mein lieber Freund!" konnte die alte Frau ihm sagen, während sie in aller Morgenfrühe am Fenster ihres kleinen Wohnzimmers saß, „dein Tor ist ja geschlossen — so können doch keine Gäste kommen! Und wenn einer käme, so würde er denken: Fèdor Màrkowitsch ist wohl nicht zu Hause, und Anna Gawrilowna empfängt nicht." Die Folge davon war, daß das Tor bei Fèdor Màrkowitsch zuletzt niemals mehr geschlossen wurde und Tag und Nacht offen stand, so daß keinem Gaste der geringste Zweifel kommen konnte, ob er auch herzlich empfangen würde. „Mein Tag ist heute," pflegte sie zu sagen, und so war es auch. Sie trug nichts von der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, weder vergebliches Trauern um die verlorene Jugend noch die Geschwätzigkeit des Alters. Dafür flutete die ganze Fülle des vielgestaltigen Lebens ihrer Umgebung bis zu ihr heran, und Freud wie Leid wurden ihr gebracht und sozusagen vor ihr auf das kleine Tischchen niedergelegt. Wurde in der Nachbarschaft jemand geboren, war eine Taufe oder ein Namenstag, so erhielt Anna Gawrilowna das allerschönste Stück des Festkuchens, und sie war es auch, die den lebhaftesten und tatkräftigsten Anteil an diesem Ereignis nahm. Dem Neugeborenen schickte sie ein Mützchen oder Jäckchen, der Wöchnerin Bretzeln und Semmeln ganz auserlesener Art; für den Verstorbenen hatte sie ein Totenlicht und für den Täufling ein Schnürchen ihrer Arbeit zum Kreuz[1]). Mit einem Wort:

[1]) Jeder rechtgläubige Russe trägt am Halse ein kleines Kreuz.

Anna Gawrilowna suchte jedem etwas zu sein. Man konnte ihr keine größere Freude bereiten, als wenn man mit besorgter Miene bei ihr anfragte, ob es denn nicht möglich sei, einige Arschin[1]) ihrer Schnürchen zu bekommen: sie würde damit einen besonders großen Gefallen erweisen. „Warum denn nicht, meine Freude? Das will ich gern," und Anna Gawrilowna band ihr Bündelchen fertiger Schnüre auf: „Teilen kann man immer." Und sie maß das Gewünschte ab, gab noch zwei oder drei Arschin dazu und sagte jedesmal, daß sie zwar alt sei, aber das Brot nicht umsonst bei ihrem Sohne esse; ihre Arbeit sei doch noch etwas wert, und man sage nicht umsonst: was der Greis gearbeitet hat, das gehört ihm, aber was er gegessen hat, das ist verloren. „Meine lieben Freunde, Fedor Markowitsch, und du, Jelena Iljinischna, mit den Festtagen könnt ihr es halten, wie ihr wollt. Aber am Tage meines Engels[2]) muß bei uns getanzt werden. Ich bin ein alter Mensch, aber die Jugend will sich vergnügen." Und so lange Anna Gawrilowna lebte, wurde am dritten Februar, dem Tage Simeons und der Prophetin Anna, im Hause Fedor Markowitschs ein Ball gegeben. Das kleine Orchester, wie es die reichen Gutsherren damals öfter besaßen, bestand aus Leibeigenen; die Gäste fuhren auf hundert Werst im Umkreis zusammen, und der Lehnstuhl Anna Gawrilownas wurde in den Tanzsaal gestellt; dort saß die alte Dame bis tief nach Mitternacht, ohne auch nur ein einziges Mal einzunicken, ihre Augen waren immer dort, von wo der heiterste Lärm, das fröhlichste Lachen ertönte, und auf ihren Lippen spielte jenes feine milde Lächeln. Aber am meisten freute sie sich, wenn sie den Besuch eines Brautpaares erhielt. Dann betrachtete sie die jungen Leute so aufmerksam, als sähe sie sie zum allerersten Male. „Nun, Anna Gawrilowna," konnte dann die Mutter der Braut fragen, „was halten Sie davon? Werden sie glücklich werden?"

„Warte, meine Freude! So rasch geht das nicht. Ich möchte sie einmal tanzen sehen." Und zur genaueren Beobachtung des Paares wurde ein Tänzchen veranstaltet, und Braut und Bräutigam mußten sich, Hand in Hand, gerade gegenüber von Anna Gawrilownas prüfenden Blicken stellen. Die jungen Leute lachten und vergaßen bald alles um sich her in der Freude des Tanzes; nur von Zeit zu Zeit noch blickten sie nach der alten Frau hinüber, als wollten sie um ihr günstiges Urteil bitten; diese aber sagte zur Mutter der Braut: „Liebe Freundin, meine Freude! Du kannst ruhig sein, da ist kein Zweifel! sie werden glücklich sein: sieh nur, wie er ihr den Hof macht!" Und am Schlusse des Tanzes rief sie das junge Paar zu sich heran. „Du liebst sie doch, Väterchen?" fragte sie den Bräutigam, und auf seine lebhafte Bejahung ermahnte sie ihn: „Das wußte ich ja; so liebe sie denn, liebe sie, mein Väterchen!" Die Lehren, die sie der Braut gab, waren ausführlicher. „Liebst auch du ihn, Mütterchen? Das ist recht, liebe ihn, meine Freude, und gehorche ihm; dem Manne muß man gehorchen." — „Jawohl, Anna Gawrilowna," erwiderte dann die Braut in schlauer Demut, indem sie

[1]) Maß.
[2]) Namenstag.

dem zukünftigen Gebieter einen heimlichen Blick zuwarf. Diese Demut verfehlte niemals ihre Absicht, Anna Gawrilowna zu erweichen. „Gehorchen mußt du ihm freilich, mein Kind!“ wiederholte sie dann, „aber klug mußt du es anfangen. Wenn du ihm nachgegeben hast, einmal und auch ein zweitesmal — das drittemal bestehe du nur auf dem eigenen Willen.“ Darauf versenkte die alte Frau ihre Hand in ihre geheimen Taschen, die nach alter Mode nicht in das Kleid genäht waren, sondern unter demselben angehängt wurden. Daraus nahm sie die erste beste silberne Münze und reichte sie der Braut: „Nimm, meine Freude! Das ist alter Brauch; einer Braut schenkt man Geld zu Bändern!“ So gab Anna Gawrilowna einstmals einer Braut, die vierhundert Seelen zur Aussteuer mitbekam, ein Fünfkopekenstück. Aber nicht nur Brautleute brachte man zu ihr. Auch Kinder pflegten sie zu besuchen, oft bloß, um ihr irgendein neues Spielzeug zu zeigen, und nicht selten setzte ein kleines Mädchen seine Puppe neben den kleinen Kater auf ihre Knie und plauderte ebenso harmlos mit ihr wie mit seiner Puppe, während der lebhafte Bruder ihr auf der neuen Trommel so lange vortrommelte, bis man ihn aus Hörweite schicken mußte, um die alte Frau zu schonen.

So lebte Anna Gawrilowna, als sie eines Morgens sehr frühe gegen ihre Gewohnheit ihren Liebling, Fèdor Màckowitsch, zu sich bitten ließ. Als er, verwundert über diesen ungewohnten Ruf, zu ihr kam, fand er sie noch im Bette, und zu der steten Anrede, die sie für ihn hatte: „Mein lieber Freund,“ fügte sie heute noch hinzu: „du mein Licht und meine Freude! Betrübe dich nicht, sondern sende nach dem Popen — ich werde heute sterben.“

„Gott sei mit Ihnen, Mütterchen!“ sagte erschreckt und tief bewegt der Sohn und schickte rasch nach Jelèna Iljìnischna, seiner Gattin. „Fühlen Sie sich denn krank?“

„Ich bin nicht krank, meine Lieben,“ erwiderte Anna Gawrilowna, „aber ich werde heute sterben. Schickt nach dem Popen und nach den Nachbarn allen. Unter den Menschen habe ich gelebt, unter ihnen will ich auch sterben.“ Dann rief sie Kirjùscha, ihren Lieblingsdiener, und gab ihm den Auftrag für zwei ihrer nächsten Freundinnen: „Geh zu ihnen, meine Freude, aber schnell. Sage in meinem Namen: Anna Gawrilowna läßt grüßen und zu ihrem Sterben bitten.“

Darauf stand die alte Frau auf, wusch sich sorgfältig, zog das für ihr Begräbnis bestimmte Kleid an, setzte vor dem Spiegel ein schneeweißes Häubchen auf und band darüber ein seidenes Tüchlein. Sie fragte sogar die Jungfer, die sie bediente: „Ist es nicht hübsch so?“

Der Geistliche kam. Anna Gawrilowna äußerte den Wunsch, ein Tedeum für die Märtyrerin Barbara, die vom plötzlichen Tod errettet, abzuhalten, beichtete dann und empfing die Kommunion. „Lies auch die Sterbegebete für mich, Väterchen!“ bat sie darauf. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Unterdessen waren die Nachbarn von allen Seiten zusammengeströmt, von der seltsamen Nachricht getrieben, daß Anna Gawrilowna gottlob zwar gesund und wohl sei, aber trotzdem zu ihrem Sterben laden lasse. Der ganze Hof Fèdor

Markowitschs füllte sich mit Fuhrwerken aller Art, von dem vornehmen Zweispänner bis zu dem einfachsten Wägelchen: man hätte meinen können, sie seien zu irgendeinem fröhlichen Fest zusammengekommen.

„Wie geht es Anna Gawrilowna?" fragte ein jeder, noch ehe er die Schwelle betreten hatte.

„Gott sei Dank, sie sitzt wie immer im Wohnzimmer," war die Antwort. Und wirklich, sie saß dort an ihrem gewohnten Platz in dem Lehnsessel, das Tischchen neben sich. Aber auf alle Begrüßungen und erstaunten Fragen, warum sie mit ihrer Botschaft sie alle so erschreckt habe, antwortete sie immer nur das eine: „Heute sterbe ich, meine lieben Freunde." Auch war ihr Gesicht seltsam eingefallen und die Hände auffallend bleich, obschon sie im übrigen unverändert aussah.

„Nun bringt aber den Kaffee," sagte sie, „ich will ihn mit meinen Freunden trinken." Und Anna Gawrilowna aß wie immer ihre Semmel und ihr Bretzelchen dazu. Aber sie schien gedankenvoll und wie abwesend, und um sie zu zerstreuen, fing eine der anwesenden Frauen von einer bevorstehenden Verlobung zu reden an. Für dergleichen hatte die alte Frau stets die regste Teilnahme gezeigt. Auch jetzt sagte sie: „Gottlob, das ist ein wohlgefälliges Werk . . ." allein sie schien nicht ganz verstanden zu haben, um was es sich handle, und verlangte, daß man es ihr noch einmal erzähle. „Was bin ich denn ganz ohne Arbeit?" bemerkte sie plötzlich, „gebt mir mein Schnürchen zum Flechten!"

Man gab es ihr, und sie begann, daran zu knüpfen; allein die Hände versagten ihr bald, und sie legte es selber auf das Tischchen zurück. In diesem Augenblick sprang der kleine Kater auf ihre Knie; der Gast hielt in seiner Erzählung inne, und inmitten dieser Stille hörte man die alte Frau sagen: „Leb wohl, Käterchen . . . Herr Jesus Christus! . . ."

Und Anna Gawrilowna sank leblos in ihren Sessel zurück.

Man hätte kaum denken sollen, daß der Tod einer hundertjährigen Frau eine solche Lücke hinterlassen würde. Und doch war dem so. Das Haus freilich war das gleiche, und dieselben guten Menschen, Fedor Markowitsch und Jelena Iljinischna, lebten darin wie früher: und doch war es ein andres. Es war, als sei dem Hause die wärmende Sonne genommen und den freundlichen Wirten das frohe Lachen. Die Zimmer Anna Gawrilownas blieben unberührt wie bei ihren Lebzeiten, und niemand wohnte darin. In ihrem Schlafzimmer brannte das ewige Lämpchen vor den Heiligenbildern, im Wohnzimmer hing ihr Bild über dem Lehnsessel und dem Tischchen mit der angefangenen Schnur.

Auch die Nachbarn konnten die alte Frau nicht vergessen, und wenn Gäste auf den Gutshof angefahren kamen, verfehlten sie selten zu sagen: „Nun wollen wir aber auch zu Anna Gawrilowna hinübergehen!" Mit einem Gefühl frommer Neugier betrachteten sie alle die ihnen wohlbekannten Gegenstände, beteten vor den Heiligenbildern für die Seele der Verstorbenen,

und manche blieben vor dem Bilde stehen, verneigten sich und sagten: „Seien Sie uns gegrüßt, Anna Gawrilowna!“

Fèdor Màrkowitsch starb; es starb bald nach ihm auch Jelèna Iljinischna. Zu seinem Erben hatte Fèdor Màrkowitsch einen seiner Neffen ernannt, der in der Flotte diente. Das Haus wurde öde und leer. Auf der ungekehrten Anfahrt lag Staub und welkes Laub, das Tor, das immer gastlich offen gestanden hatte, schlug von selber zu, und niemand machte es wieder auf.

Gibt es irgend etwas Verwaisteres als unsre alten, zerfallenen Herrenhäuser? In die leeren Säle treibt man die spanischen Schafe hinein, um sie vor Frost zu schützen. Durch die zerschlagenen Fenster fliegen die Hühner und setzen sich gackernd auf die zusammengeschobenen Stühle und Tische; staubig und voll Spinnweben geben die großen Spiegel alle diese Verlassenheit mit trüber Starrheit zurück. Ob der Erbe Fèdor Màrkowitschs sein Besitztum jemals besichtigt hat, bleibt unbestimmt. Alle bewegliche Habe wurde aus ihm fortgeschafft, und das Gut verödete und verwilderte für eine lange Reihe von Jahren.

War der Neffe unverheiratet, oder hinterließ er keine Kinder — niemand wußte es zu sagen; aber unser Familienhaupt, dessen Glück im Beerben seiner Verwandten fast sprichwörtlich geworden war, erbte auch dieses Gut. Was hat man aber von einem Besitztum, das man nicht ausnützt? Der alte Herrschaftssitz wurde für so rückständig erklärt, daß es unmöglich sei, auch nur drei Sommermonate darin zu verbringen. Es wurde ein prächtiges neues Haus mit einem Belvédère erbaut und mit einem glänzenden Feste eingeweiht. Als die Gäste, vom neuen Besitzer begleitet, alles besichtigt und bewundert hatten, fiel es einem unter ihnen ein, zu fragen: „Wo ist aber das Bild der alten Großmutter? Wir wollen es doch wieder einmal anschauen, die Erinnerung an alte Zeiten auffrischen! Wo haben Sie es denn hingetan?“

„Was für eine Großmutter? Was für ein Bild?“ fragte der Gastgeber erstaunt.

„Nun, das Ihrer eigenen Urahne, Anna Gawrilowna, der alten Frau mit dem Kater auf dem Schoß. Das ist ja ein Bild von Borowikowsky, Väterchen: ein Meisterwerk, kann man sagen!“

Und einstimmig erhob sich jetzt der Chor der Gäste: „Von Borowikowsky? Die Großmutter mit dem Kater? Wo ist das Bild, wo? Das muß man aufsuchen!“ hieß es allgemein.

Die Großmutter mit dem Kater fand sich endlich bei der Haushälterin. Diese, die sich vor den Ratten nicht mehr zu helfen wußte, war auf den glücklichen Gedanken gekommen, das Gemälde praktisch zu verwerten und mit dem Kater von Borowikowsky die Ratten zu verscheuchen. Zu diesem Zweck deckte sie ihre symmetrisch zu einem Viereck zusammengestellten Milchkrüge mit dem Kunstwerke zu.

Die Urahne wurde abgewaschen, gereinigt und den Gästen gebracht. Das plötzlich erwachte allgemeine Interesse war ein so reges, daß selbst das kleine Tischchen Anna Gawrilownas noch aufgesucht wurde: es fand sich seltsamer-

weise in der Kirche, in der Sakristei, und nur der Lehnstuhl konnte nicht mehr gefunden werden, abschon man alle Ecken und Winkel danach durchsuchte.

... Ich konnte meine Augen von Anna Gawrilowna nicht abwenden. Da saß sie, das liebe Mütterchen aus der alten, längst vergangenen Zeit in ihrem Häubchen und dem darüber gebundenen Seidentüchelchen, mit dem Kinderlächeln in den Zügen, die das Gepräge ihres stillen, einfachen Lebens und des friedlichen, christlichen Sterbens trugen! Und wie war es so bezeichnend, daß das Bild seinen Platz nicht in dem neuen, glänzenden Gesellschaftszimmer mit seinen riesigen Fenstern und all dem Luxus der Jetztzeit gefunden hatte: es gehörte gar nicht hier hinein. In den alten bescheidenen Räumen, wo die alte Frau gelebt hatte, glänzte das Gold nur auf den Rahmen der Heiligenbilder, dort duftete es an Feiertagen nach Weihrauch, und dort betete das alte Mütterchen, indem es vor den Heiligen ein Licht anzündete. Die geschnitzten altmodischen Cherubim in der heiligen Ecke mit ihren aufgeblasenen Backen und der plumpen Vergoldung waren der einzige künstlerische Schmuck des Zimmers gewesen, arme, plumpe Kunstwerke, aber sie sprachen beredt von tiefer Frömmigkeit und Herzenseinfalt ...

So dachte ich unter stillem Weh, und ich hätte, Gott weiß, was alles darum gegeben, um die alte Frau, wenn auch nur auf einen einzigen Abend wieder herzaubern zu können, mitsamt ihrem schlichten Zimmer, statt der prunkenden Blumen und der schimmernden Fenster um mich her. Und draußen würde wieder der Schneesturm heulen, in allen Tonarten klagen und an den kleinen Fenstern rütteln; drinnen aber, im geheimnisvollen Halbdunkel der herabgebrannten Kerzen, würde das liebe Kinderlöcheln Anna Gawrilownas lebendig werden ...

II.

Der Vater Anna Gawrilownas hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter. „Gott hat mich mit Mädchen gestraft," pflegte er zu sagen, liebte sie aber trotzdem so zärtlich, daß er nach dem Tode seiner Frau nicht nur nicht wieder heiratete, sondern auch seine Schwester, die Generalswitwe, nicht in sein Haus nahm, als sie aus Mitleid den Waisen die Mutter ersetzen wollte. „Mütterchen Schwester!" sagte Gawrila Michäilowitsch, in seinem grünen Schlafrock sitzend und den einen ausgetretenen Saffianpantoffel auf dem Fuße wippend: „Ich bin sicher, daß Sie es mit meinen Kindern gut meinen; aber mit Gottes Hilfe werden sie auch von selber aufwachsen."

Und sie wuchsen auf, gesund, frisch und rosig, zu tüchtigen Hausfrauen, die die volle Herrschaft im väterlichen Gute führten. Die älteste Tochter verheiratete sich früh, und Gawrila Michäilowitsch blieb mit der jüngsten, Anna Gawrilowna, allein. Doch auch sie war schon heiratsfähig: dreizehn Sommer hatte sie gesehen, und es begannen von allen Seiten Freier herbeizufahren. Aber der Vater ließ ihre Werbungen zu dem einen Ohre herein und zum andern wieder hinausgehen. Ohne seine Lieblingsstellung zu verändern, den Saffianpantoffel auf dem Fuße wippend, rief Gawrila Michäilowitsch, zur Tür gewendet: „Nun, Brüderchen, Komärinaja Szila, komm einmal heraus

zu uns!" Komàrinaja Szìla, ein hagerer Leibeigener, war der persönliche Kammerdiener seines Herrn. Des Lesens kundig und ein ziemlich gewandter Sagenerzähler, saß er vom frühen Morgen bis zur späten Nacht auf einem Schemel vor dessen Tür, jeden Augenblick bereit, mit Sklaventreue seines Herrn Ruf zu folgen.

„Was ist Euer Gnaden gefällig, Väterchen-Herr?" fragte er dann jedesmal.

„Mir ist gefällig, Brüderchen Komàrinaja Szìla," sagte dann Gawrìla Michàilowitsch vor den anwesenden Freiern, „daß du mir sagst, wie weit du den letzten Freier, Jastrebinoje Rylo, von hier fortgejagt hast?"

„Nicht weit, Väterchen Gawrìla Michàilowitsch!" sagte Komàrinaja Szìla: „Nur zehn Meilen weit."

Nach solchen Zusammenkünften hörten die Freier auf, zu kommen, und Anna Gawrìlowna, das reichste Mädchen im Umkreis, eine blühende Schönheit, blieb sitzen und war noch in ihrem sechzehnten Jahre unverheiratet. „Er läßt Annuschka nicht fort und verscheucht alle Freier, als wäre sie ein armes Mädchen ohne Aussteuer!" sagte leise für sich die Schwester-Generalin.

Gawrìla Michàilowitsch kannte diese Gedanken, und wenn er besonders herzlich mit ihr sprach, so nannte er seine Tochter: „Du mein armes Töchterlein ohne Aussteuer!"

In dem großen Herrenhause wimmelte es stets von Gästen. Gawrìla Michàilowitsch hatte, wie die reichen Gutsbesitzer der Zeit Katharinas der Großen, seine eigene Musikkapelle und einen Chor Sänger mit Hörnern und Schellentrommeln, und seine herrliche Jagd war in der ganzen Umgegend bekannt. Die zahlreiche und faule Dienerschaft, die beinahe dreihundert Seelen zählte, drängte sich wie die Bienen um die Waben, zur Herrengunst Gawrìla Michàilowitschs. Wer aber hätte denken können, daß die Königin dieses ganzen lärmenden, summenden Schwarmes die sechzehnjährige Hausfrau, Anna Gawrìlowna, war?

Die jungen Mädchen, ihre Gäste, schliefen noch den festen, tiefen Schlaf der Jugend bis in den Morgen hinein, nachdem sie am Abend zuvor mit ihr zusammen das steife Menuett getanzt, dann aber sich in Sarafan und reichgeschmücktem Stirnband nach den im Chor gesungenen Volksliedern bis zur Erschöpfung im Tanze gewiegt hatten. Aber aus ihrer Reihe erhob schon in aller Frühe die junge Wirtin ihr kluges Köpfchen vom Lager. Oft noch im Dunkeln, ohne ihre Pantöffelchen finden zu können, schlich sie sich leise und vorsichtig hinaus, um die lieben Gäste nicht zu wecken. Gleich hinter der Türe harrte ihrer die Njànja, die alte Wärterin, mit dem Strickzeug in den Händen und dem Kopftuch um die Stirn. Nur selten gab sie ihrem Pflegling den Kosenamen: „Frühes Vögelchen"; gewöhnlich brummte sie: „Verschlafen hast du dich, Mütterchen! Sage schnell dein Gebet, es wartet schon das ganze Haus auf dich." Anna Gawrìlowna sagte das Morgengebet, band ein weißes Tüchlein über die Haare und eilte in die Wirtschaftsräume, der Mutter alten Atlasmantel um die Schultern, gefolgt von der Njànja. Drei Köche warteten dort schon auf Anna Gawrìlowna, und nachdem sie noch den Haushofmeister zur Beratung herbeigerufen, bestellte das junge Mädchen das

Frühstück und die Speisen für den Mittag. Sie vergaß hierbei nicht die Lieblingsgerichte des Vaters und bat mit freundlichen Worten, sie vor den Gästen nicht zu beschämen, denn sie wußte wohl, sobald irgend etwas mißlang, würde ihr Gawrila Michàilowitsch sagen: „Schäme dich, junges Hausfrauchen, daß meine teuren Gäste nicht bewirtet werden, wie es sich gehört. Zu deiner Mutter Lebzeiten war das anders!"

Anna Gawrilowna hatte die Köche noch nicht entlassen, so waren auch schon die Bäcker da, die das weiße und das graue Brot für den Tisch, sowie die weichen Semmeln, die Bretzeln und andres Gebäck aller Art zum Tee zu backen hatten. In großen Körben, mit weißen Servietten zugedeckt, wurde das frische Brot der jungen Hausfrau gebracht, damit sie es prüfe und den Leuten ein Dankeswort sage. Nach ihnen erschienen die Dienerschaftsköchinnen, demütig grüßend, mit Holzschüsseln voll Grütze, Kohlsuppe und andern Speisen, die für den Tisch der Bediensteten bestimmt waren. Auf der Buchweizengrütze lag gewöhnlich ein roter Holzlöffel, und Anna Gawrilowna mußte das Essen versuchen und auch hier ihr Urteil abgeben. Denn der einfache Grundsatz des alten russischen herrschaftlichen Haushaltes im Mittelalter lautete: „Kleide und füttere einen Menschen, bis er völlig satt und warm ist, dann kannst du von ihm verlangen, was du willst." Hieran hielt sich die alte Zeit und machte damit nach bestem Wissen wieder gut, was die rohe Willkür und die tolle Laune des Herrentums sündigte, und selbst der Gutsherr, für den das Leben seines Lieblingshundes wertvoller war als das eines seiner Leibeigenen, wäre um keinen Preis von diesem Grundsatz gewichen. Die Njànja hatte schon der zehnjährigen Anna Gawrilowna den gefüllten Holzteller gebracht: „Iß, Fräulein, von unserm Essen, deine Mutter hat es auch getan. Findet es deine Gnade nicht schmackhaft genug — nun, du wirst mit Gottes Hilfe nach und nach selber Hausfrau werden." Und als sie erwachsen war, wußte Anna Gawrilowna sehr gut, daß eine Vernachlässigung ihrerseits gerade dieser Pflicht ihr teuer zu stehen gekommen wäre. Wenn er aus dem Hundezwinger zurückkam, betrat Gawrila Michàilowitsch nicht selten die Dienerschaftsräume. „Zeigt her, was meine Leute essen!" Und als ihm einst die Kohlsuppe nicht schmeckte, stieß er in seinem Zorn den Kessel um, in dem sie kochte, zerschlug die Töpfe und trat das verschüttete Essen mit Füßen. Darauf ließ er sofort zwei Hammel schlachten und ein Mittagessen in großen Kesseln über offenem Feuer mitten auf dem Hofe bereiten. Und an diesem Tage gab er sogar der Tochter beim Nachtgruß seine Hand nicht zum Kusse — so sehr war er erzürnt.

Aber damit waren die Sorgen der jungen Hausfrau noch nicht erledigt; noch viele warteten ihrer Befehle und Wünsche. Der Kellermeister brachte den frischen Met und Kwaß[1]) zum Versuchen, die Kuchenbäckerin fragte, ob sie Pfefferkuchen mit Anis oder Ingwer backen solle. Selbst der Schultheiß, der an der Tür Gawrila Michàilowitschs dessen Befehle entgegengenommen hatte, schlich sich leise zu dem Hinterpförtchen an die Frauengemächer und fragte sorgenvoll: „Mütterchen, Anna Gawrilowna, was ist da zu tun? Väterchen Gawrila Michàilowitsch hat befohlen, den Filjka als Soldat auf drei Wochen

[1]) Getränk aus gegorenem Brot.

ins Heer zu schicken. Und der Dummkopf fleht, daß er bleiben darf. Sein junges Weib erwartet Gottes Stunde, sie soll zum erstenmal Mutter werden. Da möchte denn der ungewaschene Dummkopf Filjka gar so gerne bei seinem Weib bleiben!"

Und der sechzigjährige Mann und das sechzehnjährige Mädchen berieten miteinander, wie man es machen könne, daß Gawrila Michàilowitschs heiliges Machtwort in seiner ganzen Gewalt bestehen bleibe und der Befehl dabei doch umgangen werde.

Oder der erste Rüdenmeister kam und meldete: „Mütterchen Herrin! Ein großes Unglück ist geschehen. Wie soll man es dem Väterchen Gawrila Michàilowitsch mitteilen, daß seine Lieblingsrüde draufgegangen ist?" Und der Erfahrung der Männer und der Schlauheit der jungen Gebieterin gelang es meist, das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden, so „daß die Geißen satt wurden, ohne das Heu zu fressen," und daß Filjka daheim blieb bei seinem jungen Weibe.

Aber auch damit war Anna Gawrilownas Aufgabe für den Morgen noch nicht beendet. Nachdem sie mit allen und über alles geredet und beraten hatte, trat die wortkarge Njànja herzu, die mit dem Strickstrumpf in den Händen ihr überallhin gefolgt war.

„Bist du fertig mit den Hausarbeiten?" fragte sie. „Nun wartet Gottesarbeit auf dich. Kennst du die alte Eupraxia? Sie ist auf heiligem Wege, denn sie wartet auf ihren Tod. Geh zu ihr, mein Seelchen, sie verlangt nach dir."

Und das junge Mädchen, die bloßen Füßchen in Pantoffeln, einen türkischen Schal über dem Kopf, eilte über den weiten Hof, hinter sich die Njànja und den ganzen Troß der Dienerschaft zurücklassend, der ihr mit entblößten Köpfen nachgaffte. Die junge Herrin trat in einen der vielen Anbauten, herbeieilende neue Dienerschaft riß die Türen vor ihr auf, und Anna Gawrilowna, von der ehrerbietigen Menge begleitet, trat an das Lager der Sterbenden. Ihre junge Stimme bebte vor innerer Bewegung, während sie die einfachsten Worte sagte: „Da bin ich, Eupraxia! Ich habe dir Gesundheit gebracht!"

Die Kranke schlug die Augen auf. Mit der letzten Kraft suchte sie nach der Hand ihrer jungen Herrin, um sie unter gestammelten Segensworten an die fast erstarrten Lippen zu drücken, mit der heißen Liebe und sklavischen Ergebenheit eines ganzen langen Lebens, wie sie unsrer Zeit unbegreiflich geworden ist. Tränen traten in die Augen Anna Gawrilownas, und leise verließ sie die Sterbende. Auf dem Heimweg wurde sie aber sicherlich wieder aufgehalten. „Unser Fräulein, du unsre Herrin!" sagte irgendeine der Frauen, „unsre Sonne, an der man sich nicht satt sehen kann! erzürne dich nicht über meine Bitte," und die Leibeigene bat, Anna Gawrilowna solle doch bei ihr einkehren und von den Kuchen oder Blini[1]) versuchen, die sie vielleicht aus Anlaß irgendeiner Feier gebacken hatte: es gäbe auch Rahm und Butter dazu, und alles das durch die Gnade der Herrschaft.

[1]) Eine Art Pfannkuchen.

Anna Gawrilowna, hungrig und müde nach dem langen Morgen voll Arbeit, ließ sich nicht lange bitten, sondern aß mit Vergnügen, und wenn sie der Untergebenen einen ganzen Silberrubel geschenkt hätte, so wäre diese darüber nicht beglückter gewesen, und mit Stolz erzählte sie jedermann: „Unser Herrgott sende unserm Mütterchen hundert Jahre Gesundheit! Bei mir ist sie gewesen und hat zwei Blini und einen Kuchen zu essen geruht!"

Währenddessen lief Anna Gawrilowna fliegenden Schrittes nach Hause. „Eile dich, meine Herrin, eile dich," trieb sie die hinterdreinkeuchende Njänja. „Schon ist das Väterchen aufgestanden und wird dich bald erwarten."

Im Zimmer des jungen Mädchens, den Kamm in der Hand, stand bereits der Friseur und wartete auf Anna Gawrilowna. Rasch wusch sie sich mit Regenwasser, für das die Njänja stets selber Sorge trug, — ein Wasser, das die Mädchenschönheit wie eine Blume erblühen läßt, und den Schaden eines jeden bösen Blickes wieder abwäscht.

Dann setzte sich Anna Gawrilowna vor den Spiegel mit dem goldenen Rahmen. Aber sie war viel zu ungeduldig, um oft hineinzusehen, während Awèrka Szàwitsch, der leibeigene Friseur, der seine Kunst bei einem Franzosen oder Deutschen erlernt hatte, die hohe Frisur seiner jungen Herrin tupierte und puderte. Und wie reizend war die rosige, frische russische Schönheit in dem reichen Rokokoanzug! Zum Entzücken der alten Njänja waren die Arme bis zum Ellenbogen frei, das weiße Hälschen schmückten nur einige Reihen echter Perlen. Kostbares Geschmeide, sogenannte „Soupirs" und „Souvenirs" an Brust und Armen, die raschelnden Falten des brokatenen Rockes hoch gebauscht, so stand sie da, schüchtern und unsicher, wie sie dem gestrengen Herrn Vater den Morgengruß entgegenbringen solle. Aufmerksam betrachtete sie sich vor dem Hinausgehen im Spiegel und mit ihr die Njänja und ihre Zofen, ob ihr Anzug Gnade vor den Augen Gawrila Michàilowitsch finden würde? Denn als dies einmal nicht der Fall gewesen war, hatte er mit seiner Herrenhand einen türkischen Dolch von der Wand genommen, der ihm auf der Jagd dazu diente, die Hasen abzustechen, und damit das ganze Kleid der Tochter zerschnitten und zerfetzt. „Willst du, Tochter, den Vater beschämen, daß du drei Tage nacheinander dasselbe Kleid anziehst?" Daraufhin hatte er sie zu einer der Truhen geführt, in denen kostbare Stoffe aller Art aufgespeichert waren, und hatte ihr befohlen, sich zu drei Anzügen gold- und silberdurchwirkte Seidenbrokate daraus zu nehmen.

Hastig klebte Anna Gawrilowna noch ein winziges dreieckiges schwarzsamtenes Schönheitspflästerchen unter die linke Schläfe, ein andres, herzförmiges rechts auf das Kinn, was in der französischen Modesprache: „Ich bin verliebt" und „Mein Herz leidet" hieß — obschon sie diese beiden Dinge nicht aus Erfahrung kannte —, und sie eilte in des Vaters Zimmer, mit den hohen Saffianabsätzen klappernd und von der unzertrennlichen Njänja gefolgt. Doch an der Schwelle blieb diese zurück, da sie ohne besondere Erlaubnis das Gemach Gawrila Michàilowitschs nicht betreten durfte, und Anna Gawrilowna trat allein, sich bekreuzigend, ein.

„Guten Morgen, Tochter, hast du gut geschlafen?“ rief ihr der Vater entgegen, wenn er bei guter Laune war und streckte ihr die Hand hin. Anna Gawrilowna küßte sie, beantwortete ehrerbietig die Frage des Vaters und, begleitet von seinem prüfenden Blick, der sie von Kopf bis zu Fuß musterte, ging sie zum Kiot[1]), entnahm ihm den Kirchenkalender, trat vor den Vater und las ihm die Namen der Heiligen des Tages und die ihnen gewidmeten Gebete vor. „Hm,“ sagte danach Gawrila Michàilowitsch und, zufrieden mit sich und der Tochter, liebkoste und zerrte er den buschigen Schwanz des in Gefangenschaft aufgezogenen Fuchses, der ihm anhing wie eine Hauskatze. Dann überlegte er mit der Tochter die Tageseinteilung, wen man besuchen und wen einladen wolle. Damit war Anna Gawrilownas Morgenaufgabe glücklich beendet, und sie verließ das Zimmer ihres Vaters, um ihre Gäste, die einstweilen aufgestanden waren, höflich und zuvorkommend zu begrüßen, während Komàrinaja Szila, im Zimmer des Vaters auf dem Schemel neben dem Ofen hockend, mit seiner eintönigen Stimme das Leben des Tagesheiligen vorzulesen hatte, gleichviel, ob Gawrila Michàilowitsch dabei zuhörte oder sich währenddessen mit dem Rüdenmeister oder dem Schultheiß beriet.

Wenn sie so ihre letzten Hausfrauenpflichten erfüllt hatte und endlich von der unzertrennlichen Njànja verlassen worden war, — mit welch kindlichem Vergnügen machte sich Anna Gawrilowna an die Freuden des Tages! Gawrila Michàilowitschs ausgetretene Pantoffeln erschienen nur höchst selten in den Empfangssälen; er blieb meist in seinem Zimmer und verlangte nur das eine: daß es laut und fröhlich in seinem Herrenhause zugehe und es darin niemals „einschlafe“, wie er sagte. Vom Namenstag des Gutsherrn bis zu dem Geburtstage seiner Tochter, vom Osterfest bis zu den Jagden und von den Jagden bis zum Osterfest war das Haus voll von Gästen. Alte und Junge kamen und blieben monatelang, ja ganze Familien mit Dienerschaft, mit Säuglingen und deren Ammen, kamen angefahren. Es wurde gegessen und getrunken und dazwischen gebetet — die Kirche war nebenan — und selbst einen sterbenden unvermöglichen Gutsnachbarn hatte man einst in das fröhliche, lärmende Haus gebracht, nach dem Grundsatz: es ist einerlei, wo man stirbt, aber unter Menschen stirbt es sich leichter. Und als der Kranke das Zeitliche wirklich im Hause Gawrila Michàilowitschs segnete, änderte sich dieses wie mit einem Schlage: im Saal wurde der Sarg aufgestellt; mit seiner eintönigen Stimme las Komàrinaja Szila die Psalmen, und Gawrila Michàilowitsch kam selber aus seinen Privatgemächern, um die Bestattung anzuordnen, deren Kosten er auf sich nahm. Schwarzgekleidete Popen und Diakonen mit grünen Wachslichtern füllten den Raum. „Alle Heiligen ruhen in Frieden“, sang langgezogen der Chor, und Wolken von Weihrauchs schwebten über die Köpfe der Andächtigen. Hinter allen stand in christlicher Demut Gawrila Michàilowitsch, den bunten Schlafrock mit einem schwarzen Seidentuch zusammengehalten, und verneigte sich nach rechtgläubiger Sitte bis zum Boden. Bei dem Totenschmaus wurden Trinksprüche für die Seele des

[1]) Heiligenschrank.

Verstorbenen mit einem ganz besonderen Wein ausgebracht, der aus Tassen getrunken wurde, und dieses starke, warme Getränk war so erhitzend, daß es die Anwesenden gar bald in eine ausgelassen-fröhliche Stimmung versetzte. Aus den Gesängen wurden Tanzweisen, und die Jugend drängte zum Reigen.

Es war wohl kein Wunder, wenn die Freundinnen Anna Gawrilownas gerne monatelang in dem gastlichen Hause weilten, wo sie alles mit ihr teilten. Ja, es geschah nicht selten, daß irgendeine der ärmeren von ihnen, wie durch Zauber, plötzlich einen ganz neuen reichen Anzug vorfand, den die Großmut Gawrila Michàilowitsch heimlich hatte anfertigen lassen, nicht, um Dank dafür zu ernten, sondern bloß, weil sein Herrenauge bei den fröhlichen Festen einen glänzenden schönen Anblick liebte.

Außer der unter Katharina II. üblichen französischen Mode trug die Jugend bei festlichen Gelegenheiten die russische Nationaltracht oder bunte Zigeunerkostüme. Sarafan und Kokòschnik[1]), Bänder und Perlen besaß Anna Gawrilowna für einen ganzen Horowòd[2]). Die jungen Mädchen alle konnten den Abend kaum erwarten und besonders den letzten Teil des Balles, wo nach den Menuetten und Gavotten der Glanzpunkt des Festes kam.

Nun ist er da: die Türen des Saales gehen weit auf, und aus den inneren Gemächern treten die jungen Mädchen herein in ihren leuchtend bunten Trachten, und ihr heller Gesang erfüllt den ganzen Raum. Die kurzen Röcke lassen die Füße bis zum Knöchel frei; die Kokòschniki blitzen und leuchten, die langen roten Bänder umflattern die lieblichen Gestalten, und Fräulein uud Dienerinnen vermischen sich im fröhlichen Chor. „Mütterchen! erfreue den Herrn, unser Väterchen," flüstert die Njànja und zupft ihren Liebling am Mullärmel.

Anna Gawrilowna stellt sich, als höre sie die Njànja nicht. Aber sobald das Lied zu Ende ist, klatscht sie in die Hände und stampft mit dem kleinen Absatz ungeduldig den Takt. Alle stellen sich paarweise auf, Hand in Hand, und der Chor setzt ein:

Vor dem Tor das Gras,
Ist so grün, so grün,
So bin ich auch jung,
Fröhlich, fröhlich jung!

Der Chor teilt sich hinter Anna Gawrilowna, und sie selber, allein inmitten des Raumes, wählt sich die Lieblingsfreundin unter den Gespielinnen. Zusammen fangen sie an, in langsamem Tanzschritt sich zu bewegen und zu singen:

Alle gehen heim, nach Haus,
Aber ich will nicht nach Haus,
Gehe in den dunklen Wald,
Pflücke mir ein Ahornblatt,
Schreibe einen Brief darauf,
Schreib ihn auf den weißen Samt,
Schick ihn in die weiße Stadt,
Meinem Herrn, dem Väterchen:

[1]) Kopfputz der jungen Mädchen.
[2]) Chor tanzender und singender Mädchen.

„Du, mein Herr, mein Väterchen,
Lies du, Lieber, diesen Brief!
Soll ich spielen, soll ich scherzen?
Sag mir, was ist dein Befehl!"
„Spiele, scherze, Töchterchen,
Kommt das Alter über dich,
Dann ist Spiel und Scherz vorbei.
Du wirst alt und an der Wiege
Sitzend, schaust das Kind du an!"
„Nein, das Alter unterkriegen
Will ich mit dem roten Schuh
Und dem kleinen Lederabsatz!"

Und von den Tönen des Liedes fortgerissen, flog Anna Gawrilowna dahin und stampfte mit dem Absatz ihrer kleinen Schuhe auf, während der Chor, sie umringend, das Lied wieder aufnahm:

Vor dem Tor das Gras,
Ist so grün, so grün,
So bin ich auch jung,
Fröhlich, fröhlich jung!

Gawrila Michàilowitsch saß gewöhnlich drüben in seinem Zimmer mit den gewohnten Freunden; aber so sehr er auch in das Brett- oder Kartenspiel vertieft sein mochte oder in das lebhafteste Jagdgespräch — bei den ersten Tönen dieses Liedes stand er auf und ließ alles liegen, um in den Saal zu eilen, wobei er meist schon beim fünften oder sechsten Schritt einen Pantoffel verlor. In solchen Augenblicken wagte niemand, ihn anzureden. Alles, was sich von heißer Zärtlichkeit und Liebe in dieser großen Seele unter Herrschsucht und einer gewissen Schamhaftigkeit verbarg, die jede Gefühlsäußerung beim Manne für Schwäche hielt, alles das brach rückhaltlos hervor: des Gutsherrn liebevoller Vaterblick heftete sich unbeweglich auf die Tochter, als wolle er sie nie wieder lassen, und ich glaube, wenn in diesem Augenblick ein Messer vor seinen Augen aufgeblitzt wäre und eine verbrecherische Hand ihm dessen Spitze auf die Brust gesetzt hätte — er würde gesagt haben: „Warte, laß mich zuerst die Tochter zu Ende tanzen sehen!" Und wenn Anna Gawrilowna mit den Worten des schlichten Liedes, ihm gleichsam in die Seele schauend, sich selber die Antwort gab: „Spiele, scherze, Töchterchen!" dann wurden Gawrila Michàilowitschs Augen feucht, und seine Brust wogte auf und nieder.

Aber das Lied ging zu Ende, der volle Chorgesang übertönte es. Dann umringten alle Gäste den Hausherrn mit schmeichelhaften Lobreden auf seine Tochter. Noch unter dem Eindruck der Gemütsbewegung, die ihn übermannt hatte, wies er barsch alle von sich und wandte sich wieder seinen Gemächern zu. Unterwegs nahm er seinen Pantoffel aus den Händen des wartenden Dieners und kehrte zu seinem Damenbrett und den Karten zurück. Aber für den Rest des Abends blieb ein weiches Lächeln auf seinen Zügen, das weder dem Spiel noch der geliebten Hetzjagd angehörte.

So vergingen Anna Gawrilowna die Tage, bis ein seltsamer Zwischenfall ihr fröhliches Mädchenleben unterbrach.

III.

In der Osterwoche, bei den Schaukeln[1]), sangen die Mädchen Frühlingslieder in Gesellschaft junger Herren in grünen und blauen Fräcken. Am Schlusse flossen die Lieder in folgenden allgemeinen Chor zusammen:

Steh ich junges Blut am Fenster,
Seh durchs Fenster meinen Lieben:
Schwarz die Augen, schwarz die Brauen —
Womit soll ich ihn vergleichen?
Mit dem Ring vergleich ich ihn;
Wie der goldne Ring den Finger,
So umfaßt der Freund die Seele.

Seltsamerweise erstarb das Lied plötzlich auf Anna Gawrilowas Lippen. Stumm bewegte sie sich weiter im Reigen, aber ihre Augen suchten, ihr selber unbewußt, einen schönen, jungen Menschen, der genau, wie es im Liede hieß, „schwarze Augen, schwarze Brauen" hatte. Das Lied floß dahin wie ein heller Bach, der die Seele labt, aber Anna Gawrilowna schaute und schaute, und die Abendröte spielte auf ihren Wangen; und als die Worte erklangen:

Wie der goldne Ring den Finger,
So umfaßt der Freund die Seele —

da wurden ihre Augen so träumerisch, daß der junge Mann, auf den sie gerichtet waren, seinen Hut ziehend, sich tief verneigte. Anna Gawrilowna stieß einen leisen Schrei aus, dann lief sie aus dem Kreis der Freundinnen.

Dieser junge Mann war Márka Petrówitsch, der schon in der Wiege als Sergeant in die Armee eingeschrieben worden war, und nachdem er es bis zum Hauptmann in der Garde gebracht hatte, jetzt auf seinem großen Gute lebte.

Etwa eine Woche nach jenem Tage, als ihn Anna Gawrilowna zum ersten Male erblickt hatte, kam gegen Abend ein Diener hereingelaufen, an Komárinaja Szila vorbei und geradenwegs zu Gawrila Michäilowitsch mit der Meldung, daß Ihre Exzellenz, Mütterchen-Generalin, soeben angefahren komme.

„Hm!" sagte der Gutsherr — was bei ihm ebensowohl Unzufriedenheit wie Freude bedeuten konnte. Als ihr achtspänniger Wagen mit den geschnitzten vergoldeten Tulpen vorgefahren war, stand er auf, zog den Gürtel seines Schlafrocks zurecht und ging, mit den Pantoffeln schlürfend, dem unerwarteten Gaste entgegen. Das ganze Haus, mit Anna Gawrilowna an der Spitze, die Njánja, die Zofen, die Gäste und die Hausgenossen hatten sich in dem großen Saal zusammengedrängt, um den vornehmen Besuch zu empfangen. Da erschien der Hausherr, und ehrerbietigst trat die Menge auseinander. Auf der Schwelle umarmten sich Bruder und Schwester und küßten sich dreimal; dann küßte Gawrila Michäilowitsch ihre Hand, und sie nannte ihn „Du mein Licht, Herr Brüderchen!" — „Das bedeutet nichts Gutes!" murmelte im Hintergrunde die Njánja; „ist denn das Haus so klein, daß sie sich auf der Schwelle küssen müssen?" Denn nach ihrem, wie nach aller alten Leute Begriffe, führte eine Begrüßung auf der Schwelle zu Zank und Streit.

[1]) Beliebte Volksbelustigung, an der sich die Herrschaft beteiligte.

„Guten Tag, Anjutuschka," wandte sich die Generalin darauf mit besonders gnädiger Freundlichkeit zur Nichte. „Schau mich an, mein liebes Herz," und sie hob den gesenkten Kopf des jungen Mädchens empor, der sich zum Kusse über ihre Hand gebeugt hatte. „Sie wird ja bei Ihnen täglich schöner, Herr Bruder," und um mit ihren Worten nichts zu berufen, spie die Generalin aus.

Darauf wurden alle übrigen zum Handkuß zugelassen, und der Abend verging zur allgemeinen Zufriedenheit. Am Morgen darauf, als die Generalin noch in der Nachtjacke ihre Taschen umband, schickte sie nach der Njànja. „Nun, Alte, wie steht es hier bei euch? Sage mir alles, verheimliche mir nichts! Ist deine junge Herrin Annuschka eine gute Tochter?"

„Das ist sie, Mütterchen, das ist sie!"

„Nun, um so besser! Ich bin in einer wichtigen Angelegenheit gekommen." Sie holte aus einer ihrer Taschen ein Geldstück und reichte es der Njànja. „Geh auf deine Leschànka[1]) und bete zu Gott, während ich zum Bruder gehe." Und nachdem sie über ihr Nachtkleid eine seidene Kontusche geworfen hatte, trat die Generalin bei ihrem Bruder ein. „Wie geht's, Komàruschka?" sagte sie im Vorüberschreiten zum Diener, der ihr die Tür öffnete. Gawrìla Michàilowitsch stand von seinem Sofa auf und fragte, wie die Generalin-Schwester geruht habe. „Sziluschka, du kannst gehen," herrschte die Generalin Komàrinaja Szìla an, der im Begriff war, beim Ofen das Leben der Heiligen aufzuschlagen, „und vergiß nicht, hinter dir die Tür zu schließen."

„Bleib!" sagte mit erhobener Stimme und gerunzelten Brauen Gawrìla Michàilowitsch. „Mein Haus ist keine geheime Kanzlei, und ich habe nichts zu verschweigen. Meine Tür bleibt offen. Hörst du, Komàrinaja Szìla? Du hast weder etwas zu hören noch etwas zu sehen!"

„Zu Befehl," erwiderte in der Tür Komàrinaja Szìla.

„Nun, Schwester Generalin, reden Sie gefälligst." Es war, als ahne er schon, was sie herführte.

„Ich komme, Väterchen-Bruder, um wegen Annuschka mit dir zu sprechen. Gott hat ihr eine große Gnade zugedacht: ein guter Freier hält um sie an."

„Was für ein Freier?" fragte er barsch.

„So einer, Brüderchen, wie man ihn sich nicht besser von Gott erflehen könnte. Urteile selber: mit der Fürstin Drùzky ist er verwandt, den Fürsten Iljà Trubetzkòy nennt er Onkel, mit Schirinskys ist er verschwägert, und auch mit zeitlichen Gütern hat Gott, der Herr, ihn gesegnet — viertausend Seelen nennt er sein."

Gawrìla Michàilowitsch schwieg noch immer, die Generalin sah ihn von der Seite an. „Nun, du mein Licht, mein Herr Brüderchen!" fing sie nach einer Weile wieder an, „was sagst du dazu?"

Gawrìla Michàilowitsch richtete sich zu seiner ganzen Größe empor und antwortete mit vollem Brustton: „Ich gebe sie nicht her!"

„Auch nicht dem Màrka Petròwitsch?"

„Auch nicht dem Màrka ... Komàrinaja Szìla! Komm, die Heiligen lesen!"

---

[1]) Liegeplatz auf dem Ofen.

„Was fällt dir ein, Väterchen? Bist du von Sinnen?“ entfuhr es der Generalin. „Was hast du vor mit dem Mädchen? Wartest du etwa auf einen General für sie?“

„Wir haben genug an einer Generalin, Mütterchen-Schwester.“

„Aber mir genügt das nicht! Ist sie denn bloß deine Tochter und nicht auch meine Nichte? Das arme Täubchen, das mutterlose, das vor des Vaters Krallen schutzlos ist!“

„Schwester!“ sagte Gawrila Michàilowitsch zornig, „bedenke, was du sagst!“

„Da ist nichts zu bedenken. Das Mädchen ist siebzehn, im Traum sieht sie nichts als Freier, und der eigne Vater schickt einen nach dem andern weg. Sperre sie doch lieber gleich ins Kloster!“

„Ich gebe sie nicht her!“ Und Gawrila Michàilowitsch schlug so heftig mit der Hand aufs Knie, daß der Pantoffel weithin durch die offene Tür ins andre Zimmer flog.

Die Generalin ging durch dieselbe Tür hinaus, ohne ein einziges Wort zu sagen. Aber sie befahl ihren Leuten, sofort alles zur Abfahrt zu richten, und als die silberne Suppenterrine aufgetragen wurde, fuhr sie zum Tor hinaus, ihres Bruders Gastfreundschaft, sein „Brot und Salz“ verschmähend und ihm hiermit eine tiefe Beleidigung zufügend. „Das kommt von der Begrüßung auf der Schwelle!“ sagte die Njànja.

Màrka Petròwitsch war wirklich in jeder Hinsicht ein wünschenswerter Freier. Nicht nur seine vornehme Abkunft und sein Reichtum machten ihn dazu, er selbst war ein Edelmann, wie es nicht leicht einen zweiten gab. Stets hatte er ein kluges Wort oder einen fröhlichen Scherz bereit. Er allein besaß einen „zweiteiligen“ Wagen, das heißt einen, der zum Aufschlagen gemacht war, und zu dieser Seltenheit gehörten vier braune Traber, die sich aufs Haar glichen und statt des Riemenzeuges mit silbernen Ketten angespannt waren. Fast graufig schön war es zu sehen, wenn Màrka Petròwitsch in seinem Wagen, die vier Traber in einer Reihe davor gespannt, wie der Sturm dahinstob, daß die Erde in weitem Umkreis erzitterte. Dann lief alles zusammen, und die jungen Mädchen eilten ans Fenster. Sogar Gawrila Michàilowitsch erhob sich von seinem Sofa, wenn das Viergespann vorüberdonnerte, daß die Scheiben seines Herrenhauses leise klirrten: und das geschah jeden Tag. Vielleicht waren es nicht nur die Scheiben, die dann erbebten — ein junges Herz bebte mit bei dem bekannten Laut . . .

In der dritten Woche nach dem Besuch der Generalin erschien Màrka Petròwitsch plötzlich, als man sich zu Tische setzte und Gawrila Michàilowitsch eben die Serviette unters Kinn schieben wollte. „Verzeihung!“ sagte er zu dem Hausherrn: „Sie können sich wohl denken, daß ich gar nicht die Absicht hatte, herzukommen; aber — nun bin ich hier, ohne selber zu wissen, wie.“

„Ein Gedeck!“ rief Gawrila Michàilowitsch kurz, und von diesem Tage an verkehrte Màrka Petròwitsch im Hause, als wäre gar nichts geschehen.

Da kam der Tag des heiligen Nikolaus, an dem Gawrila Michàilowitsch, wie gewöhnlich, ein Fest gab. Gleich nach dem Gottesdienste brach er mit seinem ganzen Hause und dem gesamten Volke auf, das in der Kirche war,

und der Zug samt Heiligenbildern und Fahnen pilgerte vier Werst weit hinaus auf die Waldwiese. Dort wurde ein Tedeum gesungen und dann das Volk mit Wein und Honigwaben bewirtet.

Darauf kam die herrschaftliche Tafel. Der Chor der Sänger ließ die schönsten Lieder erschallen, und bald röteten sich aller Gesichter. Gawrìla Michàilowitsch entschuldigte sich bei seinen werten Gästen, stand vom Tische auf und kam, nachdem er seinen Paradeanzug abgenommen, in dem gewohnten Schlafrock und den Pantoffeln wieder zu Tisch, zufrieden und fröhlich, nun, da er es sich so bequem gemacht hatte. Lauter und lauter wurden die Stimmen und fröhlicher die Scherze. Nur einer der Gäste saß nachdenklich da, ohne das Glas zu berühren. „Väterchen Gawrìla Michàilowitsch!“ rief, vom Weine erheitert, einer der Gäste: „Dem Festtage zulieb, erbarmen Sie sich des jungen, trübseligen Gastes!“

„Ja, ja,“ fielen mehrere Stimmen ein, „zeigen Sie, daß Sie ein Vaterherz haben!“

„Und ich gebe sie nicht her!“ schrie Gawrìla Michàilowitsch. „Komàrinaja Szìla, Wein her!“ Und mit einem tiefen Zug bekräftigte er seine Worte.

Da erhob sich Màrka Petròwitsch von seinem Platz. „Wenn Sie mich vor allen kränken, Gawrìla Michailowitsch, dann sagen Sie wenigstens den Grund, warum Sie mir Ihre Tochter verweigern!“

„Nun denn — ich habe an dem einen Schwiegersohn genug!“ und diesmal schlug Gawrìla Michàilowitsch auf seinen Teller, daß er in Scherben auseinanderflog.

Jetzt erst fiel Màrka Petròwitsch wie den Gästen allen die andre Tochter des Hausherrn ein, die unglücklich verheiratet war. Unzufrieden mit der Mitgift, die sie ihm gebracht, quälte der Schwiegersohn seine Frau unabläßig, mehr Geld bei dem Vater zu erpressen. Und als seine Forderungen ohne Erfolg blieben, fing er an, sie zu mißhandeln, brach alle Beziehungen zwischen sich und dem Schwiegervater ab und verbot seiner Frau, das Elternhaus jemals wieder zu betreten. Drei Jahre waren es nun schon, seit Vater und Tochter sich nicht mehr gesehen hatten. Gawrìla Michàilowitsch wurden Enkel geboren und ihrer etliche starben wieder, ohne daß er sie gesegnet, ohne daß er ihren Namen erfahren hätte. Während dieser ganzen Zeit hatte er kein einziges Mal von seiner Tochter gesprochen. Wie heiß das Vaterherz aber noch an ihr hing, das zeigte sich jetzt, als dem alten Manne, der mit tief gesenktem Haupte, inmitten seiner Gäste saß, die Tränen aus den Augen tropften und auf die Scherben vor ihm niederfielen. „Und ich gebe sie doch nicht her,“ flüsterte er vor sich hin. „Mag sie zeitlebens ledig bleiben — hörst du, Màrka Petròwitsch?“

„Ich höre . . . Aber wenn Sie mir Ihre Tochter nicht gutwillig geben, so werde ich sie mir rauben.“

„Wie?“ Gawrìla Michàilowitsch sah starr auf den Gast.

„Ich werde sie mir rauben,“ wiederholte jener entschieden.

„So? Rauben? Szìla!“ schrie er so laut, als wäre Komàrinaja Szìla mindestens eine Meile weit entfernt, während er doch dicht hinter dem Stuhle

seines Herrn stand. „Hierher!“ Und Gawrila Michäilowitsch flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann rief er den Vorsänger und sagte auch ihm etwas, worauf sich seine Züge erhellten. Komärinaja Szila trat wieder ein: er trug ein silbernes Präsentierbrett, auf dem ein großer, vergoldeter Pokal stand bis oben mit Met gefüllt; daneben lag ein Etwas, mit weißer Serviette zugedeckt. Sobald er sich in der Tür zeigte, erscholl der Chor der Sänger:

Mein Becher,
Mein silberner
Auf goldener Schüssel —
Wer soll dich trinken?
Trinken soll dich Märka,
Märka Petröwitsch!

Szila blieb mit dem Präsentierbrett vor Märka Petröwitsch stehen, und ein herbeieilender Diener zog die Serviette weg: da lag unter derselben eine Rute, und der Chor ertönte noch voller:

Zur Gesundheit,
Zur Gesundheit,
Zur Gesundheit ihm, dem Märka,
Daß sein Köpflein ihm nicht weh tu
Und das Herzlein ihn nicht schmerze . . .

Aber Märka Petröwitsch richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor, nahm den Pokal in beide Hände und leerte ihn, nachdem er sich vor dem Gutsherrn und seiner Tochter verneigt hatte, bis auf den Grund. Die letzten Tropfen spritzte er über die Rute. Dann stellte er den Pokal nieder und warf Komärinaja Szila drei oder vier Goldstücke hin.

„Meinen Dank für den süßen Met und die freundlichen Worte, werter Hausherr,“ sagte er.

„Nehmt sie nicht krumm,“ erwiderte Gawrila Michäilowitsch. „Aber ein andres Mal wird Euch anders aufgewartet werden als jetzt durch Komärinaja Szila.“

„Und wenn es der Teufel selber wäre!“ murmelte Märka Petröwitsch vor sich hin. Laut aber sagte er: „Zürnen Sie mir nicht, Anna Gawrilowna, aber rauben werde ich Sie!“

Mit diesen Worten schritt Märka Petröwitsch aus dem Festsaal, setzte sich in seinen zweihälftigen Wagen und fuhr wie der Wind davon.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

Das Kreuz im Venn. Roman von Clara Viebig. Berlin, Fleischel. 1908.
Der Weg ins Freie. Roman von Arthur Schnitzler. Berlin, Fischer. 1908.
Henriette Jacoby. Roman von Georg Hermann. Berlin, Fleischel. 1908.
Der Mittler. Roman von Walther Nithack-Stahn. Halle, Fricke. O. J.
Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman von Richard Voß. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1908.

Es ist keine im Kunstgebiet übel angebrachte Galanterie, wenn wir der Dichterin den Vortritt lassen, denn Clara Viebig steht auf dem Boden ihrer Vollkraft, der für sie noch günstiger und fruchtbarer ist als die polnische Ebene oder Berlins Kellerwohnungen. Sie hat die Eifel dichterisch erobert, wie Karl Friedrich Lessing sie dereinst malerisch entdeckt hat. So sagt hier der Bürgermeister Leykuhlen von Heckenbroich, ein aus hartem Holz geschnitzter, im Grunde weicher Mann, zu dem korrekten Herrn Landrat, dieser liebe das Land mit dem Verstande: „Ich aber lieb es mit der Seele. Und dadrin liegt der Unterschied. Und darum versteh ich Sie manchmal nit und Sie mich nit.“ Das neue Werk ist kein geschlossener Roman mit ausgetragenen Handlungen und Konflikten, sondern ohne festes Ineinandergreifen der Glieder ein umfassendes Bild dessen, was das Venn, das hohe Moorplateau zwischen Eifel und Ardennen, landschaftlich und menschlich an triebkräftigen Motiven aufweist. Wir kehren in der nahen Stadt ein, wo die schöne Helene den Gästen des „Weißen Schwans“ Bowle und Minne kredenzt und den kleinen Leutnant zugrunde richtet; wir beobachten das industrielle Treiben; wir werden heimisch in dem Dorf oben, an das der militärische Schießplatz und die ihr Heideland rodende Strafkolonie grenzen. Schon einmal hat Frau Viebig unter diesen Elenden halt gemacht, sie versteht nun den Befehlshaber des Trupps so sicher zu gestalten wie den fahlen, von Sinnenlust durchfieberten Rotfuchs, der vor dem Kathrinchen, vor der Bestie in ihm selbst entfliehen möchte. Sie ist mit der alten und jungen, männlichen und weiblichen Bevölkerung vom Schulzenhof bis zur dürftigen Hütte, ihrem Hausrat samt dem frommen Wandspruch, ihren geistlichen Liedern, ihrem wiederum vollangeschlagenen Dialekt innig vertraut und entfaltet die schwere Prüfung eines Dorfes, das vom Typhus befallen wird, weil es keine Wasserleitung, aber eine prächtige neue Kirche hat. Und auf dem hohen Kreuz der Marienley sammelt sich durch die streichenden Nebelschwaden das Licht: „Ob sie das Kreuz wie einen Trost, wie eine Verheißung sahen, ob es ihnen drohend erschien? Sie alle waren ja ans Kreuz geschlagen? Wer im Leben wäre das nicht?“ Aber unsre Realistin, deren „Schlafendes Heer“ ja auch ein örtliches Sinnbild in den Mittelpunkt stellte, verzichtet auf eine klare, bindende Symbolik, und die Meisterin der lenzenden oder

winternden Vennlandschaft überreicht uns keinen katholischen Roman, eine so große Rolle der Katholizismus auch notwendig spielt, zumal wenn nach einer Vision ihrer armen, siechen Mutter die Bäreb Hüesgen mit dem blöden Brüderchen nach Echternach „springen" geht. Ein prachtvolles Kernkapitel. Nicht zufällig wird die „heiligste, wundertätigste Mutter Gottes von Lourdes" angefleht oder der Satz eingeschaltet: „Was für Frankreich Lourdes, das war für die Deutschen Echternach." Man denkt an Zolas letzte künstlerische Schöpfung von den unglücklichen „Drei Evangelien", sieht aber eine selbständige Kraft beim Werk auf dieser Eisenbahnfahrt unter den Kranken und Hoffenden, in dieser heiligen und profanen Kirmeß des von einer lärmenden Menge überfüllten Gnadenortes, bei dieser Springprozession mit dem eintönigen Gebetsschwall zu Sankt Willibrord und dem frommburlesken Tanzlied „Adam hatte sieben Söhn'", mit ihren verzückten Mänaden und ihren jähen Todesfällen. Nach solcher ungeheuren Erregung begeht die Bäreb eine schwüle Liebesnacht, aber das reife Werk hütet sich nicht bloß hier, wo ein zarter Schleier gewoben ist, vor allen groben Trümpfen des Naturalismus und erhält dann, ehe ganz kurz mit einer andern hochzeitlichen Versorgung gewinkt wird, das Zusammenleben der Bäreb und Herrn Josef Schmölders im eingeschneiten Jagdhause rein von wohlfeiler Erotik.

Hat hier eine robuste Natur trotz der sehr geschickten Exposition darauf verzichtet, die hinüber, herüber schießenden Fäden zu einem festen Geflecht zu binden, so ist Arthur Schnitzler, der keineswegs robuste, durch ein Übermaß von Analyse und durch zwiespältige Führung um die Einheit gekommen. Eine Liebesnovelle und ein breiter, viel mehr in geistreichen Reden flimmernder als in Begebenheiten verketteter Roman vom Wiener Judentum haben mittelst des Genius Loci und des fortwährenden Verkehrs Georg von Wergenthins in israelitischen Kreisen doch kein harmonisches Ganzes ausmachen können. Daß ein adliger Ästhet beinahe nur solchen Umgang pflegt und die Zirkel seines Bruders, des Diplomaten, meidet, ist übrigens für die Kaiserstadt keineswegs so gesucht und unwahrscheinlich, wie gegen Schnitzler, vielleicht auch mit dem alten, ja wohl auf Mosenthal gemünzten Witz: „So viele Juden und so wenig Handlung!" behauptet worden ist. Allerdings gibt es in Wien seit den Zeiten des Kongresses eine vornehmere Geselligkeit, als sie hier sich auftut, frauenhafte Salons, wo die Bauernfeld und Saar materielles und geistiges Behagen fanden. Schnitzlers Titel entspricht beiden Elementen des Buches: wir fragen uns am Ziele nicht bloß, ob dieser aristokratische Dilettant, ein sogenannter sehr talentierter Mensch, durch die Abstreifung Annas es wirklich zu großen Musikschöpfungen oder nur zu neuen Ansätzen und zu einem Intendantenpöstchen bringen werde, sondern wir sehen nach all den vielverschlungenen Pfaden auch für seine jüdischen Bekannten keinen Weg ins Freie. Ein feiner, skeptischer Beobachter, verfolgt Schnitzler keine Tendenz und läßt sich auf zionistische oder andre lösende Zukunftskonstruktionen, wie etwa George Eliots Idealismus sie im „Daniel Deronda" baute, nicht ein, außer daß der grimmige Justamentjude sein Auge nach Palästina richtet. Ohne zu erschöpfen und ohne gerade in die reinsten Kulturen zu zielen, bietet das Werk mannigfache, richtig erfaßte Schattierungen und ruft bisweilen in dem Salon Ehrenberg sehr verschiedene Individuen zur Aussprache, wo denn auch die Demi-Vierges mit frivoler Anmut ein Geplauder auf der scharfen Kante führen. Klugen und milden alten Herren steht eine meist ungütige jüngere Generation gegenüber. Da ist der immer zu ritterlicher Fehde bereite semitische Kavalier; da ist der vor alldeutscher Rüpelei dem Parlament entweichende Politiker; da ist der schroffe, wohl nicht zufällig mit „Kürnberger" reimende Nürnberger; da ist besonders der als Schriftsteller und Liebhaber scheiternde, würdelos und kokett in seinen Eingeweiden wühlende Bermann, grundverschieden von Wergenthin, den er anzieht und abstößt, und Heinrich wird die Oper so wenig zu Ende dichten als Georg sie zu Ende komponieren. Sie alle sind keine Freien, keine Befreier. Das Judentum kämpft hier nicht ideale Kämpfe, wie auch die innerösterreichische Politik nur aus dem Gesichts-

winkel gewisser Kreise, und für diese gewiß triftig, als ödes, gleichgültiges Geschwätz abgetan wird, oder eine junge Sozialistin sich von ihrer Mission auf der Luftreise mit einem windigen Lebemann erholt. Das Judentum, empfindlich und überklug, selbstbewußt und selbstverachtend, unsicher in dem zu intimen oder zu fremden, zu pathetischen oder zu witzelnden Ton, ohne unbefangene Haltung unter sich und gegenüber andern Schichten, wird von Schnitzler mit unerschöpflicher Wahrnehmung des einzelnen und einer gleich dem Strom, der ewig fließt, ergossenen, nie langweiligen, doch allgemach die Nerven irritierenden Beredsamkeit dargestellt. Und wie charakteristisch für ihn ist auf S. 446 ein Bekenntnis über die Ungerechtigkeit, zu der der Dramatiker verpflichtet sei! Hier will er nirgend richten, sondern Umschau halten, ergründen. Statt der scharfen, stählenden Höhenluft des Venn umhaucht uns die laue, weiche Atmosphäre des Wiener Waldes, Italiens, Luganos. Das Wort von der „Wärme dieses schmeichlerischen Spätoktobertags, durch den doch immer eine gefährliche Kühle geweht kam", mag Georgs Verhältnis zu Anna bezeichnen, die eine mysteriöse Grace ablöst. Kein süßes Mädel und kein Anatole stehen einander gegenüber, sondern ein auf bequemen Lebens- und Liebesgenuß und auf feine, doch lässige Kunstübung gerichteter Aristokrat und ein reifes Mädchen, stärker und treuer als er, auch sie Musikerin, vom Wert ausdauernder Arbeit durchdrungen, ohne heißes Temperament sich hingebend, keine Mahnerin zur Ehe, doch mit einer verschwiegenen, unerfüllbaren Hoffnung darauf, aller mütterlicher Anlagen teilhaft, aber des Kindes in der von Schritt zu Schritt herangeführten Geburtsstunde beraubt. Wie sehr unser Dichter jeder entschiedenen Tragik ausweicht, zeigt nicht bloß die im denkbarsten Gegensatz zum „bürgerlichen Trauerspiel" gefaßte Unterredung zwischen Papa Rosner und dem Herrn Baron oder das von minder nahe beteiligten Personen ernster Gesprochene, sondern Annas Resignation und die schwache Haltung Georgs, der nach dem „Malheur" mitten im Affekt doch das tiefe Gefühl, frei sein zu wollen, hegt und endlich ein mildes Abschiednehmen von mancherlei Glück und Leid herbeiführt. Was der Räsonneur Nürnberger über Bermann sagt, gilt nicht allein diesem: „Menschen, die sich so viel, fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigen, überwinden ja seelische Schmerzen überraschend schnell;" das geringfügigste physische Unbehagen lastet drückender auf ihnen als alle Herzenspein, „es rührt wohl daher, daß jeder Seelenschmerz irgendwie unsrer Eitelkeit schmeichelt".

Einen inneren und äußeren Kontrast zu dem Wiener Semitentum des Schnitzlerschen Werkes bildet Georg Hermanns zweiter Roman von der jüdischen Familie Berlins, „Henriette Jacoby" als unmittelbare Fortsetzung seines „Jettchen Gebert". Wer vielleicht im Hinblick auf den etwas veränderten Buchschluß dieses zu wohlverdientem Erfolg gekommenen Erstlings eine literarische Fruktifikation argwöhnte, mag es dem Verfasser nun abbitten, denn er ist durchaus der innerlichen Vertiefung nachgegangen. Er versagt es sich, etwa Onkel Naphtali als komische Figur vorzuschieben oder die geschäftlichen und erotischen Abwege des sauberen Strohwitwers Joel-Julius zu verfolgen, sondern entläßt bald die Benschener Sippen samt Pinchen und Rosalie, hält sich im alten Hause Gebert zwar etwas zu ausgiebig an die rührende Linie des greisen Eli und seines Minchen, wendet aber alle zarte Seelenkunde und Gestaltung an Jettchen und Jason, den vornehmsten der Familie, bei dem die vom Hochzeitsmahl Entflohene Zuflucht gefunden hat. Auch hier fesseln uns Schilderungen, die mit den Charlottenburger Aquarellen des vorigen Bandes bescheidener wetteifern: Berliner Weihnacht, Potsdamer Rokoko; auch hier wird das Leben von 1839 und 1840 ohne Überladung durch viele kleine Züge aus der Gesellschaft, Politik und Literatur illustriert. Das Hauptinteresse jedoch bleibt bei der jungfräulichen Frau, wie sie sich trotz der von Jason begünstigten Liebesstunden immer mehr dem Geliebten Kößling entfremdet, nicht wegen der Heimkehr zur Familie, sondern weil sie die aus feiner Ironie und zarter Resignation gemischte Neigung des alternden Oheims ebenso leise erwidert. Dieser ganze stockende Verlauf samt Kößlings unsicherem Literatenwesen ist andächtig und überzeugend dargetan, bis

wir doch nicht mehr mitgehen, denn so entbehrlich vorn das wiederholte „Ich weiß nicht, ob man sich erinnert . . .“ des Autors ist, so laut verneinen wir gegen den Schluß hin seinen ewigen Kehrreim „Und es kam, wie es kommen mußte“. Es mußte nicht so kommen, daß Henriette nach einer jähen Hingebung gegen ihre passive Natur sich erdolcht und an Kößling einen langen Scheidebrief richtet mit dem offenen Bekenntnis ihrer Liebe zu Jason, der nun diese Blätter zufällig liest. Was denn freilich die Gewaltsamkeit der letzten Motive durch ein des Ganzen würdiges, ergreifendes Finale begütigt.

Unsre Wanderung kann ungesucht einen schier konfessionellen Gang nehmen. Ich eile notgedrungen an Max Dreyers vom frischen Ostseewind umwittertem, vielleicht besser mit innerlicher Entsagung als mit einer äußeren Katastrophe beschlossenem Roman, der Liebe eines alternden Mannes, vorbei („Ohm Peter“; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), die an Jasons und Jettchens Herzensgeschichte derber sich anreihen könnte, und schiebe Felix Holländers neuestes Werk noch zurück, das rührend angelegte Leben und Leiden eines unehelichen Knaben („Agnes Feustels Sohn“; Berlin, Schottländer), um spät, doch für ein bedeutendes Buch nicht zu spät, Pastor Nithack-Stahns theologischen Roman wenigstens zu streifen. Schon sein Urchristendrama, das voriges Jahr in den Dienst erbaulich wohltätiger Zwecke Berlins gestellt wurde, verriet ein ungewöhnliches dichterisches Können. „Der Mittler“ ist aus einem unbefangenen Geist geboren, der den Beharrenden und den vorwärts Drängenden versteht, und welcher Widerstreit zwischen ihnen entspringt, der ohne eigenes Schwanken die eigentümliche Schwierigkeit erwägt, daß die Theologen von Amts wegen Wahrheit besitzen sollen und ihr Brot an einer Gewissensfache hängt. Er predigt und doziert keine Christologie, sondern führt, ohne doch die Kirchenlehre zu verblasen, durch ein erlebtes Suchen, Irren, Finden zu der Gewißheit, daß ein Mensch den Menschen Mittler des Guten sein kann, damit sie an den großen unsichtbaren Mittler glauben. Arnds Lebenslauf vom väterlichen Pfarrhaus bis zum eigenen schweren Amt in einer Dorfgemeinde, wo selbständiges Wirken gesichert ist oder scheint, soll das bekräftigen. Wir folgen ihm auf die Tübinger Universität, ins Kränzchen der sehr frisch vergegenwärtigten Herderianer, zu dem radikalen schweizerischen Pfaffenfeind und dem schwäbischen Spiritisten, sehen ihn daheim umgewandelt neben dem orthodoxen Vater, der uns leibhafter anmutet als ein geistreicher Freidenker in der Einsiedelei nebenan, spüren, wie die soziale Bewegung ans Kirchentor pocht, aber wir stutzen dann, wenn Arnd nicht aus der Kutte springt, sondern im vornehmen Berlin Hilfsprediger wird. Und so scheinen fortan diese Irr- und Rückwege als Theolog, Journalist, Reisender, Hauslehrer, wieder Theolog nicht immer zwingend, auch das Frauenhafte, von dem armen Rikele abgesehen, zu blaß. Doch der Roman bleibt nirgends in Lehrhaftigkeit stecken und leitet uns in Tiefen und Weiten, die wir in andren neuen Dichtungen aus der geistlichen Welt vermissen.

Die Skrupel, denen Richard Voß manchmal begegnet, schweigen vor der letzten großen Gabe aus seiner Wahlheimat, wo ihm das Beste geglückt ist. Er kennt in Rom jede Straße und jeden Winkel, die Kunstsäle wie den Trödel- und den Gemüsemarkt, der nun der trefflichen Paoluccia Stoff für ihre leckeren Mahlzeiten liefert. Der Scirocco hat ihn mit seiner Schwüle bedrängt, die nähere und fernere Umgebung der ewigen Stadt köstlich erfrischt. Ihm selbst ist im geliebten Frascati ein herzlicher Willkommgruß Eccolo, Sor Riccardo! Bentornato! gar oft erklungen. So gibt er uns ein Werk aus tiefer Brust, eines seiner warmsten und tüchtigsten, obgleich es auch hier ohne rhetorischen Überschwang und in den verschiedenen Morden und Selbstmorden ohne Rückfälle ins grelle, krampfhafte Melodram nicht ganz abgeht. Man möchte ihm dann zurufen, was Daudets Unsterblicher seinem adligen Klienten über die freilich ungelesenen Poesien sagt: Toujours quelque chose de trop! Ich würde den Roman gern mit der letzten Enttäuschung in Passy beschlossen sehen und auf die Katastrophen Minardis — keineswegs auf die Episode

seiner Jugend — und Hilles verzichten. Der Dichter, „beidlebig" nach Goethes schönem Ersatzwort, führt mit ganzer Seele Deutsches und Italienisches zusammen, aber es verschmilzt hier nicht, und die Tragik der Adoption fällt auf den guten, lieben Toren, Professor Richard Hille, den schönheitsdurstigen buonissimo, der seit Jahrzehnten aus einem bremischen Pastorssohn ein vero Romano di Roma werden möchte, doch von jedem Straßenjungen, mag er auch nach Landessitte die Kutscher unter dem Tarif entlohnen, als Urdeutscher im mausgrauen Anzug erkannt wird. Dieser goldene Mensch, ein begeisterter Gelehrter und ein großes Kind, den Vossens Poesie mit dem liebenswürdigsten, rührendsten Humor durchwärmt und gleich der ihm seelenverwandten Malerin „Tante Dora" Petersen jedem Leser unvergeßlich ans Herz legt, geht langsam daran zugrunde, daß er den halbwüchsigen Marco von einem Verzweiflungsschritt rettet, ihn zu seinem „Jungen" macht, aber durch alle aufopfernde Liebe, durch eine zweite Befreiung nichts erreicht. „Richards Junge" ist eine Lüge. Marco hat seines leiblichen Vaters Blut in den Adern: der schöne Bursch ist sinnlich, berechnend, trotz ehrlicher oder peinvoller Wallungen undankbar, als begabter Künstler träg und wird endlich ein Salonartist in Paris. Er vermag nicht zu kämpfen gegen den Spuk dunkler Gewalten und spürt in einer Virtuosenaufführung von Ibsens „Spettri" doch nur einen flüchtigen Schauer; die Genußwelt der Stutzer und Schlemmer mit ihren öffentlichen und geheimen Vergnügungen hält ihn unentrinnbar fest. Er bricht der kleinen Lella, dem Modell seiner „Sehnsucht", das Herz, ist mitschuldig am Zusammenbruch des genialen Bildhauers Minardi und der Vernichter seines Wahlvaters. Höher noch als etwa gegen Ende die prachtvolle Schilderung einer altertümlichen Frascataner Weinlese oder vorn die famose einer römischen Garni-Schlamperei stellen wir das trauliche Schauspiel aller Sorgen, Freuden und Leiden, das sich in den hängenden Blumengärten bei der Kindermalerin oben und in der Doppelwohnung der beiden lieben Leutchen entfaltet. Sempre avanti, Sor Riccardo!

Erich Schmidt.

Felix Mendelssohn Bartholdy

zum hundertsten Geburtstag.

Die Familie Mendelssohn (1729—1847). Nach Briefen und Tagebüchern von S. Hensel. Fünfzehnte Auflage. Zwei Bände. Berlin, B. Behr. 1908.

Felix Mendelssohn Bartholdys Briefwechsel mit Karl Klingemann. Herausgegeben von Karl Klingemann. Mit Bildnissen, Zeichnungen und Faksimiles. Essen, G. D. Baedeker. 1909.

Felix Mendelssohn Bartholdy. Meisterbriefe. Ausgewählt und erläutert von Ernst Wolff. Mit vier Porträts. Aus der Sammlung: Meisterbriefe. II. Musik. Herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Max Friedländer. Berlin, B. Behr. 1907.

„Sein Talent ist nicht sein größter Vorzug". Aus dieser krassen Übertreibung, die man der Braut des jungen Komponisten gern verzeiht, spricht die richtige Erkenntnis, daß Mendelssohn nicht nur als Musiker, sondern auch als Mensch die größte Wirkung auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, und durch die Vereinigung künstlerischer und menschlicher Vorzüge ist auch seine Stellung in der Geschichte unsrer Musik bedingt. Er entstammt der berühmten Familie, deren Geschichte Hensel in seinem bekannten, nun in wohlfeiler Volksausgabe erschienenen Buche bietet, indem er aus den überkommenen Tagebüchern und Briefen ein fast vollständiges Bild zusammensetzt, das zu seiner Vollendung nur noch weniger eigener Pinsel-

striche bedurfte. Abraham Mendelssohn, den nichts besser charakterisiert als sein bescheidenes Scherzwort: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes", steht, noch mit patriarchalischer Würde umgeben, eine höchst sympathische Erscheinung, im Vordergrunde des ersten Bandes, nachdem kurz über seinen Vater Moses M., den Freund Lessings, und seine Geschwister berichtet ist. Mit praktischem Sinn begabt, läßt er seine Kinder christlich erziehen, um ihnen dadurch alle äußeren Hindernisse bei ihrem Fortkommen aus dem Wege zu raumen. Aber diese Seite seines Wesens, die zu seines Vaters schroffer und überzeugter Ablehnung von Lavaters Versuchen in der Proselytenmacherei einen grellen Kontrast bildet, zeigt sich in günstigem Licht bei der Erziehung seiner Kinder, deren vertrautester Freund er zeitlebens bleibt. Er versteht es, ihr äußeres Geschick zu leiten, da er unermüdlich an ihrer geistigen Entwicklung teilnimmt. Davon legt der Einsegnungsbrief an seine Tochter Fanny Zeugnis ab, der in seinem schlichten Ernst die ganze Persönlichkeit dieses rationalistisch gesinnten, pflichttreuen Mannes zeigt, dessen Religion in der Liebe und Verehrung zu seiner Frau ihren höchsten Ausdruck findet. Ebenso wie er Felix in den entscheidenden Momenten auf die Notwendigkeit für jeden Musiker, einen festen Wirkungskreis zu haben, hinweist, so überrascht er ihn durch sein selten geäußertes, aber treffendes Urteil über seine Kompositionen. So schlossen sich Eltern und Geschwister zu einem innigen Zusammenleben aneinander, das nur der Tod lösen konnte, und das zu dem ununterbrochenen Briefwechsel führte, der uns jetzt eine unerschöpfliche Quelle ist für die Kenntnis dieser hervorragenden Menschen und ihrer Zeit. Wir nehmen teil an dem hochentwickelten geselligen Leben Berlins, in dem das Haus Leipzigerstraße 3 und die von Fanny, der musikalisch hochbegabten Schwester Felixens, dort geleiteten Sonntagsmusiken einen der ersten Sammelpunkte bilden.

Dieselbe rege Mitteilsamkeit und schnelle Auffassungsgabe wie bei den übrigen Gliedern der Familie zeigt sich auch in Felix' Briefen, die als mühelos hingeworfene Momentbilder in ihrer Fülle ein getreues Bild seines Innenlebens geben; oft bergen auch Notenskizzen und Zeichnungen den Ausdruck seiner jeweiligen Stimmung. Er erscheint hier als der liebenswürdige Mensch, der in lebhaftem Verkehr mit seiner Umgebung Förderung empfängt und spendet, witzig plaudert und bis ins feinste Detail seine Erlebnisse oder die Eindrücke landschaftlicher Schönheiten schildert. Sein Biograph Ernst Wolff hat uns eine mit kundiger Hand getroffene, nach den Empfängern geordnete Auswahl geschenkt, die sich vor der großen zweibändigen Ausgabe durch die Zuverlässigkeit des ungekürzten Textes und die Erläuterungen auszeichnet; und Karl Klingemann, der Sohn jenes Londoner Legationsrates, dessen Liedlein noch in den Mendelssohnschen Weisen fortleben, hat seines Vaters ausgedehnten, sich über zwanzig Jahre erstreckenden Briefwechsel mit Felix und seiner Familie veröffentlicht, der zu dem in seinen Grundlinien feststehenden Gesamtbild neue, feine Züge liefert und eine wertvolle Ergänzung des Hensel'schen Buches ist.

Felix Mendelssohn kam in der Vielseitigkeit und harmonischen Entwicklung seiner Anlagen, die durch die denkbar günstigsten Verhältnisse ohne jede Hemmung gefördert wurden, dem Ideal, das W. v. Humboldt seiner Zeit vorgezeichnet hatte, nahe. Er entstammte einem der höchsten bürgerlichen Kreise Berlins, genoß humanistische Bildung und Unterricht in den Künsten und in der Literatur. Dadurch aber wurde er befähigt, sich und seinen Berufsgenossen — denn als Beruf hat er, wie sein Vater, sein Wirken stets aufgefaßt — eine von der Gesellschaft unabhängige und doch mit ihr festverbundene Stellung zu schaffen und, da er schon in der Jugend die Gunst des Publikums gewann, die Musik gerade in der Zeit ihrer höchsten Blüte aus den Höfen und den vornehmen Salons ins öffentliche Leben zu führen, so daß sie von nun an eine wirksame geistige Macht und ein unlöslicher Bestandteil unsrer völkischen Kultur werden konnte.

In seiner Musik sind Klassizismus und Romantik verschwistert. Leichtigkeit in der Beherrschung der Form, die ihn seine Meister Bach und Beethoven lehrten,

klarer, durchsichtiger Aufbau kennzeichnet seine Kompositionen wie die Mozarts; und zu der Formenschönheit gesellt sich die orientalische Freude am Klang, die seinen sicheren Takt in der Auswahl der Mittel und in der individuellen Behandlung der Instrumente bedingt. Mendelssohn ist Lyriker mit einer unerschöpflichen Fülle von Melodien, mit einer Neigung zum Feierlichen, Pathetischen, die aber sein gesunder Humor vor dem Extrem bewahrt. In seiner, allem Raffinement abholden Musik offenbart sich die Schlichtheit und tiefe Innigkeit seines Empfindens und eine ernste Weltanschauung. Nur zuweilen streift er an die Grenze des Sentimentalen, darin wie in der sinnlichen Klangfreude Chopin verwandt, dessen Tiefsinn und Koketterie Mendelssohns Einfachheit und unauslöschlicher Optimismus gegenübersteht. Er liebt Sonne, Licht und die blinkenden Schneegipfel der Alpen; und diese Lichtfreude hat ihren symbolischen Ausdruck gefunden in der Vorliebe für die Gestalten der Propheten (in seinen Oratorien), die die Fackel des göttlichen Wortes entzünden, denen der Herr selbst erscheint in wunderbaren Gesichten. Es ist des Wächters Morgenruf, der dem Paulusoratorium das Leitmotiv gibt: „Wachet auf, ruft uns die Stimme! . . . Mache dich auf, werde Licht!“ . . . Düstere Gewalten haben keine Macht über ihn besessen. Sie erscheinen ihm bewußt als Ausgeburten der Phantasie in der Musik zum „Sommernachtstraum“ wie in den großen schottischen Tonschöpfungen. Mit welch berückendem Zauber weiß er das Spiel der phantastischen Gesellen, der Kobolde und der Elfen zu schildern, und doch spüren wir nie das Erbeben einer starken Natur in ihren Tiefen, keinen Glauben an das Reich der Wunder und der Geister — der Sohn des geistreichen, rationalistischen Berlin war ihm nie untertan. Wie aber die zeitgenössische Lyrik eines Chamisso, Rückert, Wilhelm Müller nicht mehr den weltfremden Zug der Romantik trägt, sondern sich den bürgerlichen Verhältnissen genähert hat, die durch ihre Poesie verklärt werden, so auch Mendelssohns Musik. Dem Mann, dem der bittere Kampf um die geistige und materielle Existenz erspart blieb, der mit unglaublicher Leichtigkeit schaffte, fehlt die Abgeschlossenheit, das Herbe und Zergrübelte seiner Nachfahren. Die Lieder ohne Worte mit ihren einfachen, volkstümlichen Weisen und ihren schwärmerischen Klängen halten ihren Einzug in die Häuser zur selben Zeit, in der die Lyrik der Spätromantik populär wurde. Und selbst der Angriff eines Richard Wagner, der die Vereinigung von Wort und Ton forderte und in ihnen vermißte, hat sie daraus nicht verdrängen können. Sie entsprechen selbst in dieser Hinsicht, ebenso wie andre Werke (etwa „Meeresstille und glückliche Fahrt“), dem Geschmack unsrer Zeit, die die Programmusik hervorgebracht hat. — Eines seiner größten Verdienste liegt auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Er, der es nicht verschmähte, in einem entlegenen Tal schweizerische Mönche des Thomaskantors Fugen lieben zu lehren, weckte Bachs große Passion durch die glänzende Aufführung in der Berliner Singakademie zu neuem Leben. Ihm eiferte er nach in seinen großen Oratorien, und indem er neben die alten, strengen Formen der Fuge, Tokkata die Orgelsonate setzte, erschloß er die Errungenschaften der neuen Kunst für die Orgel, die seitdem und dadurch — man denke nur an Brahms, an Reger — nicht nur im Gottesdienst, sondern auch im Konzertsaal wieder ihren Ehrenplatz zugewiesen erhielt.

Mendelssohn vereinigt Klassizismus und Romantik in seinem Wesen wie in seiner Musik. Er ist der Repräsentant einer hohen musikalischen und geistigen Kultur, die beständig in unsrer Gegenwart fortwirkt.

Bruno Hake.

9x. Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. Von Adolf Hausrath. Erster Band. Berlin, G. Grote. 1908.

Der ehrwürdige Heidelberger Senior der Kirchengeschichte mag auch nach seinem Rücktritt vom Lehramt nicht feiern: frei von allem rein wissenschaftlichen Apparat, erscheinen hier seine berühmten Vorlesungen über das Leben Jesu, die er von 1862—1906 an der Ruperto Carola zu halten pflegte. Hat sein kirchengeschichtliches Kolleg über das Reformationszeitalter das reife Werk über Martin Luther und seine Zeit hervorgebracht, so steigt hier die älteste Zeit des Christentums in lebhaften Bildern vor unsern Augen auf. Der erste Abschnitt berichtet über die palästinensischen Anfänge: Jesus von Nazareth, die Urgemeinde, die christliche Mission im eigenen Volke, das Judenchristentum, die ersten christlichen Schriften; der zweite Teil bespricht die Paulinischen Briefe; der dritte Abschnitt behandelt als Schriften aus der Zeit des jüdischen Krieges: das eschatologische Flugblatt und die Apokalypse, also jene Stücke aus dem ersten Evangelium über den Untergang Jerusalems und das Weltende, welche die neuere Forschung für ein spätes Einschiebsel in das Matthäus-Evangelium hält, und die sogenannte Offenbarung des Johannes. Hausraths historische Kritik ist von einer Unbefangenheit, die immer wieder überrascht durch ihre leidenschaftslose Abgeklärtheit. Dabei wird keiner Schwierigkeit ausgewichen, immer fühlen wir uns an der Seite des sicheren Führers. Mit feinem Humor bemerkt Hausrath in seiner Vorrede: „Bei den sogenannten Glaubensstreitigkeiten spielt die Streitsucht meist eine größere Rolle als der Glaube, denn der wahre Glaube ist zu allen Zeiten eine seltene Sache gewesen; auch ist er nicht an bestimmte Formeln gebunden. Man kann die dogmatischen Festsetzungen der Kirche über die Person Jesu ablehnen und doch mit Goethe überzeugt sein, der menschliche Geist werde über die Hoheit und sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht hinauskommen. Daß eine Gestalt wie die Jesu im Bewußtsein der Menschheit lebte, an der sie sich aufrichten konnte, die sie lehrte, sich zusammenzufassen und nach dem Guten zu strecken, die sie tröstete im Elend und zügelte im Glück, war ein unendlicher Segen. Aber sie hätte diese erlösende Wirkung nicht geübt, hätte man den Menschen gesagt, sie dürften Jesum sich nicht in ihren eigenen Denkformen vorstellen, sondern in denen ihrer Großväter oder Urahnen. Auch ihn müssen wir mit unsern eigenen Augen sehen, nicht mit denen vergangener Jahrhunderte.“ Wer in den Katakomben, bemerkt der Verfasser, den Christus gesehen hat mit dem ernsten, geisterhaft drohenden Blicke des Weltrichters oder in S. Marco zu Florenz den lieblichen Christus des Fiesole mit den reinen, kindlichen Zügen, das Raffaelische Jesuskind auf den Armen der Sixtina mit den weltverkündenden Augen und den bleichen jüdischen Lehrer auf Tizians Zinsgroschenbild bis herab zu Thorwaldsen und der neuesten Schule, die den Heiland der Welt als überzeugten Sozialisten abbildet, der weiß, daß diese Künstler meinten, den biblischen Jesus zu zeichnen, und zeichnen doch nur ihren eigenen Traum, d. h. sich und ihre Zeit. Kein Leser wird das umfangreiche und inhaltschwere Buch ohne nachhaltigen Gewinn durchwandern. Für die Vollendung seines Werkes aber wünschen wir dem Verfasser weitere fröhliche Frische!

40. Enrica v. Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. Von Eduard Korrodi. Münster, Alphonsus' Buchh. 1909.

Von der Persönlichkeit E. v. Handel Mazzettis bringt uns dies Buch zum ersten Male nähere Kunde, und wird deshalb von allen Freunden der gefeierten Dichterin lebhaft begrüßt werden. Es atmet begeisterte Verehrung und zeigt doch das lobenswerte Streben nach ruhigem, objektivem Urteil. Da findet zunächst der seltsame Doppelname seine Erklärung: die Familie der Dichterin ist ein Zweig der alten württembergischen Adelsfamilie der Handel, die seit hundert Jahren in Wien ansässig ist und in mehreren Generationen durch Heirat holländischen, magyarischen und besonders italienischen Einschlag erhielt; der Vater der Dichterin fügte seinem Namen den seiner Frau Mazzetti bei. Wie sympathisch ist die Gestalt der Dichterin, die wir bisher nur in ihren Werken kannten und liebten! Wir erfahren von den Erlebnissen ihrer Kindheit, von ihrer Erziehung, ihren ersten lyrischen Versuchen in dem „Poesiebuch mit dem Veilchenstrauß“, den kleinen Dramen und Novellen, bis im „Meinrad“ der erste große Wurf gelang. Korrodi hat offenbar Angaben der Dichterin selbst oder ihr sehr nahe stehender Personen benutzen können, wodurch seine Angaben besonderen Wert erhalten. Nachdem er den äußeren und inneren Werdegang bis zur Übersiedlung nach Steyr skizziert hat, wendet er sich der Betrachtung der großen Dichtungen zu und weiß über das Verhältnis Enrica v. Handel-Mazzettis zu der historischen Überlieferung und ihre Arbeitsweise sehr bemerkenswerte Aufschlüsse zu geben, die von ihrer ganz ungewöhnlich reichen, Gestalten schaffenden Phantasie Zeugnis geben. Im allgemeinen hat Korrodi die Urteile unsrer bedeutendsten Literarhistoriker klug benutzt; er verschweigt den Tadel nicht, schon allein deshalb, weil sein Lob dadurch an Überzeugungskraft gewinnt. Unter seinen Einwänden aber darf der nicht unwidersprochen bleiben, der sich gegen die aristokratische Geschichtsauffassung der Dichterin richtet, und nicht im Einklang steht mit dem, was er selbst an andrer Stelle (S. 158) über die Teilnahme des Volkes an der Handlung sagt. Aber gab es nicht einen andern Weg, der den Wert und die Werbekraft des Buches noch gesteigert hätte? Die Charakteristik liegt jenseits von Lob und Tadel, und eine indirekte Kritik macht den Tadel fühlbar, indem sie das Lob strenger abwägt und umgrenzt. Das frisch geschriebene und von großer Belesenheit zeugende Buch, das mit einem Bild der Dichterin geschmückt ist, möchten wir unsern Lesern aufs beste empfehlen, zumal es eine treffliche Vorbereitung ist auf das neue Werk: den Volksroman „Die arme Margaret“, der noch im laufenden Jahrgang unsrer Zeitschrift erscheinen wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach der Süddeutschen Monatshefte. 1909. München, Süddeutsche Monatshefte. O. J.

Andro. — Das offene Tor. Ein Wiener Roman. Von L. Andro. München, Süddeutsche Monatshefte. O. J.

Ardascheff. — Les Intendants de province sous Louis XVI. Par Professeur Paul Ardascheff. Traduit du Russe sous la direction de l'auteur par Louis Jousseraudot. Paris, Félix Alcan. 1909.

Barth. — Liberalismus und Sozialdemokratie. Von Theodor Barth. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Bassermann. — Dantes Hölle, der göttlichen Komödie erster Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann. München, R. Oldenbourg. O. J.

Beth. — Der Entwicklungsgedanke und das Christentum. Von Prof. Dr. Karl Beth. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. 1909.

Bettelheim. — Ferdinand von Saars Leben und Schaffen. Von Anton Bettelheim. Mit fünf Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftprobe. Sonderabdruck aus: Ferdinand von Saars sämtliche Werke in zwölf Bänden. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Bibel. — Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. I. Überlieferung und Gesetz. (Das Fünfbuch Mose. Das Buch Josua.) Braunschweig, George Westermann. O. J.

Brentano. — Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Herausgegeben von Heinz Amelung. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1908.

Brockhaus. — Michelangelo und die Medici-Kapelle. Von Heinrich Brockhaus. Mit 35 Abbildungen, darunter 8 Separatbilder. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1909.

Brühl. — Helinar. Gedichte von Walther Schulte v. Brühl. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Charmatz. — Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. I. Die Vorherrschaft der Deutschen. Von Richard Charmatz. Aus Natur und Geisteswelt. 242. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Christaller. — Schlimme Pfarrergeschichten. Von E. G. Christaller. Erster Band. Der Kampf gegen die Unsittlichkeit. Jugenheim a. d. Bergstraße, Sueviaverlag. 1908.

Christaller. — Die Aristokratie der Schönheit. Von E. G. Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße, Sueviaverlag. 1907.

Driault. — Vue générale de l'Histoire de la Civilisation. I. Les Origines. Avec 139 gravures et 13 cartes. II. Les Temps modernes. Avec 79 gravures et 21 cartes. Par Édouard Driault. Paris, Félix Alcan. 1909.

Duchesse de Dino. — Chronique de 1831 à 1862. Par la Duchesse de Dino. Publiée avec des annotations et un index biographique par la princesse Radziwill. I. 1835—1855. Avec un portrait en héliogravure. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1909.

Duschke. — Marineleben in Scherz und Bild. Von Duschke. Mit Bildern von Marinemaler Fips. Berlin, Verlag „Harmonie". O. J.

Ehrenberg. — Landarbeit und Kleinbesitz. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Ehrenberg. Heft 5: Bedeutung der Mecklenburgischen Bildnereien für die Einschränkung des Arbeitermangels auf dem Lande. — Bevölkerungsabnahme im Gebiet der Mecklenburgischen Ritterschaft. 1850—1905. Rostock, Carl Boldt. 1908.

Faldella. — Sant' Isidoro. Commentarii di guerra rustica. Per Giovanni Faldella. Torino, S. Lattes & Co. 1909.

Fliegel. — Totenwache. Von Alice Fliegel. 4. Aufl. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft. O. J.

Fliegenschmidt. — Werde. Dichtungen von Maximilian Fliegenschmidt. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Fontane. — Gesammelte Werke von Theodor Fontane. Zweite Serie: Gedichte, Autobiographisches, Briefe, Kritiken, Nachlaß. Band 1—9. Berlin, F. Fontane & Co. O. J.

Schwerin. — Vor hundert Jahren. Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin, geb. Gräfin von Donhoff. Nach ihren hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester Amalie von Romberg. Mit dem Porträt der Gräfin Sophie, Anmerkungen und Register. Berlin, J. A. Stargardt. 1909.

Séché. — Études d'histoire romantique Le Cénacle de la Muse française 1823—1827 (Documents inédits). Portraits de Soumet, Guiraud, Émile Deschamps, Charles Nodier, Michel Pichat, Taylor, Talma, Frontispice allégorique de la muse française. Par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Strigl. — Sprachwissenschaft für alle. Kleine, gemeinverständliche, sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze von Hans Strigl. I. Jahrgang. Nr. 1—6. Wien, Leopold Weiß. 1908.

Tardieu. — La France et les Alliances. La Lutte pour l'Équilibre. Par André Tardieu. Premier secrétaire d'Ambassade honoraire. Paris, Félix Alcan. 1909.

Taurines. — Père et fille. Philippe de Champagne et sœur Catherine de Saint-Suzanne à Port-Royal. Par Ch. Gailly de Taurines. Avec huit planches hors texte. Paris, Librairie Hachette. 1909.

Ular. — Der erlösende Halbmond. Türkische Enthüllungen von Alexander Ular und Enrico Insabato. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

Vetter. — Der junge Haller. Nach seinem Briefwechsel mit Johannes Geßner aus den Jahren 1728—1738. Von Ferdinand Vetter. Mit einem Titelbild „Der junge Haller" nach Hugo Siegwart. Bern, O. Francke. 1909.

Volhard. — Justus von Liebig. Von Jacob Volhard. Zwei Bände. Mit je einem Bildnis. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1909.

Walloth. — Im Schatten des Todes. Roman von Wilhelm Walloth. Jugenheim a. d. Bergstraße, Sueviaverlag. 1909.

Wätjen. — Die Niederländer im Mittelmeergebiet zur Zeit ihrer höchsten Machtstellung. Von Privatdozent Dr. Hermann Wätjen. Band II der Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte im Auftrage des hansischen Geschichtsvereins herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, Karl Curtius. 1909.

Wieland. — Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Erster Band: Poetische Jugendwerke. Erster Teil. Herausgegeben von Fritz Homeyer. — Zweite Abteilung: Übersetzungen. Erster Band: Shakespeares theatralische Werke. Erster und zweiter Teil. Herausgegeben von Ernst Stadler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1909.

Wir Pfarrerskinder. Aufzeichnungen einer Elfjährigen. Jugenheim a. d. Bergstraße, Sueviaverlag. O. J.

Wittels. — Alte Liebeshändel. Von Fritz Wittels. Wien, Jahoda & Siegel. 1909.

Wohlbrück. — Du sollst ein Mann sein! Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Grethlein & Co. O. J.

Wolf-Cirian. — Grillparzers Frauengestalten. Von Francis Wolf-Cirian. Mit sechs Abbildungen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Wolters-Andreae. — Arkadische Launen. Von Friedrich Walters und Friedrich Andreae. Berlin, S. Calvary & Co. 1908.

Wunsch. — Aus des lieben Gottes Arbeitsstübchen. Dichtungen von Erich Wunsch. Zeichnungen von Hans Lindloff. Berlin, Verlag Harmonie. O. J.

Zahn. — Lydia. Eine Novelle von Hermann Wolfgang Zahn. Berlin, A. R. Meyer. 1909.

Zahn. — Die da kommen und gehen. Ein Buch von Menschen. Von Ernst Zahn. Erstes bis zehntes Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1908.

Zeller. Erinnerungen eines Neunzigjährigen. Von E. Zeller. Stuttgart, Uhlandsche Buchdruckerei. 1908.

Zlatnik. — Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Ausgewählte Gedichte von Franz Jos. Zlatnik. Baden-Baden, Peter Weber. 1909.

Zobeltitz. — Eva, wo bist du? Roman von Fedor von Zobeltitz. Vierte Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn. 1909.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Bagdadbahn.

Von

Generalleutnant z. D. **von Hoffmeister.** Heidelberg.

(Nebst einer Skizze.)

Im Februar 1908 beabsichtigte ich von Ägypten aus in einmonatlicher Wüstenwanderung über den Sinai und durch Nordarabien die Hedschasbahn und auf dieser unter der mir freundlich zugesagten Führung ihres Chefingenieurs Meißner Pascha Damaskus zu erreichen. Von Damaskus wollte ich, wiederum in einem Monat, durch die Syrische Wüstensteppe über Palmyra und Der es Sor entlang des Euphrat nach Bagdad, und von dort nach einem Besuche von Ktesiphon, Babylon und des schwer zugänglichen großen schiitischen (persischen) Wallfahrtsortes Kerbela über Basra mit dem neu eingerichteten arabisch-persischen Dienst der Hamburg-Amerika-Linie zur See um Arabien herum nach Hause. Die von mir schon mehrfach gemachte Erfahrung, daß man bei einer groß angelegten Inlandreise in den türkischen Orient nicht immer mit Sicherheit weiß, wo man diesen betritt, und wohl niemals, wo und wann man ihn wieder verläßt, sollte indessen aufs neue Bestätigung finden. Trotz liebenswürdigen Entgegenkommens des englisch-ägyptischen Kriegsdepartements mußte ich in letzter Stunde wegen Quarantäne-Schwierigkeiten auf die Durchquerung der Sinai-Halbinsel und Nordarabiens verzichten und über Haifa und den See Genezareth nach Damaskus, von wo ich nun nach Bagdad weiterzog. So hatte ich fast einen Monat Zeit gewonnen und beschloß daher, für die Heimkehr von dem Seewege abzusehen und nordwärts zu Lande über Mosul und das armenische Hochgebirge an das Schwarze Meer zu gelangen. Auch dieser Plan erwies sich aber als nicht durchführbar; in Mosul angekommen, konnte ich keine Tragtiere bekommen, da sie sämtlich für Munitionstransporte aus dem dortigen Depot nach der persischen Grenze beschlagnahmt, die Pässe noch verschneit und die Straßen über das anatolische Hochland durch Schneewasser grundlos waren. Es blieb mir demnach nichts übrig, als in Mardin mich westwärts zu wenden und auf beschwerlicher, von Bagdad aus im ganzen vierzigtägiger Wanderung über Urfa, Aintab, den Mons Amanus und Cyliciſchen Taurus, d. h. im wesentlichen längs der in

Aussicht genommenen Trace der Bagdadbahn, deren derzeitigen Endpunkt Bulgurlu zu gewinnen.

Über die Bagdadbahn ist schon reichlich viel, leider meist in der dem heutigen Deutschen eigenen überschwenglichen Weise geschrieben und damit dem hochbedeutsamen, sich selbst genügend preisenden Unternehmen gewiß mehr geschadet als genützt worden, und zwar sowohl bei Einheimischen, als auch in noch höherem Grade bei Fremden. Die weitsichtige Leitung der Deutschen Bank, die mit ihren reichen Mitteln seit lange schon die Wiedererschließung des Orients großzügig in Angriff genommen hat, ist daran wohl ohne Schuld, ja, ich möchte fast annehmen, daß ihr ein Gefallen geschehe, wenn möglichst wenig darüber veröffentlicht worden wäre oder veröffentlicht würde; geht es doch mit der stille fördernden Arbeit, wie mit vielem andern: je weniger man davon spricht, desto besser ist es für das Gedeihen. In dieser Erkenntnis, und auch um alle bezüglichen Mißdeutungen zu vermeiden, die sich leicht an meine Reise knüpfen und aufs neue Beunruhigungen hervorrufen konnten, bin ich in deren Entwurf und Verlauf ehrlich bestrebt gewesen, die beabsichtigte Richtung der künftigen Bahn tunlichst zu vermeiden. Da sich nach vorstehenden Ausführungen indessen die gar nicht vorauszusehenden Verhältnisse stärker erwiesen als mein Wille, und ich durch jene nicht nur in die Richtung der Bahn gedrängt wurde, sondern dieser auch fast auf der ganzen Länge folgen mußte, so habe ich mir natürlich Land und Leute in ihrer Beziehung auf Bau und Betrieb gründlich angesehen und glaube, nunmehr fast eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich hier die gemachten Beobachtungen und gewonnenen Eindrücke wiedergebe, und zwar um so mehr, als ich mich von jeder Nebenabsicht frei weiß und nur das Gelingen des großen Werkes im Auge habe.

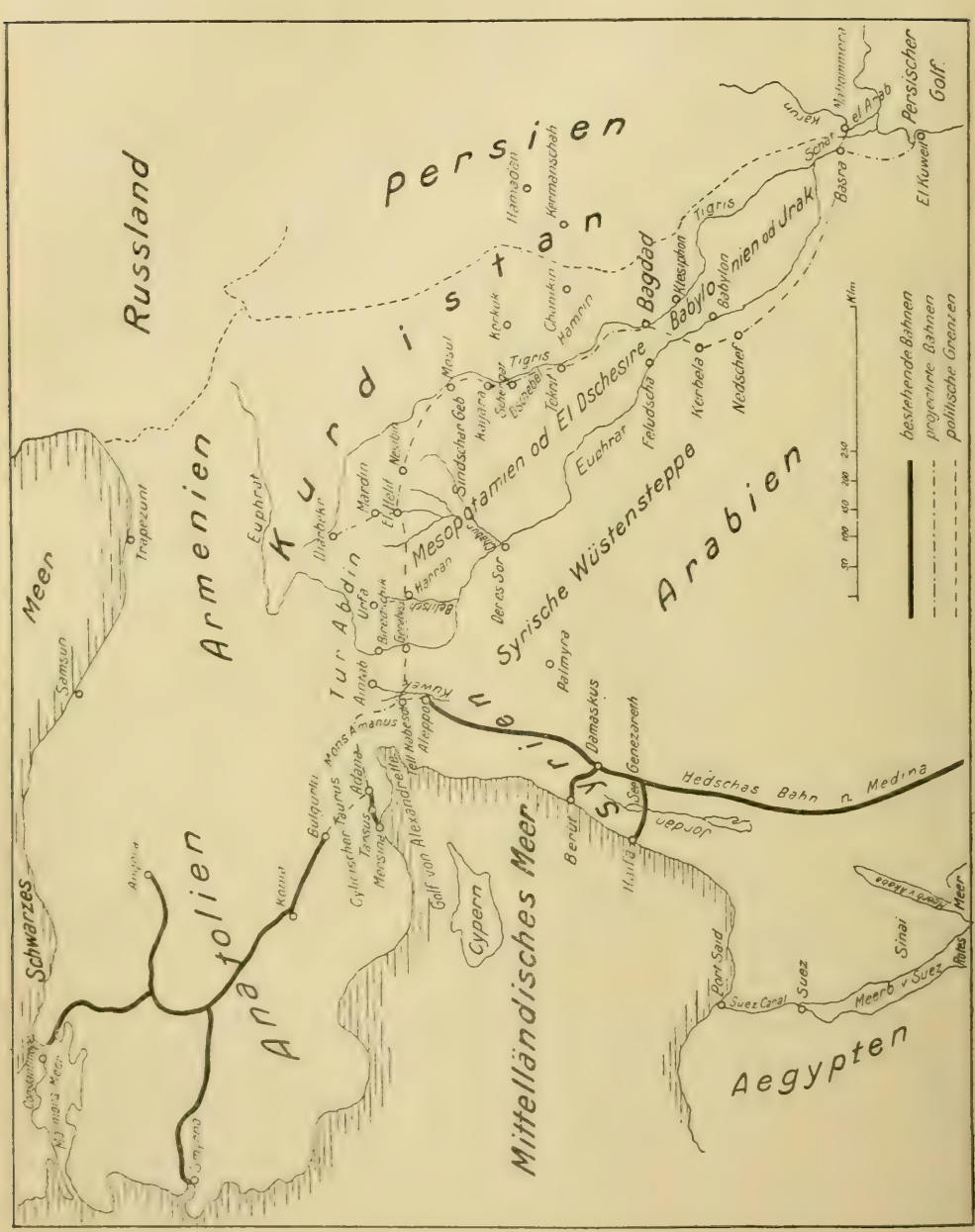
Wie bekannt und bereits erwähnt, bezeichnet das einsam stehende Stationsgebäude Bulgurlu gegenwärtig das Ende der 200 km langen Anfangsstrecke der Bagdadbahn, die im Anschluß an das Netz der anatolischen Bahnen von Konia bis dahin schon seit längerer Zeit fertiggestellt und dem Betrieb übergeben ist. Bedauerlicherweise war seit mehreren Jahren im Weiterbau ein Stillstand eingetreten, und ich habe, wie auf meinen früheren Orientreisen, so auch auf dieser letzten, besonders in Damaskus und Bagdad, wo man überhaupt nicht mehr so recht an einen Weiterbau glauben mochte, viele bittere Worte über „die allzugefällige und nachgiebige deutsche Politik“ und über „die Engherzigkeit der Deutschen Bank“ hören müssen. Meiner Überzeugung nach ganz zu Unrecht. Denn die Schuld an der eingetretenen Verzögerung lag weder an unsrer Vertretung in Konstantinopel noch an der führenden Bank, sondern vielmehr lediglich darin, daß die an Geldmitteln ja stets notleidende Türkei, der, wenigstens bisher, auch für die Erschließung neuer Hilfsquellen seitens der Großmächte die Hände gebunden waren, die für Weiterbau und Betrieb noch auf viele Jahre hinaus unbedingt nötigen Garantien nicht geben konnte oder, wegen der widerstreitenden Interessen, besser nicht geben durfte. Dadurch war die Bahn zu einer politischen Frage, ja, sogar zu einem Brennpunkte internationaler Politik geworden. Wenn nunmehr im Juni v. J. auf Grund von Überschüssen bereits früher verpfändeter Einnahmen seitens

der Hohen Pforte nach langwierigen Verhandlungen endlich die erforderliche Garantie für eine weitere größere Strecke gegeben und damit der Weiterbau ermöglicht wurde, so kann man hierin, was ich mich freue hervorzuheben, nur einen und nicht kleinen Erfolg unsrer Diplomatie, sowie einen nicht geringeren der Bahnleitung erkennen. Vielleicht wäre es allerdings bezüglich der Linienführung und der Förderung des Gesamtunternehmens besser gewesen, wenn die neuerliche Vereinbarung, anstatt noch mit der früheren, bereits mit der jetzigen türkischen Regierung hätte getroffen werden können; eine jegliche Erörterung dieser Frage erübrigt sich indessen von selbst, denn man tat gewiß gut daran, schleunigst zu nehmen, was erreicht und geboten wurde, und war wohl auch gar nicht in der Lage, die seither eingetretene Umwälzung vorherzusehen, die ebensowohl für das ottomanische Staatswesen selbst, wie für die gesamte islamische Welt von tiefgehenden Folgen sein wird und sein muß.

Durch das Abkommen vom Juni v. J. ist die Weiterführung der Bahn von Bulgurlu, das auf der anatolischen Hochebene am Nordfuße des Taurus bereits über 1000 m hoch liegt, zunächst 840 km weit bis El Helif, einem unbedeutenden Orte etwa 25 km südlich Mardin, genehmigt worden. Die Baupläne hierfür sollen innerhalb eines Jahres eingereicht und der Bau selbst dann in weiteren sieben Jahren vollendet werden. Diese Teilstrecke dürfte in ihrer ersten Hälfte sich zur schwierigsten und kostspieligsten des ganzen Unternehmens gestalten, da es nicht nur gilt, in bedeutenden An- und Abstiegen die Gebirgszüge des Cylicischen Taurus und Mons Amanus, sondern auch auf langer Brücke den Stromlauf des Euphrat zu überwinden. Wie mir ein griechischer Ingenieur der Baufirma Holtzmann in Frankfurt a. M., den ich unterwegs traf, auseinandersetzte, und wie ich es seither bestätigt gefunden habe, soll die Bahn den bis 3000 m und mehr sich erhebenden Taurus nicht auf dem uralten Paßgange der Cylicischen Tore überschreiten, den ich selbst benutzt habe und der durch lange, an die Darjalschlucht des Kaukasus erinnernde Felsenengen hindurch riesige Sprengungen und fast fortlaufende Tunnels erfordert haben würde, sondern weiter östlich in etwa 1450 m Höhe und dann mittelst zahlreicher Tunnels und langer Serpentinen in die nur wenig über Meereshöhe gelegene Cylicische Ebene nach dem 180 km von Bulgurlu entfernten Adana, dem Hauptorte des gleichnamigen türkischen Wilajets (Provinz), hinabsteigen.

Die wasserreiche, fruchtbare Cylicische Ebene stößt südlich an das Mittelländische Meer und wird im Norden, Nordosten und Osten halbkreisförmig vom Taurus und Mons Amanus umschlossen. Da von Adana bereits eine kleine Bahn über die alte Paulusstadt Tarsus, einen jetzt wenig bedeutenden Ort, von dem aus ich nordwärts durch die Cylicischen Tore über den Taurus zog, nach dem Hafenstädtchen Mersina am Golf von Alexandrette führt, so wird durch den Anschluß des anatolischen Netzes an diese Bahn quer durch Anatolien die kürzeste Verbindung zwischen dem Bosporus und der Nordostecke des Mittelländischen Meeres hergestellt werden.

Von Adana wendet sich die in Aussicht genommene Trace ostwärts, überschreitet wieder mit zahlreichen Kunstbauten und Tunnels in etwa 870 m


Russland
Persien
Kurdistan
Armenien
Schwarzes Meer
Anatolien
Mittelländisches Meer
Syrische Wüstensteppe
Arabien
Aegypten
Mesopotamien od El Dschesire
Babylonien od Irak
Persischer Golf
Trapezunt
Samsun
Kastamuni
Angora
Kaisarieh
Sivas
Euphrat
Tigris
Mardin
Urfa
Aintab
Aleppo
Hamah
Homs
Palmyra
Damaskus
Beirut
Haifa
See Genezareth
Jordan
Cypern
Golf von Alexandrette
Cilicischer Taurus
Mons Amanus
Bulgurlu
Tarsus
Adana
Mersina
Tell Habesch
Kerkuk
Kifri
Sindschar Geb
Kuljana
Mosul
Ninive
Hamadan
Kermanschah
Chanikin
Hamrin
Bagdad
Ktesiphon
Babylon
Kerbela
Neudschef
Feludscha
Euchrat
Deres Sor
Basra
El Kuweit
Schatt el Arab
Karun
Mohammerah
Hedschas Bahn n. Medina
Suez Canal
Port Said
Suez
Meerb v. Suez
Sinai
Rothes Meer
bestehende Bahnen
projectirte Bahnen
politische Grenzen
Klm

Höhe und ziemlich genau in meiner Wegerichtung das zwischen Kleinasien und Mesopotamien-Syrien gelegene breite Faltengebirge des Mons Amanus, die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Persischen Golf bzw. Euphrat, wendet sich südwärts nach dem kleinen Tell Habesch inmitten zwischen Aintab und Aleppo und dann östlich über das als vorläufig bestimmten Endpunkt schon genannte El Helif nach Mosul. Tell Habesch gewinnt hierbei insofern eine Bedeutung, als von ihm aus, und wohl ohne erheblichere Bauschwierigkeiten, eine südliche Abzweigung längs des Kuwek-Flusses, des alten Chalus, nach der etwa 30 km entfernten Großstadt Aleppo geplant ist zum Anschluß an die bereits bestehende Schmalspurbahn Aleppo-Damaskus-Beirut bezw. Haifa, sowie an die gleichfalls schmalspurige Hedschasbahn. Diese führt durch das Ostjordanland und die arabische Wüste nach den heiligsten Stätten des Islam — zurzeit bereits bis Medina (1400 km von Damaskus und noch 400 km von Mekka) — und dürfte schon aus Betriebsrücksichten wohl binnen kurzem durch Zweiglinien mit dem Meerbusen von Akaba und mit dem Roten Meere verbunden werden. So wäre der Durchgangsverkehr von Konstantinopel nach dem Hedschas gewährleistet, wenn auch die Umladung, die durch die verschiedene Spurweite und das damit zusammenhängende verschiedenartige rollende Material bedingt ist, für jede Art von Durchgangsbeförderung, namentlich auch von Truppentransporten, stets eine unliebsame Verzögerung und Störung bringen wird.

Die Strecke von Tell Habesch bis El Helif, ebenso wie die weitere von etwa 220 km bis Mosul, dürfte, abgesehen von einer mächtigen Brücke über den Euphrat 30 km südlich Biredschik — man nannte mir als voraussichtliche Brückenstelle den kleinen Ort Gerabis gegenüber dem alten Karkemisch — sich wesentlich billiger stellen als die Strecke Bulgurlu—Adana—Tell Habesch; denn sie läßt die späterhin durch Nebenbahnen anzuschließenden Städte Urfa, Diarbekr und Mardin links liegen und führt durch die fast vollkommen ebenen Steppen Mesopotamiens oder der Dschesire.

Von Mosul soll die Bahn im Stromlaufe des Tigris nach Bagdad und dann weiter über Basra am Schat-el-Arab, dem vereinigten Euphrat und Tigris, nach dem Persischen Golf geführt werden, woselbst vorläufig als Endpunkt der unbedeutende Hafenort El-Kuweit auf der westlichen (türkischen) Seite des Schat-el-Arab ins Auge gefaßt ist.

So der Plan.

Bevor ich mich im einzelnen zu diesem wende, komme ich auf die Bedeutung der Bahn sowohl für den Welthandel als für das türkische Staatsgebiet zu sprechen.

Die älteste Straße für den Weltverkehr von Europa nach Indien führte durch Mesopotamien (die Dschesire) und Babylonien (den Irak). Sie verödete mit dem Verfall des arabischen Weltreiches unter dem letzten Abbasiden-Chalifen, mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama und neuerdings durch die Eröffnung des Suezkanals. Nach Fertigstellung einer Bahnverbindung zwischen Konstantinopel und dem Mittelländischen Meere einerseits und dem Persischen Golf andrerseits wird nach dem ewigen

Kreislauf der Geschichte ein großer Teil des europäisch-indischen Handels wohl wieder in die älteste Bahn gerückt werden und die europäisch-indisch-persische Post unbedingt diesen nächsten und kürzesten Weg nehmen. Es scheint mir hierfür von nebensächlicher Bedeutung, und ich habe diese Ansicht auch in Bagdad von wohl orientierter Seite äußern hören, ob der Endpunkt der Bahn nach einem türkischen Hafen westlich oder einem persischen östlich des Schat-el-Arab verlegt wird, ja selbst, ob die Bahn vorläufig bei Basra endet oder gar nur Bagdad erreicht.

Zurzeit führen von Europa die Handels- und Poststraßen nach Bagdad zu Lande vom Marmorameer (Konstantinopel) und vom Schwarzen Meer (Samsun und Trapezunt) über Diarbekr—Mosul—Kerkuk, sowie vom Mittelländischen Meere über Aleppo und Damaskus durch die Wüstensteppe, und zur See über Port Said–Aden—Bombay, bzw. mit dem arabisch-persischen Dienst der Hamburg-Amerika-Linie über Port Said—Aden—Maskat—Buschehr und Basra. Wenn nun Bagdad trotz dieser schwierigen, vier bis sechs Wochen in Anspruch nehmenden Verbindungen und trotz der schweren Schicksale, die es wie kaum eine andre noch bestehende Großstadt der Welt betroffen haben, durch seine vortreffliche Lage an einem mächtigen schiffbaren Strom und an der Spitze eines Verkehrsdreiecks von dem Mittelländischen und Schwarzen Meere sowie von dem ertragreichen nordwestlichen Persien nach dem Persischen Golf, heute schon nach Konstantinopel, Smyrna und Saloniki die größte Handelsstadt der Türkei ist, so läßt sich ermessen, welch mächtigen Aufschwung die Chalifenstadt nehmen muß, wenn sie erst eine durchlaufende Bahnverbindung hat und ihr Gebiet, das ja von alters her Jahrtausende lang zu den gesegnetsten der Erde gehörte und in das die Sage sogar die Wiege der Menschheit, das Paradies, gelegt hat, aufs neue erschlossen ist. Sie wird sich zu einem Welthandelsplatz zwischen Nord und Süd, Ost und West entwickeln, und daneben bei dem mehr und mehr hervortretenden Reisezug in die Ferne durch ihre günstigen klimatischen Verhältnisse und ihre Lage auf dem Wege nach Indien wohl eine Fremdenstadt ersten Ranges, neben und vielleicht noch vor Kairo, werden.

Aber nicht allein für den Weltverkehr, in den durch sie neben Bagdad auch Konstantinopel wieder hineingerückt wird, dürfte somit die neue Bahn von großer Bedeutung sein, sondern mehr noch, wie ich glauben möchte, für das Staatengebilde des neutürkischen Reiches selbst und für die gesamte wiedererwachende islamische Welt, und zwar weniger als die Hedschasbahn in religiöser als in politisch-militärischer und wirtschaftlicher Beziehung. Denn durch die erstmalige Durchquerung Anatoliens vom äußersten Nordwesten und Westen bis zum äußersten Südosten (Golf von Alexandrette) und weiterhin Syriens (mit Anschluß an die Hedschasbahn) und Mesopotamiens werden die entferntesten Gegenden des Reiches Konstantinopel näher gebracht und wird das bisher vielfach gelockerte Gefüge der gesamten asiatischen Türkei enger und straffer zusammengefaßt. Namentlich die Mobilmachung und militärische Machtentfaltung nach außen wie im Innern werden außerordentlich erleichtert und beschleunigt werden; bildet doch die Bagdadbahn zusammen mit der anatolischen

und den noch zu schaffenden Nebenanschlüssen den wichtigsten Kanal für das reichlichste, beste und zuverlässigste Menschenmaterial der Türkei. Dabei wird sie dazu beitragen, weite Gebiete mit bunt zusammengesetzter und vielfach schwer lenkbarer Bevölkerung zur Ruhe zu bringen, zu überwachen und, vornehmlich durch Seßhaftmachung der Wandervölker, dem geordneten Staatswesen einzufügen.

Neben dem oben erwähnten Durchgangsverkehr im Welthandel wird auch die Personen- und Warenbewegung innerhalb des Reiches von Konstantinopel und dem Mittelländischen Meere nach Mesopotamien und im Bereiche der Bahn von Ort zu Ort, d. h. der Lokalverkehr, mehr und mehr von der unsicheren, zeitraubenden und kostspieligen Beförderung durch Karawanen auf den Schienenweg übergehen und damit wohl bestimmt einen großen Aufschwung nehmen. Wir haben in Europa nahezu verlernt, den Wert einer Bahnverbindung, besonders auf weite Entfernungen, genügend hoch einzuschätzen, und man muß wirklich im türkischen Orient monatelang, wie ausgeschaltet aus dem Strome der Zeit, mühselig durch Wüstensteppen und Gebirgsöden gewandert sein, um zu begreifen, wie schlecht ein Weg auf Gottes Erde sein kann, und welchen geradezu berauschenden Zauber ein Bahnkörper, Schienen, Wagen und der Pfiff einer Lokomotive auf uns Kulturmenschen auszuüben vermögen. Die Eisenbahn ist heute überall der Hauptträger der Kultur; und so wird auch unbedingt die Bagdadbahn Einwanderung und Ansiedelung der Bewohner vermehren, bei diesen bisher unbekannte Bedürfnisse wecken, und durch deren Befriedigung Handel und Industrie fördern. Sie wird auch gewiß wesentlich dazu verhelfen, das wohl älteste Kulturland der Erde, den Irak oder Babylonien, das heute durch Vernachlässigung der früheren Stau- und Kanalanlagen in eine Wüste verwandelt ist, von neuem urbar zu machen, indem sie den Absatz der gewonnenen Erträge erleichtert oder überhaupt ermöglicht. —

Was nun die bereits skizzierte voraussichtliche Bahntrace betrifft, so erscheint es mir zunächst richtig, daß nach dem Überschreiten des Mons Amanus nicht die kürzere Euphrat-, sondern die längere Tigrislinie gewählt wurde. Der Euphrat ist von seinem Ausfluß aus den Kurdischen Bergen ab auf seinem ganzen Laufe — ich bin ihm von Der es Sor 500 km weit bis Feludscha (in Höhe von Bagdad) gefolgt und habe ihn außer bei Feludscha noch südlich bei Kerbela und nördlich bei Biredschick überschritten — ein ausgesprochener Steppenfluß mit nur wenigen und auch bei reichlicherer Bewässerungsmöglichkeit nicht sehr steigerungsfähigen Anbauflächen. Stromgebiet und Hinterland des mittleren Euphrat bildeten schon im Altertum eine Wüste, obwohl einzelne größere Städte am Stromlaufe vorhanden waren. So erzählt Xenophon, der 400 Jahre v. Chr. im Heeresverbande des jüngeren Cyrus die griechische Fremdenlegion der Zehntausend von Sardes und aus der Cylicischen Ebene den Euphrat entlang zur Schlacht von Kunara (nahe dem heutigen Feludscha) hinabführte, daß auf dem „Marsche durch die Wüste eine Menge Lasttiere vor Hunger umkamen, da es kein Gras gab und keinen Baum und das ganze Land kahl war." Ein Schienenweg am Euphrat läge zudem

in seiner ganzen Länge Störungen durch Beduinen offen, die Bau und Betrieb einer Bahn wie einen Eingriff in ihre Wüstenrechte betrachten und sich ihnen ganz naturgemäß feindlich entgegenstellen würden. Und solche Störungen könnten wohl nur in selteneren Fällen geahndet werden, denn die Beduinen haben dort überall die weite Syrische Steppe und die heimatliche Arabische Wüste hinter sich, deren spärliche Wasserstellen sie allein kennen und wohin sie kaum zu verfolgen sind. Bei dieser Freiheit der Bewegung wäre es meiner Ansicht nach im Stromlauf des Euphrat schwer gewesen, die Wanderstämme zur Ansiedelung längs der Bahn zu bringen, deren Holzmaterial, besonders an Telegraphenstangen, in dem holzarmen Lande fortdauernd eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt hätte. Ich meine, man darf hier nicht, wie mir mehrfach vorgehalten wurde, auf die Hedschasbahn verweisen, die allerdings in noch weiterem Umfange durch die Wüste führt und bisher bis auf neuerliche Störungen bei Medina durch die Beduinen unbeschädigt blieb; denn diese Bahn, aus der eigensten Initiative des Sultan-Chalifen hervorgegangen und ein Zeuge von der Kraft des Islam, wird vor dessen gläubigen Bekennern eben durch ihren religiösen Zweck geschützt.

Bei der gewählten Tigrisroute von Mosul abwärts sind alle vorgenannten Nachteile einer Euphratlinie wesentlich geringer, namentlich wenn, worauf ich noch weiter unten zurückkomme, die Trace nicht am Tigris selbst, sondern weiter östlich an den Abhängen von Kurdistan entlang geführt wird.

Jenseits des Mons Amanus soll, wie erwähnt, die Bahn in einem nach Süden gerichteten Bogen Tell Habesch, dann ostwärts über den Euphrat durch die nordmesopotamische Wüstensteppe Nesibin und in allmählicher Annäherung an den Tigris Mosul erreichen; Urfa und Mardin bezw. Diarbekr sollen von Norden her mit Zweigbahnen angeschlossen werden. Da verstehe ich nun nicht, warum nicht der von mir in umgekehrter Richtung befolgte fast gerade Weg Aintab—Biredschik—Urfa—Mardin—Nesibin, an den wasserreichen Abhängen des Tur Abdin vorbei, gewählt wurde. Er ist wohl erheblich schwieriger und kostspieliger, führt dafür aber durch gut bewohntes und fast durchweg anbaufähiges Gebiet, verbindet alte volkreiche Handelsstädte und macht so die geplanten Zweiglinien dahin unnötig, die immer störend und hemmend sein werden, auch wenn sie späterhin bei dem vielleicht jetzt schon in Betracht gezogenen Ausbau des Bahnnetzes eine Weiterführung finden sollten. Man sagte mir, die Trace sei so gewählt worden, um in Anbetracht der gleichbleibenden Kilometer-Garantie einen Ausgleich zwischen den teuern Gebirgs- und billigen Wüstenstrecken zu schaffen. Dies ist ja unzweifelhaft richtig, dürfte aber doch allein nicht ausschlaggebend sein. Denn wie die Bahn jetzt gedacht ist, führt sie an den Wasserläufen des Belitsch und Chabur, nachdem diese sich aus zahllosen befruchtenden Wasseradern im wesentlichen bereits zu mehr oder weniger kahlen Steppenflüssen vereinigt haben, zwar auch durch kleinere oasenartige Gebiete, die ihre Anbaufähigkeit schon vor Jahrtausenden bewiesen haben (so zog der Beduinenschech und Patriarch Abraham von Chaldäa, dem biblischen Babylonien, nach Harran am Oberlaufe des Belitsch „und wohnte daselbst"), ist aber sonst eine ausgesprochene Steppenbahn. Als solche liegt sie

jeder Störung durch Beduinen, Kurden und die letzteren verwandten Jeziden am Sindschar-Gebirge offen und ist naturgemäß nur auf den Durchgangsverkehr angewiesen, während dem von mir befürworteten nördlicheren Wege von vornherein ein lohnender und sich gewiß mehr und mehr entwickelnder Lokalverkehr gesichert wäre.

Von der schmutzigen, finsteren Kurdenstadt Mosul führen zwei Wege nach Bagdad: ein kürzerer, den ich gezogen bin und der vorläufig für die Trace in Aussicht genommen ist, unmittelbar am rechten (westlichen) Tigrisufer entlang durch das Petroleumgebiet von Kaijara, über Kalaat Schergat mit den deutschen Ausgrabungen des alten Asur und über das armselige Tekrit, und ein längerer auf der linken (östlichen) Seite des Tigris zwischen diesem und der persischen Grenze über den bedeutenden Handelsplatz Kerkuk.

Die erstere Route am Tigris hat nur den Vorteil der größeren Kürze für sich, sowie den, daß die Bahn rechtsufrig bleibt, also den Tigris bei Mosul nicht zu überschreiten braucht; sonst bietet sie, wenn auch in geringerem Maße, alle vorerwähnten Nachteile einer Euphrattrace, erfordert auf der südlichen Teilstrecke meiner Ansicht nach sehr kostspielige Dammbauten — mußte ich doch der Tigris-Überschwemmungen wegen Anfang April v. J. von Bagdad aus zwei volle Tagemärsche nach Westen ausbiegen — und tritt außerdem in Wettbewerb mit der Flußschiffahrt. Die östliche Route dagegen, die uralte eigentliche Karawanenstraße, die ich nicht persönlich, sondern nur aus zuverlässigen Schilderungen kenne, führt durch das fruchtbare, gutbevölkerte, wasser- und naphthareiche Regengebiet des alten Assyrien, dessen tausendjährige Kultur durch alle Wandelungen der Geschichte und die Jahrhunderte lange Türkenherrschaft bis auf den heutigen Tag nicht völlig verwischt werden konnte. Eine Bahnführung Mosul—Kerkuk—Bagdad dürfte nur beim Überwinden der zahlreichen, im Frühjahr reißenden Tigriszuflüsse aus Kurdistan, sowie des 2—300 m hohen Dschebel Hamrin, eines das Osttigrisland in südöstlicher Richtung durchziehenden kahlen Gebirgszuges, im Gelände einige Schwierigkeiten finden. Von Beduinen würde sie kaum gefährdet sein, dagegen gewiß wesentlich zur Befriedigung der unruhigen Bevölkerung in den türkisch-persischen Grenzgebieten beitragen, und auch günstig liegen für eine zwar noch ferne, aber doch immerhin schon in Betracht zu ziehende dereinstige Fortsetzung durch Südpersien und Beludschistan nach Indien. Das wichtigste aber scheint mir bei einer so geführten Bahn zu sein, daß sie als Hinterland die entwicklungsfähigen Provinzen Nordwestpersiens hätte und nicht nur deren jetzt schon sehr bedeutenden Karawanen- und Pilgerverkehr auf der großen Handelsstraße Hamadan-Kermanschah-Chanikin teilweise an sich ziehen, sondern sogar dahin wohl bald einen Bahnanschluß finden würde. Der ganze nordwestliche und westliche Teil Persiens wäre so im wesentlichen auf die Verkehrsentwickelung in Mesopotamien durch die Bagdadbahn und im Anschluß daran auf diejenige im Persischen Golf angewiesen, in dem ja neben der englischen auch die deutsche Schiffahrt durch den arabisch-persischen Dienst der Hamburg-Amerika-Linie bereits festen Fuß gefaßt hat.

Nach all diesem würde ich mich demnach, soweit ich es als Laie in der Technik beurteilen kann, unbedingt nicht für die westliche, sondern für die östliche Tigrisroute entscheiden.

Auch von Bagdad nach dem Persischen Golf sind zwei Möglichkeiten der Bahnführung gegeben: einmal, wie geplant, nach Süden über die großen schiitischen Wallfahrtsorte Kerbela und Nedschef nach Basra und dem kleinen türkischen Hafenplatz El Kuweit, und dann südöstlich auf dem linken (östlichen) Tigrisufer, an dem auf dem rechten Ufer liegenden Basra vorbei, über Mahommera nach dem Golf. Ob, wenigstens vorläufig, eine Notwendigkeit vorliegt, die Bahn über Basra bzw. auf dem linken Tigrisufer über das gegenüberliegende Basra hinaus zu verlängern, lasse ich dahingestellt. Mir will es nicht scheinen. Basra ist jetzt schon als Hafenplatz für ganz Mesopotamien der Endpunkt aller im Persischen Golf verkehrenden Dampferlinien und könnte es sehr wohl auch bleiben. Die dem Austritt des Schat el Arab in den Golf vorliegende Barre, deren obere Schicht von tiefer gehenden Dampfern jetzt durchschnitten wird, dürfte sich leicht durchstechen lassen und dadurch Hafenanlagen am Golf selbst noch auf lange hinaus unnötig machen.

Die nun für den Bau in Aussicht genommene erstere Linie würde den Euphrat nahe Kerbela überschreiten und wegen des Stromlaufes einen weiten Bogen durch völlig ödes Gelände machen müssen. Die Überschwemmungsverhältnisse sind im Frühjahr dort am Euphrat, wie ich leider selbst erfuhr, außerordentlich ungünstig und weite Strecken derart in See und Sumpf verwandelt, daß ich stundenlang an Stelle der Tragtiere zur Beförderung Boote benützen mußte; es würden mithin ohne Zweifel hier sehr kostspielige und ausgedehnte Dammanlagen erforderlich sein. Kerbela und Nedschef bilden gewissermaßen nur Oasen in der Wüste, wenn es auch große Orte mit einem nach Hunderttausenden zählenden Pilgerverkehr sind, und die Bahn läuft dort ungeschützt bis El Kuweit am Persischen Golf. Gewiß ist das Gebiet, bei dem der Euphrat, sowie das östlich anschließende Zwischenstromland, wo Euphrat und Tigris im Verein die Stelle des Nil vertreten, in hohem Grade ertragfähig, aber erst dann, wenn mit Unterstützung der Regierung die Bewässerungsfrage durch Kanalbauten und Stauanlagen wieder gelöst sein wird und die ungeheuern Wassermassen nicht mehr, wie bisher, nur verwüstend und nicht selten selbst Bagdad gefährdend zum Meere abfließen. Bis dahin werden jedoch in Anbetracht der Passivität des Islam sowie der Beharrlichkeit von Bevölkerung und Regierung, wenn diese auch neue Bahnen betritt, noch Jahrzehnte vergehen. Man hat ja hier wie anderwärts, meiner Ansicht nach ungerechterweise, die Türken allein für den Verfall ihrer Länder verantwortlich gemacht; denn dieser Verfall war durch den Gang der Weltgeschichte, die baut und zerstört, um wieder zu bauen, meist schon vor ihnen da, sie haben nur nichts getan, und das muß ihnen allerdings zum Vorwurf gemacht werden, ihn aufzuhalten oder gar Zerstörtes wieder herzustellen. Aber auch hierin waren sie vielleicht häufig nicht ganz so schuldig, wie es den Anschein hat. Denn während im Mittelalter und noch bis in die Neuzeit hinein das ganze Bestreben der christlichen Mächte dahinging, den Ansturm der Türken ab-

zuwehren und diese niederzuwerfen, war es im letzten Jahrhundert vielmehr ihr eifrig und eifersüchtig verfolgtes Ziel, die Türkei zu erhalten, wie sie war, schwach und ohnmächtig. Sterben sollte sie nicht, aber auch nicht leben. Kam einmal ein frischer Zug in die Segel des schwerfällig dahingleitenden, morsch gewordenen Staatsschiffes, so wurde der Lauf gewaltsam gehemmt, und war die Türkei je im Begriff, unter geisteskräftiger Führung sich neue Hilfsquellen zu erschließen, so streckten sich gleich Hunderte von begehrlichen Händen aus, dem, wie man sagte, kranken Manne die kaum gewonnene oder auch nur in Aussicht stehende Stärkung zu nehmen. Man war in aller Welt mehr um die Türkei besorgt, als die Türken selbst es waren. Sicherlich wird es ja besser werden und jetzt mehr geschehen als früher; man wird aber, und das möchte ich besonders betonen, immer wieder mit den eigentümlichen Verhältnissen des islamischen Orients rechnen müssen, wo es viel schwieriger ist, Neues zu schaffen oder Erstorbenes zu beleben, als anderwärts. Deshalb erachte ich auch einen Vergleich der Bagdadbahn mit den Pacifikbahnen, von dem ich oft gelesen und gehört habe, für unzutreffend, und kann nach meiner Kenntnis des Orients die überschwenglichen Ansichten von einer raschen Verkehrsentwickelung und Wiederbelebung alter Kultur nicht teilen.

Läuft die Bahn von Bagdad nicht über Kerbela und Nedschef, sondern auf dem linken Tigrisufer weiter, wobei sie dann, wenn sie von Mosul über Tekrit kommt, den Strom bei Bagdad überschreiten müßte, während dies bei der von mir vorgeschlagenen Richtung Mosul—Kerkuk längs der persischen Grenze nur bei Mosul, dann aber nicht mehr erforderlich sein würde, so ist die Strecke erheblich kürzer, Anbau- und Bevölkerungsverhältnisse sind günstiger und unterhalb Basra wird noch der im Aufschwung begriffene persische Handelsplatz Mahommera an der Einmündung des Karun in den Schat-el-Arab berührt. Vor allem hätte diese Bahnrichtung, neben dem meiner vorstehend entwickelten Ansicht nach erst in fernerer Zukunft ertragfähigen Irak, das heute schon für die Rentabilität sehr in Betracht kommende Persien als Hinterland und wäre somit auch für die Türkei politisch und militärisch von viel größerer Bedeutung als die beabsichtigte Wüstenbahn, ganz abgesehen davon, daß sie die kürzeste Richtung nach Indien anzeigt und für einen späteren Weiterbau dahin überhaupt allein in Frage kommen kann. Allerdings wäre diese Trace durch den Strom von Basra getrennt und würde am Golf anstatt auf türkischem, auf persischem Gebiete auslaufen, was mir zwar sachlich unbedenklich erscheint, vielleicht aber, worüber ich nicht orientiert bin, politisch und finanziell seitens der Türkei oder sonst unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen würde. Wenn man die Bahn dagegen, wofür ich mich oben aussprach, überhaupt nicht über Basra hinausführte, bezw. sie linksufrig in Höhe von Basra enden ließe, so wären alle Bedenken wegen des persischen Gebietes hinfällig.

Bei einer Bahnführung von Bagdad weiter auf dem linken Ufer müßten allerdings Kerbela und zweckmäßigerweise auch das kleinere Nedschef mit Bagdad durch eine Schmalspurbahn verbunden werden, die zur Erschließung des späterhin an Getreide, Baumwolle und Reis reichen Ertrag versprechenden

Irak beitrüge und bis dahin allein schon aus dem Pilgerverkehr genügende Einnahmen brächte. Kerbela bezw. Nedschef blieben die Endpunkte der Kleinbahn, deren Weiterführung in absehbarer Zeit keinen Zweck hätte.

Vorstehende Ausführungen zusammenfassend bin ich also der Ansicht, daß die Trace der Bagdadbahn jenseits des Mons Amanus am zweckmäßigsten über Aintab, Urfa, Mardin, Nesibin, Mosul, Kerkuk, Bagdad und weiterhin möglichst auf dem linken (östlichen) Tigrisufer bis in Höhe von Basra und nur eventuell über Mahommera nach dem Golf weitergeführt würde, mit einer Abzweigung von Bagdad nach Kerbela und Nedschef.

Wenn die heutige Zeit auch schnell lebt und unter dem gegenwärtigen vorwärtsstrebenden Regime der Türkei ein etwa gleichzeitig von Bagdad her in Angriff zu nehmender Bahnbau nicht ausgeschlossen erscheint, wird immerhin noch eine geraume Zeit, ein Jahrzehnt und mehr, vergehen, und schon wegen der auf lange hinaus unbedingt nötigen Garantie manche Schwierigkeit von Bahnleitung und Regierung zu überwinden sein, bis die Bahn so oder so — das mag nunmehr getrost der finanziellen, technischen, kaufmännischen und landeskundigen Beurteilung überlassen bleiben — fertiggestellt ist. Wie überall wird auch hier die Unkultur im Kampfe mit der Kultur unterliegen, und die Bahn gewiß eine Kulturträgerin erster Klasse und späterhin eine der Hauptverkehrsadern der Welt werden. Durch den offenen und natürlichen Widerstand der Wüstenstämme und durch die mehr oder weniger offene, aber ebenso natürliche Gegnerschaft Englands, das hier wie überall jede Annäherung an seine Hochburg Indien so lange als nur irgend möglich zu verhindern sucht und die teilweise widerstreitenden Interessen der englisch-indischen Kaufmannschaft in Bagdad und Bombay vertritt, kann die Vollendung der Bahn wohl verzögert, durch nichts in der Welt aber verhindert werden, denn die Bagdadbahn bildet, und zwar in schleunigster Herstellung, das vornehmlichste Lebensbedürfnis des neutürkischen Reiches.

Angst und Emma.

Von

Georg Hirschfeld.

An einem Aprilmittage kam August Bosselmann viel früher nach Hause, als er sonst in der Zeit des Abiturientenexamens erwartet wurde. Er traf seine Mutter in der Küche an, wo die blasse, kleine Frau mit nervöser Geschäftigkeit das Mittagessen kochte. Diese Tätigkeit versetzte sie immer in eine Erregung, die ebenso gut einem entscheidenden Ereignis ihres Lebens gelten konnte wie dem Weichwerden einer Rinderzunge oder der Evolution eines Auflaufes. Minna, das sechzehnjährige Dienstmädchen, das mit Händen und Füßen helfen wollte, stand ihr immerfort im Wege und schluchzte leise vor sich hin. Sie war heute schon zum dritten Male als „Schaf" bezeichnet worden. Dabei war sie doch ehrlich bemüht und hatte außerdem ein heimliches Überlegenheitsgefühl über ihre zornige Herrin. Schlimm meinte die Frau Doktor es nie, und man mußte ihr auch alles hingehen lassen, wenn man bedachte, daß die arme Frau erst ein Jahr Witwe war und ihren Einzigen jetzt im Examen wußte. Diese philosophische Fassung schien Minna vom Sohne des Hauses gelernt zu haben, denn August ließ sich von dem entsetzten Gesicht seiner Mutter, als sie seiner ansichtig wurde, keineswegs erschrecken. Er küßte sie, nachdem er die Brille abgenommen hatte, und sagte kurz: „Guten Tag, Mama. Heute ist es ein bißchen früher geworden."

„Ein bißchen? Ach, Angst, daß man nie weiß, woran man bei dir ist! Nun hab ich das Fleisch noch nicht gar . . . Ist etwa was passiert? Bei der Prüfung?"

„Nicht das Geringste. Was wird das?"

„Ochsenzunge in Madeira!"

„Feiertagsbraten."

„Nun ja, ich mach schon immer was Gutes für dich. Wo du jetzt so angestrengt zu arbeiten hast, mein armer Junge. Wie lange dauert denn noch das schriftliche Examen?"

„Es ist schon zu Ende, Mama."

„Heute? Und davon weiß ich nichts! Ach, Angst, du machst mich ganz nervös!"

„Wirklich? Was hättest du denn davon gehabt, wenn du's vorher gewußt hättest?"

„So! Ich habe ja nicht einmal erfahren, wann das Examen anfängt!"

„Richtig! Immer mitten mang, sagt der Lateiner."

„Wie dein Vater! Jetzt gestehe mir aber ein für allemal ehrlich, wann das Mündliche anfängt."

„Ich glaube Donnerstag."

„Das weißt du nicht —?"

„Nein, das kümmert mich wenig."

„Warum denn —?"

„Weil ich's nicht mitzumachen brauche."

„Angst!! — —"

„Ich bin heute dispensiert worden. Na, nun weißt du das auch, Mama. Nun ist doch die ganze Aufregung zwecklos. Tatsachen, Tatsachen, Mama."

Frau Bosselmann setzte sich auf einen Küchenstuhl und rang die Hände, indem ihr helle Freudentränen über die Wangen liefen.

„Bestanden also, glänzend bestanden! . . . Dieser Junge! . . . Aber dein Vater hat mir auch erst immer nach einigen Tagen gesagt, ob seine Operationen gelungen waren. So seid ihr. Das ist männlich. Aber du hast ganz recht, mein Junge. Wenn man alles vorher weiß, ist man ihm doch nicht gewachsen. Nein, dieses Glück! Vorbei also, alles vorbei! Minna, freuen Sie sich denn nicht?"

„Jratuliere." Die Kleine war dunkelrot und lachte über das ganze Gesicht. Das dreimalige Schaf war längst vergessen. August gab ihr die Hand.

„Ja, ja," unterbrach jetzt die Mutter pflichtbeladen. „Nun muß aber das Essen fertig werden! Der junge Herr hat Hunger!"

„Lassen Se mir's doch man alleene machen, Frau Dokter. Jetzt verderb ich ja nischt mehr."

„Nein, nein!"

„Überlaß Minna die Vollendung der Ochsenzunge, Mama," bat August, indem er die Brille wieder aufsetzte und nach seinem Hut griff. „Das erhöht das Selbstbewußtsein. Komm 'n bißchen nach vorn. Wir wollen uns doch aussprechen."

Endlich willigte Frau Bosselmann mit großen, ängstlichen Augen ein. Sie bedang sich nur noch das Anrichten des Salats aus. August verließ die Küche und ging, ein Schubertsches Thema summend, durch den halbdunklen Korridor in sein Zimmer. Durch die herabgelassenen Jalousien leuchtete die Vorfrühlingssonne. Eine zarte, behagliche Wärme bat um Einlaß in den kühlen Dämmer. August warf sein Bücherpäckchen auf den Tisch und legte sich auf das Sofa. Es war etwas leer in ihm und beruhigt, aber eine wesentliche Veränderung oder ein Freiheitsgefühl nach dem bestandenen Examen empfand er nicht. Über dem Sofa hing ein großes Porträt seines verstorbenen Vaters. August sah mit seinen dunklen, etwas kränklichen Augen lange hinauf. Er suchte sich zu konstruieren, wie dieser Mann in

seinem Alter ausgesehen, was er nach dem Abiturium empfunden haben mochte. Aber sonderbar, es gelang ihm nicht. Er fühlte sich nicht dem Phantasiebilde, nur dem Bilde, das über ihm hing, verwandt. Der Blick des Vaters, der von Leistung zu Leistung geschritten und das Schwerste leicht genommen hatte, wenn es getan, war auch der seine. Still und kühn, im lächelnden Humor der Bereitschaft — so wollte auch er leben. Die Jahre der Schule waren die erste Treppe in dem Hause, wo sein Leben sich entfalten sollte — rasch erstiegen, rasch vergessen. Was war ein Examen? Ein Resumé. Für ihn gab es in diesen Dingen nur Kürze, Vermeidung jedes Zeitverlustes. Schon deshalb war die mündliche Prüfung von vornherein ausgeschlossen gewesen. Nun kam also das Universitätsstudium. Es war seiner Mutter, die ihres Mannes Jugend an ihm zurückerleben wollte, höchster Wunsch. August wehrte sich nicht dagegen — nur einen Kummer mußte er ihr bereiten: er hatte sich jetzt noch nicht entschieden, welchem Studium er sich zuwenden wollte. Die Mutter sah ihn am liebsten im Beruf seines Vaters, als Arzt. Er hatte Lust dazu, aber auch zum Physiker fühlte er sich berufen, nicht weniger zum Sprachforscher, und seine selbständigen mathematischen Versuche hatten die Lehrer oft in Staunen versetzt. Über dem allen aber regierten in seiner Seele Musik und Philosophie. Nur was Historie hieß, war ihm unangenehm, wie geschmückte Gräber. Brauchte er denn ein Fach? Um mit dem Leben auszukommen, wohl. Er wollte der Mutter zuliebe ins Joch gehen. Über kurz oder lang würden ja doch die großen, dunklen Gestalten, die ihn umlagerten und *sein* waren, als harrende Boten in die Zukunft gesandt werden — diese Gedanken von einsamer Kühnheit, aus einer Kinderseele geboren, aber nur dem Mannesmunde aussprechbar; unerbittliche Richter im Innersten, die sein junges Dasein vom Glück der Kindheit ferngehalten. Er liebte und haßte sie zugleich, aber nur ihnen gehorchte er. Der frühe Dämmer, in den sie sein Wesen gebracht hatten, war Druck und Freiheit zugleich. Immer hatte er sich abseits gefühlt, aber seine Einsamkeit war ihm zur zuversichtlichen Macht geworden.

Ein altes Kind ... Er sah das Vergangene wesenlos entschweben — nur etwas Ernst und Schmerz blieb davon zurück. Des Vaters Bild verdunkelte sich jetzt, denn die Sonne war von Wolken überzogen und leuchtete nicht mehr durch die Jalousien. „Bist du bereit?“ fragte der Vater. „Fühlst du, daß ich dich um nichts gebracht habe? Daß meine Hinterlassenschaft dir viel ersparen wird? Vieles, was wir wissen und wollen, ist in deiner jungen Seele vorbereitet. Du kannst schon erfassen, was du erst erleben wirst. Schreite stark und aufrecht durch die Flut, in der mancher andre, den du glücklicher wähntest, versinken wird. Deine Kindheit ist dir nur scheinbar genommen worden — in Wahrheit wird sie durch dein ganzes Leben gehen, als reiner Acker deiner Saat. Für jene aber ist sie gewesen und verspielt.“

Mit starren Augen blickte August zum Bilde seines Vaters, das die Dämmerung weicher und sprechender gemacht hatte, empor. Die Flügel seiner starken Nase zitterten leise, das energische Kinn war vorgeschoben, und in die hageren Wangen flog Jugendröte. Er wollte ganz gesund sein, froh und

ernst, heiß und kalt, wie er wollte. Schade, daß das viele Lernen seine Augen so schwach gemacht hatte . . .

Jetzt trat die Mutter ein. Sie blieb zögernd an der Tür stehen. „Schläfst du, Angst?" Er lächelte. Das war wieder eine ihrer lieben, unlogischen Fragen, von denen sie nicht loskam.

„Nein, nein, Mama. Komm her. Tu mir nur einen Gefallen."

„Jeden, Kind." Sie setzte sich zu ihm. An ihrer rechten Wange war vom Kochen ein Mehlfleck geblieben. Sie wußte es nicht und sah zärtlich lächelnd über die weiße Schminke auf ihn nieder.

Er hielt ihre Hand fest. „Sage nicht mehr Angst zu mir. Der Schulschluß kann ja der Zeitpunkt sein, wo du die alte Gewohnheit aufgibst und August wieder zu seinem Recht kommen läßt."

„Aber Angst —"

„Mama."

„August, August — daran werde ich mich schwer gewöhnen können. Stört dich denn der Name? Warum denn? Bist du nicht meine Angst?"

„Ich möchte jetzt eben was andres für dich sein."

Sie küßte ihn. „Nun verstehe ich dich, mein Junge. Ich gelobe dir, daß ich immer daran denken werde."

„Na, na."

„Bei Gott. Du weißt doch aber auch, wie man zu der dummen Angewohnheit gekommen ist."

„Ja, ja . . . Ich sollte als Kind zum erstenmal meinen Namen schreiben und wußte nicht, wie das u gemacht wird. Da schrieb ich kurzweg Angst. Angst Bosselmann. Das ist mir geblieben. Aber warum soll man solche nette Kindergeschichte zum Fatum machen."

„Natürlich nicht . . ."

Sie stützte den Kopf in die Hand und sann vor sich hin. Seine Krankheit schien noch einmal nahe an ihr vorüberzuschweben. Dann sagte sie leise: „Ja, ich habe jetzt einen großen Sohn — das seh ich ein. Ach — August, ich möchte dich so gern belohnen. Ja, lächele nicht. In der Beziehung werde ich dich immer als Kind ansehen. Ich möchte dir so gern für alles, was du geleistet hast, etwas schenken — etwas, wovon du für immer etwas hast. Das wäre auch ganz im Sinne deines Vaters. Wünsche dir doch was, mein Junge."

Er sah sie nachdenklich an. „An Wünschen fehlt es mir natürlich nicht. Aber ich finde, ich verdiene noch nichts von dir. Das Abiturium ist was Selbstverständliches. Aber ich kann dir etwas sagen, was dir ein Recht gibt, mich zu beschenken."

„O Gott, klingt das feierlich! . . . Was ist es denn?"

„Ich habe mich entschlossen, Medizin zu studieren."

Sie brach in Tränen aus und umarmte ihn. „Na, na, Mama," bat er leise. „Faß dich doch. Das ist doch nicht so traurig."

Sie richtete sich auf. „Nein, wirklich nicht . . . das ist nicht traurig . . . Nun seh ich dich auf deinem Wege . . . Du kennst mich, mein Junge. Das war *mein* Wunsch. Jetzt sage mir deinen."

„Mach mir einen Vorschlag."

„Wollen wir — wollen wir reisen?"

„Mama! Was hast du für abenteuerliche Gedanken! Du willst reisen?"

„Du nicht? Ich dulde auf keinen Fall, daß du sofort zur Universität gehst. Ich kenne dich. Ein Bummelsemester gibt es für dich nicht."

„Nein, nein, ich bin ja auch für Abenteuer ... Mehr als du denkst ... 'mal raus aus dem stillen Karpfenteich, 'mal weg von der graden, strengen Linie. Ins Bunte, ins Neuland, da, wo der Sturm bläst! Jetzt kommt ja der Frühling, hab ich mir sagen lassen. Ich bin dabei, Mama. Aber wohin soll's gehen?"

Nach kurzem Besinnen zog die Mutter einen Brief aus der Tasche. „Du weißt, daß ich gestern Nachricht von Onkel Ernst bekommen habe."

„Ja, richtig — von Onkel Ernst aus Dachau! Durch das Examen bin ich ganz davon abgekommen. Ich wollte dich schon um den Brief bitten. Onkel Ernst interessiert mich sehr. Er hat ja lange nichts von sich hören lassen. Was schreibt er denn?"

„Es geht ihm gut und Tante Aniela auch."

„Aniela. Sonderbar, wenn du sie plötzlich ‚Tante' nennst."

„Sie ist doch deine Tante."

„Nun ja, ich meine nur — sie steht so außerhalb der Familie. Onkels früheres Modell —"

„Jetzt seine Frau. Ich bitte dich, seit sieben Jahren."

„Ich bin ja ganz dafür. Sie ist mir sympathisch, ohne daß ich sie kenne. Ich bedauere überhaupt, von Onkel Ernst und seinem Leben so wenig zu wissen."

„Das liegt an ihm. Er hat immer sein Künstlerleben für sich geführt, erst in München und später in Dachau. Wenn er mir 'mal schreibt, das kommt immer nur nach Jahren wie eine Naturnotwendigkeit über ihn. Er fühlt sich trotz aller Entfremdung noch ganz als mein Bruder. Übrigens hat er mir ein Bild von Emma geschickt."

„Von seiner Tochter? Ach, zeig her! Wie alt kann sie jetzt sein?"

„Nun — vierzehn denk ich."

August bezwang sein Lächeln, weil die Mutter ihre letzte Antwort zögernd gegeben hatte. Es war ihr offenbar peinlich, von Emmas Alter zu sprechen, nachdem sie eben noch erwähnt hatte, daß ihr Bruder sieben Jahre verheiratet war. Um ihre Verlegenheit zu bemänteln, las sie ihm Onkel Ernstens Brief vor. Da sah August wirklich in das Land der Abenteuer, ins Neuland, wo der Sturm blies, hinein. Süden und Freiheit sprachen aus diesem Brief. Ein bizarrer, aber guter Mensch hatte ihn geschrieben. August mußte oft lachen und hielt dabei das Bild seiner Cousine in der Hand, ohne es betrachtet zu haben. Jetzt aber horchte er besonders auf. Onkel Ernst machte seiner Mutter einen merkwürdigen, schönen Vorschlag. Er wußte von Augusts Examen und schien ihre gegenwärtigen Wünsche geahnt zu haben. Der Witwe und dem jungen Studiosus zur Erholung lud er sie für ein paar Frühlingswochen in sein Haus nach Dachau ein. Dort war Platz genug, ein Wieder-

sehen nach so langer Zeit doch sehr zu wünschen — sie sollten sich kurz entschließen. Aniela, die endlich einmal ihre Bekanntschaft machen wollte, unterstützte seinen Wunsch. Und die Kleine nicht minder.

Jetzt sah August Emmas Bild an. Ja, das war die Tochter dieser Eltern. Ein Kind noch, ein wild erblühtes, aber auch weibliche Reife schon in den großen, dunklen Augen, die fesselose Jugendkraft und Spottlust verrieten. Etwas süß Verwirrendes ging von dem kleinen Kopf aus. Er betrachtete ihn lange.

„Nun, was sagst du?" fragte die Mutter, als sie geendet hatte. Er fühlte, daß er die letzten Sätze des Briefes gar nicht mehr verstanden hatte und errötete unwillkürlich. Rasch gab er ihr das Bild zurück.

„Onkel Ernst gefällt mir immer wieder. Diese stolze, selbstverständliche Art, wie er zu dir von seiner Frau spricht."

„Wie meinst du das?"

„Nun, weiter nichts. Das wird dir ja bewußt sein, Mama — sehr freisinnig hat sich unsre Familie, obwohl Papa 'mal liberaler Abgeordneter war, dem Onkel gegenüber nie benommen."

„Du brauchst Papa keinen Vorwurf daraus zu machen —"

„Tu ich auch nicht. Die Lebensanschauungen sind eben ganz verschieden. Jetzt braucht beiderseits keine Trübung mehr einzutreten."

„Da bin ich ganz deiner Ansicht. Wie stellst du dich aber zu seiner Einladung?"

„Hm. Die Einladung . . ."

„Du siehst dir immer noch Emmas Bild an. Ja, sie ist reizend. Ein süßes Geschöpfchen."

„Ich weiß nicht, ob das die richtige Bezeichnung ist, Mama. Aber gleichviel — die Einladung — die ist eigentlich etwas Großartiges — die nehmen wir selbstverständlich an."

„Gott sei Dank! Das war auch mein Gedanke! Denke dir — München! Du siehst ein großes Stück Welt!"

„Ich freue mich auch auf Dachau."

„Das soll ja ganz in der Nähe sein . . . Ach Angst, mir zittern die Hände. Diese nahe Aussicht! Hinauszukommen! Ist es dir auch wirklich nicht zu abenteuerlich?"

„Ich glaube nicht. Es gibt noch größere Abenteuer."

„Du bist ein Schelm. Lachst deine alte Mutter aus."

„Gewiß nicht. Ich mache dich nur darauf aufmerksam, daß du Strafe zahlen mußt, wenn du wieder Angst zu mir sagst."

„Nein, nein! Also jedes Mal einen Groschen von heute ab! In Dachau bei Onkel Ernst — da würde sich der Name auch gar nicht passen! Nun komm zu Tisch, mein Junge! Nachmittags schreibe ich an Onkel und sage zu!"

Das große Stück Welt tat seine Schuldigkeit. August lebte in München das Leben eines Nachtwandlers am hellichten Tage. Jeden Morgen fühlte er sich klarer und stärker erwachen, aber ob es auch ein Wachwerden im Leben

der andern Menschen war, das wußte er nicht. Seine Kunsteindrücke waren ihm ein heiliges Glück, das er verschlossen hielt — nicht einmal der Mutter sprach er sich darüber aus. Die war eine exklamative Natur, sie schwärmte sofort, und das war es, wovor er sich in der Münchner Lebenswende fürchtete. Er mußte alles in sich verarbeiten, er wollte denken, sein Selbst sondern von dem, was auf ihn einwirkte. So wurde er ernster und einsilbiger als je. Mit der Mutter genoß er nur das äußere, farbige Leben Münchens — in den hell belebten Straßen, im englischen Garten, immer unterwegs. Onkel Ernst kam von Dachau herüber und machte den Cicerone. Er war ein sehr hochgewachsener, hagerer Fünfziger mit großen, blauen Augen, die etwas bezwingend Lebenslustiges hatten. Auf seinem kahlen Scheitel war ein einsames, graues Löckchen — das wehte im Winde, wenn er auf der Straße nach seiner Gewohnheit den Hut in der Hand trug. Jünglingshaft blieb dieser Maler, der auch jetzt erst, nach schweren Jahren der Verkanntheit, künstlerisch zur Geltung kam. August liebte ihn bald in seiner undurchsichtigen, stummen Weise. Er sah mit junger Übertreibung in ihm, was ihm selber gut war, was er niemals erreichen konnte. Es beglückte ihn, wenn der Onkel, der meistens mit der Mutter sprach, ihm einen halb scheuen, halb liebevollen Seitenblick zuwarf, der die Mauer der Fremdheit übersprang und den blassen Stubenhocker an sein junges Herz zog.

Nach viertägigem Aufenthalt in München fuhren sie nach Dachau hinaus. Es war ein heller, etwas stürmischer Aprilvormittag. Die Bäume des Nymphenburger Parkes, an dem sie vorüberfuhren, hatten noch Winterfarben. Nur die Sträucher an der Bahnstrecke zeigten schon Blattknospen, und auf dem Ackerteppich, der in unregelmäßige Vierecke schwarzer Torferde und lichtgrüner Keime geteilt war, weideten Rehe. In acht Tagen war Ostern. „Möchte der Frühling bis dahin Herr sein," war Augusts stiller Wunsch.

Auf dem Dachauer Bahnhof winkte Onkel Ernst einem jungen Mädchen zu, das hinter dem Perrongatter stand und mit Mühe zwei mächtige Hunde festhielt, die sie an einer gemeinsamen Kette führte. Aber ihr lachendes Schelten, ihr Bitten und Rufen nützten nichts — die Hunde hatten den Herrn erkannt und rissen sie mit, indem sie fast den phlegmatischen Billeteur umrannten.

„Ist das Emma?" fragte Frau Bosselmann, die vor solchen Bestien in tausend Ängsten schwebte und hinter ihrem Bruder blieb. „Höchstselbst," erwiderte dieser. Dann nahm er seiner Tochter die Doggen ab und beruhigte die schönen Tiere. Emma, in ihrer eigenartigen, fast knabenhaften Kleidung, ganz frei und von duftiger Frische, schob ihre Radelmütze aus der Stirn und gab den Angekommenen die Hand. Zu ihren überschwenglichen Küssen konnte Frau Bosselmann nicht kommen, denn die Nichte schien nur für kurze Begrüßungen zu sein und ging mit eigentümlich schwebenden Schritten als Führerin voraus. August hatte anfangs kaum das ihm vertraute Bild in ihr wiedererkannt. Ihr lichtblondes Haar war verweht, die feinen Züge gebräunt und überaus lebhaft — aber freilich, der merkwürdig reizvolle Gegensatz ihrer Blondheit und ihrer dunklen Augen machte sie schnell kenntlich. In

der Bahnhofstraße holte er die hastig Voranschreitende ein, da er die ungelenke Verpflichtung fühlte, eine junge Dame nicht allein gehen zu lassen. Jetzt sah er sie höflich von der Seite an. War sie wirklich erst vierzehn Jahre? Wie reif war mancher Zug an ihr, die grade, kleine Nase, die fest geschnittenen Lippen. Freilich die Wangen und die ganze schmale Gestalt, besonders Hände und Füße, hatten etwas Kindliches.

„Das ist Dachau!" rief Emma plötzlich erklärend, indem sie über eine Wiese zur Rechten auf die altbayrische Ortschaft wies, die in einiger Entfernung auf einem Höhenzuge lag. Sie hatte ihre Worte sehr laut gesprochen und mehr an die ihr folgende Tante gerichtet. August erwartete, da er neben Emma ging, eine spezielle Anrede und war von ihrer Art ein wenig gekränkt. Sofort aber ärgerte er sich über diese Empfindlichkeit, die doch eigentlich Eitelkeit war und niemals wieder aufkommen durfte. Er zwang sich zu höflicher Konversation, gab aber auch diese bald auf, als er Emmas verwirrendes Befremden spürte, wenn er etwas nicht Natürliches oder Notwendiges gesagt hatte. Der kurze Weg zu Onkel Ernstens Haus — es lag an der Münchner Straße — wurde für August auf diese Weise ein härteres Examen, als das Abiturium. Neben ihm das hübsche, eigenwillige Mädchen, dessen Spott er beständig fürchtete, um ihn herum die spielenden Doggen, zu denen er als tierfremder Berliner noch keine Beziehungen fand, hinter ihm das laute Gespräch seiner Mutter mit dem Onkel, das von ihm handelte und seine Charaktervorzüge erklärte, ein Thema, das ihm immer besonders peinlich war. Er atmete auf, als das hübsche Landhaus erreicht war. Jetzt kam ihnen Tante Aniela entgegen, eine breit und bürgerlich gewordene, noch immer hübsche Frau mit gutmütigem, gepudertem Gesicht und klugen Augen. Die Begrüßung war ungezwungen, auch von Frau Bosselmanns Seite. Sie hatte zu viel erlebt, um jetzt nicht in der völlig neuen Umgebung bei freien Menschen frei zu sein.

August und seine Mutter wurden in ihre hübschen Dachzimmer geführt, wo sie sich zum Mittagessen fertig machten. Während der Studiosus sein widerspenstiges, schwarzes Haar kämmte, hörte er auf dem Gartenkies unter seinem Fenster leichte Schritte. Vorsichtig sich auf die Zehen hebend, blickte er hinaus. Da war sie. Mit einer großen, grünen Kanne begoß sie die Tulpen und Hyazinthen. Heiter und rasch, mit den Pflanzen, die sie zuweilen mutwillig anspritzte, in einer persönlichen Art verwandt — wie eine Elfe in ihrem Bereich. Schnell trat er in das Zimmer zurück, da er befürchtete, daß sie zu ihm hinaufsehen könnte. Während er vor dem Spiegel stand, seine goldene Feiertagsbrille aufsetzte und einen prüfenden Blick auf seine Gesamterscheinung warf, beschloß er die interessante Cousine zum psychologischen Spezialstudium zu machen. Dieser Beschluß beruhigte nicht nur sein pochendes Herz, sondern beglückte ihn auch eigentümlich, denn hierdurch glaubte er in ihrer Nähe bleiben zu können, ohne seine männliche Überlegenheit zu verlieren, die ja wirklich ernsteren Dingen gehörte, als den Reden und Bewegungen eines kleinen Mädchens. Er freute sich darauf, einmal ganz kühl und sachlich eines der seltsamen Menschenwunder, an denen er sonst vorübergehastet, in

der Nähe betrachten zu können. Sie war ja seine Cousine. Fast regte sich noch ein andres, völlig neues Gefühl in ihm — er konnte sie nasführen, die selbstbewußte Kleine, die ihn wohl verwirren wollte . . .

„Angst!" rief jetzt die Mutter aus dem Nebenzimmer. „Es ist die höchste Zeit! Wir müssen zu Tisch gehen!" Es traf ihn wie ein Stich, daß die Vergeßliche ihn in diesem Augenblick wieder bei dem alten, törichten Namen rufen mußte. Keinen Groschen, hundert Mark Strafe hätte er sie dafür zahlen lassen mögen. Dann nahm er sich aber zusammen und ging mit der Mutter hinunter.

Nach Tisch führte Onkel Ernst den Neffen in sein Atelier hinauf. Zum erstenmal befand sich August in einer Werkstatt der Phantasie, und den alternden Maler überkam vor dieser absoluten Gläubigkeit eine Rührung, die ihm jegliche Spottlust nahm. Er hatte wohl noch mehr von Augusts Äußerungen, als dieser von seinen Bildern. Seltsam ermutigt fühlte sich Onkel Ernst von dem Besuch der Jugend und zog den Neffen jetzt in ein ernstes, großes Gespräch. August, nun wieder ganz frei und beredter, als der Onkel ihm zugetraut hatte, gab seinen begeisterten Anschauungen freien Lauf. Am Abend wandte sich Onkel Ernst, als Aniela mit den „Kindern" auf die Veranda hinausgegangen war, um den Mondaufgang zu bewundern, an seine Schwester und sagte, ihr über den Tisch die Hand reichend, bewegt: „Ich gratulier dir übrigens zu deinem Jungen, Mathilde. Ich finde ihn ganz famos."

Frau Bosselmann errötete vor Freude — so zu sprechen war sonst nicht die Art ihres Bruders. Sie nickte nur und hielt seine Hand fest.

„Will er denn wirklich Arzt werden?"

„Natürlich! Wie sein Vater!"

„Er ist aber doch ganz anders als sein Vater. Bei aller Hochschätzung für den seligen Heinrich gesprochen! Du weißt, daß ich die habe, Mathilde, obwohl er mich nie verstanden hat. In August muß etwas Künstlerisches stecken."

„Meinst du? . . ."

„Und belesen ist der Junge — unheimlich. Ich bin ja der reine Banause dagegen. Alles kennt er, alles weiß er. Schopenhauer zum Beispiel. Dabei kann man nicht 'mal sagen, daß er frühreif ist. Er hat einen männlichen Verstand. Trotzdem tut er mir eigentlich leid. Du mußt mich recht verstehen, Mathilde. Er ist so ernst, so beladen — es entgeht ihm doch eigentlich viel. Ich glaube, man sollte ihn jetzt noch 'mal zum Leben erwecken."

„Wie sollte denn das geschehen? . . ."

In diesem Augenblick trat Emma lachend ins Zimmer zurück. „Doch, doch!" rief sie spöttisch. „Ich bring es schon! Jawohl!"

„Was denn, Maus?" fragte der Vater.

„August friert draußen und will es nicht eingestehen! Der arme August! Da bring ich ihm seinen Mantel!"

„Das ist recht, mein liebes Kind!" rief Frau Bosselmann voll Überzeugung.

„Nicht wahr, Tante!" erwiderte Emma mit frommem Augenaufschlag. Dann flog sie übermütig hinaus. Onkel Ernst, der bemerkte, daß seine

Schwester doch ein wenig befremdet war, sagte lächelnd: „Unverschämter Fratz . . . Aber sie meint es gut, Mathilde."

Das „psychologische Spezialstudium" hatte große Schwierigkeiten. August mußte es in den nächsten Tagen erfahren. Er war viel mit Emma beisammen, zu viel für das klare, sachliche Bild, das er sich von ihr machen wollte. Er gewann keinen Standpunkt. Die Sicherheit, die er in seinen harten Arbeitsjahren errungen glaubte, verflog vor diesem Wesen. Was er an ihr bewunderte, daß sie sich unmittelbar so gab, wie sie war, er konnte es bei sich selber nicht erreichen. Während er noch reflektierte, wie er wohl am feinsten und natürlichsten auf ihre Reizungen antworten sollte, wandte sie sich schon von ihm ab und eilte weit voraus. Betrübt erkannte er, daß seine Natürlichkeit, durch den Filter der Reflexion gelassen, unnatürlich wurde und, weil sie ihr gefallen sollte, sicherlich mißfiel. Er behielt in Emmas Gegenwart etwas Dünnes und Dürftiges, das vernichtende Scheltwort „kurzsichtiger Bücherwurm" sah er täglich auf ihren roten Lippen und hörte es fast ausgesprochen. Er dankte es ihr, daß sie ihn nicht hänselte und die Gefahr, ein dummer August zu werden, von ihm fernhielt. Er stolperte oft, er bemerkte, daß es häßlich war, ungepflegte Nägel zu haben, und zwang sich, hinter seiner scharfen Brille nie zu schielen. So kam er von Zerknirschung zu Zerknirschung. Es war ein tief trauriger Niedergang seiner erhabenen Einsamkeit in Berlin. Dabei war es nicht einmal der Respekt vor seiner überlegenen Bildung, der Emma Schonung diktierte. Hätte er Gelegenheit gefunden, ihr als Philosoph oder Naturforscher gegenüber zu treten, dann wäre er für immer obenauf gekommen. Aber sie hatte gar zu wenig Interessen. Ihre Hunde waren ihr lieber als Kant und Schopenhauer, und ihre Naturkenntnisse zog sie lediglich aus täglicher Erfahrung. Dabei war sie durchaus nicht dumm. Sie hatte sogar Humor und blieb ihren Freundinnen weit überlegen.

Diese Freundinnen! Zum Glück kamen sie nicht oft aus der Nachbarschaft herüber. Waren sie aber einmal alle da, die dicke Trude und die lange Lise, die rothaarige Adelheid und die wulstlippige Ella, dann wurde es zum ständigen Programm, Herrn August Bosselmann zu umringen und zu lachen, zu lachen, kindisch, ohne Witz — nur daß sie daheim erzählen konnten: „Gott, haben wir gelacht!" Einmal riß ihm die Geduld, als sie eine ganz dezente, künstlerische Frage, die er aufgeworfen, durchaus nicht ernst nehmen konnten. Er mußte es sich versagen, ihnen „Gänse!" ins Gesicht zu brüllen, ging aber ohne Abschied in das Atelier hinauf und spielte, da der Onkel nicht anwesend war, auf seinem Klavier eine Beethoven-Sonate. Ingrimmig hörte er dabei die Gänse im Garten weiter schnattern. Er war ja doch allein. Im brausenden Rondo überwand er auch Emma. Sie hörte ihm nicht zu. Oder hatte sie am Ende doch zugehört? Später, nach dem Mittagessen, trat sie plötzlich an ihn heran, die Unbegreifliche, und sagte: „Du spielst ja famos, August — das hab ich gar nicht gewußt."

Er fuhr jetzt, um allen Fährlichkeiten auszuweichen, täglich nach München hinüber, unter dem Vorwand, daß er sich vor der Heimkehr noch ganz in die Sammlungen vertiefen müsse. Als er eines Vormittags zum viertenmal aufbrach und sich rasch von Emma verabschiedete, bemerkte er, daß sie verstimmt war. Sie blitzte ihn mit ihren dunklen Augen an — es sollte Spott sein, war aber Vorwurf und Schmerz, das fühlte er sofort. Er fragte sie bestürzt, ob sie ihm etwas übel genommen habe. „Ein bißchen," war die kurze Antwort.

„Aber Emma! Was denn?"

Sein Ausruf hatte so warm geklungen, daß sie ihn überrascht ansah und seltsamer Weise ernst wurde. „Man hat hier gar nichts mehr von dir," sagte sie, trotzig an ihrer Schürze basselnd. „Warum forderst du mich denn nie auf, mit nach München zu kommen?"

„Aber um Gotteswillen, Emma! Ich weiß doch nicht, ob sich das —"

„Ob es sich schickt? Ach so! Na ja! Natürlich! Darum! Schickt, schickt, schickt!" In ihrem Zorn kopierte sie quäkend irgendeinen abscheulichen Philister, nicht ihn.

Von heimlicher Freude, die fast Schadenfreude war, erfüllt, fand er jetzt Fassung und Würde. „Es wird mir selbstverständlich eine Ehre und ein Vergnügen sein, dich in die Pinakothek zu begleiten."

„Nein, nein, ich habe zu Hause zu viel zu tun. Ich sprach nur von der Aufforderung. Aber ich will 'mal glühende Kohlen auf deinem Köpfchen sammeln. Kommst du nachmittags zurück? Dann mach ich mit dir einen großen Spaziergang. Ohne die Hunde, wenn sie dich nervös machen."

Er drückte ihr feurig die Hand, und sie riß sich lachend los. Er fuhr nach München, aber die alten Meister begriff er heute nicht.

Nachmittags war er wieder in Dachau. Emma empfing ihn mit einem heißen Tee. Sie stärkten sich rasch und verließen dann das Haus. Die Sonne senkte sich schon am Horizont — so kamen sie in die schönste, durchleuchtetste Stunde. Nur schade, daß Emma heute ihren ganz verdrehten Tag zu haben schien. Sie hüpfte, die Hände am Rücken, ihm voraus über die rauhe Wiese hin und pfiff dazu eine Art Gassenhauer, La petite Tonquinoise, die, wie August schon mehrmals erfahren hatte, das Lieblingsstück beim letzten Fasching gewesen war. Wenn ihr Pfeifen besonders gellend und für Augusts musikalische Ohren enervierend wurde, wandte sie sich nach ihm um und lachte ihm ins Gesicht. Das ging so eine Viertelstunde. Dann taten ihr wohl die Lippen weh, und sie blieb wieder an Augusts Seite. Er hatte bemerkt, daß sie ihn reizen wollte. Ihr Lachen beantwortete er nur mit einem stillen, vielsagenden Lächeln, dessen Wirksamkeit ihm unzweifelhaft war. Jetzt wollte er *sie* ein bißchen quälen. Gesprochen wurde kein Wort. Mit dunklen, zufriedenen Augen blickte er auf die abendlich goldene Ebene. Da begann sie plötzlich das Gespräch.

„Du, Moltke — jetzt pfeifen *Sie* was!" Sie bezwang kaum ihre tolle Heiterkeit.

„Ich kann nicht pfeifen."

„Na, ein bißchen! Beethoven!"

„Beethoven pfeift man nicht," erwiderte er grimmig.

Jetzt schüttelte sie sich. „Das ist ja klassisch! Beethoven pfeift man nicht! Ich dachte! Danke bestens für die Belehrung!"

„Recht gern geschehen."

„Sind Sie immer so liebenswürdig beim Spazierengehen?"

„Warum siezt du mich plötzlich?"

„'mal was andres."

Nach einer Weile, die er fest entschlossen mit trotzigem Stummsein ausgefüllt hatte, rückte sie ihm ganz nahe, so daß er ihren warmen, kindlichen Atem spürte, und legte die Hand auf seinen Arm. „Du . . ."

„Hm?"

„Warum trägst du eigentlich 'ne Brille?"

„Weil ich sehr kurzsichtig bin."

„Trage doch einen Zwicker — mir zuliebe! Paß auf, dann fühlst du dich viel jünger!"

Was war das für eine seltsame Anspielung. Sie trieb ihn in die Enge. Aber er lächelte. Das blieb wirksam. Achselzuckend erwiderte er: „Wenn's davon abhinge . . ."

„Warum bist du eigentlich so ernst? Nur weil dein Vater gestorben ist?"

Er sah sie schnell von der Seite an. Jetzt wollte er *ihren* Ernst kennen lernen. Den hatte sie jetzt natürlich und stärker, als er vermutet hatte. Sie sah zu Boden und hatte ein ganz kleines, nachdenkliches Gesicht. Dankbarkeit ergriff ihn dafür, aufwallende Dankbarkeit — o, viel zu sehr.

„Nicht nur darum," erwiderte er leise, aber nicht weich. „Ich bin immer viel allein gewesen — als einziges Kind —"

„Ich bin ja auch das einzige."

„Gewiß — aber deine Kindheit war doch wohl ganz anders, Emma. Ich, wie gesagt, ich habe mir schon ganz früh vorgenommen, nur einer großen Aufgabe zu leben und —"

„Aufgabe? Damit meinst du wohl deine Mutter?"

„Selbstverständlich. Mehr aber noch meinen Beruf."

„Was willst du denn werden?"

„Zunächst Mediziner."

Sie lachte wieder. „Zunächst? — Und nachher am Ende Jurist? Und schließlich Theologe? Du hast dir wohl ein ganzes Programm gemacht?"

Er biß sich auf die Lippen. „Das nicht . . . Aber ich bin wirklich noch zu jung, um mich jetzt schon klar entscheiden zu können."

„Werde nur nicht Künstler!"

„Wie kommst du darauf?"

„Na, das werden jetzt so viele, die kaum was los haben und nachher wie traurige Heringe auf dem Trockenen sitzen. Mein Vater kann gewiß was — aber der ist erst mit fünfzig Jahren richtig durchgedrungen, und im fünfzigsten wollte er sich noch beinahe aufhängen. Ja, ich glaub's!"

Sie lachte und hüpfte wieder voraus. Ihm graute, während er ihr nachsah, aber er konnte ihr Wesen doch nicht häßlich oder gar gemein finden. Sie war zu leicht, zu licht, zu unwirklich. Sie hing keinem überwundenen Gefühl nach. Sie war ihres Vaters Tochter, wie er seiner Mutter Sohn war. Beneidenswert und nicht von dieser Welt. Oder gerade? — — Er schüttelte den Kopf und folgte ihr langsam auf einen schmalen Pfad, der durch Weidengebüsch von einem reißenden Bach getrennt war. Das Gewirr der Ruten bedeckten silbergraue Kätzchen — erste Frühlingskinder. Lustig funkelten die kleinen Wellen dahinter — ihr Plätschern hatte einen ähnlichen Ton wie Emmas Lachen. Sie wandte sich plötzlich zu ihm um. „Hier bade ich immer!" rief sie herausfordernd.

„In welchen Monaten?" fragte er, obwohl er fühlte, daß die Frage gedankenlos war.

„Willst du das ganz genau wissen? Im Juli und August natürlich — jetzt ist das Wasser eiskalt. Kannst du schwimmen?"

„Jawohl!"

„Ich dachte, das kannst du nicht."

„Ich kann vielleicht manches, was du nicht denkst."

Ruhe, Ruhe. Er wollte nicht grob werden. Nur mit den feinen Waffen ihrer Grazie kämpfen. Wunderlich rauschten ihre Schritte im gelben Wintergras. Noch blühte kaum eine Blume. Emma hielt eifrig danach Ausschau. Sie bat auch ihn darum, und er versprach es, obwohl er wußte, daß seine Kurzsichtigkeit nicht viel entdecken konnte. Als sie schon ziemlich weit hinausgekommen waren, fand Emma ein kleines Beet von gelben Huflattichblüten. Entzückt warf sie sich auf die Erde und betrachtete, die Hände aufgestützt, wie ein glückliches Kind die eben geschaffene Frische. August sah mit verschränkten Armen einer roten Abendwolke nach.

„Laß jetzt die Wolken Wolken sein!" rief Emma. „Knie dich hin, August, hilf pflücken!"

„Willst du gleich abreißen, was dich so erfreut hat? Sollen sich nicht noch andre daran freuen?"

„Ach was, andre! Die Torfbauern? Den Huflattich bring ich Papa!"

August gehorchte. Er kniete ebenfalls und pflückte mit ernster Sachlichkeit die gelben Sternchen ab. Sie aber machte natürlich bald ein Spiel daraus und wettete mit ihm, wer mehr gepflückt haben würde.

„Da brauch ich gar nicht zu wetten," sagte er lächelnd, als sie sofort wie eine wilde Katze herumfuhr und an sich raffte, was sie erreichen konnte.

„Streng dich nur an!"

Es war auf eine neue Quälerei abgesehen. Das machte sie toller und toller. Plötzlich griffen beide nach derselben Blume. Emma, die über Augusts Körper fortgreifen wollte, verlor den Halt und fiel mit wildem Lachen auf ihn. Er spürte ihre heiße Jugend, und ein schlimmer Moment machte ihn fassungslos. Er tat das Unbegreifliche — er hielt ganz still, wie ein treues Pferd, das seine Herrin auf sich fühlt, und kostete die Berührung aus. Ihr Gesicht konnte er jetzt nicht sehen, aber er wunderte sich entzückt, daß sie

sich nicht emporrichtete. Nach einer ewigen Minute gab sie ihm einen Klaps und sprang in die Höhe. Auch er erhob sich, tief errötend, und lachte sie an. Sie erwiderte seinen Blick, als wollte sie sagen: „Du bist ein ganz Heimlicher!" Dann raffte sie die Blumen zusammen und ging mit etwas wirrem Lächeln weiter. Jetzt fühlte er das Thermometer seines Mannesmutes langsam auf „Überlegen" steigen. Aber er fürchtete ihre Rache — mehr als je blieb er auf seiner Hut.

Emma blieb plötzlich stehen. „Wir müssen umkehren, sonst wird es zu spät."

„Gehen wir denselben Weg zurück?"

„Keine Spur! Das tu ich nie! Wir gehen über den Bach und drüben durchs Kulturholz!"

„Wo gehen wir über den Bach?" Er sah sich suchend um, da er keine Brücke entdeckte.

„Bist du denn blind? Siehst du die wunderschöne Brücke nicht?"

„Wunderschöne . . .? Ja, erlaube 'mal — du meinst doch nicht etwa den halbzerknickten Baumstamm da, der auf dem Wasser liegt?"

„Halb zerknickt? Er liegt auf diesem und auf jenem Ufer fest. Die Brücke ist ganz sicher. Da gehen alle Bauern hinüber."

„Ich habe nichts gegen die Bauern, aber ich werde mir den Übergang versagen müssen. Ich bin dermaßen kurzsichtig, daß ich sicher fehltreten und ein unfreiwilliges kaltes Bad nehmen würde."

„Ach, das glaub ich gar nicht! Deine Kurzsichtigkeit schützt du nur vor! Du hast einfach nicht den Mut!"

„Liebe Emma, über diesen Verdacht kann ich lächeln. Das Wasser ist so reißend — der Baumstamm hat kein Geländer — ich werde ganz sicher schwindlig. Wozu soll ich solche Dummheiten machen?"

Sie war für seine Vernunftgründe nicht zu haben und wandte ihm trotzig den Rücken. Er haßte sie in diesem Augenblick. Ihr Wesen war im Grunde tief beleidigend. Aber er blieb ruhig. Mit etwas finsterer Bereitschaft sah er ihr zu, als sie sich dem Steg näherte und stehen blieb. „Lächerlich," sagte sie halblaut. „Ich bin schon xmal hinübergegangen, im Trab sogar. Diesmal tu ich's natürlich auch. Und das will ein Mann sein! Na!" Sie betrat den Baumstamm und eilte leichtfüßig wie ein Seiltänzer hinüber. Am andern Ufer machte sie „bäh" und lachte ihn aus.

„Bravo," sagte er ruhig. „Das ist ein gefährliches Kunststück. Wie du in der Mitte warst, senkte sich der Stamm bis aufs Wasser nieder und krachte. An der Stelle muß er schon gebrochen sein."

„Unsinn — der hält noch lange. Na, willst du nun wirklich drüben bleiben, alter Herr, und mich allein durch den Wald nach Hause gehen lassen? Der Weg ist näher — ich kann deiner Mama Grüße bestellen, bevor du ankommst, und sie deinetwegen beruhigen!"

Kurz entschlossen näherte er sich dem Steg. „Ich schätze dich, Emma," erwiderte er, ohne sie anzublicken. „Schon darum möchte ich vermeiden, daß du hier weiter Reden führst, die — die dich entstellen."

„Oho!"

„Ja, ich bin ein ehrlicher Kerl — ich sage immer, wie ich's meine. Selbstverständlich komme ich jetzt zu dir hinüber und lasse dich nicht allein nach Hause gehen."

Er betrat den Baumstamm. „Warte noch!" rief sie rasch, und es leuchtete seltsam in ihren großen Augen. Sie war kein Menschenwesen mehr, wie sie so vor dem dunklen Walde stand, vom Abendlicht übergossen. Wie ein Dryade schien sie ihm. „Warte! Ich will dich ganz sicher machen! Es täte mir ja leid, wenn August sich erkältet, denn August ist empfindlich, August . . ." Mit tollen Sätzen war sie, ehe er sich's versah, über den Steg gelaufen, starrte ihm lachend ins Gesicht, als sie dicht vor ihm stand, und lief dann wieder zurück. Der gebrechliche Baumstamm ächzte.

„Emma!" rief August angstvoll.

Sie hörte nicht auf ihn. „Angst!" rief sie spottend. „So nennt dich doch Mama, nicht wahr? Ich hab es schon gehört! Angst, das finde ich prachtvoll! Muttersöhnchen, ich lauf jetzt dreimal hin und zurück, damit du mir nachkommst!"

Er zürnte ihr nicht, er wollte sie nur retten, aber im nächsten Augenblick war das Unglück schon geschehen. Der Balken splitterte, ein kurzer Krach, ein Schrei von Emma, und er sah sie mit der reißenden Flut des Baches kämpfen. Sofort warf er den Rock ab und stieg in das seichte Uferwasser. Sie konnte seine Hand erreichen, und so zog er sie mit einem Ruck aufs Trockene. Vollständig durchnäßt und vor Kälte zitternd, hockte sie mit geschlossenen Augen am Boden. Auf den Wellen trieben inzwischen die gelben Blüten fort, die sie gepflückt hatte. Er bemühte sich um sie, ganz Mitleid, ganz Bruderzärtlichkeit. Am meisten fürchtete er eine Ohnmacht, denn er hatte außer seinen wärmenden Händen nichts, womit er ihr helfen konnte. Auch er war durchnäßt. Der Abend wurde kalt. Doch da lag ja sein Rock, der war noch trocken. Er wollte ihn um ihre Schultern legen.

„Nein!" rief sie und stand, an allen Gliedern zitternd, mit übermenschlicher Anstrengung auf.

„Sei vernünftig, Emma!"

„Deinen Rock nimmst du! Ich werde dir für meine Hirnverbranntheit nicht noch deinen Rock nehmen!"

„Ich will es aber, ich befehl es dir!"

Sie starrte ihn an. Das Unerwartete geschah — sie lächelte seltsam, schwieg und ließ sich das Kleidungsstück umhängen. „Du bist aber empfindlicher als ich," sagte sie dann fast schüchtern.

„Woher weißt du denn das? Ich habe wenigstens einen widerstandsfähigen Willen!"

Diese Worte prägten sich ihr tiefer ein als er ahnte. „Weißt du was, August?" sagte sie jetzt hastig in verändertem, freundlichem Ton, während ihr die Zähne klapperten. „Wir nehmen alle Kraft zusammen und machen einen Dauerlauf nach Hause!"

„Das wäre freilich das Gescheiteste. Aber ich fürchte, du hältst es nicht aus. Gestatte mir wenigstens, daß ich dich darauf vorbereite."

Sie erwiderte nichts und ließ es wie ein furchtsames Kind geschehen, daß er vor ihr hinkniete und ihre schmalen, eisigen Glieder zwischen die Hände nahm und tüchtig durchschüttelte. Lächelnd sah sie auf seinen Eifer nieder.

„Ich glaube, du willst nur dabei warm werden," flüsterte sie. Er hörte nicht darauf und war in einigen Minuten fertig. Sie fühlte sich erfrischt und half ihm aufstehen. Als sein Kopf an ihren Lippen vorüberkam, drückte sie ihm einen raschen Kuß auf die Stirn. „So," sagte sie dann. „Ich danke dir. Verzeihst du?"

„Ist nichts zu verzeihen." Er spürte ihren Kuß wie eine Rettungsmedaille, nahm sie bei der Hand und kommandierte „Los!" Lachend sprangen sie querfeldein, den kürzesten Weg zu Onkel Ernstens Villa. Sie kamen heim, bevor es dunkel wurde. Noch waren die Mütter nicht ängstlich geworden, aber ihre feuchten Kleider — die verrieten alles. Da nahm Emma, bevor sie ins Haus traten, ihren Vetter beiseite und flüsterte: „Bitte, bitte, finde eine Ausrede! Warum wir so naß geworden sind! Sage nicht, wie's gewesen ist! Ich ertrage alles, nur nicht Vaters Spott!"

„Ich werde mich schon richtig benehmen, Emma. Glaubst du übrigens, daß mir das Schwindeln so leicht wird?"

„Nur Notlügen! Für eine Dame!" . . .

Als sie den Eltern gegenüberstanden, erzählte August zu Emmas Erstaunen sofort eine lange, durchaus glaubwürdige Geschichte ihres Abenteuers. Schuld waren nur die Torfbauern, die eine so skandalöse Brücke über dem Wildbach ließen. Ganz gemächlich, in ein Kunstgespräch vertieft, seien sie hinüber gegangen. In der Mitte habe der tückische Steg sich plötzlich krachend geteilt. Beide seien ins Wasser gefallen. Jeder aber habe mit seiner gesunden Natur sich selbst gerettet. Frau Bosselmann brach jetzt noch in Tränen aus, obwohl sie ihren unversehrten Sohn vor sich hatte. Sie rief, die Hände ringend: „Angst!"

„So heißt er nicht," sagte Emma mit großen, ernsthaften Augen.

Sie sprangen auf Geheiß des Vaters in ihre Zimmer, um sich vor dem Abendessen umzukleiden. Auf der Treppe packte Emma mit heißem Griff Augusts Hand. „Du bist der anständigste Mensch, den ich kenne!" rief sie und lief davon.

„Und du bist das holdeste Mädel," tönte seine stumme Antwort. Im Zimmer blieb er noch eine Weile am Fenster stehen und starrte in das Dunkel hinaus. Ein himmlisches Geigen, ein Jubeln und Sehnen durchströmte seine zitternde Gestalt. Ihm war nicht kalt. „Ich glaube, ich werde noch jung" — so flüsterte er. „Ich glaube, die wird meine Frau." Und emporblickend entdeckte er zwischen treibenden Wolken am Himmel seinen Stern.

Zur Erdbebengefahr in Süditalien.

Mythologische und baugeschichtliche Betrachtungen.

Von

Max Gg. Zimmermann.

An keiner Stelle der Erde hatte nach der Meinung der Griechen der Meeresbeherrscher Poseidon seinen Dreizack, mit dem er die Erdbeben hervorrief, so tief in den Leib der Erde gestoßen als bei Rhegion, der Stadt, nach der sie die Meerenge von Messina benannten. Dort hatte er in der Vorzeit die Insel Sizilien von dem italischen Festlande, mit dem sie ursprünglich zusammenhing, abgespalten. In der Tat, die Küste steigt beiderseits so zackig und unruhig empor, als wäre das Gebirge, das hier und dort aus dem gleichen Gestein besteht, durch einen scharfen Riß unmittelbar auseinandergebrochen. Daß die griechische Mythe gerade dem Meeresgott den erderschütternden Dreizack in die Hand gegeben, beruhte auf der ganz richtigen Beobachtung, daß namentlich die Meeresküsten und Inseln den Erdbeben ausgesetzt sind. Ein homerischer Hymnus (22, 2) nennt Poseidon *γαίης κινητῆρα καὶ ἀτρυγέτοιο θαλάσσης*, „den Erschütterer der Erde und des unfruchtbaren Meeres", und Aristophanes bezeichnet ihn in den „Wolken" (566) als *τὸν μεγασθενῆ τριαίνης ταμίαν, γῆς τε καὶ ἁλμυρᾶς θαλάσσης ἄγριον μοχλευτήν* „den Verwalter des mächtigen Dreizacks, der Erde und des salzigen Meeres zornigen Erschütterer." Das ganze meerumschlungene Gebiet, auf dem sich die griechische Kultur entwickelte, Griechenland selbst, Kleinasien, sowie Unteritalien und Sizilien, wurde oft von Erdbeben heimgesucht. Die ganze vielgegliederte Küste, mit ihren zahlreichen Buchten, Klippen und vorgelagerten Inseln zeigte nach der Meinung der Griechen die Spur von den Stößen des Poseidon; die Inseln des Ägäischen Meeres, namentlich die Sporaden, verdankten ihr Dasein einer gewaltigen Erdbewegung der Vorzeit, womit die Griechen wohl ungefähr das Richtige trafen. Prachtvoll schildert Homer in der Ilias (20, 56 ff.) das Erdbeben und das Gewitter, das oft damit verknüpft ist, bei der Beteiligung der Götter am Kampf vor Troja:

> Graunvoll donnerte nun der Menschen und Ewigen Vater
> Oben her; und von unten erschütterte Poseidaon
> Weit die unendliche Erd' und der Berg' aufstarrende Häupter.
> Alle sie wankten bewegt, die Füße des quelligen Ida,

Bis zu den Höhn, auch Ilios Stadt und der Danaer Schiffe.
Bang auch erschrak dort unten des Nachtreichs Fürst Aidoneus;
Bebend entsprang er dem Thron, und schrie laut, daß ihm von oben
Nicht die Erd' aufrisse der Landerschüttrer Poseidon,
Daß nicht Menschen erschien' und Unsterblichen seine Behausung,
Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovor selbst grauet den Göttern.

Das furchtbare Erdbeben in Süditalien und Sizilien vom 28. Dezember 1908 hat die Welt um so mehr in innerster Seele ergriffen, als jene Gegenden, wenn sie auch nicht jahrhundertelang der Mittelpunkt geschichtlicher Entwicklung waren, wie Athen und Rom, so doch nicht weniger tief der Phantasie der nachlebenden Völker eingeprägt sind. Wohl kein andrer Teil der Erde ist so reich von der Sage verschiedener Zeiten umsponnen; und vieles davon gehört zu dem Frühesten, was wir in der Schule in uns aufnehmen. Schon als Knaben begleiteten wir den Dulder Odysseus auf seine Fahrten in jene Gegenden und lernten das Gedicht über den aus Reggio, dem antiken Rhegion, stammenden Dichter Ibykos und das Gedicht vom Taucher auswendig, der sich vor Messina in die Tiefe des Meeres nach dem goldenen Becher hinabstürzt. In der „Bürgschaft" sehen wir den Freund, der nach Syrakus eilt, durch die zum reißenden Strom angeschwollene Fiumara aufgehalten. In allen Sagen hallt der Schrecken wider, den diese Gegenden wegen ihrer Vulkane und der Erdbeben stets eingeflößt haben. Vergebens sucht dagegen das Heiterprächtige, das die Landschaft, ein wahrer Garten Eden, durch ihre Fruchtbarkeit hat, aufzukommen. Wohl führen die Söhne Poseidons, die Kyklopen, an den Hängen des Ätna ein idyllisches Hirtenleben, indem sie behaglich ihre Schaf- und Ziegenherden weiden, sie melken und Käse bereiten, aber sie sind ungeschlachte, einäugige Riesen, die Menschen fressen. Wohl entspinnt sich nach Theokrit und Ovid zwischen der Nymphe Galateia und dem schönen Jüngling Akis ein anmutiges Liebesidyll, aber über das glückliche Paar bricht der Zorn des Kyklopen Polyphem herein, der nach den Umarmungen der Nymphe vergebens seufzte und den Nebenbuhler durch einen Steinwurf tötet. Wenig hilft es, daß die Sage zum Schluß sich wieder zum lieblichen Idyll wendet, und aus dem Blute des schönen Jünglings den Bach Acis entstehen läßt, der noch heute bei Acireale ins Meer strömt. Wohl kommt in der Sage von den Listen des Odysseus, mit denen er den täppischen Polyphem betrügt und blendet, ein wohliger Humor zum Ausdruck, aber doch auch sie ist mit dem Schrecken verknüpft, daß der Kyklop sechs von den Genossen des Odysseus verspeist. Ausschließlich das Grausen herrscht in der Sage von den beiden Ungeheuern, der Skylla und Charybdis, deren einem jeder Vorüberfahrende zum Opfer fallen mußte. Die Schrecken des Strudels der Charybdis werden auch in der, wohl nicht ganz erfundenen, Erzählung vom Taucher geschildert. Voll dem Geiste der Sagen jener Landschaft entsprechend, hat Schiller das Grauen der Charybdis phantastisch ausgemalt. Die Gefahren der Winde an jenem klippenreichen Gestade werden veranschaulicht dadurch, daß die Liparischen Inseln zum Sitz des Windgottes Aiolos gemacht wurden. Nicht nur trieb der Sturm das Schiff gegen die gefahrdrohenden felsigen Ufer, sondern das Land kam dort dem Schiffe entgegen, weil des Aiolos Insel nach der Vorstellung Homers umherschwamm.

Auch der Feuergott Hephaistos hatte auf den Liparischen Inseln, die im Altertum in lebhafter vulkanischer Tätigkeit waren, seine Werkstatt. Noch das Mittelalter hat den einsam aus dem Meer emporsteigenden Hauptvulkan Stromboli mit unheimlichen Sagen umflochten. In seinen Krater war Karl Martell gebannt, und hier war der Eingang zum Fegefeuer: heimkehrende Kreuzfahrer hatten deutlich das Jammern der gequälten Seelen gehört und ihre flehentliche Bitte, daß die Mönche von Clugny für ihr Heil beten sollten. Die Furcht vor den Erdbeben, die in der Sage so viele Schrecken auf diese Gegenden gehäuft, hat es wohl auch verursacht, daß sich das Leben der Antike hier weniger reich entwickelte als sonst in Sizilien und Unteritalien.

Sehr weise haben die Griechen auf die häufigen Bodenerschütterungen in der Gestaltung ihrer Bauten Rücksicht genommen.

Um möglichste Erdbebensicherheit zu erzielen, muß man entweder sehr schwer oder sehr leicht bauen. Das letztere Prinzip befolgen bis auf Ausnahmen der neuesten Zeit die Japaner auf ihrem häufig schwankenden Boden. Das Hauptbaumaterial ist sowohl beim Wohnhaus wie beim Tempel Holz, und die meisten Bauten sind einstöckig. Sie sind oft nicht einmal fest fundiert, sondern der Holzrahmen, auf dem das Ganze ruht, ist nur lose auf Steinpflöcke gesetzt, die in die Erde eingelassen sind und mit ihrer Oberfläche abschneiden. Das Wohnhaus hat doppelte Schiebewände, die inneren aus durchscheinendem Papier, die äußeren, für die Nacht, aus Holz. Bei Teehäusern und Bazaren ist über einem unteren, ringsum laufenden Dach in der Regel noch ein niedriger Halbstock vorhanden. Das Dach ist bei Bauernhäusern aus Rohr oder Stroh, bei städtischen aus schweren Ziegeln, die durch ihr Gewicht dem Bau festen Halt geben. Selbst Paläste und ihre wehrhaften Umzäunungen sind aus Holz, und die ganze ausgedehnte Anlage ist ein- bis eineinhalbstöckig. Bei mehrstöckigen Pavillons, die einzeln vorkommen, öffnen sich die Stockwerke in breite Galerien, von denen man bei einem etwaigen Zusammenbrechen des Hauses infolge von Erdbeben nicht allzuschwer entkommen kann. Bei den Tempeln erhebt sich ein zweites, niedriges Stockwerk, wenn es überhaupt vorhanden ist, meistens nur über dem mittleren Teil, und im Innern geht der Raum einheitlich durch beide Stockwerke hindurch. Die Pagoden werden nicht so hoch gebaut wie in China, sind ebenfalls aus Holz und haben in der Mitte einen, durch alle Stockwerke hindurchgehenden, starken Mast, der Halt bei Erschütterungen verleiht. So ist weitgehende Erdbebensicherheit geschaffen worden.

Weit über das gewöhnliche Bedürfnis hinaus schwer haben die Griechen ihre Heiligtümer gebaut. Am griechischen Tempel scheint eine ungeheure Materialverschwendung zu herrschen. Der Unterbau ist tief fundiert, und das Krepidoma, der Stufenbau, über dem erst der eigentliche Tempel beginnt, enthält solche Massen von Stein, daß er bei vielen Tempeln trotz nachdrücklichster Beraubung in späteren Zeiten noch jetzt vorhanden ist. Von großer Mächtigkeit sind die Mauern der Cella; und auch die Säulen der Vorhalle oder, beim Peripteros, des Umganges, sind namentlich bei den dorischen Tempeln von einer Stärke, die weit über die Anforderung, den niedrigen Oberbau zu tragen, hinausgeht. Sparta, die Hauptstadt des dorischen Volks-

stammes, und die dorischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien waren besonders häufigen und starken Erdbeben ausgesetzt, das hat wohl auf die wuchtige Gestaltung gerade des dorischen Stils Einfluß geübt. Das Gebälk, bestehend aus Epistyl und Fries, bildet einen Rahmen von massiver Festigkeit, auf dem das verhältnismäßig leichte Dach aufruht. Dieses, in Sattelform, ist möglichst flach, so daß bei einer Erschütterung die Dachziegel nicht so leicht herabrutschten. Schlanke Endigungen, zierliche Einzelheiten, die z. B. im gotischen Stil eine so große Rolle spielen, kommen wenig vor. Alles ist eine festgeschlossene, nur aus großen Massen, Flächen und Linien bestehende Einheit.

So können wir denn auch ernstliche Beschädigungen griechischer Tempel durch Naturgewalten während der Antike wenig nachweisen. Solange sie sich unter ständiger Baupflege befanden, stürzten sie selbst bei heftigen Erdbeben nicht zusammen. Während sämtliche übrigen Tempel von Selinus und Girgenti den Stößen des Poseidon zum Opfer gefallen sind, ist der sogenannte Konkordientempel zu Girgenti, der schon am Ende des sechsten Jahrhunderts in eine christliche Kirche umgewandelt wurde, also immer gepflegt ward, stehen geblieben. Reihenweise sind in Selinus die Säulen, indem sie sich in ihre einzelnen Trommeln auflösten, niedergefallen und liegen geblieben. Die Tempel von Olympia, Delphi und andern griechischen Orten, die nach dem Untergang des antiken Griechenlands verlassen wurden, sind zusammengestürzt. Wahrscheinlich ein Erdbeben des sechsten Jahrhunderts warf Olympia in Trümmer. Wie in Selinus liegen die Säulen des Zeustempels, in ihre Trommeln zerlegt, in der Reihe da. Die von späteren Kulten benutzten Tempel Athens jedoch, der Parthenon und das sogenannte Theseion, überdauerten alle Erdbeben. Der Parthenon hat den drei bedeutendsten Kulten der Menschheit gedient: viele Jahrhunderte lang hat er unberührt als heidnischer Tempel gestanden, dann wurde er christliche Kirche und 1460, nach der Besitznahme der Akropolis durch die Türken, Moschee. Seine jetzige halbe Zerstörung ist nicht ein Werk der Natur, sondern der Menschen. Er wurde im Jahre 1687 bei der Belagerung Athens durch die Venezianer in die Luft gesprengt.

Wohl kaum als Zufall ist es zu betrachten, daß von den Griechen die eigentliche Wölbung mit keilförmig geschnittenen Steinen, die sich gegenseitig stützen, nicht angewendet wurde, solange sich ihre Kultur auf die ursprünglichen, den Erdbeben ausgesetzten Gebiete beschränkte. Erst im hellenistischen Zeitalter, in dem sich das Griechentum auch auf andre, nicht so häufig von Erschütterungen heimgesuchte Länder verbreitete, wurden die Bauten überwölbt. Der alte griechische Tempel hatte eine flache Holzdecke, die den Erdbeben besser standhält als die Wölbung.

Die größeren Gottesdienste fanden nicht im Tempel, sondern im Freien statt, an dem großen Brandopferaltar, der sich in einiger Entfernung vor einer Schmalseite des Gotteshauses befand. So wurde eine größere Menschenansammlung in einem Innenraum vermieden. Das scheint in Griechenland selbst und in den alten Kolonien Prinzip gewesen zu sein; denn das Bestehen größerer Innenräume können wir für die ältere Zeit nicht nachweisen. Die Theater waren bekanntlich oben offen, und die Vorstellungen fanden unter

freiem Himmel statt oder, zum Schutze gegen die Sonne, unter ausgespannten Segeltüchern. Oben offen waren auch die Stadien wie unsre Rennbahnen. Die römische Antike behielt diese Anordnung für ihre Amphitheater bei. So war eine Gefährdung der eng zusammengedrängten Massen bei Erdbeben ausgeschlossen, zumal die Sitzreihen entweder am Bergabhang oder auf so massiven Unterbauten angebracht waren, daß ein Zusammenbrechen bei Erderschütterungen nicht so leicht zu befürchten war.

Das gerade Gegenbild des griechischen Tempels ist die gotische Kathedrale. Während ersterer im Verhältnis zur Horizontalerstreckung niedrig ist, strebt bei der Kathedrale alles in die Höhe, und während beim griechischen Tempelbau mächtige Steinmassen aufeinandergetürmt werden, ist der Ehrgeiz der Baumeister gotischen Stils, so wenig Material aufzuwenden, als irgend angängig. An Stelle der Wände treten breite und hohe Fensteröffnungen; die geringe Steinmasse konzentriert sich in die Stützen, die durch Vertikalfurchen tief eingekerbt werden; es entwickelt sich ein ganzes System von Stützen und Streben, und dieses gipfelt in der Wölbung. Im Äußern löst sich der ganze Bau in eine Unzahl von schlanken freien Endigungen auf; zierliche Kanten- und Kreuzblumen, menschliche und tierisch-phantastische Figuren sind in unübersehbarer Fülle über das Gebäude verstreut. Ein solcher Stil konnte nur in einem Lande entstehen, das so gut wie frei von Erdbeben ist, und außer in seinem Ursprungsland Frankreich hat der Stil auch nur in den fast bebenfreien Ländern nördlich der Alpen und in dem ebenfalls nicht oft heimgesuchten Spanien eine wahre Heimat gefunden. Jeder auch nur etwas heftigere Erdstoß müßte eine gotische Kathedrale sofort in Trümmer legen. Daß der gotische Stil in Italien ganz abweichende Formen mit kräftigeren Stützen, massigen Mauern, großen Wandflächen und niedrigeren Räumen annahm, liegt nicht nur an der aus der Antike abgeleiteten Eigenart des italienischen Kunstgefühls, sondern es sprach dabei jedenfalls auch die Erwägung mit, daß solche Bauten Erschütterungen mehr Widerstand bieten. In Süditalien und Sizilien, dem Hauptschauplatz der Erdbeben, sind gotische Kirchen viel seltener gebaut worden als im übrigen Italien, und wo man, wie in Neapel, so unklug war, im gotischen Zeitalter die nordische Mode des schlanken Hochbaues mitzumachen, sind sie alle bei Erdbeben eingestürzt, wie z. B. der gotische Dom zu Neapel im Jahre 1456.

Wie beim Bau des Heiligtums nahmen die Griechen auch bei ihren Wohnhäusern Rücksicht auf die Erdbebengefahr. Die Formen des griechischen Tempels beweisen deutlich, daß er aus dem Holzbau entstanden ist, und von dem Heraion zu Olympia, einem der ältesten bekannten Tempel, wissen wir, daß es noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert zum Teil aus Holz bestand. Auch das griechische Privathaus wird zuerst und wahrscheinlich viele Jahrhunderte lang, wie noch heute das japanische, ein Holzbau gewesen sein. Wir erhalten bekanntlich fast ausschließlich durch Pompeji, das zuletzt nicht durch Erdbeben, sondern durch Verschüttung zugrunde gegangen ist, einen Einblick in den antiken Städtebau. Hier in römischer Zeit sind es Steinhäuser, aber sie sind, wie die japanischen, gewöhnlich einstöckig, und wo ein

zweiter Stock vorhanden war, dehnte er sich meist nur über einen Teil des Hauses aus. Im Innern hatten die Häuser mindestens einen, meistens zwei, im Hauptteil unbedeckte, hof- oder gartenartige Räume, das Atrium und das Peristyl. Alle Zimmer lagen unmittelbar um diese, in der Mitte ungedeckten Teile herum und waren sehr klein, so daß man sich mit einem Sprung unter den offenen Himmel retten konnte. Eine Katastrophe von dem Umfang wie die neueste in Messina war unmöglich. Die meisten hatten bei einem Erdstoß Zeit, das Atrium oder Peristyl zu erreichen. Ein völliges Unpassierbarwerden der Straßen war ausgeschlossen, da die herabstürzende Mauermasse der niedrigen Häuser zu gering war; und die etwa verschütteten und in Hohlräumen eingesperrten Personen konnten viel leichter gerettet werden, da die über ihnen liegende Schuttschicht nicht stark war, während bei den vielstöckigen Häusern in Messina die ungleich größere Baumasse eine viel bedeutendere Wucht hatte, weniger Hohlräume bestehen ließ, den Zugang in den Straßen verstopfte und viel schwieriger fortzuräumen war. In Pompeji, wo man sich im Erdbebengebiet befand, scheint die ganze Stadt aus solchen niedrigen Häusern bestanden zu haben; während in Rom zur Zeit, als Pompeji verschüttet wurde, wegen der hohen Bodenpreise schon vielstöckige Mietskasernen üblich waren, deren Errichtung man dort eher wagen konnte, da in Rom heftige Erdbeben selten sind.

Das antike Atriumhaus war so eindrucksvoll, daß es viele Jahrhunderte lang, ja bis auf den heutigen Tag noch nachwirkt. Selbst dem Namen nach knüpft das Atrium der altchristlichen und romanischen Kirche an das antike Atrium an, wenn es sich auch in der Ausgestaltung mehr an die Schwesterform des Peristyls anlehnt. Es ist eine vergrößerte Weiterbildung des letzteren, das wie das altchristliche Atrium meistens an allen vier Seiten von Säulengängen umgeben war. Ebenso ist der Klosterhof, der in allen späteren Zeiten n der Grundform mit den vier in Arkaden geöffneten Kreuzgängen unverändert blieb, eine Ableitung aus dem Peristyl. Im Atrium der altchristlichen Kirche und im Klosterhof befanden sich, wie im Peristyl, in der Mitte Gartenanlagen, und hier wie dort plätscherte ein laufender Brunnen, oder es war wenigstens ein Schachtbrunnen angelegt. Wie das antike Haus waren die hinter den Kreuzgängen liegenden Wohngebäude des Klosters, namentlich im Mittelalter, niedrig; nur einen Stock hoch erhoben sie sich über die Pultdächer der Gänge. Auch der Hof des italienischen Renaissancepalastes mit seinen Säulen- oder Pfeilerarkaden in ein bis zwei oder zuweilen drei Stockwerken ist eine, wenn auch entfernte, Erinnerung an das antike Peristyl. Der italienische Renaissancepalast ist in Florenz entstanden, das wenig unter Erdbeben zu leiden hat. Deshalb baute man ihn hoch.

Höchstwahrscheinlich haben die Araber, die Erben der schließlich im byzantinischen Reich verknöcherten Antike, sich in ihren Wohnbauten ziemlich eng an das antike Haus angeschlossen. Dafür spricht, daß es bei arabischen Bauten in Ägypten so ist, daß, wie wir sehen werden, die Mauren in Spanien einen verwandten Typus aufstellten, und daß das antike Haus, wie ich in meinem Buch über Sizilien („Berühmte Kunststätten Nr. 24, 25",

Leipzig 1905) gezeigt habe, auch in den Palästen der Nachfolger der Araberfürsten auf Sizilien, der normannischen Könige, in und bei Palermo lebhaft nachhallt. Wir haben in den Palästen, nach den Forschungen von Adolf Goldschmidt (Zeitschrift für Bauwesen 1898), eine zentrale Anlage mit großem quadratischen Mittelraum, die um so mehr an die Gruppierung der Zimmer um Atrium und Peristyl erinnert, als diese Mittelräume, wenigstens im obersten Geschoß, nach oben hin offen waren. Wo der Mittelraum bei nur einstöckiger Anlage, wie bei der Kuba, durch eine Kuppel geschlossen war, fiel das so sehr als Ausnahme auf, daß das Gebäude davon seinen Namen erhielt; denn Kuba bedeutet im Arabischen Kuppel. Bei der Favara war eine Anlage mit Arkadengängen um einen Hof oder Garten nach Analogie des altchristlichen Atriums und der Klosterhöfe; bei den Schlössern Menani und Zisa haben wir im Mittelraum sogar Wasser, das über Stufen hereinfloß und sich in kleinen Becken sammelte, eine Erinnerung an das Impluvium des antiken Atriums und an die fließenden Brunnen des Peristyls. Das Marmortischchen, das früher neben dem Wasserlauf im Quellenraume der Cisa stand, entsprach genau dem Marmortischchen neben dem Impluvium im Atrium des antiken Hauses.

In dem Patio der spanischen, namentlich andalusischen, und der ihnen folgenden südamerikanischen Häuser wirkt das Atrium des antiken Hauses, zweifellos durch Vermittlung der Mauren, noch bis auf den heutigen Tag nach. Dieser kleine trauliche Hofraum ist meistens von Hallen umgeben, die dem Umgang des antiken Atriums entsprechen, und hier bringen die Bewohner des Hauses den größten Teil des Tages zu, gerade so wie die pompejanische Familie sich hauptsächlich im Peristyl aufhielt. Wenn der Patio auch nicht mit Gartenanlagen versehen, sondern in der Regel mit Steinplatten gepflastert ist, so erinnern doch ein Springbrunnen und Topfpflanzen an den Garten des Peristyls. Die palastartige und phantastische Erweiterung des Patiohauses ist die Alhambra, der Sitz der maurischen Könige während der letzten beiden Jahrhunderte ihrer spanischen Herrschaft. Sie besteht aus lose und unregelmäßig aneinandergereihten Höfen mit Säulenhallen an einzelnen Seiten oder Säulenumgängen und ringsherum liegenden Gemächern. Wasserbecken oder Springbrunnen, Gartenanlagen oder Steinfliesen, die mit Topfgewächsen besetzt wurden, in der Mitte. Das Ganze ist im wesentlichen eine einstöckige Anlage, eine Vergrößerung des gewöhnlichen Wohnhauses nur in horizontaler Richtung, wie beim japanischen Palast; ein oberes Geschoß, wie in Pompeji, nur über einzelnen Teilen des Baues und dieses niedrig wie in den christlichen Klöstern; der Löwenhof am meisten an den Klosterhof erinnernd, aber ins Weltliche und Heiter-Prächtige, Arabisch-Phantastische umgebildet. Der poetische Frieden hier wie dort und wie im antiken Hause. Die ganze Anlage wie das pompejanische Haus und alle seine genannten Ableitungen nicht nach außen, sondern nach innen gerichtet. Die Verwandtschaft mit Pompeji erstreckt sich bis auf die Dekoration, trotz deren gänzlich abweichender Form. In der letzten pompejanischen Wandmalerei nur spielerische Formen, die das Auge und die Phantasie angenehm beschäftigen, ohne sie ernst

in Anspruch zu nehmen. So auch hier im maurischen ornamentalen Flachrelief spielende Linien, die sich nähern und fliehen, in der ersten Entwicklung schon wieder aufgegebene Formen, ein beständiges Suchen und doch nicht Finden. Ernste Gedanken nur in den arabischen Versen der Felderumrahmungen, die etwa den, auch auf ernstere Betrachtung berechneten, größeren Wandbildern des pompejanischen Hauses entsprechen. Aber auch hier wieder eine Auflösung ins Spielende, da die kufische Schrift ganz wie Ornament wirkt.

Alle diese, aus dem antiken Hause hergeleiteten Anlagen sind für die südlichen, den Erdbeben ausgesetzten Länder unendlich viel praktischer als der moderne Etagenbau. Aus den Klöstern, dem arabischen Hause, dem Palast der Normannen, dem spanischen Hause, der Alhambra konnte und kann man sich leicht in den Hof retten, wo man nichts über dem Kopf hat. Diese Bauten schlossen sich an eine Entwicklung an, die ihren Ausgangspunkt vom Süden, aus Erdbebenländern, genommen hatte. Später verlegte sich der Schwerpunkt der Kulturentwicklung weiter nach Norden, und in mehr oder weniger erdbebenfreien Gegenden entstand an Stelle des Flachbaues der Etagenhochbau, der dann ohne Rücksicht auf die Gefahr auch in die, den Stößen Poseidons ausgesetzten Länder eingeführt wurde. So war ganz Messina gebaut. Alle Versuche, den Etagenhochbau durch neue Techniken, wie Eisenbetonbau oder durch beweglich miteinander verbundenes Ständerwerk, wie man es bei einzelnen neuen Hochbauten in Japan eingeführt hat, gegen die Gefahr starker Erdbeben zu sichern, werden wohl kaum viel Erfolg haben. Eine unvergleichlich größere Sicherheit gewährt der Flachbau nach antiker und japanischer Weise. Leider wird es aber wohl ein vergeblicher Wunsch sein, daß bei dem Wiederaufbau der jetzt zerstörten Städte an der Meerenge von Messina ein die Etagenzahl beschränkendes Baugesetz erlassen wird. Die Grundeigentümer würden dem einen zu starken Widerstand entgegensetzen, denn der Drang nach Geld, der Wunsch, durch Hochbau möglichst viel Zinsen aus dem Besitz eines Stückchens Erdboden zu ziehen, wird bei ihnen stärker sein als die Furcht vor Wunden und Tod.

Aus Herders Ideen-Werkstatt.

Von

Bernhard Suphan [1]).

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf —
Goethe.

Der Erinnerung an die eigene Jugend war als „Handhabe eines Opfergefäßes" die kleine Schrift zugedacht, mit der Herder, eigener Aussage nach, sich getragen hat in der Zeit seines Überganges von Bückeburg nach Weimar, der Periode einer zweiten milderen Gärung, durch die erst sein Wesen zur vollkommenen Reife und Klarheit gelangen sollte. Die Jugend endete für ihn mit der letzten Station der großen Bildungsreise, zu der ihn, wie er sich ausdrückt, die Stimme seines Genius aufgerufen hat: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!", und als deren besten Gewinn er in der Tat den Weltenblick, den Sinn für das allweite Große, heimgebracht hat, der auf der Höhe seines Lebens und bis ans Ende sein Schauen und Schaffen bezeichnet und heraushebt. Zugleich mit dem Innewerden seiner Eigenkraft ist der Glaube an den „Genius" in ihm wach geworden, und ersichtlich ist es Shaftesbury, der Philosoph der Schönheit und Allnatur, der ihn dem Jünglinge eingeflößt hat. Und wie der köstlichste Opferguß der Alten eben aus drei Bestandteilen gemischt war, so sollte in das Gefäß jenes Buches der Geist von drei edeln Denkern sich ergießen, in denen Herder seine Seelenführer erkannt hatte; ihre Namen sollten den Titel bilden: Spinoza, Shaftesbury, Leibniz. So erklärt sich uns völlig die Inschrift jener geplanten Weihegabe an den Jugendgenius. Es befindet sich unter Herders Werken ein Stück, das von dem einstigen Plane Kunde gibt und uns als zugehörig anschaut, das ist der in klassischem Metrum übertragene „Naturhymnus" aus Shaftesburys „Moralists", den Herder erst gegen Ende seines Lebens veröffentlicht hat als einen Epilog zur zweiten Ausgabe seines „Gott!", jenes „Büchleins voll

[1]) Aus dem Schlußwort zur Ausgabe der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Herders Sämtliche Werke, Band XIII und XIV), für dessen Mitteilung vor dem Erscheinen wir dem Herausgeber, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Suphan, und der Weidmannschen Buchhandlung zu Dank verpflichtet sind. Die Redaktion.

würdiger Gottesgedanken", das Goethe bei seinem Erscheinen von Rom aus (8. Oktober 1787) zur innigsten Freude Herders mit rückhaltloser, warmer Zustimmung begrüßt hatte[1]). Den Naturhymnus hat Herder in die handschriftliche Gedichtsammlung aufgenommen, die er für seine Freundin, die Gräfin Maria von Bückeburg, zusammenstellte. Sein emsiges Studium des Spinoza in jener Zeit hat, wie seine Beschäftigung mit Leibnizens Schriften, eine unverkennbare Spur hinterlassen in großen Auszügen, die in zartester Schrift eine beträchtliche Zahl von Blättern seiner Arbeitsbände einnehmen. An Leibniz hat Herder sich genährt und bereichert, an Shaftesbury sich begeistert; mit Spinoza hat er „sich im Denken orientiert". Im Sinnen und Dichten, im Naturgefühl und Naturglauben ist er dem britischen Denker verwandt. Metaphysische Denkart überhaupt ist bei ihm in diesen Jahren vorherrschend, in einem höheren Grade jedenfalls wirksam, als man es bisher angenommen hat. Auch im Fortgange des „Hauptgeschäfts", der Geschichtsphilosophie, ist eine entschieden spekulative Richtung unverkennbar. Einen Fortgang müßten wir, wäre er auch nicht bezeugt, annehmen. Das Horazische „Crescit occulto velut arbor aevo" ist das Kennwort jedes Liebe- und Lebenswerkes.

In die Heimlichkeit dieses Schaffens einzublicken, hat einst ein Gast den Vorzug genossen. Es ist Georg Müller aus Schaffhausen, des Historikers Bruder, der im Herbst 1780 aus Göttingen zuwanderte und, mit Gastliebe aufgenommen, in dem Hause hinter der Kirche glückliche Wochen verlebt hat, im nächsten Jahre sodann, gütig eingeladen, seinen Besuch wiederholte und nun fast ein Semester lang Herders Hausgenosse blieb. Herder verstand sich auf die Jugendseele. Er hat sogleich den Eindruck gehabt, daß in dem jungen Manne jenes Aufrichtigsein sich verkörperte, das er in seinen „Ideen"[2]) als Merkmal echter „Menschheit" anerkennt, und hat einen Gewinn darin erblickt, diese schöne Menschenseele zu finden, die dann ja auch bis zum Ende in Liebe und Vertrauen sein eigen gewesen ist. Ein Verhältnis, das in seiner Reinheit Wirkungen gezeitigt hat, die „in die Ewigkeit reichen" sollten. Die ältesten Urkunden desselben vollständig bekannt gemacht zu haben, bleibt das Verdienst des wackeren Jakob Baechtold (gest. Zürich am 8. August 1897), der seinem eigenen aufrecht-aufrichtigen Wesen damit ein Denkmal gestiftet hat, das Buch „Aus dem Herderschen Hause"[3]), aus dem auch heute noch der Kreis der Wissenden manches Wissenswerte und Erfreuliche entnehmen wird.

Herder hat (wie auch Frau Caroline) dem jungen Freunde manches anvertraut und offenbart, worüber man nur einem Zuverlässigen und Zulänglichen gegenüber sich ausläßt. Er spricht zu ihm unbedenklich über politische und gesellschaftliche Zustände, und so hält er auch mit seinem religiösen und philosophischen Meinen nicht zurück. Er redet von Spinoza und Shaftesbury,

[1]) Sophie v. Schardt an Charlotte v. Stein: „Goethes Brief an Herder über Gott ist alles, was man sich von dem trefflichen, vielleicht einzigen Manne denken kann. Herder hat seine Art, darüber zu fühlen, so harmonisch mit der seinigen, ganz glücklich gemacht." (Düntzer, Zwei Bekehrte. S. 338.)

[2]) Sämtliche Werke, Bd. XIII, S. 160 meiner Ausgabe.

[3]) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1881.

von Lessing, dem Lebenden, und seinem Streit mit dem Hauptpastor Goeze, von Revolutionen im Leben der Natur und der Staaten. So kommt nun auch nicht minder zur Sprache, was Herder selbst als Schriftsteller geleistet hat, auch was er zur Zeit arbeitet und vorhat. Das Wichtigste gleich in einer der ersten Unterredungen.

„Auch eine Philosophie der Geschichte" will er wieder einmal herausgeben, und zwar in zwei Bändchen. Was aber ins zweite Bändchen kommen soll, soll gegenwärtig noch kein Mensch erfahren." Einiges, was dem erweiterten Werke zugedacht war, ist aber doch bald laut geworden. So wird „der Streit zwischen Klima und Genesis" erörtert, der in mehreren Kapiteln des siebenten Buches der „Ideen" (III—V) zum Austrag kommt und zuerst im Eingang des frühesten Entwurfes zu einem zweiten Teil auftritt[1]). „Klima giebt nie der Nation Schwung und Geist, der liegt in dem Samen der Väter, Klima befördert, wie guter Boden eine edle Rebe . . . Bei der schönen Natur steckt doch in der schweizerischen Nation wenig. Ihre Gabe ist Heldenmuth, aber wo ist (ihr) Homer und Ossian? Sie haben keinen poetischen Geist und keine Maler. Füßli ist mehr Dichter. Lavater ist nicht unter die Dichter zu rechnen. Haller wird von den Schweizern nicht genug geschätzt." Eine Exemplifikation, die für den jungen Gastfreund nicht sehr erhebend sein konnte. Erhoben und begeistert hat ihn doch allewege der Umgang des Mannes, der wie ein Prophet und Priester ihm erschien, wenn er ihm voran oder zur Seite schritt auf den Waldwegen im „Webicht" zwischen Weimar und Tiefurt, und bei solchen Wanderungen Gedanken in ihm weckte, die zu fassen sein Geist bisher nicht fähig gewesen war; „unerkannter Offenbarung Gottes" glaubt er sich gewürdigt. „Die sichtbare Schöpfung ist das Modell und Schema der unsichtbaren. Lessings Erziehung des Menschengeschlechts hat Ideen hierüber. Über all dies redete er wenig und so feierlich wie eine Offenbarung. So thaten auch die allerältesten Weisen Griechenlands und Aegyptens." Dem Hörer ist es feierlich zumute gewesen, wenn er von jenen Kräften vernahm, die geheimnisvoll-offenbar die sinnliche wie die Sittenwelt durchwaltend, sich als „Leben, Licht, Liebe" allwirksam erweisen. Das waren (mit Goethe zu reden) kotyledonenhafte Ansätze des natur- und geschichtsphilosophischen Werkes, Vorstellungen und Überzeugungen, in die auch der Leser, um in die Gedankenwelt des Verfassers einzugehen, vorerst mit jugendlicher Gläubigkeit und Hingabe sich versetzen müßte. Nicht über Büchern und Papier sind sie dem Denker einst aufgegangen, sondern vornehmlich im Leben und innigen Verkehr mit der Natur und ihren Erscheinungen. Bis in den Vortrag und die Sprechweise hinein lassen sich die Spuren dieses vertraulichen Umganges verfolgen, und gar manches erinnert uns noch an jene Gänge und Streifen im „Webicht", die Herder, so oft er nur konnte, unternahm. Ihm ist in Wahrheit der Baum ein beseeltes Wesen; „vielleicht empfinden die Pflanzen wie wir". Und wie eine Sprache vernimmt er das „Säuseln der Lüfte um das durchsichtige junge

[1]) Band XIV, S. 643 ff. meiner Ausgabe.

Laub des Frühlings". Der Pflanze, glaubt er, ist Fähigkeit verliehen, das Licht zu „erkennen", und der Mensch, wie er ihn sieht, ist „ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feineren Gedankenbildung".

Auch aus jenen Kanälen und Rinnsalen, die Herder vorlängst seinem Arbeitsfelde zugeleitet hatte und mit Fleiß vor dem Versanden bewahrte, ist manches damals zugeflossen. Der alte Rigaer Arbeitsband (A), der uns für die erste Periode so reichlichen Aufschluß bot, sei denn hier nochmals aufgeblättert. Gleich vorn, dem Titelblatt gegenüber, finden wir eingetragen: „Rechercher ce que les monuments historiques nous apprennent des changemens arrivés sur la surface du globe par le deplacement des eaux de la mer. Français ou latin. à Mr. Dupuy secrétaire perpétuel de l'Académie des Inscriptions. vor 1 dec. 1780. Preis 1781 800 livres." Wie stark und lebhaft Herders Geist auf Akademiefragen reagiert, ist allbekannt. Hier zumal handelte es sich um einen Gegenstand, der in die Interessensphäre des „Geschichtschreibers der Menschheit" aufgenommen war, seit er Boulangers Buch über die große Flut kennen gelernt hatte. Aus den ältesten Gestalten des ersten Buches der „Ideen", endlich aus dem abgegliederten Schlußkapitel des zehnten ersehen wir, wie er mit wiederholter Bemühung in die Fragen der Gestaltung und Umgestaltung des Erdkörpers sich vertieft hat.

In dem Stadium stiller Zubereitung, die nur zum eigentlichen Ansatz noch nicht gedeihen kann, befindet sich damals das Werk schon geraume Zeit. Es liegt ein ungedruckter Brief vor, den Herders wackerer Verleger Johann Friedrich Hartknoch am 2. Oktober 1777 in Riga erhalten hat. Eine Art Inventur über das bisher Veröffentlichte nebst einer Aufstellung über das, was im Rückstand und im Plane ist. „Ein zweites Mannesalter" will Herder von seinem Aufenthalt in Sachsen datieren. „Hoffen überhaupt zu Gott, daß Weimar uns wie Riga in Ansehung der Autorschaft werde und ein neues Leben der ‚Fragmente' anfange. Amen." Im Gang und Verfolg dieser „Aussichten" dann der freundschaftliche Vorhalt: „Sodann habe ich mich über Euch höchlich zu beschweren, daß meine opera omnia so wenig umher kommen; insonderheit kennt die Philosophie der Geschichte niemand, oder kann sie haben. Und doch ists Eins meiner herrlichsten Sachen, dem ich bald eine zweite und mit einem zweiten Theil vermehrte, auf besser Papier gedruckte, von allen häßlichen Druckfehlern als Metall für Weltall, Flühe für Fläche u. dgl. [gereinigte] Auflage wünschte." Und nochmals affektvoll zum Schluß bei Vorrückung der Reste: „Endlich einmal die neue Ausgabe der Philosophie, Provinzialblätter u. s. w. ganz anders in Ansehn und Würkung." Darauf jene schon seit 1880 bekannte Stelle: „Seitdem ich in Sachsen bin". Nicht ganz so weit zurück, doch jedenfalls an das Ende der siebziger Jahre verlegt Herder die Palingenesierung des Werkes mit der Angabe, die er gerade sechs Jahr nach dem Briefe an Hartknoch einem befreundeten und geistverwandten Fachgenossen gemacht hat. „Mein armes Pamphlet über die Philosophie der Geschichte ist sowohl beim Verleger als beim Verfasser vergriffen; hier ist Wielands Exemplar. Schon seit drei, vier Jahren habe ich die zweite Auflage liefern sollen; es hat mir aber an Zeit gefehlt,

das Gesammelte zu ordnen." So an Eichhorn in Jena, der sich am 3. Oktober 1783 mit dem Ansuchen um Gutachten und Rat zu seiner geplanten „Allgemeinen Geschichte der Literatur" an Herder gewandt und zu deren Frommen auch zwei seiner Schriften begehrt hatte, zuvörderst den „Beitrag" zur Geschichtsphilosophie von 1774, der gar nicht mehr zu haben sei.

Den Grundriß zu einem Dauergebäude zu entwerfen, das an Stelle jenes rasch aufgeführten Pavillons von 1774 errichtet werden sollte, hat Herder mehr als einen Versuch gemacht. Es ist geglückt, diese Skizzen sämtlich zu ermitteln, zu datieren und so eine Folge von Entwicklungen aufzustellen. Am letzten Oktober 1782 meldet Frau Caroline dem Freunde in Halberstadt: „Mein Mann arbeitet die Philosophie der Geschichte ganz um; wenigstens ist er am Plan dazu, und es heitert seinen Geist auf." Und Herder beglaubigt das mit einem Frohgefühl, wie es ein hoher Entschluß immer erzeugt: „Ich suche jetzt allmählich meine nackt ausgestoßenen Kinder zu kleiden, und dann habe dich wohl! Mit der Philosophie der Geschichte gehts an." Er hat sich zugetraut, mit dem ersten der zwei beabsichtigten „Bändchen" Ostern 1783 hervortreten zu können. Sogleich nach Vater Gleim wird der Königsberger „Gevatter und Landsmann" ins Vertrauen gezogen, der Magus, dessen Ausspruch Herder gewohnt ist wie ein Orakel zu ehren. „Die Augenblicke, die ich dem Schwall und Wirbel meiner Nichtgeschäfte" (dem Scharwerk der Verwaltung) „habe entziehen können," schreibt er nach Königsberg am 4. November, „wende ich auf eine neue Ausgabe der Philosophie der Geschichte, um die mich Hartknoch sehr peinigt." Die Klausel ist — denn der Antrieb kam in der Tat aus ihm selbst — nur in ihrer Beziehung zum folgenden Satze verständlich: „Die Ebräische Poesie mag liegen." So hat auch Hamann sie aufgefaßt. „Ich freue mich im Geiste auf Ihre Umarbeitung der Philosophie der Geschichte," antwortet er mit treuem Anteil, „da die erste Ausgabe schon so viel Beyfall gefunden. Aber die Fortsetzung der Ebräischen Poesie müssen Sie nicht aufgeben, so wenig wie Ihre Urkunde." An die Fortsetzung hat dann Herder sich allerdings im Spätjahr begeben, und der Plan zur „Philosophie der Geschichte" mußte der Auferstehung harren bis zum Frühjahr.

„Seit meiner Reise bin ich ganz in derselben, und ich warte auf einen ruhigen Winter, das Zusammengetragene in Zellen zu ordnen. Wie gern möchte ich statt mancher Predigt über Sachen dieser Art öffentlich reden! Dadurch erwecken, sondern und erhellen sich Ideen, die in der todten Stille der Einsamkeit verworren, matt und unkräftig bleiben." So lautet es weiter in dem Bericht an Eichhorn, dessen erstes Stück oben mitgeteilt ist. Anfang Mai 1783 hatte Herder die Reise angetreten, die ihm die in mehrjähriger strenger Arbeit zugesetzten Kräfte erstatten, und die Frische, deren er zu dem neuen großen Werke bedurfte, wiedergeben sollte. Sie führte ihn über Halberstadt und Braunschweig nach Hamburg, wo er einst mit Lessing geschwärmt und ihm von weitausschauenden literarischen Plänen gesprochen hatte, und weiter in das trauliche Heim des „Boten von Wandsbeck". Sie hat dem genügsamen, arbeitseligen Manne viel gegeben, und eine der freundlichsten Zugaben des guten Glückes sind die Tage des heiteren Verkehrs mit

Sophie v. Schardt gewesen, die ihm bald nach der Ausfahrt beim Aufenthalt zu Blankenburg am Harz beschert waren. Manches Schöne und Zarte verdankt dieser innigen Wechselneigung seinen Ursprung; auch zum „Hauptgeschäft" aber hat, wie es scheint, die Lieblichkeit jener Tage dem Reisenden neuen Mut und Schwung verliehen.

Die biographischen Momente indessen darf ich, dem Zweck dieser Blätter gemäß, nur in Kürze andeuten, und ebenso fern liegt es mir, im Wetteifer mit Rudolf Hayms Gründlichkeit noch einmal die Entstehung des Werkes mit ihren vollzählig gesammelten Daten zu belegen. Hier handelt es sich, wie bisher, vornehmlich darum, die Entwicklungsphasen aufzuweisen. Ihre Stufenfolge liegt vor uns, kein Mittelglied ist verloren gegangen. Sie zu entdecken, war ein Vergnügen, sie lesbar zu machen ein peinvolles Stück philologischer Feinarbeit, von dessen Schwierigkeiten und Reizen ein jeder den Nachgeschmack haben wird, der den Versuch macht, den entzifferten Reihen ihre Rätsel abzufragen und zwischen ihnen Gedanken zu lesen.

Verfolgt man, wie die drei schematischen Entwürfe sich aufstufen, so fällt gleich am Eingang auf, wie jener erste Plan, bei dem Herder im Oktober 1782 sich erheiterte, mit einem Vorbau verbunden ist, an den er deutlich sich angegliedert hat: Grundzüge eines Versuches über die „Kräfte". In der Tat aber sind diese ja das A und O des Werkes, namentlich des ersten Teiles. In der Vorrede steht Herders Erklärung zu lesen, er behalte sich über die organischen Kräfte künftig eine weitere Erörterung vor; diese ist es, die, wie er dem Verleger bedeutet (Von und an Herder, Bd. II, S. 101, 15. Mai 1786), als Beilage zum zweiten Teil, in den sie sich nicht recht hineinfügen wollte, ausersehen war. Nur die Skizze dazu ist im Nachlaß erhalten; eine Ausführung, die ich bei meiner ersten flüchtigen Durchsicht von Herders Nachlaß im Anfange der siebziger Jahre vorgefunden habe, ist in einer unaufgehellten Weise abhanden gekommen, bevor es mir vergönnt war, diese Schätze für den preußischen Staat zu erwerben und nach Berlin überzuführen. Es war ein mäßiges, vier, höchstens fünf Bogen haltendes Heft, von dem ich mir nur den Titel aufgezeichnet habe; seine Bedeutung wäre mir damals bei meiner noch jungen Bekanntschaft mit meinem Autor schwerlich aufgegangen. Auf eine Philosophie der „Kräfte" war es von Haus aus angelegt: Schon der „Plan zum Unterricht des jungen von Zeschau" kündigt das deutlich an und schreitet den von Leibniz gebahnten Weg. Zugrunde liegt ein „Glaube an noch unerklärte Kräfte der Natur", zu dem Herder auch im Gespräch mit Schiller sich entschieden bekannt hat[1]).

Eine zweite Beobachtung bietet sich beim Vergleichen der Pläne dar: Immer entschiedener macht die Naturwissenschaft sich geltend neben und in der Betrachtung des Geschichtlichen, immer mehr tritt die metaphysisch-theologische Vorstellungsart in den Hintergrund gegen „Physiologie und Erfahrung". Und in dem Maße wie das Reich des Anschaulichen sich erweitert, werden die Grenzen des Werkes über die anfängliche Berechnung hinausgeschoben und

[1]) Caroline Herder in den „Erinnerungen" II, 284: Schiller an Körner 6. März 1788.

ergibt sich die Zweizahl der „Bändchen" als unzulänglich. Von einem „dritten, d. i. letzten Theil" ist zuerst in einem Briefe an Hamann die Rede, Ende Oktober 1784, „und mit dem dritten werde ich schließen", heißt es noch in einem späteren, April 1785.

Die Brieftafel der Reise fixiert den Ausgangspunkt: „Erde . . . Stern unter Sternen". Herder ist damit zurückgekehrt zu dem hohen Standorte, den er einst schon (in jenem Unterrichtsplane vom Jahre 1772) eingenommen hatte, und man darf an die Einwirkung „hoher Sternennächte" glauben, wie er sie im Bergrevier unlängst erlebt hatte; denn dem Erhabenen hat sich sein Inneres allzeit verwandt gefühlt. Er stellt die Worte wiederum voran in dem dritten Plane, den er in sein Buch der Studien und Kollektaneen zur „Philosophie einer Geschichte des Menschengeschlechts" eingetragen hat. Dies Buch, der Oktavband, dem Herder die Marke P gegeben hat, ist uns für die weitere Geschichte der Ausführung die wichtigste, ergiebigste Quelle.

Wenn Herder in dem Briefe an Eichhorn, um „das Zusammengetragene in Zellen zu ordnen", einen ruhigen Winter herbeiwünscht, so gedenkt er selbst bei diesen Worten schon an die Ausführung des in seinem Geiste sich gestaltenden und gliedernden Gebäudes. Die Arbeit des Zusammentragens aber lag damals (Oktober 1783) zum großen Teil hinter ihm. Gelangt man einst dazu (und die Zeit wird kommen), jenen Studienband P und andre seinesgleichen ganz oder doch in den Hauptstücken zu veröffentlichen, so wird das Staunen über einen Geist, der in solcher Weise Massen von Wissensstoff zu bewältigen und zu umgreifen vermochte, sich aufs Äußerste steigern. Herder hat sich offenbar vorgesetzt, ein Magazin für das große Unternehmen anzulegen; er trägt und pfercht die Schätze zusammen, die er auszuwirken im Sinne hat. Kultur-, Literatur- und Staatengeschichte, Erd- und Länder- und Völkerkunde, Astronomie, Meteorologie und Reisen, Sprache und Sitten, Physiologie und Anatomie, Naturwissenschaft in ihrer Mannigfaltigkeit überhaupt — dies alles ist mit äußerster Ausnutzung des Raumes aneinandergebaut und aufgespeichert. Jetzt Nomenklatur und Repertorium, jetzt gedrängte, doch umfängliche Auszüge, mit ungemeiner Gewandtheit schematisiert oder in Gestalt reichhaltiger Referate. Es ginge nicht wohl an, ein summarisches Verzeichnis des wechselvollen Gesamtbestandes hier einzurücken, geschweige denn größere Partien auszubreiten; nur einzelne Belege werde ich aufnehmen. Bemerkenswert ist vor allem, daß Caspar Friedrich Wolffs „Theoria generationis" in einem schon durch seine Länge hervortretenden Auszuge erscheint, dem (was besondere Beachtung verdient) die zweite, verbesserte und bedeutend vermehrte Ausgabe der berühmten Schrift (erschienen 1774) zugrunde liegt[1]). Voran gehen Exzerpte aus Michelitz, „Untersuchung der Lehre

[1]) Erst während der Ausarbeitung des zweiten Teiles der „Ideen" ist das Exzerpt angefertigt. „Ich studire seit gestern Nacht und Tag im Wolff": an Knebel 19. Dezember 1784. Vergeblich hat sich Herder, „ob er gleich den Abschnitt seiner Materie schon ausgearbeitet hatte", auch noch um Wolffs 1764 zu Berlin erschienene, nach einer andern Anlage ausgearbeitete „Theorie von der Generation, in zwo Abhandlungen . . ." bemüht. Goethe übrigens hat Wolff, seinen „trefflichen Vorarbeiter", damals nicht kennen gelernt, und es ist nicht Herder, der ihn mit

von Lebensgeistern" (Prag 1782), aus Metzgers „Adversaria medica" (de antagonismo naturae. de virtute nervorum) und einer Reihe andrer medizinischer und physiologischer Werke, Majers Beschreibung des [ganzen] menschlichen Körpers; eine kürzere Strecke sodann Auszüge und Notizen aus Reisewerken; mit der Überschrift „Verschiedenheit der Menschen" ein Repertorium aus „Home" („Versuche über die Geschichte des Menschen", von Heinrich Home)[1]. Mit Auszügen „Aus Gaubius Pathologie" setzen wieder Referate aus Werken bedeutender Mediziner ein. Bemerkenswert in der vorderen Partie (aus der ich wenigstens dies eine Spezimen anzuführen wünsche), S. 78: „Pistoi [Candido] Abhandlung über den Mechanismus, wie sich die Luft und das elementarische Feuer in den Mischungen festsetzen und zu [eignen] Bestandtheilen der Körper werden", [aus dem Italienischen] übersetzt von Keller [Gotha 1784], mit einem Motto aus Ovids „Metamorphosen" (XV, 252), in dem sich schon der morphologische Gedanke ankündigt:

Nec species sua cuique manet rerumque novatrix
Ex aliis alias reparat natura figuras.

Liest man von der andern Seite sich in den Band ein, so hat man einen ganz andern Eindruck. Ein Angehöriger der Familie (Herders Sohn Wilhelm, scheint es) hat auf den hinteren Deckel die Worte „Eigene Ideen" gesetzt. Denn Auszüge begegnen nur ein paarmal noch. Gatterers Abriß der Geographie [Göttingen 1775], Brugmann über den Magnetismus nebst einem Anhang: Sur les variations diurnes de l'aiguille aimantée p. le comte de Cassini. Journal de Ph. (Physique), Avril 84. „Homo omnia", eine Kollektion alter Aussprüche und Aphorismen, endlich Lukrez Buch 1—5, jetzt zum Behuf der „Philosophie der Menschheit" viel genauer exzerpiert als einst in dem Rigaer Studienbande A. In der Hauptsache aber ist es eine geschlossene Folge von Betrachtungen über die Natur, ihr Schaffen und ihre Geschöpfe sowie über den Menschen, seine Geschichte, seine physischen und sozialen Zustände. Man dürfte auf den Verfasser dieser Aufsätze mit Fug das beliebte Wort des Terenz variieren: Nihil humani, nihil naturale ab illo alienum.

Dieser Autor aber ist nicht Herder, und es sind keineswegs „eigene Ideen", die Herder hier zu einem „Vallum humanitatis et naturae"[2] angehäuft hat. Neben der Überschrift des ersten Aufsatzes „Ueber Seyn, Seyn sollen und Seyn werden" (Bl. b[1]) steht deutlich von seiner Hand ein E, und Caroline hat, als sie das Buch nach Herders Tode Georg Müller zeitweilig übergab, erklärend darunter geschrieben: „von Einsiedel". Sie hat dann in ihren „Erinnerungen aus dem Leben Herders" (die in der Fassung der Niederschrift

Wolff bekannt gemacht hat, wie Haym (Herder II, 205 f.) aus einigen Briefstellen folgern wollte. Ich pflichte hier Adolph Hansens klaren Ausführungen bei (in „Goethes Metamorphose der Pflanzen". Gießen 1907, S. 228 ff.).

[1] Sketches on the history of man. London 1774. Die deutsche Übersetzung, Leipzig 1774 ff., besitzt Herder schon in Bückeburg.

[2] Wir benennen das Buch P so als Seitenstück jenes Manuskriptbandes mit dem Titel Vallum Humanitatis, über den das Nachwort der „Briefe zu Beförderung der Humanität" (Band XVIII meiner Ausgabe) berichtet hat.

mehr wert sind als in der kürzenden Redaktion Georg Müllers) dem Bergrat August v. Einsiedel, diesem „sehr merkwürdigen genialischen Mann" Gedächtnisworte gewidmet, welche die Provenienz jener in jedem Sinne beträchtlichen Aufzeichnungen außer Zweifel stellen. Seine Lieblingswissenschaft, sagt sie, war die Chemie, die er mit Leidenschaft trieb. „Er hatte auch alles Merkwürdige über Anatomie und Physiologie, über die Naturwissenschaft in ihrem weitesten Umfang, selbst über Religion gelesen. Er war, wie mir ihn Herder oft schilderte, voll origineller Ideen (viele derselben hat Herder sich aufgeschrieben oder aus den Papieren des Herrn v. E. abgeschrieben), unersättlicher Wißbegierde, von großem Scharfsinn und kaltem Beobachtungsgeist, der auch nicht der mindesten Phantasie Raum gab, um nur zu bestimmten wahren Begriffen (wie er sie nannte) zu gelangen, wonach er leidenschaftlich forschte, weil die meisten Resultate gelehrter Forscher ihm bei weitem nicht genügten ... Dieser originelle Mann trug viel zu dem geistigen Vergnügen Herders, besonders in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar, bei ... Nie hat er etwas von seinen Manuskripten drucken lassen." (Erinnerungen II, 8 ff.) August v. Einsiedels handschriftlicher Nachlaß ist, soviel ich in Erfahrung brachte, verwahrlost und vernichtet; nur was er an Herder geschrieben und wohl das meiste, was er ihm mitgeteilt und anvertraut hat, ist uns erhalten dank jener erstaunlichen Schreibseligkeit Herders, die ihn dazu trieb, alles Wissenswerte und Nutzbare in seine Zellen einzuheimsen. Carolinens Bericht wird durch die Briefe im einzelnen bestätigt. Die erhaltene Korrespondenz beginnt Mitte 1778. Seit dem Herbst 1780 finden wir Einsiedel für des Freundes Interessen tätig. Herder hat ihn angeregt, ihm über Japan, von dessen Zuständen man damals nur spärliche Kunde hatte, Nachrichten zu verschaffen; er sendet, was er hat auftreiben können. (Von und an Herder, II, 367, 369). Zu Neujahr 1781 läßt er die Erinnerung aufsteigen, wie er Herder zum ersten Male, wohl im Herbst 1777, begegnet. „Es war in Tiefurt und Ihr verkehrtet (statt: wechseltet) ein paar Worte mit mir über die scheinbare Größe des Mondes, gleich vor dem Webicht, ich weiß noch das alles so lebendig." Er erwähnt im Zusammenhang damit einen „Aufsatz vom 5. Januar" jenes Jahres, ein Zeugnis seiner damaligen Gemütslage. Ein Jahr später (26. Januar 1782): „Ich hab Euch einige Ideen über moralische Maße schicken wollen." Der Aufsatz steht im Band P, überschrieben „Über Maas d. Msch."[1]). Er war also der Sendung vom 1. August beigeschlossen, in deren Geleitschreiben es heißt: „Die d'Anvillischen Karten folgen mit" (offenbar Apparat für das geplante Werk). „Auch hab' ich weil Ihrs habt haben wollen, ein Volumen von meiner Hand, die ‚Ideen' bezeichnet sind, beigelegt ... Ihr könnt sie behalten, so lang Ihr wollt, aber verliert sie nur nicht gar, weil ich sie, da sie in chronologischer Ordnung sind, als Beiträge über die Veränderung meiner Vorstellungsart zu meiner eigenen Geschichte einmal zu brauchen gedenke. So hab' ich auch zehn Volumen Aufsätze über allerlei Empfindungen, Lagen u. dgl.

[1]) Man wird an die Ode „Grenzen der Menschheit" erinnert, doch hat Einsiedels Wort „Maaße" einen andern Sinn, ungefähr: Schätzungswerte.

seit 1776. Denn alles frühere hab' ich in einer übeln Laune an meinem Geburtstag verbrannt." Im Neujahrsbriefe von 1783 moniert Einsiedel dann noch einmal „die Papiere, die mit Ideen bezeichnet sind". Sie sind lange in Herders Hause geblieben und haben oft auf seinem Schreibpult gelegen. Ihren Inhalt finden wir auf den 55 kompreß beschriebenen Seiten des Bandes P, die sich jenem ersten mit E. markierten Extrakt anschließen. Zunächst ein großes Stück „Über Gang der Menschheit". Dann (nach dem Schema über Gatterers Geographie) eine gemischte Reihe von Aphorismen und Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände (63 Paragraphen), die ihre Sammelpunkte in den Begriffen Natur und Humanität hat.

„4. Die Cultur schwächt den Menschen physisch; wie kann er wieder gestärkt werden? Durch Restaur., oder durch Vermischung mit wilden kräftigen Völkern? Es scheint, daß dies im Gange der Cultur liege . . . 10. Sollten die Fetische der Afrikaner nicht Reste der alten Meinung seyn, daß die Gottheit Alles durchdringe . . . 10. Es scheint, daß wir in der Chymie mehr Verbindungen der einfachen Körper als Zerlegung dieser hervorbringen könnten usw. 61. Über geschriebene Religionsnormen. 62. Gesichtspunkte zur Jüdischen Geschichte . . . Clima scheint das zu seyn, was die ersten Indiv. Vorstellungen einer Nation bestimmt hat. Wärme macht sanft, gütig; und da die Natur Contradict(ion) liebt, so in eben dem Clima Tyrannische Menschen. Im [weichen] warmen Clima ist alles möglich, Sklaverei und momentan überspanntes Freiheitsgefühl. In warmen Gegenden hat der Mensch mehr Existenz in sich selbst. Daher die Existenz im Betrachten der Dinge in Indien u. s. w. Afrika könnte uns über Alles viel Licht geben, weil es die Natur vor allgemeinen Revolutionen gesichert hat, wenigstens das Land unter den Mondgebürgen scheint nie mit fremden Völkern vermischt zu seyn. — Doch vielleicht Licht, vielleicht auch nicht; denn wenn man liest, wie im Alterthum Stadt bei Stadt andre Sitten, Gebräuche, Gesetze, Vorstellungsarten gehabt hat, so sollte man alles für Zufall halten . . ."

Bekanntschaft mit Spinoza geht aus mehreren Stellen hervor. Doch es muß hier der Versuchung widerstanden werden, der knappen, im Texte[1]) gebotenen Auslese etwas Weiteres anzufügen; denn August v. Einsiedel verlangt eine besondere Darstellung, er verdient sicherlich einen Platz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie". Erst wenn einmal seine Gedanken und Aphorismen, Forschungen und Paradoxen insgesamt veröffentlicht sind, wird man verstehen, wie Herder am Ende des Jahrhunderts ihn allein neben Friedrich Richter (Jean Paul) als geeigneten Partner an der geplanten Zeitschrift „Aurora" ins Auge gefaßt hat. Auf die dem Hauptwerke Herders vorangehenden Früchte seines Sinnens und Suchens ist bisher noch nicht hingewiesen worden; ein eigenes Mißgeschick hat Rudolf Haym abgehalten, gerade diesen älteren, für die Folgezeit wichtigsten Bestand von Anekdota zu entdecken; denn ohne Zweifel liegen hier nun Stoffe und Fermente, die auf den Verfasser der „Ideen" unmittelbar gewirkt haben, zutage. Ja, der bescheidene Denker und wackere Freund, der das Seine so freudig zum größeren Zwecke hergab, hat, ohne es zu wissen, mit der Bezeichnung seiner Sammlungen zugleich auch das Wort dargeboten, nach dem Herder im Bekenntnis-

[1]) Band XIV, S. 640–643.

sinne seiner Vorrede gesucht hat. Idee ist eins von Einsiedels Lieblingsworten; in der Mehrzahl war das Wort als Aufschrift bisher wohl noch nicht verwandt worden [1]).

Wie Einsiedel es sich zur Aufgabe macht, den Weg und Fortgang seiner „Vorstellungsart" zu beobachten, so strebt er auch, der Natur die ihre abzulauschen und sich zu deuten. Er sucht ihre Maximen, die Grundsätze ihres Haushalts zu erforschen. Er bekennt sich als ihr Schüler und Anhänger. „Nur dem Zulänglichen enthüllt sie ihr Geheimnis" sagt Goethe. An den Aufsatz „Natur" (im Journal von Tiefurt) erinnert sich wohl jeder, der Einsiedels Aphorismen liest. Sie sind mehrere Jahre älter als das „Fragment" [2]), auf dessen unverkennbare, wohl nur durch Entlehnung erklärliche Bezüge zu Shaftesburys „Moralists" ich längst aufmerksam gemacht habe. Beide Stücke haben auf Herder eingewirkt, besonders aber das ältere von 1778. Wo er von der Natur redet als einem denkenden, fürsorgenden Wesen, von Gesetzen ihrer Haushaltung, ihrer „Regel" der „Sparsamkeit", der „Erstattung" (Kompensation), wo er Fragen aufwirft wie die: „Ob Einheit Zweck der Natur sei?", da glauben wir noch den Nachklang der Unterhaltungen zu vernehmen, die er, wenn ihm das Zusammensein einmal gegönnt war, bis in die Nacht mit Einsiedel gepflogen hat. Und nicht minder haben bei den Erörterungen sozialer Fragen, wohl auch bei dem prekären vierten Kapitel des neunten Buches „über die Regierungsformen" die Gedanken des geistvollen Sonderlings nachgewirkt, dessen ethische und Lebensparadoxen Herder mit Nachsicht und gutem Humor zu ertragen verstand. In seinem Sinne geschieht es sicherlich, wenn wir August v. Einsiedel zu den „Provectoren" der Geschichte und Philosophie der Humanität zählen.

Wer selbst von aller Welt Enden zu einem „Kosmos" die Stoffe mit dem Aufgebot aller Kräfte zusammentrug, durfte ohne Scheu Beisteuer und Beihilfe annehmen. Die Jahre, in denen sich die „Ideen" bildeten, bedeuten den Hochstand der Periode, die wir das goldene Zeitalter unsrer Literatur nennen. Auch in der Pflege der Freundschaft zeigt es Charakterzüge, wie man sie jener alten „goldenen Zeit" zuschrieb. „Nur Licht und Luft und Freundeslieb'! Ermüde nicht, wem das verblieb!" [3]) Solche Gesinnung herrschte in dem Weimarer Kreise; der Spruch, an den Goethe und Carl August sich in ernster Rückschau auf ein fünfzigjähriges Zusammenleben erinnerten, stammte von einem Genossen dieses Vereins. Die alte Erklärung, Freundschaft bedeute die Gemeinschaft aller und zumal der höchsten Güter, erhielt wieder ihren Vollgehalt. Dies eben, das Vertrauen auf Mitgefühl, Mitverständnis, Mitwirkung, ist der „Segen", den die Freunde dem Dichter bringen, der „in ihnen die Welt sieht", der Segen, mit dem sie „sein Leben

[1]) Auf Titeln französischer Werke tritt Idée (Singular) seit mehreren Jahrzehnten auf: auch Herder hat es so gebraucht.

[2]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. VII, S. 258 ff., 393. Die Ansicht, Goethe sei Verfasser des „Fragments", kann sich nicht mehr behaupten. Ja, einzelne Sätze wie der: „Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor" (von der Natur gesagt), müßten, nach Goethes Sinn, sogar absurd genannt werden.

[3]) Düntzer, Goethe und Carl August. Zweite Auflage. S. 852.

beglücken". (Letzte Strophe der „Zueignung".) Das Herz der Besten hatte, so rühmte man, „einen tiefen Ton der Freundschaft"; wir vernehmen solchen Wohllaut in Goethes „Ilmenau", im „Tasso" und sonst; aus vielen Briefen der Verbundenen dringt er noch zu uns. Mein und Dein wurde auch bei geistigen Funden und Erwerbungen nicht (wie es danach wieder üblich geworden) ängstlich und engherzig „auseinandergesetzt". Es kommt mehr als einmal vor, daß einer dem andern die Ausbeute seiner Studiengänge, ja fertige Manuskripte zur Nutzung übereignet. So hat Herder Hamanns Niederschrift über Kants Kritik der reinen Vernunft, die „Metakritik", überkommen. Diese zur Seelenforderung gewordene Zweieinigkeit im Sinnen, Schauen und Forschen führte, wie bekannt, zu höchstem gegenseitigen Gewinn in dem Verhältnis Herders und Goethes. Doch mag der Blick hier noch einmal verweilen auf der eigenen Habe, die Herder, seine Kraft fast zum Übermenschlichen steigernd, zusammengesucht und erobert hat. Während er sich zur Vollendung des vierten Teils zusammennimmt, schreibt Karoline einmal als „sein Sekretär" an den Verleger (15. Mai 1791): „Sie glauben nicht, wieviel dabei gelesen und nachgeschlagen werden muß, und wie viele Bücher sich mein Mann dazu hat anschaffen und aufkaufen müssen." Das nach Herders Tode gedruckte Verzeichnis seiner Bibliothek weist an Werken ethnographischen und geographischen Inhalts über zweihundert Nummern auf, dazu eine nicht minder stattliche Sammlung zur Naturkunde und Völkergeschichte, und schon in dem Bücherschatze, den er nach Weimar mitgebracht hat, waren jene Kategorien ansehnlich vertreten [1]). Aber bei einem für jene Zeit so erstaunlichen eigenen Reichtum hat er es sich keineswegs erlassen, die großen Büchereien in der Nachbarschaft und in erreichbarer Ferne heranzuziehen, und so ist besonders die Freundschaft mit Gottlob Heyne, dem Verwalter der Göttinger Bibliothek, ersprießlich geworden. Zu den Quellen der „Ideen" hat uns Herders Briefwechsel mit Heyne wie mit Knebel manche Aufschlüsse gegeben; aus Katalogen und Leihbüchern der Bibliotheken von Weimar und Jena ließe sich wohl noch mehreres gewinnen. Die Fächer zur Naturwissenschaft, zur Geographie und Völkerkunde waren in der Herzoglichen Bibliothek für die Ansprüche jener Zeit auskömmlich besetzt; sie enthält besonders mehrere der bändereichen Reisesammelwerke, die für Herder von Belang waren: das Hamburger Magazin und seine Folge [2]) (1748 ff. und 1767 ff.), die Allgemeine Historische Bibliothek von den Mitgliedern des Instituts der Wissenschaften zu Göttingen (16 Teile, 1767—1771), die Abhandlungen der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften in der deutschen Übersetzung (Hamburg 1749—83); ferner den unentbehrlichen Schatz von Büffons „Naturgeschichte" (Original und Berliner Übersetzung 1772 ff.) usw.

[1]) Die Bibliotheca Herderiana, Vimariae 1804, zählt auf 350 Seiten nahe an 8000 Nummern. Das handschriftliche, vor dem Aufbruch aus Bückeburg angelegte Verzeichnis „Meine Bücher. Den 21 Jun. 776", ist nicht zu Ende geführt (es fehlt ein Teil der Bücher in octavo und kleineren Formats). Insgesamt 1441 Nummern. Im Dienste des Hauptwerkes hat Herder seinen Besitz mit planmäßiger Betriebsamkeit gemehrt. So bekundet seine Büchersammlung überhaupt sein starkes Interesse an gewissen Gegenständen. Zu Spinozas Leben und Lehre z. B. habe ich über 25 Nummern gezählt.

[2]) Die Reihe vor 1767, 22 Bände, besaß Herder: Bibliotheca Herderiana Nr. 3122—42.

Wir sind, soweit es sich um das Gebiet des Geographischen und Ethnographischen handelt, über die Fülle der genutzten Literaturwerke seit etlichen Jahren durch eine treffliche Arbeit von Johannes Grundmann[1]) aufgeklärt, welche in dem angegebenen Umfang den besten Kommentar bietet, dem nun die „geordneten Sammlungen" des Magazins P beglaubigend und im einzelnen erweiternd zur Seite stehen.

Wie der Betrieb der Studien, des Sammelns und Eintragens sich notwendig neben dem Geschäfte der Ausarbeitung fortsetzt, so hat auch unser Bericht über die Vorbereitung schon in die folgende und letzte Periode, die der Ausgestaltung des Werkes, übergegriffen. Am 13. November 1791 ist an Georg Müller mit dem ausgedruckten vierten Bande der „Ideen" die Nachricht ergangen, bis Ende September habe er dem Verfasser zu schaffen gemacht. Beim Ablauf seines vierten Lebensjahrzehnts hat Herder mit der Ausführung begonnen und den größten Teil des fünften darauf verwandt: acht Jahre (die Dauer seiner italienischen Reise eingerechnet). Zwischen das einunddreißigste und einundfünfzigste Jahr hat Juan Huarte in dem auch von Herder hochgeschätzten Büchlein „Prüfung der Köpfe" das „für das Bücherschreiben fähigste Alter" gesetzt. Wie Goethe hat Herder (so scheint es) das vierzigste als Epochenjahr betrachtet. —

Die Geschichte der Abfassung der vier Teile oder der viermal fünf Bücher hat Rudolf Haym im sechsten Buche seines „Herder" erzählt. Hier hat sich in vollem Maße jene Gründlichkeit bewährt, in der sein wissenschaftliches mit seinem sittlichen Wesen eins war. Er verwendet jede Stelle der ausgebreiteten Korrespondenz und was ihm sonst von Belang erscheint, mit einer über die Aufgabe des Biographen vielleicht hinausgehenden philologischen Genauigkeit. Seinem Fleiße wie seinem Baugeschick wird, wer jene Kapitel studiert, immer von neuem die Ehre geben, und der Herausgeber von Herders Werken, der mit dem trefflichen Manne so viele Jahre am Bau gestanden hat, muß an dieser Stelle anhalten und dem Rastlosen, Regen, in Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Vorbildlichen den Zoll dankbaren Erinnerns widmen. Aber im Hinblick auf die schönste Eigenschaft, durch die sich Rudolf Haym als deutscher Gelehrter bezeichnete, die Aufrichtigkeit und Helle seines kritischen Geistes, soll hier mit einer einschränkenden Bemerkung nicht zurückgehalten werden. Haym hat die innere Geschichte des Ideenwerks nur zum Teil schreiben können; er kannte die handschriftlichen Gestalten nicht und war des Glaubens, das reifste Produkt des Herderschen Geistes dürfe beanspruchen, so, wie der Autor es aus der Hand gegeben, gewertet und beurteilt zu werden; Versuche und Entwürfe seien für den Biographen von geringer Bedeutung, und er könne ihrer neben der Druckgestalt wohl ganz entraten. Haym sah eine weite Strecke vor sich und mußte als ein guter Haushalter seine Jahre bedenken. Er hatte ein Recht, sich zu fragen, ob der Gewinn schließlich ein ungewöhnlich großes Zeitopfer aufwiegen werde.

[1]) Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1900.

Der Herausgeber der Werke nicht eben also. Über die vieljährige Mühsal zu der mir schon die Vorbeschäftigung mit den „Ideen" gediehen ist, will ich nur das Notwendigste sagen. Es galt zunächst, einen verbrochenen Schacht wieder gangbar zu machen. Die Masse des Manuskriptes befand sich in äußerster Unordnung. In der Familie hatte sich die Überlieferung erhalten, wie ich von Theodor Stichling, dem Enkel Herders[1]), sie vernahm, die Zerrüttung rühre aus der Franzosenzeit her; Plünderer hätten in den Unglückstagen nach der Jenaer Schlacht die Lagen und Bogen auseinander geworfen und zum Teil vernichtet. Das Nämliche hat, wie ich viel später erfuhr, Johanna Schopenhauer ihrem Sohne in jenen Tagen des Schreckens selbst brieflich berichtet[2]). Der gerettete Bestand umfaßt 473 Blätter (Blatt = Halbbogen). Nichts von der in den Druck gegangenen Reinschrift, die Herder, falls sie aus der Offizin zurückgekommen, schwerlich lange aufbewahrt hat. Auf den ersten Teil des Werkes entfallen 63, auf den zweiten 259, auf den dritten nur 14, auf den vierten 137 Blätter. Auch das Kontingent der Bücher ist sehr ungleich. Zum siebenten Buch gehören 82 Blätter (abgesehen von dem 46 Blätter enthaltenden „Block" zu den drei Büchern VII—IX), zum zwanzigsten nur 2; nicht ein Blatt ist übrig geblieben von XI—XIV. In diese ungleiche Masse hatte man sich einzuwohnen, ja förmlich einzuleben. Die Schwierigkeit, aus ihr einen Kontext herzustellen, verdoppelte, verdreifachte sich dadurch, daß die untereinander versprengten Bestände verschiedenen Niederschriften und Entwicklungsstufen angehören, die doch selbst wiederum nach inneren und äußeren Kennzeichen gesondert werden mußten. Zusammenhänge in einer so verworrenen Masse herzustellen, hätte es einer geschlossenen, ruhigen Zeitfolge bedurft. Mir ist diese Gunst in auskömmlicher Weise niemals zuteil geworden. Nur in wiederholten Pulsen habe ich mein Werk treiben können, und wie es nun auch unter steten Hemmnissen geworden ist, es konnte nur, wenn ich das sagen darf, gelingen bei großer, jeweilig zum Schmerzlichen gesteigerter Anspannung. Das Schwerste aber blieb immer, in solcher Bedrängtheit sich selbst Genüge zu tun, um endlich einmal Schicht zu machen, nachdem das Belangreichste von dem, was nur dem engsten Kreise vertrauter Freunde (Caroline, Goethe, Knebel) einst vor Augen gekommen, ans Licht gefördert war. Es gehören diese Bruchstücke zum wertvollsten Ertrage, den die Durchforschung von Herders Nachlaß aufzuweisen hat; sind es doch allesamt Belege und Beiträge nicht bloß zur Geschichte eines unvergänglichen Geisteswerks, sondern zumal zur Lebensgeschichte deutschen Geistes. Von hier aus fällt Licht auf eine Strecke des Weges, den Herder mit Goethe geschritten ist, ja auf die ohne Frage wichtigste Strecke der von beiden gemeinsam durchmessenen Bahn. Ich kann es mir,

[1]) Gottfried Theodor Stichling ist als Weimarischer Staatsminister am 22. Juni 1891 gestorben. Sein „Nekrolog" steht im Goethe-Jahrbuch, Bd. XIII, S. 246 ff.

[2]) „Die Witwe Herder, deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr ist alles zerstört, und, was unersetzlich ist, alle nachgelassenen Manuscripte des großen Herder, die sie mitzunehmen vergaß, sind zerrissen und zerstreut." Geschrieben am 19. Oktober 18^6, veröffentlicht in der „Zeitung für die elegante Welt" 1838, Nr. 129, S. 515. Gemeint ist die Witwe von Herders ältestem Sohn Gottfried v. Herder. So schwer, wie es anfangs erschien, ist der unter den Handschriften sonst angerichtete Schaden zum Glück nicht gewesen.

auch bei der hier gebotenen Einschränkung, nicht versagen, wenigstens einige Punkte in jener Beleuchtung zu zeigen, die wir mit Hilfe der ursprünglichen Gestalt für sie gewinnen können.

Aus einer älteren Niederschrift des Ersten Buches ist in den Anhang des Schlußbandes der „Ideen" (XIV, S. 583—94) das Kapitel: „Unser Erdball ist ein großes Laboratorium zur Organisation wirkender Kräfte" aufgenommen worden. Schon hier findet sich der Gedanke einer allem Organischen einheitlich zugrunde liegenden Urform. „Eine Form verändert sich in allen irrdischen Wesen. Wo Bildung anfängt, von der Schneeflocke und dem Krystall an ([vielleicht] ohne Zweifel noch tiefer hinunter) durch alle Gebilde der Pflanzen und Thiere hinauf, scheint nur ein und derselbe Prototyp vorzuliegen." Es ist dies die früheste Formulierung der Typusidee, niedergeschrieben im November, spätestens Anfang Dezember 1783. Die „geordneten Sammlungen" des Buches der Vorarbeiten (P) ermöglichen es uns, die Spur weiter zurück zu verfolgen. S. 624: „Von allen Geschöpfen Ein Urbild. Vollk(ommenheit) zerstreut. Büffon, ‚Vierfüßige Tiere' I, 62." Im Original lautet die Stelle, auf die Herder sich bezieht: „Il y a dans la Nature un prototype général dans chaque espèce sur lequel chaque individu est modelé, mais qui semble en se réalisant s'altérer ou se perfectionner par les circonstances . . . il semble que le modèle du beau et du bon soit dispersé par toute la terre." (Histoire Naturelle IV, S. 215 der Pariser Ausgabe von 1753.) „Ein gewisses allgemeines Urbild, wonach jedwedes einzelne Thier geformet wird," gibt die von Herder benutzte Berliner Übersetzung von 1772, I, S. 62. Von Büffon indessen, der nur Musterbilder (Modelle) einzelner Tiergeschlechter, des Pferdes usw., anerkennt, bis zur Ahnung eines allgemeinen Typus, welch ein weiter Weg! Statt des behutsamen Vielleicht, zu dem er ansetzte, hat Herder im letzten Moment einen Ausdruck der vollen Überzeugung gewählt und so das Bestehen und Wirken des Typischen für die elementaren Anfänge aller Organisation unbedingt angenommen. Man darf die Selbständigkeit der Konzeption unbedenklich für ihn in Anspruch nehmen. So ist ein Zutun Goethes auch nicht mit Notwendigkeit anzunehmen, wenn in dem nämlichen Kapitel davon die Rede ist, daß die Natur nach einem eigenen Gesetz der Erstattung verfahre, indem sie ein Minus in der Bildung eines Teiles oder Gliedes durch ein Plus in einem andern, entsprechenden ausgleiche, ein Gedanke, der allerdings, wie der des „Urbildes", uns durch Goethes morphologische Schriften, zumeist aber durch die beiden Gedichte von der „Metamorphose" geläufig und vertraut geworden ist. Auch in August v. Einsiedels „Ideen" finden wir die Vorstellung einer Kompensation, und läßt nicht die, wie es scheint aus Linné, schon in Riga aufgezeichnete Beobachtung sich dahin beziehen: „Je weichlicher das Thier, um so härter das Behältniß?" Es war in Goethes Augen ein Gewinn der Wissenschaft für alle Zeit, die feste Position in einem „Kampfe", der ihm „zwar gewonnen", aber nach mehr als vierzig Jahren immer „noch nicht geendigt" schien. „Ein Typus sollte anerkannt werden, ein Gesetz, von dem in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind: eben dies geheime und unbezwingliche Vorbild,

in welchem sich alles Leben bewegen muß, während es die abgeschlossene Grenze immerfort zu durchbrechen strebt" [1]).

Selbständig ist Herder seinerseits vorgegangen, indem er sich eine Idee von der Formation des Erdkörpers schuf. „Aufbau der Erde aus dem Wasser," lautet seine Formel, wie er sich aus den Abhandlungen der schwedischen Akademie in sein Sammelbuch P als ein Hauptresultat „Bildung der Erde aus Wasser" eingetragen hat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche auf diesem Gebiete sind höchst wertvoll als geschichtliche Dokumente. Diese wiederholten Bearbeitungen, wie sie nun dem Forscher vorliegen, bringen uns die Zeit zurück, von der Goethe aus später Erinnerung schreibt: „Meine mühselige, qualvolle Nachforschung ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe" [2]). Die wo nicht täglichen, doch gar manchen Abend ausfüllenden Gespräche waren den Freunden zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden seit dem zweiten Drittel des Oktober, nach der Rückkehr Goethes von längerer Reise. „Wir sind jetzt ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dazu gehört, ausgegossen," meldet Goethe dem Freunde in Jena, der pro parte virili den Dritten im Bunde macht. Er soll sich erkundigen, „was ein wohlgewählter Atlas von Homannischen Karten kostet . . . die neusten besten Karten und so viel als man zum allgemeinen Gebrauch nöthig hat, die specialern haben wir auf der Bibliothek, wo man freylich nicht immer hinrekurriren kann. Sage, haben sie nicht etwa auch einen Globus mäßiger Größe, worauf die neusten Entdeckungen verzeichnet wären." Das ist Mitte November geschrieben, und nach Ablauf der ersten Dezemberwoche erfährt Knebel wiederum von Goethe: „Herder schreibt eine Philosophie der Geschichte, wie Du Dir denken kannst, von Grund aus neu. Die ersten Kapitel haben wir vorgestern zusammen gelesen, sie sind köstlich . . . Welt- und Naturgeschichte rast jetzt recht bey uns." (IV, 6, 224. Weimarer Ausgabe). Es läßt sich nicht schlechthin behaupten, daß die Erstlinge, die in dem erlesenen Kreise zu Gehör gebracht wurden, die jetzigen Anfangskapitel des Werkes waren. Vielmehr hat es den Anschein, daß die ersten Bücher (jedenfalls I und II) aus einem „Block" herausgearbeitet sind, wie ein solcher auch für die Bücher VII—IX vorliegt. Was uns von der Erstgestalt erhalten blieb, läuft mehr auf kosmische und naturgeschichtliche Fragen hinaus als die Druckredaktion. So macht sich auch das mineralogische Interesse der Freunde darin stärker geltend. „Der Kern unsrer Erde, der Granit." „Das Urgebirge" [3]). Auch hier ist es Herder, dessen Schrift als erster Niederschlag gemeinsamer

[1]) An Johannes Müller, 24. November 1829. IV, 46, 170 Weimarische Ausgabe.

[2]) Weimarische Ausgabe II (Zur Naturwissenschaft), S 20. Die letzte, auf die Entwicklung der organischen Geschöpfe bezügliche Angabe deckt sich mit dem Inhalte des Kapitels VII, Band XIV, S. 583—594. Die „Nachforschungen", von denen Goethe redet, gelten zunächst der Bestimmung eines „Typus" der Säugetiere.

[3]) Band XIV, S. 575, 582, 584.

Erörterungen erscheint, wenn auch Goethe aller Wahrscheinlichkeit nach die Anregung gegeben hat. Seit Beginn des Jahrzehnts ließen ihm die mineralogischen Dinge keine Ruhe, und über sie hat er schon damals vor, „einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll". (An Merck, 11. Oktober 1780.) Erst Herders Vorgang aber hat ihm zur eigenen Produktion Lust gemacht. „Ich habe heut früh an meiner Abhandlung über den Granit dictirt," schreibt er den 18. Januar 1784 an Frau von Stein, die selbst bei diesem ersten Versuche über das Steinreich ihm ihre Hand geliehen hat[1]); sie hatte auch mit ihrer Schwägerin Sophie von Schardt, der Freundin Herders, jener ersten Vorlesung aus der Handschrift beigewohnt.

Wer Herders Werke in der Handschrift gelesen und aus ihr die Eigenart des Autors kennen gelernt hat, bekommt von den Resten des Manuskripts der ersten Bücher einen Eindruck, der ihn zuerst befremdet. Von einzelnen Partien ganz gewiß. Das ist nicht der Autor, der im Schreiben fließend zu sprechen scheint. Er sucht mit ersichtlichem Bemühen nach dem bezeichnenden Ausdruck, hält ein, nimmt zurück, oft mitten im Worte, nach der ersten Silbe, um bisweilen, was er gestrichen hat, wieder herzustellen, macht Ansätze, die er nicht fortführt, korrigiert und streicht und kann sich nicht genug tun. Herder geht sonst freien und leichten Schrittes zum Ziel, ohne Hast, aber anscheinend ohne Rast; hier aber, scheint es, tastet er behutsam, wie einer, der das Gelände nicht kennt und zu straucheln fürchtet. Als ob er über verborgene Wölbungen oder moorige, nur leicht überdeckte Strecken hinweg müßte, die unter dem Fuße schwanken. Ich habe es in meiner Herder-Ausgabe so viel wie möglich vermieden, philologische Genauigkeit äußerlich zu kennzeichnen; in diesem Falle aber erschien mir die diplomatisch treue Wiedergabe durchaus geboten. Die Seiten, wie sie nun in Band XIV vor Augen liegen (570—582, noch mehr 583—594, am meisten 594—595), dienen zum Ausweis dafür, daß auch Herder „qualvolle" Arbeit gehabt hat, als er „die Ideen aufzuzeichnen unternahm", und daß ihm der Anfang seines Werkes sauer genug geworden ist. Aber diese Seiten beweisen zugleich, daß es eine selbständige Arbeit ist, die Herder unternommen hat, nicht erleichtert und in Fluß gebracht durch vorgängiges Disputieren und gemeinsames Erörtern. Wäre es heute noch nötig, den Wahn zu widerlegen, die naturwissenschaftliche Substanz von Herders Werk dürfte als Goethisches Gedankengut gebucht werden[2]), so würde das mit einem Hinweis auf Herders Arbeitsbücher und auf das, was uns von der Erstgestalt des ersten Ideenbandes geblieben ist, leicht getan sein. Die Wahrheit ist: Herder hat ein schönes Kapital des Wissens von der natura naturans und ihren Geschöpfen und Werken in die Ehe mit Goethe mitgebracht, in jenen Bund, dessen folgereiche Botschaft man immer wieder froh vernimmt: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben,

[1]) Ihre Handschrift (halber Bogen) ist im Goethe- und Schiller-Archiv erhalten.

[2]) Es ist erfreulich, daß gegen die populären Goethe-Katecheten neuerdings ein Mann der Naturwissenschaft Front gemacht hat: Adolph Hansen in seiner Schrift „Häckels Welträtsel und Herders Weltanschauung". Gießen 1907. S. 9 ff.

endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten. Es würde Dir jetzo recht wohl bey uns werden." Weimar, den 12. November 1783, an Fritz Jacobi.

Goethes Anteil an Herders Werk bleibt groß und tief genug, auch wenn die in ihrer Übertreibung unverständige Annahme, Herder habe lediglich die Ergebnisse Goethischer Naturforschung genutzt, auf das rechte Maß zurückgeführt wird. War Karoline die erste Mitverständige, die als Vorleserin dem Manne das frisch Erstandene zu Gehör brachte, so ist Goethe der erste Leser, Beurteiler und Ratefreund. Bei ihm zuerst findet jedes Buch, jeder Teil den vollen, tiefen Widerhall. Den vernehmen wir noch in den Briefen aus Italien; in den vorangehenden Jahren ist es selbstverständlich nur ausnahmsweise ein beschriebenes Blatt, auf dem er in Herders Haus gelangt. Wie z. B. das folgende[1]):

Dein Manuscript habe ich auf heute früh gespaart, um wenigstens die ersten Stunden des Sabaths zu feyern, und es mit reinen Augen zu lesen. Es ist fürtrefflich und wird gar gut aufs Publikum würcken. Zu dem ganzen Inhalte sage ich ia und Amen und es läßt sich nichts bessers über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt! sagen.

Es ist auch sehr schön geschrieben, und was du nicht sagen konntest, noch jetzo schon wolltest, ist schön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht. Ich dancke dir . . .

Nur zwey Stellen habe ich angestrichen. Lebewohl.

Geben vom Rade Ixions d. 20. Febr. 1785. G.

Die Blätter und Bogen, an denen sich Goethe damals in der „heiligen Frühe" erbaut hat, liegen vor mir, wenigstens ein Teil davon: das Schlußkapitel des achten Buches in zweiter Redaktion. Trotz des Beifalls, den Goethe spendet, hat Herder es nochmals umgearbeitet, und so erst ist es gedruckt worden. Die von Goethe angestrichene Stelle schließt sich Bd. XIII, S. 338, Z. 10 an den gedruckten Satz an, der mit „jagen" endigt, und lautet in erster Fassung:

Je mehr der Mensch indeßen der Natur treu bleibt und die ritzenden Dornen nicht kennet, womit der Geiz, die Wohllust, die Ehre oder gar der Fußtritt eines Despoten ihn verwunden: desto glücklicher lebt er, wenn irgend Glückseligkeit auf der Erden blühet.

Herder hat zunächst versucht, dem Winke, dessen Berechtigung er anerkannte, zu gehorchen. Er milderte:

Je mehr also der Mensch allenthalben seiner Natur treu bleibt und diese ordnet: je weniger er die ritzenden Dornen kennet, womit der Geiz, die Wohllust, die Ehre [ein ungezähmtes] oder irgend ein andrer künstliche Wahnsinn das arme Menschenherz verwunden: desto glücklicher lebt er auf Erden, wenn irgend auf Erden die Rose der Glückseligkeit, nie aber ohne Dornen blühet.

Bei letztem Umschreiben aber hat er dann die Stelle preisgegeben und an der Fortsetzung (19 Zeilen) mehrfache redaktionelle Änderungen vorgenommen, und so findet man denn die Sätze anders verteilt im Druck[2]); in den Lesarten zur letzteren Stelle gewahrt man etwas von dem scharfkantigen Bruch der früheren Gestalt. Geblieben ist die starke Verwahrung dagegen, daß „ein

[1]) Abt. IV, Bd. VII, S. 14 Weimarer Ausgabe.

[2]) Band XIII, S. 340, 341.

fremder Wille oder das Vorurtheil der Erziehung uns, wider unser beßer Gefühl, Lebenslang aufs Rad des Ixions flocht", die Goethe sich mit leisem Humor in dem Datum seines Briefleins anzueignen scheint.

Die mäßigende Einwirkung Goethes und seiner „untadeligen Sophrosyne" hat Herder ganz besonders bei den bedenklichsten Partien des neunten Buches erfahren, dem „Kapitel über die Regierungen" [1]). Herder hat, wenn auch seine eigene Überzeugung ihm das schwer machte, sich der Zensur des besonnenen Freundes unterworfen, der Maß zu halten empfahl und für glücklich gefundene „Hüllen und Formen" immer ein anerkennendes Wort bereit hatte.

Der Randstrich bei Stellen fraglichen Inhalts ist eine Gewohnheit Goethes. Er sendet ein Manuskript des gemeinsamen Freundes Friedrich Heinrich Jacobi (sein bekanntes Gespräch mit Lessing über den Spinozismus betreffend) an Herder zurück. „Die Stellen, wo er seinen Salto mortale produziert, sind nichts weniger als einleuchtend, und die erste, die ich angestrichen habe, mir ganz undeutlich und schwankend." Auch in dem Manuskript der Herderschen Predigt beim Dankfest wegen der Geburt des Erbprinzen Carl Friedrich verfährt er so. „Ich würde die roth angestrichene Stelle beym Eingang des Paragraphen weglassen . . ." Dies zwei Belege aus der Mitte und vom Ende des Jahres 1783. In solchem Zusammenhange kommt es mir selbstverständlich vor, auch die vier Rötelstriche, die ich als Marginalien in einem jener ältesten handschriftlichen Stücke zu den „Ideen" entdeckte, als Spuren von Goethes Anteilnahme zu bezeichnen. Gerade hier, wo Herder seine gewagte Hypothese über Erd- und besonders Küstenbildung vorträgt, hatte Goethe Grund zu zweifeln und zu warnen. Er hat sich einmal zu Johannes Falk über die zu rasche Gangart des Verfassers der „Ideen" geäußert: „Herder wollte immer schnell am Ziele sein und ergriff die Idee, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anschauung zu Stande war" [2]). Dies bezieht sich zunächst ja nur auf das Naturbetrachten, aber etwas Analoges liegt doch auch in unsrem Falle vor. Herder pflegte von allen Dichtungen, an deren Aufbau der Verstand vorwiegend beteiligt war, zu sagen: „Es ist alles nur gedacht". Das ließ sich aber auch von seiner Hypothese sagen, die aus einer oder zwei Ursachen und ihrem gewaltsamen Wirken und Zusammendrang herzuleiten versuchte, was sich in unermeßlichen Zeiträumen durch Arbeit „ewiger" Kräfte successiv gebildet hatte. Auch hier, im Großen und Größesten, war nichts ohne Anschauung zu erreichen und jedenfalls noch viel Beobachtungsmaterial zu sammeln, ehe eine, auch dann noch kühne, Vermutung aufgestellt werden konnte. Und so hat Herder die seinige zurückgezogen, vermutlich auf einen Einwand Goethes hin, der schon damals, in der Frühzeit seiner Forschung, wie spät auf dem Gipfel des Erkennens, „der Natur in ihrem großen Thun einfachere und grandiosere Mittel zutraute" [3]). Es hat den Verfasser der „Ideen" noch

[1]) Band XIII, S. 448—457.

[2]) Johannes Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig 1832. S. 36.

[3]) Ungedruckte Stelle eines Briefes an Zelter aus dem Jahre 1829, die erst jetzt aus der Handschrift bekannt wird; sie beglaubigt die Darstellung, die S. Kalischer in dem trefflichen Kapitel „Zur Mineralogie und Geologie", Goethes Werke, Hempel 33, S. CLVIII ff. gegeben

einmal gereizt, das nämliche Problem anzugreifen; aber auch die genauere und behutsamere Ausarbeitung, die das Schlußkapitel des zweiten Teils bilden sollte, hat er zurückbehalten[1]).

Noch einmal begegnen uns mit Rötelstrichen versehene Stellen in einer Niederschrift des siebenten Buches. Zuerst in Kap. I: Die Menschheit findet sich auf unsrer Erde in allen den Formen, die auf ihr seyn konnten und seyn mußten.

3. Das bewohnbare feste Land ist also nicht nur [größtentheils] auf das nordliche Hemisphär gedrängt: sondern die Welttheile hangen auch [so sehr] so enge zusammen, als sie der [möglichsten] Convenienz nach zusammenhangen konnten.

Die zweite steht in Kap. II [Das Menschengeschlecht]: Die Menschheit hat sich allenthalben auf unsrer Erde klimatisiert; doch ist sie allenthalben nur eine [Menscheng] Gattung geblieben. Da heißt es in der Schilderung der körperlichen Konstitution (Organisation) der Amerikaner (Indianer):

„Dagegen scheint die vegetative Kraft ihres Körpers, die mit der reichen [Vegetation] Pflanzenschöpfung ihres Welttheils gleichen Schritt gehet, das an Fülle zu haben, was ihrer animalischen und denkenden Natur abgeht. Leicht und fast nicht zu ermüden ist ihr Lauf: ihr Scheitel grünt, wie ihre [ewigen] immer belaubten Bäume: sie freuen sich ihres Haars, wie sich das Gewächs seiner Blätter freuet und im Waßer leben sie Trotz den Fischen und dem zahlreichen Gefieder ihrer Seen und Ströme. Wer die [unpartheyischen] Beschreibungen Carvers, Pagès, Dappers, Fermins u. a. lieset, wird keinen Augenblick anstehen, die Uebereinstimmung anzuerkennen, die sich zwischen diesen Nationen und ihrem Klima findet.

Der Randstrich Goethes reicht hier nur bis zum Anfange des letzten Satzes. Was er besagen wollte, läßt sich vielleicht erraten. Herder hatte aus Beschreibungen, die ihm verschiedene Reisende von dem Zustande einzelner Stämme geliefert haben, das Allgemeinbild indianischer Volksart und Natur zu entwerfen versucht. Nachher hat er bei der letzten Gestaltung des sechsten und siebenten Buches einzelne charakteristische Züge mit bestimmter Angabe der Völkerschaften, denen sie eignen, und unter Anführung der Gewährsmänner, denen er sie entnahm, zweckmäßig verwertet. Ganz anders wirkt es, wie er jetzt über die „ungezählten Völkerschaften Brasiliens" sich vernehmen läßt: „Welche Menge von Nationen, Sprachen und Charakteren . . ., die indeß alte und neue Reisende ziemlich gleichartig beschrieben haben", und nun einen treffenden Satz einflicht: „Nie grauet ihr Haar," sagt Lery, „sie sind stets munter und lustig, wie ihre Gefilde immer grünen". Goethe schätzt das Konkrete, Individuelle; nur dies verhilft ja zur Anschauung. So hat er sicherlich auch die Typen der Völker und Stämme möglichst wie die einzelner repräsentativer Persönlichkeiten auseinander- und festgehalten, wenn sie in Berichten der Reisenden ihm entgegentraten. Und Herder, der selbst auf „genaue Zeichnungen der Nationen" so viel hielt, ist völlig hierauf eingegangen. Mit Goethes Monitum zum ersten Kapitel aber ist man auf frühere Erwägungen zurückgeführt; denn

[1]) Gedruckt Band XIII, S. 470–484.

das Wort „Konvenienz" gibt dem Natur- und Erdbetrachter keinen Begriff, geschweige denn eine Anschauung.

Betrachtungen, wie wir sie bisher angestellt haben, können im günstigen Falle doch nur zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit herangeführt werden. Aber höchst bestimmte Zeugnisse lassen keinen Zweifel darüber, daß der eifrige Gedankenaustausch, das „tägliche" Disputieren über die wichtigsten Probleme eine Übereinstimmung im Sinnen und Schauen hervorgebracht hat, deren die beiden Verbündeten sich mit einem wahren Freudegefühl bewußt werden. Beide fühlen sich gedrungen, sich und andern dies zu bekräftigen. Bei Anlaß einer Bestellung von Büchern aus der Göttinger Bibliothek — „nicht für mich, aber für jemand, der davon einen Gebrauch macht, wie ich ihn nie machen könnte, für Goethe" — dringt recht „im tiefen Herzenston der Freundschaft" Herders bewundernde Anerkennung hervor. „Er ist in seiner Naturforschung der freieste, gründlichste, reinste Geist, den ich als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in diesem Fache, dessen Umgang mein Trost ist, und dessen Gespräche jedesmal meine Seele erweitern". (An Heyne, 13 Juni 1786). Das ist kurz vor Goethes Reise nach Italien. Und ein Jahr später erfolgt von dort eine Erklärung, die das gemeinsame Kredo völlig bestätigt, in der Vorfreude auf „Herders dritten Theil". „Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen sein; wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten". (Neapel, 17. Mai 1787). Keine Frage, daß auch „die Frucht gleicher Gesinnungen" gereift ist in jener Zeit regsten Verkehrs und gemeinsamer Gedankenfahrten.

Auch die sozialen Zustände nämlich sind in den Bereich ihrer Gespräche gezogen worden. Noch am Ende seines Lebens bezeugt Goethe, indem er über ein Werk, „Palingénésie sociale" betitelt, sich zu äußern Veranlassung nimmt, „er habe lang genug über diese Probleme mit Herdern, ehe die ‚Ideen' gedruckt worden, alles vielfach durchsprochen". (Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, 28. März 1830.) Das Thema „Humanität unser ewig Ziel" [1]) wird in der Trennung weiter verhandelt. Herder, der das „im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen wußte", begegnet dem besonnenen Zweifel des „mit seiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheften" Freundes: „Je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne." Für Herder bestimmt, wenn nicht ursprünglich an ihn gerichtet, ist das gute und kluge Wort: „Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde." (Neapel, 17. 27. Mai 1787.) Herder nimmt es wohl auf und wendet es in der Fortsetzung an: „Die menschliche Gesellschaft ist freilich ein Hospital" . . .[2])

Als ein wahrhaft Mitverständiger hat Goethe sich in den Stil des Werkes eingelebt, das in seinen besten Teilen durchaus „mit erhöhter Seele"

[1]) Goethes Werke, Bd. XVIII, S. 271, 355. Weimarer Ausgabe.

[2]) Im ersten Kapitel von Buch XVII (Bd. XIV, S. 297).

geschaffen ist. Am stärksten hat er das empfunden (wie jeder, der sich in die „Ideen" einliest, es empfindet) beim zweiten Teil, der von ihm das uneingeschränkte Lob erhält: „er ist sehr schön geschrieben". Goethe verstand das Glücksgefühl, das des Verfassers Seele in hohen Momenten durchströmt hat. Er verehrte die divinatorische Kraft. Ein merkwürdiges Wort hat sich in seinem naturwissenschaftlichen Nachlaß (zur Geologie) gefunden. „Wenn man von den Uranfängen spricht, so sollte man uranfänglich reden d. h. dichterisch; denn was unsrer tagtäglichen Sprache anheimfällt: Erfahrung, Verstand, Urtheil, alles reicht nicht hin. Als ich mich in diese wüsten Felsklüfte vertiefte, war es das erstemal, daß ich die Poeten beneidete"[1]). Gerade in seiner „Abhandlung" vom Granit (1784) waltet ja der dichterische Geist. Und Dichtung, erzeugt mit „ungeteilten Seelenkräften", ist zweifellos auch das Edelste, was Herder zu den „Ideen" hervorgebracht hat. Auch ihn haben die Musen gelehrt, Geheimnisse künden. Nicht ohne Bedeutung erscheint es uns darum, daß edle Frauen dem Werke nahe gestanden und es mit stillem Zuspruch gefördert haben.

Doch ist nun besonders noch die Anteilnahme eines Freundes zu würdigen, auf den bisher nur gelegentlich ein Blick gefallen ist. Das ist Knebel. Einen Teil der Jahre, in denen die „Ideen" entstanden sind (II. III. IV.) hat er, soweit sich seine Natur zum Dauernden gewöhnen konnte, in naher Ferne zugebracht; wir erinnern uns, wie er von Jena aus dem Verfasser literarische Hilfsmittel verschaffte, so das höchst wichtige Büchlein Kaspar Friedrich Wolffs. Während Goethes italienischer Reise (April 1787) rückt er wiederum nach längerem auswärtigen Aufenthalt in nächste Nähe und haust als Nachbar in dem verlassenen Gartenhause an der Ilm, das er als Sommergast schon einmal (1784) bewohnt hatte. Dort freundet er sich noch enger als bisher mit der Natur an, und so findet Schiller bei seinem ersten Besuche von Weimar in ihm ein eifriges, überzeugtes Mitglied der „Sekte" Goethes, die, aller Metaphysik abhold, sich nur mit den physica abgeben mag und sich im Stein- und Pflanzenreich behagt.

Auch Knebel hat zu der „heiligen Anzahl" gehört, welcher der Einblick in das werdende Werk gegönnt war. Vom zweiten Teil an hat er Stücke der Handschrift gesehen. Sein herzliches Anerkennen und bewegliches Antreiben ist der Arbeit zugute gekommen. Als kritischer Leser rückt er in Goethes Stelle ein nach dessen Abgang. Etliche Spuren weist das Manuskript auf, die wir mit Sicherheit auf ihn zurückzuführen vermögen, weil sie mit den Auseinandersetzungen eines Begleitbriefes an Herder sich decken. Sie finden sich in der ersten Redaktion des vierten Teiles, welche vor Herders Abreise nach Italien, zum größten Teil schon im Anfang des Jahres 1788 zustande gekommen war. Knebels Bemerkungen vom 22. Januar 1788 würden uns unverständlich bleiben ohne die Kenntnis der ersten Niederschrift des siebzehnten Buchs, insbesondere des Schlußkapitels.

Das Ganze ist aus einem Geiste, aus einem Wahrheitston, der nur nach Sprache und Umständen hie und da etwas die Falten eines Gewandes zeigt. Nur

[1]) Werke, Abt. II, Band XIII, S. 314, Nr. 302.

mit den letzten drei oder vier Seiten bin ich nicht so ganz zufrieden. Es ist etwas darinnen, was mir widerstrebt. Erstlich ist diese große und allgemeine Ansicht der Dinge, wie aus Bösem Gutes wieder entspringe, gewaltig vorsichtig zu gebrauchen ... Zweitens sind die guten Folgen, die Sie dem Christenthum beilegen, noch ziemlich zweideutig ... Drittens habe ich zu denen Erdbebencuren gar keine Freude, und sie scheinen mir nicht recht in eine historisch-philosophische Ordnung zu passen ... Übrigens ist wohl gar nicht zu läugnen, daß der Grundsatz von einem Gott und Herrn der Welt, als einem höchst verständigen Wesen ... viel Gutes in der Welt gestiftet habe; wie man aber sagen könne, daß dies der Gipfel menschlicher Erkenntniß sei u. s. w. ... daß ohne sie ... keine reine Wissenschaft der Naturgesetze ꝛc. möglich sei, davon begreife ich, nach meinem Gefühle und meiner Erkenntniß, nichts. Gewiß ist es, daß wenigstens, was die Naturwissenschaft anlangt, die Voraussetzung eines absichtlich wirkenden Wesens das größte Hinderniß in derselben ist ... Daß noch übrigens der Geist des Christenthums insbesondre aller ächten Naturkenntnis von jeher gänzlich zuwider gewesen ist, ließe sich wohl aus mehr als einem Umstande erweisen. Erst da man seit einigen Jahren freier denkt, erwächst dieser Naturgeist ... Da es uns um eine Wahrheit zu thun ist, so verzeihen Sie, Lieber, diese Anmerkungen! Ich will damit nicht alles Gewand der Wahrheit rauben, das Sie so schön umzulegen wissen; aber ich wünschte auch nicht, daß Ihre Schriften doppelsinnig und doppeldeutig werden könnten.

Dieser starke Protest hat seine Wirkung nicht verfehlt. Herder hat das fünfte Kapitel umgeschrieben; aber da er Bedenken tragen mußte, es mit den durch keinerlei apologetisches Gegengewicht ausgeglichenen Härten der neuen Gestalt zu veröffentlichen, so blieb es ungedruckt. So fehlte denn dem siebzehnten Buche auffallenderweise das Schlußglied, das die übrigen Bücher des vierten Teiles gleichmäßig aufweisen: „Allgemeine Betrachtungen und Folgen." Erst jetzt ist es angefügt worden. Außerdem aber hat der Anhang und haben in kürzeren Partien die Lesarten viel ans Licht gebracht, was der Autor aus Zeitrücksichten bei letzter Redaktion ausgesondert oder „in glückliche Hüllen und Formen gebracht", wie Goethe, „mit Falten eines Gewandes umhüllt hat", wie Knebel sagt. Herder hat sogar ernstlich daran gedacht, den vierten Teil — „fertig ist er längst" — im Pult zu behalten, und hat das zu Schiller geäußert. „Es hat wahrscheinlich seine verdrießlichen Ursachen." (An Körner 17. Mai 1788.) Als er das Buch an Heyne sandte, bat er sich dieses Freundes unverhohlene Meinung aus, insonderheit „über das, was nicht gesagt, sondern nur angedeutet sei". Es war nun an der Zeit, bekanntzugeben, was er gesagt und niedergeschrieben hat über Christentum, Christi und Staatschristentum, über das Regiment der Päpste und die römisch-katholische Kirche, auch über Regierungsformen und Staatseinrichtungen. Goethe, wie wir von ihm vernehmen, wußte um so manches, was der Freund hinter dem hohen Dache der Stadtkirche „nicht sagen konnte, noch jetzo schon wollte". Dem jungen Georg Müller hat er kein Hehl daraus gemacht, daß und warum er Luthers Leben, also auch die Geschichte der Reformation schwerlich schreiben werde, solange er in Weimar sei. Von hier aus wird verständlich, weshalb der fünfte Teil der „Ideen" nur in einem Plane existiert, und weshalb das Hauptwerk sich weiterhin verzweigt hat in breit angelegten Sammlungen, den Briefen zu Beförderung der Humanität und der Adrastea, und so nur eine eingeschränkte Wirkung üben konnte.

Diplomatenleben am Bosporus.

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben
vom
Kaiserl. Gesandten z. D. **Raschdau.**

III.

Gegen Mitte des Monats war ich wieder in Konstantinopel zurück und zehrte noch lange von dem Reichtum der mitgebrachten Eindrücke. Die Lust zu weiteren Reiseunternehmungen war durch das, was ich gekostet, nur gesteigert worden; ich vertiefte mich von jetzt an oft in Ritters Werk über Kleinasien; die große Karte des Landes von Kiepert war mir stets vor Augen. Die zahlreichen weißen Räume, die diese Blätter selbst bis in die nächste Umgebung der Hauptstadt als Zeugen unsrer geographischen Unkenntnis aufwiesen, übten eine besondere Anziehungskraft auf mich aus; sie reizten zu immer neuen Plänen. Dicht hinter den Bergen, die ich von meinem Fenster aus sah, in dem Gebiet zwischen dem Nikomedischen Golf und dem Schwarzen Meere, lag ja eine terra incognita, die noch nie der Fuß eines forschenden Europäers betreten hatte!

Allein wie alles irdische Glück seine dornige Kehrseite hat, so auch die kleinasiatischen Reisen. Ich war in bester Gesundheit, kräftiger und wohler als je nach dem Goldenen Horn zurückgekehrt, — aber nach einigen Wochen stellten sich die Vorboten eines Malariafiebers ein, dessen Keime ich zweifelsohne aus Kleinasien mitgebracht hatte. Die Anfälle zogen sich, stärker oder schwächer, durch Monate fort, — komplizierten sich mit heftigen Rheumatismen und ließen eine Disposition zu nervösem Kopfschmerz zurück, die mich noch während vieler Jahre geplagt hat. Der Versuch, mir durch den Aufenthalt in frischer Seeluft in Bujukdere Linderung zu verschaffen, scheiterte; ich befand mich verhältnismäßig noch am wohlsten in dem auf dem höchsten Punkte Peras gelegenen Gesandtschaftsgebäude, wo ich dann auch den ganzen heißen Sommer zubrachte und bis in den Winter hinein kränkelte. Mein einziger Trost war mein türkischer Diener Aali, ein überaus aufgeweckter Bursche, den ich seit einigen Monaten in meinen Dienst genommen hatte; er bediente sowohl

mich als mein Pferd und kumulierte so die Würden eines Stallknechts und eines Kammerdieners. — Türken pflegen sonst nicht in den Dienst von Ungläubigen zu treten; es gilt ihnen als ein Schimpf, und ich erinnere mich, daß eines Tages, als Aali hinter mir, der ich zu Pferde saß, herging, ein altes Weib keifend schrie: „Schämst du dich nicht, Muselmann, hinter einem Ungläubigen herzulaufen?“ Mit Gesandtschaftsbeamten machen indes selbst Strenggläubige eine Ausnahme; die mohammedanische Kasuistik fingiert, daß die Diener eines solchen Beamten nicht im Dienste einer Person, sondern eines fremden Reiches ständen; dies gilt nicht als ehrenrührig. Aali hatte den Krimkrieg mitgemacht und später in Diensten eines türkischen Würdenträgers einen großen Teil der asiatischen Türkei durchzogen, die er auf das genaueste kannte. Ohne je eine Karte gesehen zu haben, wußte er mit merkwürdiger Gedächtnisstärke über alle Wege und Stege zwischen Syrien und Konstantinopel ausführlichen Bescheid zu geben. Er war unerschöpflich in lustigen Erzählungen und Schilderungen aus seinem Kriegs- und Wanderleben und pflegte mich in meiner Krankheit treulich. Als diese sich zu seiner Verwunderung immer wieder in die Länge zog, kam er eines Tages mit triumphierender Miene aus der Apotheke zurück, wo er eben eine Arznei abgeholt hatte. „Jetzt weiß ich,“ rief er, „warum das mit dir nicht besser wird; ich habe dem Apotheker schon lange auf die Finger gepaßt, nun sehe ich, wie der Kerl von allen Sachen, die er für dich mischt, eine Kleinigkeit zu wenig nimmt. Das ist der Grund, warum alle diese teuren Arzneien bei dir nicht anschlagen.“

Mein Zustand verhinderte mich noch den ganzen Winter hindurch, den aktiven Dragomanatsdienst zu versehen, der, mit vielen Ritten und Gängen verbunden, eine gegen die Unbilden der Witterung abgehärtete Gesundheit erfordert; ich wurde daher bis zum Frühjahr meist mit schriftlichen Arbeiten bei der Gesandtschaft beschäftigt, zumal es uns damals an einem zweiten Legationssekretär und an Attachees fehlte. Ich benutzte gern die Gelegenheit, um mich auch mit diesen Geschäften vertraut zu machen, und fand viel Gefallen an der Übung mit der Feder. Die Redaktion politischer Berichte, die Zusammenstellung von Notizen und Übersichten nahm einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch; mit dem der Jugend eigentümlichen Eifer verfiel ich dabei in eine gewisse Vielschreiberei. Wir hatten damals im Winter nur einmal wöchentlich eine gute Postverbindung mit der Heimat und zwar über Triest; die Landpost, die nach alter Weise durch die Tataren der österreichischen Postverwaltung über Adrianopel ausgeführt wurde, konnte wegen ihrer Langsamkeit und der Unsicherheit der Verbindung nur selten benutzt werden. Fiel starker Schnee im Balkan oder anhaltender Regen machte Brücken und Straßen unwegsam, so brauchte die Korrespondenz mit Deutschland wohl an drei Wochen. Ich setzte meinen ganzen Stolz darein, im Laufe der Woche für den Sonnabends abgehenden Triester Dampfer möglichst viel zusammen zu schreiben, und weidete meine Augen an dem Depeschenpaket, wenn es möglichst voluminös ausgefallen war. Ich hatte damals noch die Vorstellung, die, wie ich später beobachtet habe, selbst bejahrte Diplomaten nicht los werden können, daß es im Auswärtigen Amte auffallen müßte, wenn nicht mit jeder

fälligen Post eine umfangreiche Berichterstattung einliefe. So war namentlich der Freitag, als der letzte Termin vor Abgang des Dampfers, immer ein sehr beschäftigter Tag; nie war ich befriedigter, als wenn der größte Teil der abgehenden Sachen aus meiner Feder geflossen war, ja ich besaß damals noch so viel überschüssige Arbeitskraft, daß ich öfter auf Geheiß meines Chefs für den uns befreundeten Vertreter eines kleinen Staates aus dem Reichtum unsrer Nachrichten einen Auszug herstellte, mit dem dieser Herr dann seinen Hof erfreute.

Von politischen Vorgängen ist mir aus dem Jahre 1861 die serbische Angelegenheit in Erinnerung geblieben. Bekanntlich hatte eine zufällige Rauferei zwischen Serben und Türken in Belgrad zu einem Bombardement dieser Stadt durch die türkische Besatzung geführt. Diese Maßregel stand zu den Umständen, die sie veranlaßt hatten, in keinem Verhältnis und beleuchtete die Gefahren, die aus der Aufrechthaltung einer türkischen Garnison mitten unter einer fremden, der Pforte stets feindseligen Bevölkerung entspringen konnten. Es wurden deshalb die Vertreter der Großmächte in Konstantinopel von ihren Regierungen beauftragt, zu einer Konferenz zusammen zu treten, um den Belgrader Vorfall zu untersuchen und Bestimmungen zu vereinbaren, die derartige blutige Zusammenstöße in Zukunft verhüten könnten. Unser Gesandter war durch die Verhandlung in der Konferenz sehr belastet; ich gewann aus seinen Mitteilungen zum ersten Male ein Bild von der Unfruchtbarkeit, die dergleichen Beratungen in Konstantinopel anzuhaften pflegt. Der genius loci ist einer sachlichen Behandlung politischer Fragen besonders ungünstig. Während das diplomatische Korps an andern Höfen nur sehr selten zu gemeinschaftlicher Beratung sich vereinigt, der Zusammenhang der Mitglieder sich mehr als ein gesellschaftlicher darstellt und höchstens ab und zu bei der Besprechung von Zeremoniell- und Etikettenfragen zum Ausdrucke kommt, führten in Konstantinopel die allen gemeinsamen Vertragsinteressen sehr oft zu kollegialischen Besprechungen. Aus dieser häufigen geschäftlichen Berührung entwickelten sich scharfe persönliche Gegensätze der einzelnen Vertreter, so daß sogar in Fragen, bei denen die Kabinette selbst zu einer Verständigung geneigt gewesen sein würden, ihre Botschafter und Gesandten unter dem Einflusse alter persönlicher Fehden stets nur Streit und Hader suchten. Sie treten schon mit dem Vorsatze der Unversöhnlichkeit in die Beratung ein, die Zeit zwischen den einzelnen Konferenztagen wird mit Zuträgereien aller Art ausgefüllt, namentlich sucht jeder von seinem Standpunkt aus auf die Pforte einzuwirken, durch Drohung oder Schmeichelei, durch Versprechungen oder Forderungen ihre Haltung zu bestimmen. Wurde es z. B. während einer solchen Konferenz ruchbar, daß ein Gesandter eine längere Unterredung mit dem Großwesir gehabt hatte, so war dies für seine Kollegen Grund genug, sogleich, womöglich noch an demselben Tage, auch ihrerseits eine solche Besprechung nachzusuchen. Sir Henry Bulwer verließ sogar seinen Sommerpalast in Terapia, der dicht neben dem französischen Botschaftsgebäude lag, und siedelte zeitweilig nach dem asiatischen Skutari über, um sich der von ihm vermuteten französischen Kontrolle seiner Ausfahrten und türkischen Be-

suche zu entziehen. Die Pforte und ihre Minister empfanden solche Konstantinopler Konferenzen als eine drückende Plage; sie waren von deren Fruchtlosigkeit schon im voraus überzeugt. Ich erinnere mich aus meinem späteren Verkehr mit dem verstorbenen Großwesir Aali Pascha, daß, sobald sich auch nur von Ferne die Möglichkeit einer Konferenz zeigte, er mit allen Kräften dahin wirkte, die Beratung an einen europäischen Ort zu verlegen. In der vorhin erwähnten serbischen Konferenz standen England und Österreich ebenso entschieden auf türkischer, wie Frankreich und Rußland auf serbischer Seite. Italien ging meist im Schlepptau Frankreichs, Preußen wurde nach einigem Schwanken schließlich zum französisch-russischen Standpunkt hinübergezogen. Diese Gruppierung kann gewissermaßen als typisch für die Haltung gelten, die die Mächte bis zum Jahre 1866 in allen türkischen Fragen einzunehmen pflegten. Immer finden wir bis zu jenem Zeitpunkte die Zweiteilung Frankreich—Rußland gegen England—Österreich. Die beiden letztgenannten Mächte traten bis dahin stets als eifrige Fürsprecher und unablässige Berater, als tätige Beschützer und blinde Lobredner der Pforte auf. Sie wachten über die Wahrung der Souveränitätsrechte des Sultans fast strenger als dieser selbst und schienen auf die Lebensfähigkeit und die Dauer der türkischen Macht mit Zuversicht zu bauen; jede Regung der christlichen Bevölkerungen war ihnen verhaßt und verdächtig, die Vasallenstaaten wurden, das einzige Ägypten ausgenommen, wo England seine Sonderinteressen zu vertreten hatte, mit Mißtrauen und Geringschätzung behandelt. Anders kennzeichnete sich bis zum deutsch-österreichischen Kriege die Haltung Frankreichs. Zwar hatte diese Macht soeben erst für die Aufrechthaltung des türkischen Regiments oder, wenn man will, für die Abwehr russischer Angriffe das Schwert gezogen, allein sie zeigte sich nicht geneigt, wie England und Österreich, die Allianz mit der Pforte fortzusetzen. Im Gegenteil, die französische Politik trat nach dem Pariser Frieden als der Protektor aller der Nationalitäten auf, die die türkische Herrschaft mehr oder weniger unwillig trugen; sie schien sich darauf einzurichten, die Rolle zu übernehmen, die Rußland soeben aus den Händen gewunden war. Nicht zu reden von den Rumänen, die als Glieder der lateinischen Rasse in den napoleonischen Plänen und in Frankreichs Sympathie von jeher einen bevorzugten Platz besaßen, oder von den alten Schützlingen Frankreichs in Syrien und im Libanon; nein, selbst den slawischen Stämmen zeigte die französische Regierung freundliche Teilnahme, sie schien sie daran gewöhnen zu wollen, nicht einzig und allein in Petersburg Hilfe zu suchen. So war man in Paris lebhaft für die Selbständigkeit Montenegros eingetreten, das doch bisher stets als ein ausschließlich russischer Schützling gegolten hatte, und mit gleichem Nachdruck übernahm jetzt Frankreich in der serbischen Konferenz die Verteidigung der serbischen Interessen. Auf der andern Seite zeigte die Pforte damals noch einen Grad von Selbstbewußtsein und von Zuversicht, der, mit ihrer späteren Stellung verglichen, recht handgreiflich die reißende Abnahme ihrer politischen Widerstandskraft veranschaulichte. Jeden Zoll des serbischen Festungsbesitzes verteidigten die türkischen Staatsmänner mit zäher Hartnäckigkeit, und der bloße Gedanke

an eine freiere Gestaltung des Vasallitätsverhältnisses wurde mit einem Stolze zurückgewiesen, als läge die Möglichkeit einer Losreißung des Fürstentums außer aller menschlichen Berechnung oder wenigstens fernab in der Zukunft von Jahrhunderten. Und doch mußte kaum sieben Jahre nachher der Sultan auf den Rat derselben Mächte, die ihn damals im Widerstande bestärkt hatten, seinen ganzen serbischen Festungsbesitz preisgeben; nach weiteren zehn Jahren war die Unabhängigkeit Serbiens eine vollendete Tatsache! Wer hätte damals diese Umwandlungen für so nah gehalten, wenn er hörte, wie die Gesandten sich in subtile Streitigkeiten über den strategischen Wert der serbischen Festungen, ja einzelner Teile der Zitadelle von Belgrad verloren? Noch heute klingen mir die Kunstausdrücke: Perimeter, Esplanade, Ravelin, Hornwerk, die damals unsre Depeschen füllten, in den Ohren und erinnern mich, wenn ich ihnen irgendwo begegne, auf das lebhafteste an die fanatischen Diskussionen der serbischen Konferenz. Als Wortführer des türkischen Standpunktes figurierten die englischen Botschafter, sekundiert von dem österreichischen Internuntius, Baron Prokesch. Der französische Botschafter, Marquis de Moustier, trat dagegen als beredter Anwalt der Serben auf, so daß der durch die traditionelle Politik seines Hofes zu ihrer Verteidigung berufene russische Gesandte, Fürst Lobanoff, sich nur in zweiter Linie zu halten brauchte. Über unsres Gesandten, des Baron Werthern, Haltung spreche ich später und schließe hier gleich an, was mir aus dieser und aus späterer Zeit Erinnerungswertes an die genannten fremden Diplomaten geblieben ist, die ich jahrelang am Werke gesehen habe.

Sir Henry Bulwer, später Lord Dalling, ein Bruder des bekannten Romanschriftstellers, hatte im Jahre 1857 den der englischen Regierung durch seine Eigenwilligkeit unerträglich gewordenen Lord Stratford Redcliffe ersetzt. Der Sturz dieses letzteren war von den türkischen Ministern als eine wahre Erlösung empfunden worden; noch jahrelang nachher habe ich den sonst so zurückhaltenden Aali Pascha von dem gefallenen Botschafter mit tiefem, kaum verhaltenem Hasse sprechen hören. Nur die Erinnerung an seine rücksichtslose Bevormundung war noch lebendig; was er für die Türkei Ersprießliches getan oder beabsichtigt haben mochte, war vergessen; ja nicht einmal als einen Kenner ihres Landes wollten ihn die türkischen Minister gelten lassen, sie warfen ihm nachträglich die gröbste Ignoranz in türkischen Verhältnissen und Zuständen vor. Sir Henry Bulwer hatte schon als Nachfolger Lord Stratfords, und um sich seines Vorgängers als Folie zu bedienen, Veranlassung, das Selbstgefühl der türkischen Minister mehr zu schonen, als es dieser getan. Zudem beherrschte er das Terrain nicht mehr allein, sondern begegnete überall der Rivalität des französischen Botschafters, dessen Einfluß, namentlich nach dem italienischen Feldzuge von 1859, mächtig gestiegen war; denn die reißenden Erfolge Frankreichs hatten die türkischen Staatsmänner geradezu mit Angst und Zittern vor der napoleonischen Macht erfüllt. Aber auch nach Charakter und Temperament reichte Sir Henry nicht zu den rauhen, gebieterischen und rücksichtslosen Manieren, die seinen Vorgänger hatten fürchten und hassen machen. Kaum ein Sechziger, machte er den Eindruck einer wandelnden

menschlichen Ruine; wer die lange, hagere Gestalt mit eingefallenem impassiblen Gesicht, bis über die Ohren in Schals und Tücher eingehüllt, schlotternden Ganges daherwanken sah, konnte sich zuerst kaum eines Lächelns erwehren. Auf seinen Gängen nach der Pforte pflegte ihm ein Diener zu folgen mit einem Etui, das Sherry und Biskuits enthielt, wovon er dann und wann zur Stärkung zu sich nahm. Bei offiziellen Diners breitete er mit unerschütterlicher Ruhe seine Pillen vor sich aus, den plötzlichen Anwandlungen seines Appetits gab er ohne weiteres Ausdruck; ich erinnere mich noch des komischen Eindrucks, den er hervorgerufen hatte, als er in einer Konferenz der Botschafter den Hausherrn plötzlich mit der Frage unterbrach: „Est-ce que vous ne pourriez pas me donner un morceau de fromage?“ Doch wohnte in diesem schattenhaften Körper ein zäher Wille, der die Gebrechlichkeiten der Konstitution zu beherrschen und zu überwinden verstand; seine Züge belebten sich und gewannen, wenn er sprach; er war unermüdlich im Auffinden von Auskunftsmitteln und Arrangements. Bei den Konferenzen saß er oft halbe Stunden lang still da, für sich hinschreibend, ohne sich im geringsten um den Gang der Debatte zu kümmern; dann trat er plötzlich mit einem Vorschlag hervor, der gewöhnlich seiner ungenierten, unfranzösischen Redaktion wegen die Verzweiflung seines französischen Kollegen ausmachte. Überhaupt hatte das Verhältnis zu diesem letzteren oft geradezu etwas Komisches. Aali Pascha pflegte über das Verhältnis beider zu scherzen und rühmte sich, den stets verfallenen Kai, der beide Botschaftshäuser miteinander verband, mit großen Kosten haben ausbessern zu lassen, um einen „trait d'union“ zwischen England und Frankreich herzustellen. Jedesmal, wenn einer der Vasallen der Pforte in Konstantinopel erschien, namentlich, wenn der Vizekönig von Ägypten zum Besuch am Bosporus eintraf, entstand eine Art Wettrennen unter den beiden Botschaftern, da jeder den Ankömmling zuerst zu begrüßen und auf ihn einzureden und einzuwirken bemüht war.

In der allgemeinen Beurteilung und Behandlung der türkischen Dinge folgte Sir Henry Bulwer bei andrer Methode doch den Bahnen seines Vorgängers. Wie weit dabei er und in den letzten Jahren die englische Regierung selbst von der Richtigkeit ihrer Auffassung und dem Nutzen ihres Systems wirklich überzeugt gewesen sind, ob sich beiden nicht ab und zu Zweifel an dem Erfolge ihrer Bemühungen aufgedrängt haben, wird sich schwer feststellen lassen. Nach außen hin wenigstens hielt Sir Henry zäh an dem von seinem Vorgänger vertretenen Dogma fest, daß die Türkei durch Verschmelzung der Rassen, durch Schaffung eines türkischen Staatsbürgertums gerettet werden könne. Die Klagen der Rajahs sollten durch Reform der Verwaltung und Rechtspflege gestillt, ihrem natürlichen Ehrgeiz durch Verleihung einflußreicher Stellen in dem neugebildeten türkischen Staatswesen Ableitung geboten werden. Schulen zu gemeinsamem Unterricht der Mohammedaner und der Christen sollten errichtet und dadurch in der heranwachsenden Generation das Gefühl der Gleichberechtigung, das Bewußtsein eines gemeinsamen türkischen Vaterlandes großgezogen werden, während christliche Untergouverneure, über die mohammedanischen Statthalter gestellt, die Beteiligung

der Christen an der Regierungsgewalt zu veranschaulichen hätten. Selbst an die Heranziehung der Christen zum Militärdienst wurde gedacht. Die Geschichte des türkischen Reiches in den letzten zwanzig Jahren hat diese Reformgedanken als lebensunfähig erwiesen. Die Verhältnisse haben sich gerade in umgekehrter Richtung entwickelt und zu größerer Spaltung der Rassen, ja zu politischer Loslösung des größten Teils der christlichen Bevölkerung von der türkischen Herrschaft geführt. Was seit dem letzten Orientkriege von den Rajahs unter der unmittelbaren Herrschaft des Sultans verblieben ist, steht der herrschenden türkischen Rasse ebenso unversöhnt gegenüber wie früher. Das türkische Staatsbürgertum, das Lord Stratford und Sir Henry Bulwer als die rettende Formel priesen, ist ein leerer Schall geblieben.

Dem kühlen Beobachter erschienen übrigens die Bemühungen Sir Henry Bulwers um die Wiedergeburt des türkischen Reiches von vornherein ziemlich eitel. Sie bewegten sich meist an der Oberfläche und verliefen in Äußerlichkeiten. Der eine oder andre christliche Pfortenbeamte wurde durch des Botschafters Einfluß zum Vizegouverneur oder auf irgendeinen andern einträglichen Posten befördert; die türkischen Minister ermangelten dann nicht, solche Ernennungen als den Anbruch einer neuen Ära, als die beginnende Verwirklichung der Gleichberechtigung der Christen geltendzumachen und die Aufmerksamkeit Europas auf ihre Reformtätigkeit hinzulenken. In Wirklichkeit blieb die Verwaltung nach wie vor ausschließlich in türkischen Händen; die christlichen Beiräte Bulwerscher Erfindung spielten im besten Falle eine dekorative Nebenrolle, wenn sie nicht ihre größere Routine und ihre Kenntnisse europäischer Formen dazu benutzten, der türkischen Willkür der Machthaber erst recht auf die Sprünge zu helfen. Sir Henry Bulwer galt bald den zahlreichen Griechen und Armeniern, die ihr Glück in der Beamtenlaufbahn suchten, als der Vermittler der Pfortengunst; er gefiel sich in der Ausübung eines Protektionssportes, der in den Händen eines Botschafters anderswo undenkbar gewesen wäre. Seine Fäden reichten bis ins Serail, wo der Leibarzt des Sultans seine Kreatur war. Schon vor dem Tode Abdul Medschids hatte er Beziehungen zu Abdul Asis angeknüpft und galt als dessen Beschützer gegenüber den Machinationen, die auf eine Änderung der Thronfolge zugunsten Murads hindeuteten. Als Urheber und Förderer dieser Ränke galt der dem französischen Einfluß ergebene Risa Pascha; wenn auch die in Konstantinopel verbreitete Annahme, als sei an seinen Umtrieben die französische Politik beteiligt, grundlos sein mag, so waren doch die ersten Maßnahmen des Sultans bei seiner Thronbesteigung dem französischen Einfluß ungünstig und im Sinne des englischen getroffen. Kurz, Sir Henry hatte gleich bei der Thronbesteigung des Sultans die Oberhand über seinen französischen Kollegen gewonnen. Während letzterer Seine Majestät zurückhaltend und zum guten ermahnend begrüßte, hielt Sir Henry ihm eine Lobrede, die für europäische Ohren fast unerträglich lautet. Ob es eine Wirkung dieser Rede war, daß die Sultanin-Mutter den Botschafter bald darauf mit einem Brillantringe von außergewöhnlichem Werte (man sprach, wohl übertreibend, von 400000 Piastern) beschenkte, bleibe dahin gestellt. Das Verhalten Sir Henrys der orientalischen

Gastfreundschaft und Liberalität gegenüber (das arabische Sprichwort: „Geschenke unterhalten die Freundschaft" galt den türkischen Machthabern stets als ein Axiom politischer Weisheit, namentlich im Verkehr mit europäischen Staatsmännern) bildet überhaupt den widerwärtigsten Punkt in seinem Auftreten. Voller Schulden, von Gläubigern bedrängt und verfolgt, unterließ er jede Repräsentation. Einmal ließ er sich in Skutari eine Sommerwohnung anweisen und lebte auf türkische Kosten, dann lag er wiederum monatelang dem Vizekönig von Ägypten zur Last. Diesem verkaufte er auch für 15 bis 18000 Livre Sterling, einem Preise, der über den eigentlichen Charakter des Geschäftes keinen Zweifel läßt, einen zur Gruppe der Prinzeninseln gehörigen nackten Felsen, die Insel Platy, die er einmal in einer vorübergehenden Laune für sich erworben hatte. Alles dieses war stadtbekannt, es konnte auch in England kein Geheimnis sein. Trotzdem wurde der Botschafter noch jahrelang auf seinem Posten belassen. Zum ersten Male sah ich an diesem Beispiel, was ich später noch oft erlebt habe, daß politische Parteien und mächtige Minister, wenn es sich darum handelt, ihre Kreaturen zu halten, der öffentlichen Moral dreist ins Gesicht schlagen, auch da, wo die Staatsraison nicht einmal als Entschuldigung angerufen werden kann. Denn zur Hebung des englischen Einflusses und Ansehens im Orient hat der Lebenswandel Sir Henrys nicht beigetragen. Die Erkenntnis hiervon mag schließlich zu seiner Abberufung geführt haben. Wie sehr der Botschafter an seiner orientalischen Wirksamkeit hing, erhellt daraus, daß von türkischer Seite die offenbar von ihm selbst eingegebene Kombination erwogen wurde, ihn mit einem hohen Gehalt als Ratgeber des Sultans in Konstantinopel anzustellen. Der Plan hat sich dann zerschlagen, ob infolge des Widerspruches des englischen Kabinetts, ist nicht bekannt.

Der österreichische Internuntius, Baron Prokesch, war hier für mich eine besonders anziehende Erscheinung. Seine literarischen Arbeiten kannte ich aus meiner Studienzeit; sie hatten dazu beigetragen, meine Liebe zur Levante zu nähren, und der Internuntius galt mir gewissermassen als das Ideal des Orientkenners, der mit der praktischen Kenntnis von Dingen und Menschen der Gegenwart das Verständnis für den Zusammenhang von Sonst und Jetzt verband. Daß er als der einzige der Konstantinopler Diplomaten Kunst und Wissenschaft in seinem Hause pflegte, machte ihn mir noch verehrungswürdiger. Dazu kam seine imponierende äußere Erscheinung, das lebhafte Auge, der reiche Schmuck silberweißen Haares. Wer ihn in seinem Arbeitszimmer, umgeben von reichen Schätzen an Büchern, Antiken, Bildern und Erinnerungszeichen seiner Reisen, sah, mochte in ihm das Abbild eines glücklichen Menschen erblicken, dem es gegeben war, Ruhm und Ehren des Amts mit dem Genusse der unvergänglichen Güter des geistigen Lebens zu verbinden.

Die nähere Bekanntschaft mit der Wirksamkeit des Internuntius hat allerdings das Bild nicht in dem Glanze des ersten Eindrucks bestehen lassen. Daß der Vorwurf der Pose, der dem alten Herrn von seinen Kollegen allgemein gemacht wurde, nicht unbegründet war, konnte auf die Dauer selbst einem jungen Beobachter nicht entgehen. Aber auch als einen Kenner des

Orients wollten ihn weder die türkischen Minister noch die Diplomaten gelten lassen. In dem geschäftlichen Verkehr mit ihm mußte einem jeden bald die Eigentümlichkeit auffallen, die auch in seinen politischen Schriften hervortritt, daß er Dinge und Personen nicht aus ihren eigenen Verhältnissen heraus betrachtete, sondern nach ihren Beziehungen zu allgemeinen Grundsätzen und Theorien, die ihm unabänderlich feststanden. Wie in seinem Briefwechsel mit Metternich die verschiedensten Fragen der europäischen Politik immer nur von dem Gesichtspunkte aus beurteilt werden, wie sie sich zu den Prinzipien seines Chefs verhalten, und wie die politische Diskussion beider Männer eigentlich in einer abstrakten überirdischen Welt verläuft, in der nur der Kultus der Prinzipien gepflegt, auf die Realitäten dieser Erde aber mit Verdruß und Verachtung herabgesehen wird, so wurden auch die wechselnden Phasen der Orientpolitik von Baron Prokesch vorwiegend nach doktrinären Voraussetzungen behandelt. Die Türken galten ihm als die Vertreter des konservativen Prinzips, die aufstrebenden Rajahs als das revolutionäre Element; von diesem Gegensatze aus wurden alle Selbständigkeitsanzeichen, die von letzteren ausgingen, als verdammenswert verurteilt. „Revolutionärer Schwindel" war eine Lieblingsbezeichnung des Internuntius; anstatt sich auf eine sachliche Prüfung der einzelnen vorliegenden Fragen einzulassen, pflegte er sich in endlosen Klagen darüber zu ergehen, daß die Welt überhaupt dem Schwindel verfallen sei, daß ernsthafte, selbstbewußte Staatsmänner immer seltener würden und daß die Furcht vor dem modischen Liberalismus und vor der Presse alles beherrsche. Es liegt auf der Hand, daß diese Richtung des Internuntius nicht dazu geeignet war, bei den Rajahvölkern den Einfluß Österreichs zu stärken; sie mußte erst recht dazu beitragen, diese daran zu gewöhnen, ihr Heil in russischer Unterstützung zu suchen. Aber auch die Pforteminister wußten dem Vertreter Österreichs keinen Dank; für seine theoretischen Betrachtungen im Sinne Metternichs fehlte ihnen von Hause aus das Verständnis; sie nahmen die Unterstützung Österreichs als etwas Selbstverständliches, als eine Leistung hin, die der Kaiserstaat (gleichfalls an dem Nationalitätenhader krankend) in seinem eigenen Interesse böte, zumal sie nach den Ereignissen von 1859 und 1866 geneigt waren, dessen Machtmittel zu unterschätzen. So kam es, daß Österreich bei den christlichen Völkerschaften der Balkanhalbinsel als der Büttel der Pforte galt, ohne doch bei der letzteren, die nur achtete, was sie fürchtete, an Ansehen oder Einfluß zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß, als Graf Andrassy im Gefolge des Kaisers Franz Josef im Jahre 1869 nach Konstantinopel kam, er in der ihm eigenen offenen Weise in Gesprächen die bisherige Richtung der österreichischen Politik als eine abgeschmackte Torheit bezeichnete, der ein baldiges Ende gemacht werden müßte.

Baron Prokesch hat dann auch bald nach den Ereignissen von 1870 seinen Posten aufgegeben.

Die allgemeine Richtung der französischen Politik bis zum Jahre 1866, die auf Begünstigung der nationalen Bestrebungen der Balkanvölker hinauslief, habe ich bereits früher gekennzeichnet. Die unbestrittene europäische Präponderanz Frankreichs hatte den früher in englischen Händen befindlichen

leitenden Einfluß in Konstantinopel an den französischen Vertreter Marquis de Moustier übergehen lassen. Wenn dieser auch sorgfältig darauf hielt, die dominierende Stellung Frankreichs bei allen Gelegenheiten zum Ausdruck zu bringen, und jeder seiner Wünsche den Pforteministern als Befehl galt, so war er persönlich diesen nicht so unbequem und antipathisch, wie es früher in der gleichen Rolle Lord Redcliffe gewesen war. Er mischte sich nicht wie jener mit schulmeisterlichem Tone in die Details der türkischen Verwaltung und war überhaupt vorwiegend durch den Kultus des schönen Geschlechts in Anspruch genommen. Freilich war in dieser Beziehung sein Lebenswandel ebensowenig wie der seines englischen Kollegen dazu angetan, den Türken Achtung vor dem Charakter der europäischen Vertreter einzuflößen. Als im Jahre 1870 die französische Hegemonie zusammengebrochen war, bemerkte Aali Pascha mir gegenüber in einem gelegentlichen Gespräch über die Stellung der Diplomaten des Empire, man könne den Türken, seinen Landsleuten, gewiß manche Fehler vorwerfen, allein es gebe „bassesses“, zu denen sie nie herabsinken würden. Der Marquis de Moustier habe ihn zwingen wollen, dem Mann seiner Maitresse eine Konzession für das Tabaksmonopol in der Türkei zu erteilen, nur um demselben einen Unterhalt zu verschaffen. Ein Türke würde nie daran denken, seine Maitresse durch eine fremde Regierung bezahlen zu lassen. Der Vizekönig von Ägypten sei von der Umgebung Kaiser Napoleons ganz planmäßig exploitiert worden. Eine Empfehlung an jenen sei gleichbedeutend mit einer Geldanweisung gewesen. Ein französischer Abenteurer habe sich bitter beklagt, daß der Vizekönig einen Empfehlungsbrief des Kammerherrn des Kaisers, Herrn Roquard, den er überbrachte, nur mit 100 000 Franken honoriert habe.

Gegen Ende 1862 wurde mein Chef, Baron Werthern, Nachfolger des Grafen Goltz, von Konstantinopel abberufen und nach Lissabon ernannt. Seine Versetzung war herbeigeführt durch die Haltung, die er in der serbischen Angelegenheit angenommen hatte. Graf Bismarck warf ihm vor, bei den Verhandlungen über diese Frage in den Erbfehler, wie er es nannte, der deutschen Diplomatie verfallen zu sein. Er definierte diesen Fehler als eine angeborene Neigung unsrer Agenten, bei politischen Verhandlungen die theorethisch richtigste, aus technischen oder humanitären Gründen vollkommenste Lösung zu suchen, während die Unterhändler andrer Mächte sich unter dem Deckmantel philanthropischer Phrasen doch im Grunde nur durch die Rücksicht auf den eigenen politischen Nutzen leiten ließen. Der begeisterte kosmopolitische Deutsche werde daher in vielen Fällen mit seinem sachlichen Eifer ausgebeutet; er verliere ganz das Bewußtsein davon, daß es bei jeder Frage zunächst auf das Interesse des eigenen Landes ankomme. So hatte sich in den serbischen Konferenzen Baron Werthern von vornherein für die Türkei begeistert, die ihren legitimen Besitz gegen die Anfechtungen Rußlands und Frankreichs zu verteidigen hatte. Daß ein gutes Verhältnis zu diesen beiden Mächten für die preußische Politik wichtiger war, als diese oder jene Lösung der serbischen Frage, wurde darüber vergessen; die Losung war vielmehr fiat justitia, pereat mundus. Baron Prokesch bestärkte natürlich unsren Gesandten in

dieser der seinigen verwandten Auffassung und Haltung, ebenso der erste Dragoman unsrer Gesandtschaft, der ohne böse Absicht aus Tradition, wie alle Levantiner, bei seinen Chefs stets diejenige Richtung zu unterstützen und zu erhalten sich bemühte, die den türkischen Ministern die angenehmste war. Es konnte daher nicht fehlen, daß Baron Werthern mit seinem russischen und seinem französischen Kollegen in Gegensatz geriet, der diesen beiden um so empfindlicher war, als ja die preußische Regierung notorischer Weise keine politischen Interessen in Serbien hatte. Nach den Publikationen des französischen Gelbbuches scheint sich das Pariser Kabinett über die Haltung unsres Vertreters in Berlin beschwert zu haben. Man kann sich leicht vorstellen, wie Herr von Bismarck, der eben die Leitung des Auswärtigen Ministeriums übernommen hatte, den Fall beurteilte. War ihm die kosmopolitische Gefühlsdiplomatie als unfruchtbar und unnatürlich überhaupt zuwider, so lag ihm im Hinblick auf seine großen Zukunftspläne in erster Linie und vor allen andern Dingen daran, die guten Beziehungen zu den beiden mächtigen Nachbarstaaten Preußens: zu Rußland und Frankreich, zu unterhalten, ihnen auf allen den Gebieten nützlich zu sein, wo preußisches Interesse nicht ins Spiel komme. Eine seiner ersten Amtshandlungen war daher die Versetzung des Freiherrn von Werthern auf den unbedeutenden Posten von Lissabon. Zu seinem Nachfolger wurde Graf Brassier de St. Simon ernannt, der im Frühjahr 1863 in Konstantinopel eintraf. Graf Brassier hatte sich in Turin den Ruf eines Italianissimo erworben und stand, wie man in Berlin annahm, dermaßen unter dem Einflusse Cavours, daß man an der Unbefangenheit seiner Berichterstattung und Beobachtung zweifelte; man hatte es deshalb für nützlich gehalten, ihm eine andre Verwendung zu geben. Er faßte denn auch seine Versetzung nach Konstantinopel als eine Verbannung auf und trat seinen neuen Posten mit Widerwillen an. Graf Brassiers ganze Persönlichkeit unterschied sich auf den ersten Blick sehr von dem durchschnittlichen Typus der preußischen Diplomaten. Von einer französischen Emigrantenfamilie abstammend und seit der frühesten Jugend meist im Auslande lebend, machte er in seiner äußeren Erscheinung, in seinem Auftreten, in seiner Denk- und Auffassungsweise ganz den Eindruck jener kosmopolitischen Diplomaten, denen man in älteren Zeiten im auswärtigen Dienste deutscher Fürsten so häufig begegnete. Die heimischen Verhältnisse waren ihm fremd geworden; dagegen besaß er eine ungewöhnliche Gewandtheit und Routine in der Behandlung von Menschen und Geschäften. Bei großem angeborenen Talent hatte er sich alle Sprachen der Länder, in denen er gelebt, angeeignet; er sprach Italienisch, Griechisch, Schwedisch mit ziemlicher Geläufigkeit, hatte in seiner Jugend gedichtet und komponiert (das noch heute populäre Studentenlied „Das Schiff streicht durch die Wellen" stammt von ihm) und war bekannt als geistreicher Karikaturenzeichner. Eine schwache Seite bildete bei dem weltklugen, sonst skeptischen, ja zynischen Manne sein Hang zum Spiritismus und „Magnetismus"; damit hing zusammen sein Verhältnis zu einer jungen Italienerin, seiner sogenannten Somnambule, die er stets mit sich führte und als seinen Arzt bezeichnete. Durch die Stellung, die er dieser Frau in seinem Hause einräumte, und durch

den intimen Verkehr, den er mit ihr unterhielt, setzte er sich allerlei übler Nachrede aus und zog sich, dadurch verstimmt, allmählich von allem Verkehr mit der Gesellschaft zurück. Seine amtliche Tätigkeit litt natürlich darunter, denn seine Beziehungen zu den Kollegen wurden bei ihm wesentlich dadurch bestimmt, wie diese sich zu seiner Somnambule stellten, und selbst seine Haltung in sachlichen Fragen ward dadurch beeinflußt. Uns Beamten der Gesandtschaft erwuchs aus diesem Verhältnis viel Ärger und Verdruß; wir konnten uns aus Rücksicht vor der öffentlichen Meinung nicht entschließen, wie es der Chef wollte, seine Somnambule als die Repräsentantin des Hauses zu behandeln, und uns namentlich weigerten, einem Diner beizuwohnen, wo sie als solche erscheinen sollte. Unsre bisher sehr guten Beziehungen zu dem Grafen, der sich überhaupt, soweit nicht die fatale Somnambule ins Spiel kam, durch große persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete, wurden dadurch von Grund aus zerstört.

Von meinen amtlichen Erlebnissen aus der Zeit von 1863—1866 habe ich meiner Beteiligung an der internationalen Kommission zu erwähnen, die zur Regelung der rumänischen Klostergüterfrage berufen war. Es war das erstemal, daß ich an einer internationalen Beratung teilzunehmen hatte; die Erfahrungen, die ich hier über die technische Seite solcher Konferenzen, über die Formen der Vertretung, die Protokollierung und die Redaktion sammeln konnte, hatten für mich als Neuling viel Reiz und sind mir in meiner späteren Laufbahn von großem Wert gewesen. Es handelte sich bei unsern Beratungen allerdings nur um eine Spezialfrage, allein für die Haltung der einzelnen Kommissionsmitglieder war, wie ja fast immer bei solchen Konferenzen, die allgemeine politische Stellung der Mächte zur orientalischen Frage mehr maßgebend. Der Anstoß zu den Verhandlungen war dadurch gegeben, daß die rumänische Regierung die sogenannten Klostergüter, deren Ertrag bisher zum Teil den griechisch-orthodoxen Klöstern im Orient, wie z. B. denen in Jerusalem und auf dem Berge Athos, zugeflossen war, säkularisiert hatte. Die in Rede stehenden Güter bildeten einen erheblichen Teil des rumänischen Grund und Bodens; es war rumänischerseits beabsichtigt, sie zu allgemeinen Staatszwecken nutzbar zu machen und den außerrumänischen griechischen Klöstern nur einen Teil der bisher von ihnen bezogenen Einkünfte daraus zu belassen, beziehungsweise diese durch eine Aversionalzahlung abzulösen. Die bei dem Pariser Frieden beteiligten Mächte hatten diese Maßnahme der rumänischen Regierung beanstandet und beschlossen, daß eine in Konstantinopel zusammen zu berufende Kommission den Status der streitigen Klostergüter feststellen, diese nach ihrer Natur und ihrem Ursprung klassifizieren, ihre Einkünfte und Verpflichtungen darlegen und dadurch die Grundlage zu einem Ausgleich vorbereiten sollte. Die Arbeiten der Kommission, an der außer den Delegierten der Großmächte auch ein Vertreter des griechischen Patriarchats teilnahm, zogen sich sehr in die Länge, namentlich deshalb, weil der Bevollmächtigte des Klerus sich weigerte, die eigentlichen Besitztitel der Klöster vorzulegen, und nach der Art aller geistlichen Unterhändler mit Zähigkeit Schritt für Schritt den streitigen Boden verteidigte,

jede bindende oder klare Äußerung sorgsam vermied und endlich, um das von ihm erwartete Entschädigungsangebot nicht herabzumindern, auch mit den Zugeständnissen nicht herausrückte, die seine Auftraggeber im Grunde zu machen sich schon entschlossen hatten. Daher kam es, daß die Regierung des Fürsten Cusa eher ihr Ende fand, als die Arbeiten der Kommission. Nach der Entthronung Cusas im Frühjahr 1866 wurde sie stillschweigend vertagt und ist nie wieder zusammengetreten. In den Verhandlungen der Kommission trat die allgemeine politische Stellung der Großmächte deutlich zutage. Der russische Vertreter spielte damals noch (auch wohl um ein Druckmittel gegen Rumänien in der Hand zu behalten) die Rolle des Verteidigers der Interessen der orthodoxen Kirche und der Widersacher der rumänischen Regierung. Frankreich trat dagegen als Sachwalter der letzteren auf, getreu seinem Programme, die türkischen Vasallenstaaten an die französische Protektion zu gewöhnen und insbesondere die Donaufürstentümer von dem Gesichtspunkte der lateinischen Rassenverbindung aus an sich zu fesseln. Der französische Standpunkt fand einen äußerst gewandten Vertreter an Herrn Tissot, der damals noch Konsul in Jassy war, später eine glänzende Karriere machte und als Botschafter starb. Herr Tissot war auch nicht ohne wissenschaftliche Neigungen; er hatte sich während seines Aufenthaltes in Nordafrika mit der alten Geographie beschäftigt; wir planten deshalb, als er in Konstantinopel war, mehrfach archäologische Ausflüge nach Rumelien, die indes wegen seiner schon damals leidenden Gesundheit nicht zur Ausführung kamen. — Neben den eigentlichen Kommissionsarbeiten liefen übrigens unter der Hand vertrauliche Verhandlungen zu dem Zwecke, den griechischen Klerus zu einem freundlichen Ausgleich, zur Annahme einer Entschädigungssumme en bloc zu bewegen, als welche damals noch, wenn ich mich recht entsinne, ein Betrag von 150 Millionen Piaster angeboten wurde. Der englische Botschafter und seine Freundin, die Prinzessin Aristarchi, die Gemahlin des Fürsten von Samos, waren besonders tätig in diesem Maklergeschäft, letztere wohl nicht nur aus kirchlichem Interesse. Aber der griechische Klerus war, weil er immer noch die Hoffnung hegte, mit der Zeit eine größere Abfindungssumme herauszuschlagen, nicht dazu zu bringen, die geringere kurz entschlossen anzunehmen, und so ist es gekommen, daß er zuletzt ganz leer ausging. Der Ausfall der rumänischen Einnahmen ist übrigens im Laufe der Zeit für die griechisch-orthodoxe Kirche sehr empfindlich geworden. Rußland hat später kein Interesse mehr dafür gezeigt, dem Patriarchate zu seinen Ansprüchen zu verhelfen. Wenig später tauchte eine andre, ungleich wichtigere Angelegenheit auf. Der Plan der Bildung einer bulgarischen Nationalkirche, der eine Vorstufe für die Schöpfung des bulgarischen Nationalstaates bildete, wie ihn der Friede von St. Stefano verwirklichen sollte, brachte das Petersburger Kabinett bald in Gegensatz zu dem Patriarchat. Auch in andern Teilen der Levante, z. B. in Palästina, zeigte sich die Tendenz der russischen Politik, die Bildung orthodoxer Nationalkirchen gegen das Patriarchat zu begünstigen. Es ist daher erklärlich, daß das Petersburger Kabinett sich für eine Stärkung des letzteren durch eine Unterstützung seiner finanziellen Ansprüche nicht mehr interessierte.

IV.

Die Weltgeschichte scheint uns häufig gerade dann schnellere Schritte zu machen, wenn wir, eine Zeitlang von der Außenwelt abgeschnitten, plötzlich den Ereignissen des Tages wieder gegenübertreten. So war es auch damals, als ich im Frühling 1866 von einem Ausflug in den griechischen Archipel nach Konstantinopel heimkehrte. Die dem deutsch-österreichischen Konflikt voranfliegenden Wolken hatten sich während einer Nacht drohender zusammengeballt; der Ausbruch des Krieges schien kaum vermeidlich. Die türkische Politik wurde in Mitleidenschaft gezogen durch die unvermutet auftretende Kandidatur des Fürsten Karl von Hohenzollern für die Fürstenwürde in den Donaufürstentümern. Die Nachricht hiervon empfing uns bei unsrer Landung; sie überraschte alle Welt. Die Pforte nahm die Kunde mit großem Mißtrauen auf; daß der Fürst Karl infolge direkter Einwirkung des Berliner Kabinetts als Kandidat aufgetreten sei, daß diese Kandidatur in Verbindung stehe mit den kriegerischen Absichten des ersteren gegen Österreich, hielten die türkischen Minister für ausgemacht. Die zu derselben Zeit ausbrechenden Unruhen in Kreta trugen dazu bei, die mißtrauische Stimmung in den türkischen Kreisen zu verstärken.

Ich hatte nach fünfjährigem ununterbrochenen Aufenthalte im Orient noch vor Ausbruch des Krieges einen Urlaub nachgesucht, um meine Mutter und die Meinigen wieder zu sehen. Es traf sich, daß die Bewilligung meines Gesuches unmittelbar vor dem Beginn der Feindseligkeiten anlangte, so daß ich meine Reise gleich nach erfolgter Kriegserklärung antrat. Ich mußte deshalb meinen Weg über Frankreich nehmen, zumal da der österreichische Internuntius, Baron Prokesch, es abgelehnt hatte, mich und den mit mir reisenden Legationssekretär unsrer Gesandtschaft, Herrn von Krause, mit einem Geleitsbrief zu versehen. So kam es, daß der ganze Verlauf des Krieges sich während meiner Reise abspielte und die blitzschnellen Folgen der Ereignisse dadurch recht augenfällig wurden. Schon als wir auf der Fahrt nach Marseille in Messina landeten, wo unser erster Gang dem Telegraphenamte galt, erfuhren wir von den italienischen Beamten, die uns sympathisch begrüßten und beglückwünschten, die Kunde von den ersten Siegen in Böhmen und der Kapitulation von Langensalza. Im Eisenbahnwagen zwischen Marseille und Lyon gab uns ein unterwegs einsteigender Franzose die erste Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz; als wir am Tage nach unsrer Ankunft in Paris den Kopf zum Fenster hinausstreckten, sahen wir die Häuser des Boulevards mit Flaggen geschmückt und erfuhren, daß dies der Abtretung Venedigs an Frankreich gelte.

Ich suchte meinen früheren Chef, den Grafen v. d. Goltz, auf, der damals als Botschafter am französischen Hofe beglaubigt war. Aus seinen Äußerungen entnahm ich, wie kritisch gerade in diesem Augenblick die Lage war. In den Tuilerien herrschte die Stimmung, die später mit dem berühmt gewordenen Wort „angoisses patriotiques“ bezeichnet worden ist; sie legte dem Kaiser Napoleon nahe, eine Vermittelung oder Pression bei uns zu versuchen. Allein Graf Goltz sprach gleichzeitig die Überzeugung aus, daß die französische Kriegs-

leitung in diesem Augenblicke gänzlich unvorbereitet und außer stande sei, eine militärische Aktion zu unternehmen, um den Vorstellungen des Kaisers Nachdruck zu geben. Er meldete diese Auffassung auch nach unsrem Hauptquartier, und ich selbst hatte seine ausführlichen Depeschen über die Sachlage nach Köln zu überbringen.

Von Paris habe ich bei der Kürze meines Aufenthaltes nur einen flüchtigen Eindruck mitgenommen. Nach fünfjährigem, ununterbrochenem Aufenthalte im Orient wurde mir der Gegensatz zwischen der nördlichen Landschaft und Luft und dem Süden recht fühlbar. Der Archipel, die Inseln des Mittelmeeres, die italienische Küste, Südfrankreich — alles das trug den gleichen Charakter in der Plastik des Bodens und der Beleuchtung. Zackige Bergformen, braune, grell beleuchtete Flächen, tief blauer Himmel begleiteten mich, bis ich am Morgen in der Umgebung von Paris aufwachte. Da trafen meine Blicke zum erstenmal wieder auf ein sanft undulierendes Land mit feuchtem, sattem Grün; alle Höhen, auch Baumgruppen und Gebüsche, schienen mir rundlich in weißem Licht und dicht verschwimmend, während bis dahin die scharf geschnittenen, in der strahlenden Sonne und auf dem blauen Himmel plastisch hervortretenden Umrisse des Südens geherrscht hatten.

Ich brachte ungefähr drei Monate bei den Meinigen in Bonn zu und trat im September 1866 über Wien und die Donau die Rückreise an. Meine Rückkehr nach Konstantinopel bezeichnet zugleich den Beginn eines neuen Abschnittes meiner dienstlichen Tätigkeit, die von da ab eine viel umfangreichere und bedeutsamere wurde. Die großen Ereignisse des Jahres 1866 hatten unsre Stellung zu den orientalischen Verhältnissen in den Augen der Türken sehr geändert. Aus dem kleinen Preußen, das man als einen willenlosen Trabanten der direkter interessierten Großmächte anzusehen gewohnt war und dem man kaum größere Beachtung schenkte als den europäischen Mittelstaaten, war der Norddeutsche Bund erwachsen; diesen sah die Pforte von vornherein nur als eine Vorstufe für die Bildung eines großen Deutschen Reiches an. Daß eine solche Entwicklung in naher Zeit zu einem Zusammenstoß mit Frankreich führen mußte, war den Türken gleichfalls klar. In dieser Voraussicht betrachteten sie die nächste Zukunft mit Besorgnis. Im Vertrauen äußerten die Minister des Sultans, daß ihnen die Bildung eines deutschen Reiches an sich nur erwünscht sein könnte, denn ein großes geeinigtes deutsches Staatswesen in der Mitte Europas würde der Natur der Dinge nach an der Erhaltung der Türkei lebhafteres Interesse haben als bisher das zerrissene Deutschland. Allein ehe es zum deutschen Einheitsstaat komme, werde ein großer europäischer Kriegsbrand entstehen, und während jener Kämpfe werde die deutsche Politik nur zu geneigt sein, die Türkei zu opfern, vorausgesetzt, daß sie um diesen Preis zu ihrem eigentlichen Ziele, der Verwirklichung der deutschen Einheit, gelange. „Ce serons nous qui payeront les pots cassés“ war das Schlußwort der türkischen Staatsmänner, wenn sie ihr Herz über die von ihnen gefürchtete Krisis ausschütteten. Diese Stimmung erklärt es, daß sie unsrer Gesandtschaft zwar kein besonderes Vertrauen entgegenbrachten, aber anderseits sich bemühten, in ein näheres Verhältnis zu ihr zu treten,

als es bisher der preußischen Vertretung gegenüber bestanden hatte. Einen politischen Gedankenaustausch hatten sie mit letzterer seit Jahren kaum jemals gesucht; alle wichtigen Angelegenheiten wurden von ihnen nur mit den Botschaftern Frankreichs und Englands, höchstens auch noch mit dem österreichischen Internuntius besprochen. Die türkischen Minister waren viel zu klug, um sich nicht der aufgehenden Sonne zuzuwenden. Wenn die Leitung unsrer Politik auch damals weit davon entfernt war, eine direkte Einmischung in die orientalischen Fragen zu erstreben oder einen Einfluß zu wünschen, wie ihn die westmächtlichen Botschafter ausübten, so empfanden dagegen die Minister des Sultans das Bedürfnis, jetzt auch unsre Ansicht über die Frage des Tages zu hören und sich gegen uns über ihre eigenen Absichten, Wünsche und Sorgen auszusprechen. Bei aller unsrer Zurückhaltung den orientalischen Dingen gegenüber hatte auch die mögliche Rückwirkung derselben auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse, auf die Gruppierungen und Bestrebungen der Großmächte jetzt für uns größere Bedeutung als früher; denn unsre politischen Beziehungen zu den letzteren waren sowohl infolge der eben vollzogenen Veränderungen als im Hinblick auf die in ihren natürlichen Entwicklungen noch bevorstehenden viel mannigfaltiger und empfindlicher geworden. Aus diesen allgemeinen Bedingungen ergab sich von selbst ein näherer politischer Verkehr mit der Pforte, der, wenn auch der Gesandte mit den leitenden Ministern Aali und Fuad Pascha, die beide des Französischen durchaus mächtig waren, persönlich und direkt verhandeln konnte, nach der Konstantinopler Sitte gewöhnlich durch den ersten Dragoman der Gesandtschaft vermittelt wurde. Die Gesandten pflegten ihre Besuche auf der Pforte für besonders wichtige Schritte und Mitteilungen aufzusparen, während der erste Dragoman nach der herkömmlichen Gepflogenheit beinahe tagtäglich den Großvezier, die auswärtigen Minister, auch andre einflußreiche Würdenträger aufzusuchen hatte, um mit ihnen im vertraulichen Gespräche die Vorkommnisse des Tages und die vielfach wechselnden Phasen der einzelnen Fragen zu besprechen. Gegen 1866 erkrankte der bisherige Dragoman unsrer Gesandtschaft bedenklich, so daß ich zunächst seine Vertretung und nach seinem Tode im Jahre 1867, wo ich selbst zum ersten Dragoman ernannt wurde, definitiv die politischen Dragomanatsgeschäfte zu übernehmen hatte.

In die erste Zeit dieser meiner neuen Tätigkeit fiel der kretische Aufstand (1866—1868); er brachte mir durch die diplomatischen Verhandlungen, die sich aus seinem Verlauf ergaben, und durch die Beobachtung der tatsächlichen Vorgänge vielfache Beschäftigung. Es traten bei diesem Aufstande alle die Erscheinungen zutage, die den Rajah-Bewegungen in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts eigentümlich geblieben sind und diese lokalen Empörungen zu ebensovielen Etappen in dem Auflösungsprozeß der türkischen Herrschaft gemacht haben. Man kann behaupten, daß die Pforte in dem Zeitraum vom Pariser Frieden bis zum letzten Kriege mit Rußland in der Bekämpfung solcher Aufstände ebensoviel Blut und Geld geopfert hat wie in einem oder zwei Kriegen größten Stiles. Bedenkt man, daß der Verlust an Menschenmaterial immer ausschließlich von der mohammedanischen Bevölkerung hatte

getragen werden müssen, daß diese Verluste infolge von mangelhafter Verpflegung und von Krankheiten stets ganz unverhältnismäßig größer waren, als der Umfang der Kämpfe an sich hatte erwarten lassen, so kann man die Einbuße an Volkskraft ermessen, die die Türkei durch diese successiven Aderlässe erlitten hat. Der kretische Aufstand beschränkte sich auf das Gebiet von wenigen Quadratmeilen; es kam in seinem Laufe niemals zu einer Feldschlacht, ja kaum zu einem größeren Treffen. Trotzdem hat er nach zuverlässigen türkischen Quellen 60 000 Mann, die Blüte der regulären Armee, dahingerafft, und zwar vorwiegend infolge von Seuchen und Entbehrungen. Ähnliche Verluste haben stets die Kämpfe an der montenegrinischen Grenze mit sich geführt; die Verpflegung in jenen kahlen Bergpartien war immer die schwierigste. Ja das Fleisch mußte in Blechkapseln verpackt den Truppen von Konstantinopel nachgeführt werden; letztere litten durch Entbehrungen und Hunger mehr als durch Feindeshand; gemeine Soldaten, denen es an Ausdauer und Mut nicht fehlte, hatten mir klagend gesagt, der offene Kampf mit jenen Banden sei der Mühe und der Opfer, die er kostete, nicht wert; besser sei es, sie durch Einschließung auszuhungern.

Der Verlauf solcher Aufstände pflegt immer ein und derselbe zu sein. Hat die übliche Mißregierung in einer Provinz einmal einen besonders hohen Grad erreicht, so treibt sie einzelne Unzufriedene erst zu Zusammenrottungen, dann zu den Waffen. In ihrem ersten Stadium würde die Bewegung fast immer entweder durch rasche Abhilfe der dringendsten Beschwerden oder durch energische Anwendung von Waffengewalt zu unterdrücken gewesen sein. Allein die Provinzialbehörden, meist von eigenem Schuldbewußtsein bedrückt, suchen zuerst die Vorgänge tot zu schweigen oder durch Kniffe und Ränke zu ersticken; die Zentralregierung in Konstantinopel geht gleichfalls im Anfang nur schwankend und ungern vor und versucht es mit den üblichen Palliativmitteln; ein außerordentlicher Kommissar wird entsandt, eine Amnestie proklamiert, die keinen Glauben findet, zuletzt folgt dann die Entsendung größerer Truppenmassen, die sich langsam in Bewegung setzen. Da es sich meist um einen Guerillakrieg handelt, so gelangen diese Truppen nicht so bald zu einer entscheidenden Aktion, deren materieller und moralischer Erfolg dem Aufstand ein Ende machen würde. Inzwischen hat der Aufstand die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf sich gezogen; diese befürchten angeblich oder in Wirklichkeit, daß der Funke zur Flamme und die ganze orientalische Frage ins Rollen kommen werde; je nach der allgemeinen Lage der Politik führt diese Befürchtung zu einer größeren oder geringeren Intervention der Mächte, zu Mahnungen an die Pforte, maßvoll vorzugehen und Blutvergießen zu vermeiden. Letztere wird dadurch in ihren Entschlüssen ängstlich und wankend gemacht, während überdies den Insurgenten der Mut wächst; gleichzeitig werden die Glaubens- und Stammesgenossen der Aufständischen in andern Gebieten zur Unterstützung der letzteren angereizt; handelt es sich um Kämpfe auf slawischem Gebiete, so drängen russische, serbische, montenegrinische Elemente hinzu. Geht der Aufstand von griechischer Bevölkernng aus, so ist die Irredenta des Königreichs Hellas zur Hand. Diesen typischen Verlauf nahm

auch der Aufstand auf Kandia. Während fast drei Jahren hielten die Insurgenten, die nur wenige Quadratmeilen der Insel in ihrer Gewalt hatten, der türkischen Land- und Seemacht stand. Uns, die wir in Konstantinopel die Einzelheiten der Bewegung verfolgten, erinnerte diese oft an den Kampf des listreichen Odysseus und seiner Gefährten gegen den riesigen Kyklopen, so unbeholfen stand die Pforte ihrem winzigen, aber verschlagenen und beweglichen Gegner gegenüber. Zwei in Griechenland ausgerüstete Freibeuterdampfer schlüpften zwischen den größeren türkischen Panzerschiffen unbehelligt durch, landeten in einem der zahlreichen Häfen der Insel und versahen die Insurgenten mit Munition, Zuzüglern und Proviant. Letztere beschränkten ihre Taktik den Türken gegenüber, wie mir ein Offizier damals schrieb, auf Überfälle aus unnahbaren Felsabschnitten und auf die Verteidigung der Quertäler, wo sie so lange aus oft ungeheuren Entfernungen ihr Feuer eröffneten, bis die türkischen Tirailleure den entgegengesetzten Abhang erreicht hatten und nun ebenfalls den Vorteil der Deckung benutzen konnten. Dann zogen sich die Aufständischen zurück, um dasselbe Spiel von einer höheren Linie von neuem zu beginnen. Bei dem Mangel an Wasser und Proviant, der namentlich in erster Zeit bei den türkischen Truppen herrschte, wurden diese natürlich gezwungen, die eroberten kahlen Felsen wieder aufzugeben und sich ihrer Hilfsquelle an der Küste zu nähern; worauf alsbald die Gegner zurückkehrten und den Waffenerfolg wesenlos machten. Dies erklärt, warum der Kampf so lange stationär geblieben ist. Die Expeditionen in das Innere waren Schläge ins Wasser, sie taten nur der Hand weh, die sie führte. Zuweilen geschah es, daß die Insurgenten, wenn sie bei guter Laune und im reichlichen Besitz von Munition waren, auf allen Bergen meilenweit ein Gewehrfeuer unterhielten, ohne einen Feind vor sich zu haben; diese Kämpfe mit der blauen Luft waren auf die Außenwelt berechnet; die schlauen Komiteemänner beabsichtigten dadurch den konsularischen Vertretern der Mächte in Kanea und vorüberfahrenden Dampfern die Meinung beizubringen, daß der Aufstand noch in hellen Flammen brenne. Auch die Fahrten der obengenannten griechischen Blockadebrecher waren reich an Abenteuern, die an die Ränke des vielgewandten Odysseus erinnerten.

Die schlechte Haltung der Pforte dem kandischen Aufstand gegenüber entsprang übrigens nur zum Teil aus ihrer gewohnten Indolenz; zum andern Teil hielten sie die Einmischungen der Mächte vom nachdrücklicheren Vorgehen zurück. Nur zwei Mächte verfolgten in der Sache eine stetige und klare Politik, Rußland im türkenfeindlichen und England im türkenfreundlichen Sinne. Das Petersburger Kabinett brachte von vornherein die kandische Frage in Zusammenhang mit den Anregungen zur Besserung der Lage der Rajahs; es wies jetzt auf die kandische Bewegung mit Genugtuung hin als auf einen neuen Beweis dafür, wie begründet seine Anklagen gegen die türkische Verwaltung gewesen, wie die Versprechungen des Pariser Vertrages und des Hatt i Humajun ein leerer Buchstabe geblieben seien, wie nur Reformen in großem Stile, auf die Autonomie der christlichen Bevölkerung begründet, von der Gesamtheit der Mächte aufgezwungen und in ihrer Ausführung überwacht,

die Gefahren der orientalischen Frage dauernd beseitigen, den Zusammenbruch der türkischen Herrschaft mit allen seinen Folgen verhindern könnten. Rußland riet daher der Pforte zur Gewährung einer Autonomie, zur Befreiung der kretischen Bevölkerung, ja, zur Abtretung der Insel an Griechenland Sein Botschafter in Konstantinopel, General Ignatiew, soll glaubwürdigen Gerüchten zufolge ein russisches Schutz- und Trutzbündnis als Gegenleistung für die Zession Kandias angeboten haben. Die andern Mächte bewegten sich meist während des ersten Stadiums des Aufstandes im Gefolge Rußlands. So namentlich Frankreich, wenn auch seine Haltung, wie so oft, Schwankungen unterworfen war. Das Pariser Kabinett suchte zwar mit Rücksicht auf die Unsicherheit der allgemeinen europäischen Lage nach den Ereignissen von 1866 eine Krisis im Orient zu vermeiden. Auf der andern Seite empfand aber der damalige Minister des Äußeren, Marquis de Moustier, der während mehrerer Jahre Botschafter in Konstantinopel gewesen war, das Bedürfnis, seine Spezialkenntnisse des dortigen Terrains zu betätigen und den türkischen Ministern gegenüber den strengen Lehrmeister zu spielen. Auch er verfolgte Reformpläne, die, weniger allgemein als die russischen, hauptsächlich darauf hinausgingen, den französischen Einfluß am Bosporus durch Französierung der türkischen Verwaltung, insbesondere des Schulwesens durch Entsendung zahlreicher französischer Lehrmeister, zu befestigen. Der passive Widerstand, den die türkischen Minister diesen Bestrebungen entgegensetzten, reizte ihn zu bitterem Tadel, der sich dann auch auf die Indolenz der Pforte in der kandischen Angelegenheit ausdehnte; er forderte schleunige und gründliche Reformen für die Insel. Dadurch geriet Frankreich von einem andern Ausgangspunkt aus ins russische Fahrwasser und seine Sprache kam an Feindseligkeit der des Petersburger Kabinetts faktisch gleich. Auch der Leiter der österreichischen Politik, Graf Beust, neigte sich anfangs auf die russische Seite; seinem geschäftigen Geiste schwebte nach 1866 der Gedanke einer Annäherung Österreichs an Rußland vor, dem er einen greifbaren Ausdruck durch die Anregung gab, die Fesseln, die der Pariser Friede der russischen Aktionsfreiheit durch die Schwarzemeer-Klausel angelegt hatte, zu lösen. Als freilich im späteren Verlauf der Dinge die Pforte sich zu einem energischen Vorgehen gegen Griechenland ermannte, wandte sich Österreich von Rußland ab, und auch Frankreich nahm eine den Türken freundliche Stellung ein. Die deutsche und die italienische Politik bewegten sich während des kandischen Aufstandes im Gefolge Rußlands; ihr direktes Interesse an der Frage war ja gering; die Unsicherheit, die die allgemeine europäische Lage und die Gruppierungen der Mächte nach 1866 beherrschte, mußte es ihnen nützlich erscheinen lassen, einen Gegensatz gegen Rußland zu vermeiden. So unterstützten beide Mächte den Standpunkt des Petersburger Kabinetts und rieten mit diesem Reform, Volksabstimmung, ja sogar die Zession der Insel in Konstantinopel an. Ich war als erster Dragoman beauftragt, in gleicher Weise, wie meine Kollegen von Rußland und Italien, die letztgenannte Kombination bei Fuad Pascha zu befürworten. Die Antwort, die mir der türkische Minister in längerer Auseinandersetzung auf diese Anregung gab, ist mir als ein Beweis für die Objektivität der Auf-

fassung, der auch türkische Politiker fähig sein können, in lebhafter Erinnerung geblieben. Fuad Pascha wies darauf hin, daß Kandia an und für sich für die Türkei von geringem Werte sei; eine Vereinigung der Insel mit Griechenland würde, wenn sie eine isolierte Tatsache bleiben könnte, für die Pforte keine Gefahr in sich schließen. Mit vielen andern Gebietsteilen, die dem Sultan unterworfen seien, verhalte es sich ähnlich. Allein es sei das Verhängnis der türkischen Herrschaft, daß sie keine Gebietsabtretung, auch keine, die an sich eine Erleichterung für sie sein würde, zulassen könne, ohne damit den ersten Schritt zur Auflösung des Reiches zu tun. Montenegro, Serbien, Rumänien seien für die Pforte eher eine Last als ein Element der Stärke; aber die Abtrennung irgend eines dieser Gebiete werde das Signal zu einer allgemeinen Zerbröckelung des Reiches sein. Lasse man sich auf das von Rußland empfohlene System ein, so würden diese Folgen sich bis vor die Tore Konstantinopels fühlbar machen. Die Türken seien dazu verurteilt, mit ihrem Blute, mit ihrem Hab und Gut den Besitzstand des Reiches in seiner Integrität aufrecht zu erhalten oder unterzugehen.

Die Erkenntnis, die sich in diesen Worten aussprach, drängte dann auch die Pforte, als die Begünstigung des Aufstandes von Griechenland immer rücksichtsloser betrieben wurde, zu einer energischen Haltung. Ihre bisherigen Zögerungen entsprangen der Furcht, daß in Bulgarien und den Donauländern gleichzeitig eine Komplikation entstehen könnte, die von der rumänischen Regierung durchaus begünstigt werden würde. Erst als sie die Überzeugung gewonnen hatte, daß man in Berlin das Ministerium Bratianos nicht unterstützte und dort zur Ruhe riet, entschloß sie sich zum Vorgehen gegen Griechenland. Die diplomatischen Beziehungen wurden trotz der Abmachungen der Mächte türkischerseits abgebrochen, die hellenischen Staatsangehörigen im Pfortengebiet mit Ausweisung bedroht, die türkische Flotte unter den Befehl des als Blockadebrecher berühmten früheren englischen Seeoffiziers Hobart gestellt. Alle Einsprüche und Friedensmahnungen der Mächte blieben unbeachtet. Auch daß General Ignatiew am Tage, wo Hobart Pascha mit der Flotte in die griechischen Gewässer abgehen sollte, ihn wegen Schulden, die er angeblich in Rußland gemacht, verhaften zu lassen suchte, konnte den Gang der Dinge nicht stören, sondern erfüllte nur die diplomatische Welt Peras mit heiterer Bewunderung für die Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel des rastlosen russischen Diplomaten. In dem Augenblick, wo die Pforte Ernst machte, war es mit dem Aufstand aus. In der Tat verhehlte sich niemand, daß es den Türken ein leichtes sein würde, mit dem hellenischen Königreich zu Ende zu kommen. Die Zeiten waren vorüber, wo eine türkische Armee erst nach monatelangem Marsche durch Rumelien an die griechische Grenze gelangen konnte; sechsunddreißig Stunden hätten der türkischen Panzerflotte genügt, um in den Piräus zu gelangen und sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

Ich will hier nicht die Geschichte der Türkei während meines Aufenthaltes in Konstantinopel verfolgen und die einzelnen politischen Verhandlungen darlegen, an denen ich teilgenommen habe. Dagegen möchte ich die Erinnerung an einzelne hervorragende Persönlichkeiten festzuhalten suchen,

mit denen mein Beruf mich in Berührung brachte. Zu diesen gehören an erster Stelle Aali und Fuad Pascha, die bedeutendsten Staatsmänner, die die Türkei in diesem Jahrhundert gehabt hat und die in ihrer Art bisher nicht ersetzt worden sind. Von dem Regierungsantritt Abdul Asis an bis zum Tode Aali Paschas im Jahre 1871 lag die Leitung der Geschicke des Reiches mit kurzen Unterbrechungen in ihren Händen; ihre Ministerschaft bildet trotz einzelner Niederlagen der türkischen Politik und trotz des unter der Oberfläche fortschreitenden Verfalls doch die Glanzepoche der neueren türkischen Staatskunst. Niemals hat die Türkei in dem sogenannten europäischen Konzert ein größeres Ansehen genossen; sie verdankt dies in erster Linie der vollendeten Geschicklichkeit, mit der Aali und Fuad Pascha die Beziehungen zu Europa zu handhaben verstanden. Ich bin mit beiden Männern in unausgesetztem, fast täglichem Verkehr gewesen und habe ihr Regierungssystem nach allen Richtungen hin beobachten können.

Aali und Fuad bildeten während eines Zeitraumes von beinahe zehn Jahren ein Duumvirat, eine ministerielle Alleinherrschaft, wie sie in der türkischen Geschichte ohne Beispiel geblieben ist. Die Bevormundung des Souveräns, die sie ausübten, erklärt sich aus dessen persönlichen Eigenschaften. Ich habe bereits in dem Vorhergehenden erwähnt, daß bei Abdul Asis frühzeitige Zeichen eines abnormen Geisteszustandes sich bemerkbar machten. Diese Symptome steigerten sich im Laufe der Zeit und boten zuletzt das vollständige Bild des Cäsarenwahnsinns mit allen seinen charakteristischen Zügen, wie es die Geschichte an Herrschern verschiedener Epochen aufweist. Die Manie des Bauens, Niederwerfens, Wiederaufbauens, die Neigung zu sinnlosen Verschwendungen, zur Anschaffung und Aufhäufung nutzloser Prunkgegenstände nahm von Jahr zu Jahr zu. Die anfängliche Mäßigkeit in physischen Genüssen machte einer rohen Völlerei Platz; in wenigen Jahren war der Mann, der bei seiner Thronbesteigung kräftig und blühend ausgesehen hatte, ergraut und aufgedunsen. Dabei zeigte er einen ausgeprägten Hang zur Einsamkeit; er verkehrte nur mit dem niedrigsten Hofgesindel. Possenreißer bildeten seine liebste Unterhaltung; in der letzten Zeit belustigten ihn insbesondere Hahnenkämpfe, und er soll einem Streithahn, der sich hervorgetan, einen Orden umgehängt haben. Abdul Asis galt schon vor seiner Thronbesteigung als fanatisch und als Feind des europäischen Wesens. Im Gegensatz zu seinem weisen Bruder, der sich auch in Äußerlichkeiten den fränkischen Bräuchen zu nähern bestrebt war, zeigte er Europa gegenüber eine kalte Zurückhaltung. Von den beiden Formen, in denen der fanatische Mohammedaner den Europäern gegenüber aufzutreten pflegt: der aalglatten und falschen Heuchelei und der plumpen Aufgeblasenheit, war dem Sultan die letztere eigen. Gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem diplomatischen Korps, bei der Zeremonie der Schwertumgürtung, die der Thronbesteigung folgte, suchte er seiner Geringschätzung gegen die Vertreter Europas Ausdruck zu geben. Als diese den Sultan durch Abnehmen des Hutes begrüßten, wandte er den Blick in demonstrativer Weise von ihnen ab, seinen Soldaten zu. Auch in der Folge beschränkte er seinen Verkehr mit den fremden

Diplomaten auf das unbedingt Nötige, die zeremoniellen Audienzen; politische Gespräche waren mit ihm schon deshalb schwer zu führen, weil er des Französischen nicht mächtig war. Die Verdolmetschung übernahm bei den Audienzen meist Aali oder Fuad Pascha; ersterer sprach dabei so leise, daß eine Kontrolle seiner Wiedergabe fast unmöglich wurde; letzterer pflegte die Worte des Sultans auszuscheiden und ihm Gedanken zu leihen, die er nie gehabt hatte. Vor dem geschäftlichen Verkehr mit den Botschaftern, insbesondere mit demjenigen Frankreichs, hegte Abdul Asis geradezu Furcht. Es war in den eingeweihten Kreisen Peras bekannt, daß Sir Henry Bulwer bei dem bedenklichen Gesundheitszustande Abdul Medschids schon frühzeitig Beziehungen zu dem Thronfolger Abdul Asis angeknüpft hatte, um sich Einfluß auf ihn zu sichern. In dem Serail machten sich, wie häufig in Voraussicht eines Thronwechsels, auch damals Bestrebungen geltend, die Thronfolge, die in der Türkei dem Prinzip des Seniorats zu folgen pflegte, zu ändern und dem direkten Leibeserben des Sultans zuzuwenden. Als Haupt der Partei, die auf diese Weise an Stelle seines Bruders Abdul Asis einen Sohn Abdul Medschids ans Ruder zu bringen strebte, war ein gewisser Risa Pascha tätig, der gleichzeitig als französischem Einfluß ergeben galt. Wenn auch mit Recht bezweifelt werden muß, daß die französische Politik einen Anteil an diesen Serailintrigen hatte, so machten die Verhältnisse doch die Furcht und das Mißtrauen erklärlich, mit dem der junge Sultan auf Frankreich blickte. Es trat hinzu, daß während des Zeitraumes von 1866—1870 das Pariser Kabinett den dominierenden Einfluß am Bosporus übte und der ganze Orient in Frankreich die tonangebende Weltmacht sah. Der französische Botschafter wurde deshalb von Aali und Fuad Pascha als Popanz gebraucht, um ihren Gebieter von allzu auffälligen Extravaganzen abzubringen und seine Zustimmung zu den Regierungsmaßregeln zu gewinnen, die die Minister für gut fanden. Zu stolz, die Mahnungen eines fremden Vertreters entgegenzunehmen, zugleich aber auch zu furchtsam und zu schwach, sich solchen Einwirkungen zu widersetzen, war er froh, wenn ihm Aali und Fuad Pascha den Verkehr mit den Diplomaten abnahmen und durch geschickte Behandlung die Spitzen europäischer Zumutungen umzubiegen verstanden. Er wurde zugleich von seiner Umgebung in der im allgemeinen begründeten Ansicht bestärkt und erhalten, daß Aali und Fuad Pascha persönlich bei den europäischen Kabinetten in höchstem Ansehen ständen, daß sie sich eines besonderen Vertrauens bei den europäischen Staatsmännern erfreuten und daß sie durch langjährige Übung die Kunst, die öffentliche Meinung Europas für die Türkei zu gewinnen, besser verständen als irgend ein andrer türkischer Minister. In der Tat ließen auch die Vertreter Frankreichs, Österreichs und Englands kaum eine Gelegenheit vorüber, ohne hervorzuheben, daß für die fortschreitende Entwicklung der Türkei und ihr gutes Einvernehmen mit Europa das Verbleiben Aali und Fuad Paschas an der Spitze der Regierung eine der besten Bürgschaften bilde. Es kann demnach nicht wunder nehmen, daß dem Sultan der Gedanke einer Trennung von den beiden Ministern als das Signal schwerer Verlegenheiten und Vermittelungen mit dem verhaßten Europa er-

schien. Fuad Pascha hat allerdings ab und zu einer Ungnade nicht entgehen können, allein Aali blieb bis zu seinem Tode an der Spitze der Geschäfte. Der Gemüts- und Geisteszustand des Sultans war natürlich bei den Ministern von Anfang an kein Geheimnis. Ihr ganzes System ging daher darauf hinaus, den Herrscher im Serail in einer ihm selbst nicht fühlbaren Gefangenschaft zu halten und ihn von den Geschäften auszuschließen. Die Lebensweise des Sultans und seine Liebhabereien kamen diesem Bestreben entgegen; er hatte selbst kein sonderliches Interesse an der Regierungstätigkeit und war zufrieden, wenn er in Ruhe gelassen und ihm die Mittel zu seinen Verschwendungen reichlich geliefert wurden. Daneben wachten Aali und Fuad Pascha mit eifersüchtiger Sorgfalt darüber, daß die persönliche Umgebung des Herrschers im Serail sich in ihrem Fahrwasser bewegte. Der erste Sekretär des Sultans, die einflußreichste Person im Serail, war durch sein eigenes Interesse ganz und gar für das Duumvirat der Minister gewonnen und sorgte dafür, daß unter andern hohen und niederen Palastbeamten niemand aufkam, der nicht nach dem Sinne Aali und Fuad Paschas gewesen wäre. Auch die höheren Regierungsstellen wurden natürlich nur mit Anhängern der beiden leitenden Minister besetzt, und alle hervorragenden Kräfte, die abweichende Richtungen vertraten, sorgfältig von jedem Einfluß fern gehalten. Zu letzteren gehörten auch Midhat Pascha und seine Parteigenossen; sie traten unter dem Namen der jungen Türkei frühzeitig als erbitterte Gegner des Aali- und Fuadschen Systems auf und träumten von einer Reform des Reiches auf konstitutioneller Grundlage.

Die Regierungskunst Aalis und Fuads bestand also in der Sequestration des Herrschers, verbunden mit einer äußerst geschickten Behandlung der europäischen Einflüsse. Ob in ihnen ab und zu das Bewußtsein wach geworden ist, daß für die Zukunft des Reiches diese palliative Methode nicht ausreichte, daß es gründlicher Reformen an Haupt und Gliedern bedurfte, daß endlich vor allem auch für einen Nachwuchs staatsmännischer Kräfte zu sorgen war, läßt sich nicht feststellen. Sie lebten von der Hand in den Mund und waren froh, wenn die Arbeiten jedes Tages bewältigt und die Gefahren des Augenblicks beseitigt waren. So einig die zwei Minister in ihren Regierungsgrundsätzen waren, so verschieden war ihr Temperament. Fuad war von beiden der lebhaftere, seine Begabung schien auf den ersten Blick die glänzendere. Schon die äußere Erscheinung machte den Eindruck eines nicht gewöhnlichen Mannes: eine große Gestalt mit hoher, schön gewölbter Stirn, lebhaftem Auge. Dabei war es, als steckten zwei verschiedene Menschen in ihm. In der Gegenwart des Sultans oder bei feierlichen Staatsaktionen der türkischen Welt trug er ganz das submisse Wesen, die gebeugte Haltung und die gemessene Würde zur Schau, die seinen Landsleuten bei dergleichen Anlässen zu eigen sind. In einem diplomatischen Salon aber, unter Europäern, schien er wie ausgewechselt; stolz aufgerichtet, mit freiem Wesen, eleganten Manieren; ein „causeur“ und „charmeur“ ersten Ranges, wie die Franzosen sagen würden, bewegte er sich in solcher Umgebung, als wenn er von Kindheit an darin aufgewachsen wäre. Er besaß in hohem Grade die Gabe der Rede, der Schlag-

fertigkeit und des Witzes. Dabei war er unerschöpflich in Auskunftsmitteln, wo es galt, geschäftliche Schwierigkeiten zu ebnen oder Härten zu verhüllen. Niemand verstand es wie er, ein politisches Thema den fremden Vertretern gegenüber in mündlicher Auseinandersetzung zu entwickeln und dabei gerade die Saiten anklingen zu lassen, die europäischen Anschauungen und Empfindungen zusagten, seine Zuhörer zu kaptivieren geeignet waren. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten die Mängel des türkischen Staatswesens und der Verwaltung freimütig einzugestehen; aber er liebte es, sie durch Seitenblicke auf vergangene Epochen der europäischen Kultur und Politik als natürliche Momente der geschichtlichen Entwicklung darzustellen. Die Türkei, führte er aus, werde sie unter der wohlwollenden Hilfe der Kabinette ebenso überwinden, wie die Kulturstaaten Europas sie überwunden hätten. Auf diese Weise entwaffnete er häufig die Klagen und Reklamationen der Botschafter, indem er konkrete Beschwerdepunkte auf das allgemeine Gebiet der Reform hinüberspielte und mit warmen und bewegten Worten die Unterstützung der Diplomaten für das Reformwerk in Anspruch nahm, das ohne Überstürzung und unter Schonung der vorhandenen Eigentümlichkeiten durchgeführt werden müsse. Ruhe und Leidenschaftslosigkeit bei Verhandlungen ist fast allen Türken eigen und verleiht ihnen einen Vorsprung vor den meisten Europäern. Auch Fuad Pascha besaß diese Eigenschaft in hohem Grade. Trotz der Lebhaftigkeit seines Geistes vermochten ihn auch die unangenehmsten Anträge und Verhandlungen nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Lächelnden Mundes, mit vollendeter Courtoisie, brachte er seine Einwendungen vor; er appellierte an das erprobte Wohlwollen des betreffenden Vertreters, an seine Einsicht und bewährte Kenntnis der türkischen Verhältnisse. Man hätte ihm oft etwas Schroffheit und Grobheit gewünscht, um gleichfalls mit diesen Waffen kämpfen zu können, die dem europäischen Unterhändler, der sein Empfinden nicht in der Gewalt hat wie der Türke, näher liegen. Die witzigen Einfälle und Wortspiele Fuads bildeten das Entzücken der diplomatischen Welt von Pera; sie wurden in großer Zahl durch mündliche Tradition fortgepflanzt. Zur Charakteristik will ich nur eines dieser Bonmots erwähnen, das mir der Pascha sozusagen auf frischer Tat mit Behagen erzählte. Bei einem meiner Besuche traf ich bei ihm einen der ersten armenischen Bankiers von Konstantinopel, dessen betrübte Miene mir auffiel. Als der Mann das Zimmer verlassen hatte, erzählte mir Fuad, er sei zu ihm gekommen, um seine Entscheidung in einer eigentümlichen Streitsache kirchlicher Natur nachzusuchen. Ein Verwandter des Armeniers sei gestorben, die Leiche zur Beerdigung nach Konstantinopel gebracht worden. Nun verlangten sowohl die gregorianischen Armenier als die unierten die Bestattung zu übernehmen, da jede der beiden Kirchen behaupte, der Verstorbene habe sich zu ihrem Bekenntnis, nicht zu dem der andern gehalten. Ich habe, sagte Fuad lachend, den Armenier gefragt: „Also Ihr seid sicher, daß der Verstorbene Mitglied Eurer Kirche gewesen und seine Seele ihr angehört hat?“ — „Ja“, antwortete der Bankier, einer günstigen Antwort sicher. „Nun“, entschied der Pascha, „dann gehört ja ohne Zweifel die Seele des Hingeschiedenen Euch; Ihr habt den besseren Teil und könnt den Körper den andern überlassen!“

Aali Pascha erschien seinem ganzen Auftreten nach als der gerade Gegensatz zu Fuads Wesen. Er war von kleiner Figur, von sehr knabenhafter Schüchternheit und verlegenen Manieren. Wie bei vielen Türken, die durch das stete Kauern im Sessel den freien Gebrauch der Beine fast eingebüßt haben, trat auch bei ihm die Unbeholfenheit beim Gehen und Stehen besonders hervor. Sitzend entbehrte die Gestalt nicht der Würde, dunkle Augen, deren Größe außer Verhältnis zu der kleinen Figur zu stehen schienen, verliehen dem Gesichte einen eigentümlichen Ausdruck. So beredt, mitteilsam und sprudelnd von Einfällen Fuad Pascha war, so wortkarg und zurückhaltend gab sich Aali. Er schien bei seinen Mitteilungen immer mit einer gewissen Verlegenheit zu kämpfen; vielleicht war aber diese Unbeholfenheit, zum Teil wenigstens, eine angenommene Manier, mit der er sich der Diskussion ihm unliebsamer Fragen entzog. Denn ein nicht gesprächiger auswärtiger Minister entgeht doch im allgemeinen manchen Unbequemlichkeiten, die aus dem Verkehr mit den stets fragebereiten und redelustigen Diplomaten entspringen. Wenn aber Aali Pascha sich einmal zu einer Aussprache entschloß, so zeigte es sich, daß er den Gegenstand vollkommen beherrschte, daß er gründlicher, in seinen Zusagen und Versprechungen zuverlässiger war als Fuad. Nicht nur die Diplomaten, sondern auch seine eigenen Landsleute hielten letzteren für leichter und weniger verläßlich; ersterer sei gründlicher und sicherer. Gerade die Verschiedenheit in Temperament und Begabung der beiden Männer, die dabei in der Grundrichtung ihrer Politik stets einig waren, brachte es mit sich, daß einer den andern trefflich ergänzte und ein Zusammenwirken ermöglichte, das sonst auf die Dauer bei Ministerkollegen selten ist.

Mit dem Bilde Aalis und Fuads ist in meiner Erinnerung verknüpft das ihres geborenen Gegners und Widersachers, des langjährigen Vertreters Rußlands am Bosporus, des Generals Ignatiew. Anfang und Ende seiner Konstantinopler Laufbahn habe ich mit erlebt und seine Wirksamkeit sowohl in direktem persönlichen Verkehr mit ihm, als auch mittelbar beobachten können. Eine jugendliche, bewegliche Erscheinung, stets anscheinend heiter und lebhaft mit entgegenkommenden Manieren, hätte der General auf den ersten Blick den Eindruck kordialer Offenheit hervorgerufen, wenn sich nicht seinem Auftreten eine bald erkennbare Geflissentlichkeit und Absichtlichkeit beigemischt hätte. Auch der allzeit bereite Ausbruch des Lachens, die ostentative Vertraulichkeit, mit der er nach kürzester Bekanntschaft den einen auf die Schulter klopfte, den andern zutraulich unter den Arm faßte, der gekniffene Blick des kalten braunen Auges ließen wohl Zweifel darüber aufkommen, ob man es mit dem bon camarade zu tun hätte, als den sich zu geben der General sehr bemüht war. Aber darüber herrschte bald am Goldenen Horn Einstimmigkeit, daß der neue russische Gesandte sich von allen seinen Kollegen in Wesen und Auftreten auf das merkwürdigste unterschied. Vornehme Ruhe, Zurückhaltung waren ihm fremd. Er war zwar durchaus keine leidenschaftliche Natur, aber von einer quirlenden, rastlosen Rührigkeit. Nicht zwei, sondern hundert Eisen schien er stets im Feuer zu haben. Abgesehen von den größten politischen Fragen des Augenblickes verfolgte er die tausend kleinen Beschwerden und Klagen, zu denen die türkische Mißverwaltung ja tagtäglich Anlaß gab, mit demselben

Interesse und nahm Anteil an allen Personalveränderungen in der türkischen Beamtenwelt bis zu dem Kleinsten herab. Es war nicht zu verwundern, daß in einem Lande, wo es zu den Traditionen gehört, daß die unzufriedenen Elemente Schutz bei den auswärtigen Mächten und ihren Vertretern suchen, diese bald wie die Bienen um den Honigtopf sich um den neuen russischen Gesandten sammelten, der für alle ein offenes Ohr, freundliche Worte und Mitgefühl hatte. Während die andern Vertreter geflissentlich in vornehmer Weise diese turbulente Klientel von sich zu halten suchten, war der General bald Mittelpunkt aller, die zu klagen, zu streben und zu planen hatten; er empfing einen jeden, hoch oder niedrig; sein Arbeitszimmer wurde nicht leer von Besuchen, sein Tisch starrte von Eingaben, Projekten, Beschwerden und Mitteilungen. Die Wünsche und Aspirationen aller der verschiedenen Nationalitäten, die unter dem Zepter des Sultans leben, als ihr berufener und unberufener Vertreter gleichzeitig zu erfüllen, würde selbst einem vom Himmel gesandten Vermittler nicht möglich sein. Es kann daher nicht wunder nehmen, wenn dies auch dem General nicht gelang und daß sich nach einiger Zeit bei vielen seiner neuen Freunde eine Enttäuschung einstellte. Verstärkt wurde dieses Gefühl durch die Art, wie der lebhafte und bewegliche Mann mit der Wahrheit umging. Er beschränkte sich nicht darauf, sich der Rede zu bedienen, um seine Gedanken zu verbergen, sondern ging über dieses Gebot der diplomatischen Kunst weit hinaus, indem er seiner schöpferischen Phantasie den zügellosesten Lauf gestattete. Nur zu bald hatte man heraus, daß seine Mitteilungen über tatsächliche Vorgänge ebenso wie die Äußerungen über seine eigenen Absichten und Anschauungen ganz und gar von freier Erfindung durchwuchert waren. Da er auch im geschäftlichen Verkehr mit seinen Kollegen, in den Verhandlungen über schwebende Fragen seiner Erfindungsgabe keine Schranken auferlegte, so wurden die Geschäfte sehr erschwert, und es mußte oft erst durch Rückfragen bei den Kabinetten das Terrain, das er verdunkelt hatte, wieder geklärt werden. Daher kam es, daß der General bald eine Art diplomatischen Weltrufes in bezug auf seine Unzuverlässigkeit erlangte. Daß ihm deshalb die Orientalen, wie in politischen Tagesschriften erzählt wird, den dem arabischen Sprachgebrauch nachgebildeten Beinamen des „Vaters der Lüge" beigelegt hätten, ist, wie zur Steuer der Wahrheit bemerkt sei, nicht begründet. Dieser Beiname wurde vielmehr von einem mir genau bekannten europäischen Gesandtschaftsbeamten erfunden und fand allerdings in den diplomatischen Kreisen sofort Beifall und Eingang[1]).

[1]) Mit den vorstehenden Zeilen schließen die zusammenhängenden Aufzeichnungen des Verfassers ab, die offenbar als erste Kapitel einer fortlaufenden Darstellung seiner amtlichen Laufbahn gedacht waren. Dr. Busch ist nicht dazu gekommen, an der Hand seiner Notizen und des sonst zur Verfügung stehenden Materials die Ausarbeitung weiterzuführen. Wir bleiben daher nunmehr auf die gelegentlichen, je nach Zeit und Laune mehr oder weniger vollständigen Tagesberichte beschränkt. Auch diese gewähren dem Leser mancherlei Einblicke in die politische Zeitgeschichte. Daneben bieten sie den Reiz, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben sind. Zunächst datieren diese Mitteilungen noch aus Konstantinopel und zum Teil aus Jerusalem, um dann in Berlin, wo der Verfasser an der Zentralstelle Verwendung fand, fortgeführt zu werden. Wir kommen auf diese Aufzeichnungen zurück.

Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft.

Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Friedrich Eggers.

Von

Johannes Proelß.

(Schluß.)

1848—1852.

Das von Scheffel am 21. Februar 1848 mit so großem Eifer in Aussicht gestellte Schreiben an den Berliner Ringgenossen vom Schalttag 1844 für den nahenden neuen Schalttag hat sich nicht in Eggers Nachlaß gefunden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß ein solches überhaupt nicht zustande gekommen ist. Große Ereignisse drängten sich zwischen das Vorhaben und die Ausführung. Am 26. Februar schrieb Scheffel an Schwanitz in Erinnerung an zwei Jahre zuvor gemeinsam in Jena Erlebtes: „Seitdem gestern die Nachrichten von Paris eintrafen, ist man hier in einer so gewaltigen Spannung und Aufregung, daß der Sinn für alles Andre aufhört.“ Die Kunde vom Sturz Louis Philipps, von der Errichtung der neuen französischen Republik weckte ein stürmisches Echo auf der deutschen Seite des Rheins. Längst war von Mannheim und Heidelberg aus, von den badischen Landtagsabgeordneten Hans v. Itzstein und Karl Welcker geleitet, die große deutsche Bewegung in Gang, deren Fäden sich bis nach Hamburg, Königsberg, Breslau und Wien verzweigten. Gleich in den nächsten Tagen brachte sie in allen Residenzen des Vaterlandes die alten liberalen Forderungen zum Sieg; das Schwarzrotgold der Burschenschaft wurde in Berlin von Friedrich Wilhelm IV. in öffentlichem feierlichem Aufzug durch die Straßen getragen; es wehte vom Wiener Stephansdom und dem Frankfurter Bundespalais, als das Machtgefüge des alten Kanzlers Metternich für immer in Trümmer brach. Scheffel hatte als Burschenschafter an der Bewegung teilgenommen; er gehörte zu den Gemäßigten, im Gegensatz zu seinem einstigen Mitalemannen Karl Blind, der jetzt Gustav v. Struves Sekretär wurde, des radikalsten Führers des republikanischen Flügels der zum Frankfurter Vorparlament zusammentretenden

Volksmänner. Scheffel war im letzten Winter zu Karlsruhe häufiger Gast im Hause des „Demagogen" Dr. Wirth gewesen und im Verkehr mit diesem zu entschieden demokratischen Ansichten gelangt. Am 29. Februar schrieb er weiter an Schwanitz von dort: „Der heutige Schalttag kann mit roter Kreide im Kalender angezeichnet werden. Die Pariser Barrikaden bringen auch uns wenigstens einen Teil ihrer Errungenschaft; in der heutigen Kammersitzung verkündeten die Minister die Vorlage von Gesetzentwürfen über Preßfreiheit, Geschworenengericht, Volksbewaffnung. Das ganze weitere Programm der Volkswünsche wird mit seiner Erfüllung nicht mehr lange auf sich warten lassen." Am gleichen Tag noch meldete sich Scheffel mit der Mehrzahl seiner Freunde vom Falstaffklub zum Waffendienst in der Karlsruher Bürgerwehr. Und so fand ihn der Ausbruch des von Hecker und Struve im badischen Oberland entfesselten Volksaufstandes bereit, für die Aufrechterhaltung der Ordnung und des Bürgerfriedens zu kämpfen. Als am 18. Mai die große Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche zusammentrat, war Scheffel in der alten Kaiserkrönungsstadt Zeuge des historischen Vorganges. „Ich lebe hier", meldete er nach Eisenach, „dank der Güte meines Vaters, der mir diesen Aufenthalt als Universitätszeit anrechnet." Er sollte an der Quelle „das künftige deutsche Staatsrecht" studieren. Der alte Herr Major und Oberbaurat gehörte als Veteran der Freiheitskriege längst zu den Anhängern der deutschen Bewegung, die jetzt in Frankfurt triumphierte, und Scheffels Mutter hatte schon 1840 in *ihrem* Rheinlied die Forderung ausgesprochen: ehe vom freien deutschen Rhein gesungen werden könne, müßten die deutschen Fürsten und Völker selbst erst frei und deutsch gesinnt sein. Karl Welcker, den einige Jahre vorher ein Bundestagsbeschluß mundtot hatte machen wollen, worüber er seine Stellung als Professor des Staatsrechtes in Freiburg einbüßte, war inzwischen mit Bassermann, Mathy, Gervinus zum Mitbegründer der „Deutschen Zeitung" in Heidelberg geworden. Nach dem Ausbruch der Märzbewegung hatte ihn die badische Regierung nach Frankfurt gesandt, um mit Dahlmann, Uhland und andern namhaften Vertrauensmännern des Volkes den Bundestag zu reformieren und einen Verfassungsentwurf für das neue Deutschland auszuarbeiten. Nachdem die Nationalversammlung die provisorische Zentralgewalt mit dem Erzherzog Johann als Reichsverweser eingesetzt hatte, wurde Welcker, der Frankfurt a. M. in der Paulskirche vertrat, Reichskommissar und als solcher mit wichtigen Missionen betraut. Scheffel hatte, wohl durch Vermittlung des Abgeordneten Gervinus, dem er längst nahestand, gleich im Anfang der Parlamentszeit Welckern seine Dienste angeboten. Er wurde sein Sekretär und hatte im Juli die Freude, von ihm mit nach Ratzeburg genommen zu werden, wo es galt, das Herzogtum Lauenburg zum Anschluß an die Erhebung von Schleswig-Holstein zu bewegen. Die Reise führte auch nach Rendsburg und zum General Wrangel. Aus Schleswig-Holstein brachte Welckers junger Legationssekretär jene Begeisterung für den Kampf der Elbherzogtümer mit heim, die ihm den Wunsch, dort in ein Freikorps zu treten, so rege machten, daß seine Eltern ihn nur mit Mühe zurückhalten konnten. Zunächst hatte er sich nach der Heimkehr in Karlsruhe

zum Staatsexamen zu stellen, das er sehr gut bestand. Dann ging er wieder nach Frankfurt, aber hier folgte nun Enttäuschung auf Enttäuschung. „Seit ich am 16. September zu Frankfurt", schrieb er darüber an Schwanitz, „den Waffenstillstand von Malmö verwerfen hörte und am 18. oben auf dem Dom zu Frankfurt stand und die Barrikaden aus der Erde wachsen und den Sturm und Kampf um dieselben herum gesehen habe, da habe ich den Glauben an das Volk auf beiden Teilen und die Poesie der Revolution verloren, und was im Oktober zu Wien und im November zu Berlin vorging, hat mir ihn nicht wiedergegeben." Bald gab er nun seinen Posten bei Welcker auf. Er zog sich nach Heidelberg zurück, wo er mit Julius Braun zusammenwohnte, und bereitete sich aufs Doktorexamen vor, das er im Januar 1849 summa cum laude bestand.

In dieser so überaus bewegten, erlebnisreichen Zeit haben Scheffel und Eggers keine Briefe gewechselt. Wohl aber sind sie zu Pfingsten des „tollen" Jahres einander persönlich begegnet. Sie besuchten beide den großen Burschentag, der vom 11.—14. Juni in Eisenach und auf der Wartburg stattfand, Scheffel als Heidelberger Frankone, Eggers als Berliner Germane, und fanden sich — in entgegenstehenden Lagern. Es galt eine Adresse an die Nationalversammlung zu beraten mit der Forderung einer nationalen Reorganisation der deutschen Universitäten. Scheffel schloß sich, der Stellung seiner Burschenschaft entsprechend, eng an die Jenenser Teutonen und damit an die altburschenschaftliche Partei an. Er wohnte bei Schwanitz in Eisenach und war auch dadurch verhindert, sich dem älteren Freund so zu widmen, wie dieser hätte erwarten dürfen. Natürlich kam es außerhalb der Versammlungen zu einer intimen Aussprache zwischen beiden; da aber zeigte sich's, daß auch ihre politischen Ansichten und Überzeugungen in wesentlichen Punkten weit auseinandergingen. Scheffel versprach sich schon damals von der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. nicht mehr die Erfüllung der Erwartungen, die er beim ersten Ausbruch der Märzerhebung mit Dahlmann, Gervinus und Mathy geteilt haben mag. Eggers war darin noch Optimist; hatten doch in der vom König eingeleiteten liberalen Ära seine heiligsten Ideale eine vielversprechende Förderung erfahren. Das Ministerium Ladenburg hatte, als die Klagen über die Verwaltung der Berliner Kunstakademie und der andern künstlerischen Lehranstalten in der allgemeinen Stimmung des „deutschen März" einen doppelt lauten Ausdruck fanden, ein Schreiben erlassen, in dem nach ganz demokratischen Grundsätzen jedermann zu Verbesserungsvorschlägen aufgefordert wurde. Kugler, der weiter an der Spitze der preußischen Kunstverwaltung blieb, übergab die einlaufenden Vorschläge Eggers zur Sichtung und Bearbeitung, der denn auch auf Grund derselben eine Denkschrift über die Reorganisation der Kunstverwaltung im preußischen Staate verfaßte. Aber auch seinen hochgehenden Hoffnungen folgte bald die Enttäuschung. Am 27. Januar 1849 brachte Scheffel den stockenden Verkehr wieder in Fluß.

XI.

Heidelberg, 27. Januar 1849
„bei Wirth Pauli über der Neckarbrücke" —
eben so gut aber „Carlsruhe, Steph.-Str. 18."

Mein lieber Fritz!

Zeig mir doch auch einmal wieder, ob Du noch an mich denkst und wie Du an mich denkst. Es sind lange Tage her, seit wir uns am Fuß der Wartburg zum letzten Mal ins Aug geschaut, und gewiß hat Jeder von uns beiden viel Ernstes und Wichtiges durchlebt, — und da man jetzt nicht mehr im Wellenschlag der Revolution steht, sondern die Zeiten wieder sehr an den Januar des vorigen Jahres erinnern, so kann man auch ganz ruhig, und ohne daß der Weltgeschichte Etwas verloren geht, Staats- und Völkerrecht fahren lassen und alte Erinnerungen aus der Truhe hervorholen und einem lieben Gesellen einen Brief schreiben, in dem kein Wort von neuer Politik, aber manches von alter Liebe geschrieben steht. Lieber Fritz; ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Du den Kopf schüttelst und sagst: Sonderbar! wie kommt mir der Mensch vor? was will der von mir? — oder vielleicht höchstens mit einem wehmüthigen halb Heine'schen Lächeln meine Zeilen weglegst und denkst: Hingeschwunden und vorüber!

Aber selbst auf die Gefahr hin, Dir unbequem zu werden, kann ich Dir diesmal nichts ersparen, Du sitzest zu fest in meinem Herzkasten drin. Die ersten Frühlingstöne klingen Einem eben durchs ganze Leben nach, und wie ich den ersten politischen Frühlingsmonat, den Merz 1848, nicht vergessen werde und fast jeden einzelnen Tag desselben in frischer Erinnerung halte, so kann ich auch Dich nie vergessen, lieber Fritz, denn durch Dich hab ich zuerst das wundersame Treiben des Menschenherzens, in Lieb und Leid, kennen gelernt und dank Dir's noch in späten Zeiten.

Du schaust das freilich mit andern Augen an, und an Deinem ganzen Wesen gegen mich auf dem Wartburgfest hab ich wohl wahrgenommen, wie Du die Erinnerung an unser Zusammenleben mehr mit einer wehmüthigen, halb pietätvollen Hingebung aufgenommen hast, um mich nicht zu verletzen, wie es Dir aber recht eigentlich unbequem war, durch Fleisch und Blut, d. h. durch meine persönliche Erscheinung an diesen „überwundenen Standpunct" gemahnt zu werden. — Sehe jeder wie ers treibe! Lieber Fritz, ich hab auch unterdessen Manches erlebt, und in politischem wie in criminalistischem Leben die Menschen eher von ihrer schlechtesten Seite kennen gelernt, aber gerade dadurch steigt der Werth der Tage, die ich mit Dir in vollem idealen Leben zugebracht und wie es dem langen Braun, als ich neulich mit ihm spazieren gieng, so „ursprünglich zu Muth war, daß er einen Tannenbaum ausreißen wollte", so ist mir oft so ursprünglich vormärzlich, d. h. münchnerisch zu Muth, daß ich Dir gerade um den Hals fallen möchte, ohne ein Wort zu reden.

Da werde ich manchmal wieder lebhaft an Dich gemahnt; z. B. neulich traf ich hier einen schönen langen Bengel, stud. Heyfelder aus Erlangen. Der Name summte mir lang im Kopf herum, endlich wußte ichs. Herr Je, sagte

ich zu ihm, sind Sie der Oscar Heyfelder, der anno 1844 mit Fritz Eggers von Regensburg nach Prag marschirt ist? dann kenne ich Sie ja aus alten Reisebriefen. — „Ja wohl", sprach er, „der bin ich und Sie müssen gewiß jener Joseph sein, mit dem er in München zusammen gewohnt hat, in jener blauen Stube; da kenne ich Sie auch schon."

— Donnerwetter, wie mir das wohlgethan hat. — „Jener Joseph" — ja wohl jener Joseph! Ille ego qui quondam! —

Und dann hab ich jetzt wieder angefangen, Englisch zu lernen, und da denk ich noch oft an die Aufopferung, mit der Du alle Freitag Abend im Berliner Winter mich, Deinen ungelehrigen Schüler, bearbeitet und vergebens die englische Aussprache in sein Brekekex coax coax zu bringen versuchtest.

Und drittens denk ich überhaupt an Dich, ohne specielle Veranlassung. Siehst Du, lieber Fritz, seit drei Monaten wohne ich wieder in Heidelberg und zwar auf der andern Seite des Neckars, so daß das Schloß gerade vor meinen Fenstern liegt und zu meinen Füßen der alte Neckar rauschet und brauset, — und da kann es nicht fehlen, daß es einem hie und da warm zu Muth wird.

Drum thu mir den Gefallen und schreib mir auch bald ein paar Zeilen. Betrachte die meinigen als einen Gruß vom 28. Februar, wo wir uns ja herkömmlicher Weise zu schreiben pflegten.

Ich will Dir indessen, um auf den Boden der Thatsachen zu kommen, erzählen, wie ich seit unserer letzten Begegnung gelebt habe.

In Frankfurt hab ich manches von parlamentarischen Kämpfen miterlebt, und von dem wackern alten Welcker, wiewohl meine politische Ansicht nicht mit der seinigen Hand in Hand geht, viel gelernt und in dem Umgang mit der trefflichen Familie Esmarch[1]) viel schöne Stunden zugebracht. Die unbefangene Weiblichkeit der Tochter Mimi, der ich, gerade weil sie Braut ist, mich harmlos und heiter nähern konnte, hat mir einen tiefen und früher ungekannten Eindruck gemacht.

Mit Welcker war ich in Lauenburg und Holstein und nach der Rückkehr hab ich zum Unglück mich nach Carlsruhe begeben und dort mein Staatsexamen gemacht, was zwar sehr gut ausfiel, was mir aber die Möglichkeit entzog, mit Welcker zu jener Zeit nach Schweden zu gehen, wohin er mich sicherlich mitgenommen hätte. Im September war ich wieder in Frankfurt und hab den Barricadenkampf am 18. in unmittelbarer Nähe geschaut. Im October hab ich mich nach Heidelberg zurückgezogen, weil ich einsah, daß ich zu diplomatischer Tätigkeit noch zu jung und zu verbummelt bin und weil es mir noth thut, einmal mit ernster juristischer Tätigkeit anzufangen und das practische Rechtsleben kennen zu lernen, als Basis für weitere theoretische Studien. Ich habe seither am Criminalgericht gearbeitet und die Psychologie des Verbrechens in mannigfachster Gestalt kennen gelernt. Daneben habe ich das juristische Doctorexamen gemacht und bin itzt wohlbestallter Dr. utr. juris.

[1]) Etatsrat Esmarch, Führer der schleswig-holsteinischen Freiheitsbewegung, 1848 Abgeordneter von Schleswig in der Deutschen Nationalversammlung.

den 11ten Februar 1849.

Lieber Fritz; als solider Geschäftsmann komme ich nur alle Sonntag zum Briefschreiben, darum sind schon wieder vierzehn Tage weiter hingegangen. Ich hätte Dir noch so viel zu schreiben; das Jahr 1848 hat allerlei Kristalle von Wissen und Erfahrung am Menschen angesetzt; — aber ich weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören.

Ich will Dir darum nur noch Einiges von unsern gemeinschaftlichen Freunden erzählen. Leo Stetten ist durch die Revolution seltsam angegriffen worden. Die philosophischen Erinnerungen, die er immer noch nicht verleugnen kann, so sehr er es hie und da wollte, mußten ihn nothwendig auf Seite der Revolution stellen, dagegen Jugendeindrücke, persönliche Verhältnisse (er ist z. B. Pathenkind des Großherzogs) und ästhetische Geschmacksweise haben ihn wieder durchaus davon abgestoßen und „reactionär" gemacht; — am Ende war er etwas innerlich zerspalten, vielleicht ist auch noch ein Stücklein Passion dazu gekommen, er wollte auf einmal Soldat werden, und scheiterte nur am Widerspruch der Eltern. Jetzt studirt er aufs Examen; wir haben uns aber so ziemlich zugesagt, daß beim ersten Kanonenschuß nach deutschem Boden wir die Jurisprudenz liegen lassen und unter die Sulidaten gehen; — es würde unserm ganzen faulen Geschlecht nichts schaden, wenn es ein paar Jahre frisches Kriegsleben durchmachte; da würden all diese ignobeln Winkelliteraten und democratische Helden 3ten und 4ten Rangs vom Schauplatz abtreten, wo sie statt Weltgeschichte nur Scandal machen.

— Der lange Braun wohnt neben mir am blaugrünen Neckar und ist wieder körperlich gesund und frisch, und arbeitet sich recht duftige Hefte über griechische Poesie aus, die gewiß das Verdienst haben, die Denkmale griechischer Poesie, insonderheit den alten Homeros als wirkliche Kunstwerke darzustellen, und nicht bloß als Körper, nur dazu bestimmt, daß der Madenschwarm von Philologen darin herumkriecht und seine faulen Eier darein legt.

Hie und da führt er mich um Mitternacht etwas lärmend nach Hause, und wenn ich alten Studentenunsinn rede, schaut er stumm nach den Sternen, mit denen er sich recht bekannt gemacht hat. — Venus, du klagende Flamme![1]) —

Ferd. Schweizer studirt hier im letzten Semester und ist immer derselbe brave Junge.

Lieber Fritz, erfreue mich mit einem Brief recht bald, und denk an den 29. Febr., wie ichs auch thun werde, und sei überzeugt, daß Du einen warmen Platz in meinem bis jetzt noch nicht alt — fast jünger gewordenen Herzen einnimmst.

Herzliche Grüße an Elsner, Aegidi, Gad, Rintelen, und wer sonst noch meiner gedenkt; auch an Deinen Bruder Ernst (wo lebt der wackere Wandersmann?) und Carl. Dein Joseph.

---

[1]) Anklang an Heines „Sonne, du klagende Flamme!" in „Deutschland — ein Wintermärchen", das von Scheffel damals gern zitiert wurde.

XII.

Carlsruhe, 13. Oktober 1849.

Mein lieber, prächtiger Fritz!

Wenn Du Deinen alten Joseph wegen seines Schweigens verurtheilt hast, so mußt Du dem „Schuldig" jedenfalls hinzufügen, wie unsere Geschworenen weiland im Proceß Struve: „aber unter mildernden Umständen, weil es im Laufe der Revolution geschehen." Ich bin seit Deinem letzten lieben Brief zum 16. Februar so unstät in vieler Herren Ländern und Kriegslagern umhergefahren, und habe zum Theil so einsam, zum Theil so verstimmt gelebt, daß ich sogar Dir, meinem vielliebenden Fritz, kein Lebenszeichen zusandte.

Aber jetzt, wo ich immer noch verstimmt in der Gegenwart vegetire und nur aus alten Erinnerungen frische Lebenskraft schöpfe, ist die alte Liebe zu Dir, meinem ersten und besten Freund, wieder in vollem Glanz an mich herangetreten, und ich habe eine solche Sehnsucht, wieder etwas von Dir zu hören und zu sehen, daß Du mir eine wahre Wohlthat erweisest, wenn Du mir recht bald, und wenns nur ein paar Zeilen sind, schreibst.

Ach Fritz, was habe ich in der letzten Zeit Alles in frommer Erinnerung durchlebt! Heute vor vierzehn Tagen erst habe ich München verlassen; ich bin zum Schluß einer großen Wanderung, die ich, um unserer Standrechts- und Belagerungszustandsluft zu entgehen, unternahm, auch nach München gegangen und habe acht Tage dort verweilt; und da ist bei jedem Schritt und Tritt der Gedanke an Dich, wie mein Schatten, mit mir gegangen und ich habe erst recht wieder gesehen, wie sehr ich Dich lieb habe. An der Universität hab' ich dran gedacht, wie Du zum ersten Mal, den kurzen Mantel umgeschlagen, zu mir herankamst; und am Damenstift vorbei — o da hats mich wieder angeweht wie altes Glück aus unserem Stillleben in der blauen Stube, — und im Englischen Garten beim Monopteros, wo wir so oft gestanden — lieber Fritz, Du hast in Deinem letzten Brief angedeutet, als ob politische Ansichten einen Riß ins Freundesherz machen könnten; wenn Du, wie ich wieder in München herumzog, einen Spiegel hättest in mein Herz hinein setzen und drein schauen können, — Du hättest liebevoll Deine Arme nach Deinem Joseph ausgebreitet.

17. October 49.

Aber wie bin ich nach München gekommen? Das hängt mit meinem ganzen bunten Leben im Jahr des Unheils 1849 zusammen, und da es ein halbes Stück Geschichte ist und da ich meinen lieben Fritz wieder au courant mit seinem Joseph setzen muß, so will ich Dirs erzählen.

Im Merz d. J. bin ich von Heidelberg hierher übergesiedelt, — die Politik war mir auch auf den Kragen gerückt; ich sollte mitschreiben helfen an einem Lokalblatt, „Vaterländische Blätter für Baden"; — Du wirst staunen, wenn ich Dir sage, daß es nicht in radicalem Sinn gehalten war; aber freilich war auch das, was bei uns in Baden vor unserer unglücklichen Mairevolution conservativ oder reactionär genannt wurde, nichts Anderes als eine gemäßigte Stufe von Revolutionärsein und unser „entschiedener

Fortschritt" in Baden, d. h. die Partei, die unsere Mairevolution gemacht hat, war so sehr mit Scandal identisch in ihrem Streben, daß ein Biedermann wie ich, mit ihnen Nichts gemein haben wollte. Ich hatte außerdem die ideale Auffassung der Demokratie, in der Du mich noch befangen auf der Wartburg antrafst, vor deren realer Anschauung mehr und mehr abgestreift, und habe in dem Wirtshauspolitisiren und in den dürren Volksreden, die im Grund nichts Anderes waren, als mehr oder minder geschickte Combinationen von ein paar abgedroschenen Phrasen, keine Anregung und keinen Geschmack gefunden, wiewohl man dies und gerade dies bei uns in Baden Democratie nannte. Die künstlerische Seite in mir hat gegen das positiv Unschöne reagirt.

Dagegen habe ich ehrlich und redlich mitgestrebt, dem guten Altdeutschland auf die Einheitsbeine zu verhelfen und habe, als Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone zurückstieß, so gut zum Kampf für die Reichsverfassung ins Horn geblasen, wie meine frühern Gegner, die Rothen in Baden.

Aber diesen Bummlern fiels in Wirklichkeit gar nicht ein, für die Reichsverfassung in Deutschland Etwas thun zu wollen; sie benutzten nur die allgemeine Aufregung geschickt für ihren Parteizweck, vom Bodensee bis an den Main eine Bummelrepublik zu gründen, in der das Saufen und Krakeelen die erste Bürgerpflicht war. — Diese Sorte von „Durchführung der Reichsverfassung" gefiel mir nun durchaus nicht. Im Mai machten sie die badische Revolution. Ich habe sie in ihrer Entstehung auf der Offenburger Versammlung, in Rastatt und hier gesehen und hatte genug davon; besonders nachdem ich mich als Karlsruher Bürgerwehrmann, sowie auch Leo Stetten, mit unsern betrunkenen Soldaten, mit denen wir noch unter dem gestürzten Ministerium Bekk auf die Reichsverfassung am Sonntag früh geschworen hatten, des Abends vor unserem Zeughause tüchtig herumzuschießen Gelegenheit gefunden hatte. Da schnürte ich denn auch allmälig meinen Ranzen, erinnerte mich, daß der Mensch auch noch andere Nahrung finden kann als Politik, erinnerte mich, daß es auch noch Kunst und Waldeinsamkeit gibt und setzte mich vier Wochen lang in den hessischen Odenwald und zeichnete und ließ sich das traurige Drama in meinem Heimathland abspinnen.

Auf meinen Bergen an der Bergstraße habe ich freilich oft das Zeichnen aufgesteckt und nach der Ebene geschaut und nach dem Kanonendonner und den Kämpfen an der Neckarlinie, wo unter Anderem Deine Landsleute bei Ladenburg so hart mitgenommen wurden.

Wieder heimgekehrt habe ich noch den letzten Act der badischen Revolution, die Belagerung von Rastatt, vier Wochen lang in unmittelbarer Nähe geschaut, indem ich den badischen Beamten in Kuppenheim vor Rastatt als Aushilfe beigegeben war. Da war freilich das Kanonengebrumm unser regelmäßiger Morgen- und Abendsegen.

Wie ich aber da in der Nähe all das unermeßliche Elend sah, in das unser armes Land kam, und wie nach der Uebergabe von Rastatt die Standrechtsschüsse zu knallen anfiengen, — und wie die ganze alte geist- und herzlose Reaction, die sich seit dem Merz v. J. in ihre Winkel verkrochen hatte,

nun, wie die Frösche nach dem Gewitter, unter dem Schutz preußischer Bajonette wieder ans Tageslicht herfürschlupfte, und zu quacken begann, und wie ich sah, mit welchen Mitteln bei uns restauriert ward, da wurde es mir so unendlich schwül und eng zu Muthe, daß ichs in dieser Atmosphäre nicht mehr aushalten konnte. Da nahm ich abermals den Wanderstab und gieng mit einem wackern Genossen, dem Professor Haeussier[1]) von Heidelberg an den Bodensee und, den Rhein bis an seine Quellen verfolgend, in das primitive Land Graubünden, wo sich eine Alpenwelt, gleich der im Berner Oberland, aufthut. Und an Italiens Grenze hab ich auch ein Weniges in das Land meiner Jugendwünsche hineingeschaut, wir stiegen über den Splügen nach Chiavenna herab und siedelten uns eine Woche lang am Lago di Como fest.

Da hab ich gewohnt, am wundergrünen See, am Fuß der Villa Sommariva, wo Thorwaldsens Alexanderzug und Canovas Statuen einen Vorschmack antiker Plastik geben, und hab das Lorbeergezweig und die Olivenbäume um mich rauschen lassen und in italischer Luft und in italischem dolce far niente wieder meinen alten Menschen, d. h. den Kunst- und Naturfinnigen, der seit 1848 unter einem Trümmerhaufen politischer Pflastersteine begraben lag, zur Auferstehung gebracht; und hab in der Schifferbarke die Odyssee gelesen, und die hat besser getönt, als alles Broschürengequicke über allgemeines oder besonderes Wahlrecht oder über den Erbkaiser und weiß der Teufel was noch. Da hab ich auch viel Deiner gedacht; — lieber Fritz, Du mußt auch nächstens nach Italien, ich glaube erst unter diesem Himmel und in dieser Vegetation und unter diesen Menschen, den süßen Müßiggängern, wird Dein Verständnis antiker Kunst und antiken Lebens zur Vollendung kommen. Dem alten Goethe ist auch bei seiner italischen Reise ein Licht aufgegangen wie eine Pechfackel.

Ich hab freilich diesmal nur hereingeschaut, denn weiter zu gehen lag nicht in meinem Plan und Rom hab ich mir für bessere Zeiten als Winterstation ohnedies vorbehalten.

Der Gegensatz aus dem weichen Süden ins schroffe Alpengebirge zurück war ebenfalls schön. Wir giengen durchs rauhe Engaddiner Thal, stiegen übers Stilfser Joch ins Tirol herein und hielten in Meran, wo im Tal die schönsten Trauben und Feigen und Pfirsische von Europa reifen und auf den Bergen ewiger Schnee liegt, die zweite größere Siesta.

Carlsruhe, 24. November.

Also in Meran bin ich stehen geblieben seit mehr als einem Monat und der Brief an meinen herzlieben Fritz ist noch nicht fort. Der Teufel soll das einförmige herzlose Actenstubenleben holen, da bleibt freilich alles Bessere liegen.

Also, nachdem in Tirol genug berggestiegen und gezeichnet war, kam ich nach München.

O München! — was soll ich Dir viel davon erzählen? Lieber Fritz, da hab ich recht gefühlt, wie glücklich, wie reich ein junges frisches Herz sein

[1]) Ludwig Häusser, der bekannte Historiker an der Heidelberger Universität.

kann. Was ist alles spätere Leben, wo die verständigen Zwecke den Menschen dominiren, gegen die ganze volle Innigkeit, mit der ein unbefangenes junges Gemüth in die Welt hineinschaut. Da ist mirs recht klar geworden, daß eine Freundschaft, wie ich sie an Deiner Seite gefunden, nicht zum zweitenmal aufwachsen kann. Hab drum abermals meinen wärmsten Dank, lieber Fritz, für das, was Du mir gethan. Ich glaube, die Erinnerung an Dich und unser Zusammensein ist zum guten Theil schuld, daß ich jetzt noch nicht ganz schwarz sehe, denn seither hab ich soviel schlimme Experimente an dem lebenden Geschlecht gemacht, daß ich oft in Versuchung kommen möchte, Jeden für einen schlechten Kerl zu halten, bis er mir das Gegentheil bewiesen.

— — Im Hause Schlichtegroll war ich mit alter Freundlichkeit aufgenommen. Die trefflichen Leute haben freilich nicht geahnt, was für Gedanken in mir heraufdämmerten, als ich an der Seite der Frau Julia saß und sie mit unbefangener Heiterkeit — und schöner als je — sich mit mir unterhielt. Auch da hab ich gesehen, wie die ersten Münchner Eindrücke mit Lapidarschrift in mein Herz gehauen sind. — Vorüber, ihr Lämmer, vorüber!

Auch Deiner haben sie gedacht, ebenso wie die Frau Hofräthin Thiersch, die ich dort sah.

— Jetzt sitz ich wieder im heimatlichen Hause, aber die Zukunft ist mir räthselhafter als je. Der politische Bankerott von Deutschland zehrt an mir, jeder Tag bringt mir vergangene Hoffnungen und gegenwärtigen Jammer neu vor Augen, der Staatsdienst in seiner gegenwärtigen Bedeutung ekelt mich an; für die Kunst bin ich zu alt, von der Wissenschaft halt ich nicht mehr viel, es kommt mir immer mehr vor, als wenn die Anarchie im Reich der Geister uns unserer allmäligen Auflösung entgegenführte, — wir Germanen sind eben ein altes Volk, das zu sterben geht, wenn es nicht bald seinen Jugendbrunnen findet; — wo soll der Einzelne belebende Hoffnungen her nehmen?

— Und wie geht Dirs, lieber Fritz? Ich hoffe, Du läßest mich nicht lang ohne Nachricht und entwirfst mir auch einmal wieder nach langem Schweigen ein treues Bild von Deinem äußern und innern Leben. Ich bin überzeugt, daß Du die Politik schon längst an Nagel gehängt hast, das ist kein Gebiet für einen objectiven künstlerischen Geist, und die Feuilletonthätigkeit ist zu fragmentarisch. — Deßwegen adressir' ich auch diesen Brief nicht nach Schwerin, wo Du mitgezeitungt hast, denn ich habe eine Ahnung, daß Du anderswo hausest[1]). — Unsere Freunde sind, nach allerlei Metamorphosen, wohlauf. Leo Stetten hat sein juristisches Staatsexamen gemacht, fragt den Teufel nach Philosophie der Geschichte, schießt mit seinem biedern alten Vater Hasen und lebt wohlbehalten in Carlsruhe. Der lange Braun hat sich ins hellenische Alterthum eingewühlt und hat vor Damen in Heidel-

[1]) Zu Ostern 1849 war Eggers, wohl auf Veranlassung des Professors Wilbrandt, in die Redaktion der in Schwerin neu gegründeten „Mecklenburgischen Zeitung" eingetreten, kehrte aber schon im Herbst nach Berlin zurück. Christian Wilbrandt, der 1846 eine Wiederherstellung des alten Hildebrands-Lieds herausgegeben hatte, was vielleicht zum Anlaß für Scheffels Ulkgedicht wurde, war 1848 Mitglied der Mecklenburgischen konstituierenden Versammlung.

berg Vorträge über alte Poesie gehalten. Dabei aber verzehrt er sich in innerer Sehnsucht — die materielle Welt ist ein zu roher Klumpen für ihn, er wird nie und nimmer darin zurecht kommen.

Rudolf von Oberkamp hab ich in München nicht gesehen, er war auf einer Wallfahrt nach Altoetting!!

— Schreib mir recht bald! oder wenn Du nicht Zeit hast, schick mir ein paar Lieder, Du thust mir eine Wohlthat. Das Leben hier ist so erbärmlich kahl; 's wär Noth, daß Du bald an den Rhein wandertest.

Meine Eltern grüßen Dich, sowie Deinen lieben Ernst, dem ich kräftig die Hand drücke. —

XIII.

Saeckingen an der Schweizergränze,
den 27. April 1850.

Mein vielliebster theurer Fritz!

Ich komme spät, um Dir für Deinen lieben Brief zum Geburtstag zu danken, der mir so unendlich wohlgethan hat, wie einem biedern Zecher ein Glas alten abgeklärten goldenen Rheinweines, nachdem er sich mit allerhand schnödem Fuselstoff und schäbigen Landweinen hat plagen müssen. Zum Dank dafür will ich auch Deinem treuen Freundesrath folgen, und keinen zerrissenen Brief schreiben, wie nach der italischen Fahrt, sondern mit (freilich nur nothdürftig) geflicktem Selbstbewußtsein Dir einen frischen Gruß schicken, als wenn ich soeben den Schlußvers Deines Liedes gesungen hätte:

Wie heißt denn das Lied auf Meer und Höhn,
Das Allen so wohl gefällt?
Der Anfang heißt: „Die Welt ist so schön!"
Das Ende: „Du schöne Welt!" —

Wie groß meine Freude war, aus Deinem Brief und dem Prospekt der Kunstzeitung[1]) zu ersehen, wie mein alter Fritz sich endlich durchgearbeitet hat zu dem Beruf, den ihm die Götter an seiner Wiege vorzeichneten, darüber sag ich nicht viel; erhole Dich unter dem reinen blauen Himmel der Kunst vom Nebel und Lärm des Tages und sei glücklich, das ist mein Hauptwunsch für Dich; Du hast allein durch das, was Du an mir gethan hast, verdient, daß all Deine Wünsche in Erfüllung gehen.

Daß ich von Saeckingen, der ultima Thule, aus, wo die Cultur aufhört, und die Schweiz anfängt, vorerst nicht an Deinem Blatt hie und da mit-

[1]) Vom 1. Januar 1850 an erschien im Verlag von T. O. Weigel in Leipzig als Organ der Deutschen Kunstvereine die Wochenschrift „Deutsches Kunstblatt. Unter Mitwirkung von Kugler in Berlin — Passavant in Frankfurt — Waagen in Berlin — Wiegmann in Düsseldorf — Schnaase in Berlin — Schulz in Dresden — Förster in München — Eitelberger v. Edelberg in Wien herausgegeben von Friedrich Eggers in Berlin". Eggers hat das Unternehmen, das ein Sammelplatz für alle Gleichgesinnten werden sollte, „damit sich einer an dem andern ermutige und erfreue", durch neun Jahrgänge fortgeführt. 1854 kam das „Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes" als Beilage hinzu.

wirken kann, wirst Du begreiflich finden, zumal wenn ich Dir, wie ich es jetzt vorhabe, erzähle, wo ich gegenwärtig bin, was ich treibe, denke und schaffe.

Wenn Du eine Carte von Deutschland anschaust, so wirst Du am Altvater Rhein, zwischen Schaffhausen und Basel die „getrewe und feste Waldstadt" Saeckingen vorfinden. Dieselbe liegt am Fuß des von den Hauensteinern bewohnten Schwarzwaldes; auf der einen Hälfte der gedeckten Rheinbrücke, die ich von meinem Fenster aus überschaue, marschirt der preußische Wachposten, auf der andern schneidet der Schweizer Landjäger ein schiefes Gesicht nach der Pickelhaube herüber [1]).

In diesem Saeckingen hat einst der heilige Fridolinus den schnöden allemannischen Heiden die Lehre vom Kreuz gepredigt; und allhiero hauset, seit dem Neujahr 1850, Dein treuer Joseph, seines Zeichens Rechtspraktikant beim Bezirksamt, mit einem schäbigen Gehalt von 500 fl. jährlich und einem Herzen, das in der frischen Schwarzwaldluft wieder merklich gesund geworden ist.

Die verunglückte Revolution vom v. J. hat tiefe Furchen in mich gerissen; so viele Hoffnungen scheitern und so viel dumme Streiche begehen sehen, dabei so vielen Menschenkehricht in seiner wahren Dreckbeschaffenheit kennen lernen, das verwundet! Außerdem war ich selber in einer durchaus schiefen Stellung. Ich hatte mich selber auf den Kampf mit dem Absolutismus und Preußen gefreut, und wie es, statt einer durch die Frankfurter Nationalversammlung und die reichsverfassungstreuen Regierungen zu organisirenden allgemeinen Erhebung zu dem Scandal in Baden kam, hab ich gegen die sogen. Demokratie gefochten; — freilich mit gutem Grund, denn Scandal und Democratie sind zweierlei; — aber von den Siegern will ich noch weniger wissen, als von den Besiegten, dazu fehlt es mir an Gothaer Resignation.

An den Widersprüchen der Zeit und meines eigenen Herzens war ich krank und brauchte eine Radicalcur. Deßhalb beschloß ich, mich in beschauliche Waldeinsamkeit zurückzuziehen, und faßte die mir von einem günstigen Schicksal gebotene Gelegenheit am Schopfe, die Residenz Carlsruhe mit der Schwarzwaldstadt Saeckingen zu vertauschen. Hier sitze ich bei zwei nie versiegenden Gesundheitsbrunnen, — bei einem prächtigen, kernhaften, eigenthümlichen Landvolk, und bei einer sich ewig gleichen Natur, wo die Schwarzwaldtannen rauschen und in der Ferne die Schweizer Alpenriesen gen Himmel ragen.

O wenn Du sie nur einmal sehen und mit ihnen leben könntest, meine lieben Freunde, die Hauensteiner; wie sie an einem Markttag oder zum Fest des Schutzheiligen nach Saeckingen kommen, oder wie sie am Sonntag mit Sang und Klang in ihren Wirtshäusern herumsitzen. Wenn so ein schmucker Bursch in alterthümlicher Volkstracht, schwarzem Sammtschoben, rothem Leibchen bis fast an die Knie, kurzen Pluderhosen und gefältelter Halskrause des Wegs kommt, oder ein rothwangiges Maidli mit entsetzlich hoher Taille und farbig zusammengewürfeltem Rock bis ans Knie, sammt rothen Strümpfen, so ist mirs immer, als hätt ich ein Stück realer Poesie, ein lebendig gewordenes Volkslied vor mir. Ich lerne zwar auch reichlich das kennen, was

[1]) Nach Säckingen war ein Bataillon der noch in Baden stehenden preußischen Okkupationstruppe gelegt worden.

ein guter Staatshämorrhoidarius als Verdorbenheit des Volks bezeichnet; o es wird entsetzlich viel geprügelt auf dem Wald oben, — und gesoffen, und Scheiben eingeschlagen, und bei den Maidlin zum Fenster hineingestiegen; aber Alles so primitiv, so gemüthlich, als wenns nicht anders sein könnte; — und daß die „Wälder" nicht für den König von Preußen und Erfurt schwärmen, und von Gotha lediglich gar Nichts wissen, wohl aber in langen Winterabenden noch vom deutschen Reich und der freien Grafschaft Hauenstein, und von Kaiser und Pabst träumen, das nehm ich ihnen verdammt wenig übel.

Und wenn Einer erst das Glück oder Unglück hat, fragmentarische Studien darüber zu machen, wie sich die große Passion, die Liebe, im Herzen eines Schwarzwälder blauäugigen Kindes abspiegelt — in dem Schacht eines solchen Herzleins liegen mehr ächte Goldstufen, als in ganz Californien. Leider, leider schlägt hier die Lyrik in ein furchtbar Tragisches um; wenn der Bürger Tantalus dereinstmals zu Grund gieng, weil ihm die goldnen Früchte zwar vor der Nase hiengen, aber nicht erreichbar waren, so ist das sehr einfach; — wenn aber an einem spätern Reichsbürger so ein Waldröslein gar innig und sinnig heraufrankt, und sich an ihn und er an sie anschmiegen möchte, und er das Röslein doch nicht bricht, nicht weil er nicht will, sondern weil er nicht wollen darf, weil er ein Stück sittlicher Substanz in sich hat und weiß, daß wenn er's thäte, im Conflict von Herz und Welt entweder der Egmont oder das Klärchen oder beide zusammen zu Grunde gehen müssen: so ist das gewiß eine tragische Dorfgeschichte.

— Übrigens schreib ich da sonderbares Zeug; alter theurer Fritz, Dir hab ich schon Manches sonderbare geschrieben, Du mußts eben so hinnehmen.

Wenn Du hier wärst, würd ich Dich auf den Eggberg führen, — da geht man hinauf und ahnt gar nichts, und je höher man kommt, so thürmt sich über jedem Rücken der Schweizer Berge ein neuer auf, und immer massiver und massenhafter wird der Hintergrund und zuletzt wächst die ganze Alpenpracht vom Appenzeller Saentis bis ins Berner Oberland zu Jungfrau und Finsteraarhorn am Horizont auf. Da würden wir dran gedenken, wie wir dereinstmals vom Zillerthal auf den Krimmler Tauern stiegen und das Alles in der Nähe sahen, und glücklich waren; und Du würdest Dich über keinen thierischen Laut Deines Wandergesellen zu beklagen haben, wie damals.

Lieber Fritz, Du bist immer noch das liebste Kleinod, das ich hab; und wenn ich Freud und Leid immer mit Dir theilen könnte, so stünd es besser mit mir. Schreib mir bald, dann erzähl ich Dir mehr vom „Walde" und von allemannischer Poesie. An Pfingsten geh ich mit Hebels Gedichten an Ort und Stelle ins Wiesenthal, wo ihre Heimath ist; — für heute aber schick ich Dir nur noch ein verrücktes Poem zum Spaß; mach Deine Glossen selbst dazu, es ist Sinn mit Unsinn. Gruß an die lieben Deinigen, — an Aegidi, Elsner etc.

Wie immer Dein treuer Joseph.

Wenn Du mir schreibst, was ich *bald* hoffe, so adressire nach Carlsruhe, weil ich nicht weiß, wie lang ich noch hier bin. Im Herbst oder Winter geh ich vielleicht auch nach Italien. — Ich frankire *nicht*; thue desgleichen!

Hast Du auch Spuren vom langen Braun verfolgt? Er reist in Italien und schreibt die krampfhaften β-Wanderblätter aus Italien in die Beilage der Allgemeinen Zeitung; wo er sich auf originelle Weise eingeführt hat, wie er auf unwegsamen Felsen am Garda See herumklettert. Auch die homerischen Studien in der Allgemeinen Zeitung vom Merz oder April sind von ihm. Er ist die alte, urfrische, scharfkantige Natur bis itzt geblieben.

Hat Dich nicht ein Landsmann von mir, Adrian Bingner, besucht und ein Schreiben meiner Mutter übergeben? Nimm Dich seiner Etwas an; Du wirst einen feinen, wenn gleich etwas glacéledernen Jüngling an ihm finden[1]).

XIV.

Saeckingen am Rhein, den 20. Dez. 50.

Mein theurer Herzbruder!

Wo anfangen? wo aufhören? Ich sitz heute Abend wieder einmal so gar alleine in meinem Saal am Rheine, zu meinem Fenster spiegelt sich der Mondflimmer aus den Rheineswogen empor, draußen schüttelt ein Wintersturm Dächer und Fensterläden und ich war grade dran, recht trübselige Gedanken auszubrüten: da steht auf einmal mein lieber Fritz mit der ganzen alten Liebe vor mir und da zog's wieder mit Sang und Klang und eitel Jubiliren in mein Herz ein, als wenns Frühlingsanfang in Altdeutschland wäre und meinem dürren Leichnam wards zu Muthe, als wenn wir beide wieder beisammen am Krimmler Wasserfall ständen, wie damals. Und wenn Du jetzt leibhaftig bei mir einträtest, ich könnt Dir nicht garantiren, daß Dir Dein Joseph nicht ein Stück aus der Wange herausbisse, oder gar vorher noch einen ellenlangen Hauensteiner Fluch in die Nacht vor Freuden hinausfluchte, daß der Redacteur des Kunstblatts tief innerlich erschräke.

Wir sind doch wundersame Creaturen. Glaubte Einer manchmal, an und in ihm sei Nichts mehr und er stehe da wie ein Fels in der Wüste, — und er braucht sich nur einen tüchtigen Faustschlag auf die Stirn zu geben oder auch ohne solchen Mosisstab den rechten Fleck zu treffen, so sprudelt ihm ein lebendiger Lebensquell entgegen.

Die Erinnerungen machen reicher, als ein vergrabener Schatz. O mein Fritz; ich hab auch Deinen letzten Brief hervorgeholt und mit Schreck gesehen, daß viel Wasser den Rhein hinunter getragen worden ist, seit Du ihn schriebst. Aber wenn Du auch einmal über Jahresfrist nichts von mir hören solltest, so weißt Du doch, daß manchesmal meine Gedanken zu Dir geflogen sind und daß Du der gute Stern in meinem Leben bist; — ein Stück von meinem Herzen, das mich frisch hält, bis die Maschine auseinanderfällt.

In einer Beziehung freut michs, daß ich seit dem 27. Juli kein Blatt von Dir mehr zu sehen bekam; denn in Deinem Schreiben ist eine tiefe Besorgniß um Deine liebe Mutter, die damals schwer darniederlag. Ich weiß

[1]) Adrian Bingner, der spätere Senatspräsident am Reichsgericht. Seine Eltern waren mit Scheffels Eltern innig befreundet.

gewiß, daß Deine Befürchtungen nicht in Erfüllung gegangen sind, sonst hättest Du mirs mitgetheilt, denn auf Alles, was meinen Fritz tief schmerzlich bewegt, habe ich auch ein Anrecht, so gut wie auf seine Liebe. Und deswegen grüß ich Dich jetzt, und wenn Du beim Flimmern der Weihnachtskerzen im Heimathhaus den Christabend feierst und Dich Deiner Mutter freust, wie dereinstmals als Kind, wo das Christkindlein selber den Weihnachtsbaum anzündete, so vermeld ihr auch meinen Gruß. Deine Mutter darf nicht weggehen von hier, bis sie den ersten Sohn meines Fritz auf ihrem Schooß gewiegt und den treusten ihrer Söhne im Besitz von allem Glück gesehen hat, das ihm ihr Mutterherz wünscht. —

Die Familie ist eins der wenigen Dinge, die Einem heutzutag nicht untreu werden. Lebenspläne, Vertrauen auf andere Leute, politische Hoffnungen (daß Gott erbarm!) Alles verfliegt: ein rechtschaffenes Mutterherz fällt nicht vom Sohn ab.

Dein Brief ist am Vorabend der Schlacht bei Idstädt geschrieben.

Ich schreib Dir Nichts darüber; was nutzt's wie der alte Capulet im Zorn nach dem Schwert greifen wollen, wenn die Hand nur an einen realen Schlafrock fährt! Wär' ich etwas stärker im Entschluß damals gewesen, und hätt mir nicht zu viel von „vernünftigen Menschen" vorschwätzen lassen, so stünd ich jetzt auch bei den holsteinischen Jägern auf dem einzigen Fleck deutscher Erde, wo ein Deutscher noch mit Ehren stehen kann.

Unser Freund Elsner hat den besten Theil erwählt. Den Säbel in der Hand und vor den Feind, und kein Wort dazu gesagt: das ziert den Mann besser als alles Gewäsch von der Rednerbühne herab. — Ich bin im Übrigen gut daran, in meiner Schwarzwaldeinsamkeit; ich brauchs wenigstens nicht in der Nähe mit anzusehen, wie das Zwergvolk da draußen, das jetzt die Staaten lenkt, unser Deutschland mit Nadelstichen zu Tode bringt, und den russischen Raben ein Leichenmahl bereitet. Es geht indeß von Einem die Sage, daß er am dritten Tage nach seinem Sterben wieder auferstanden sei; — und so die an Altdeutschland in Erfüllung gehen sollt, so bleib ich auch nicht mehr an meinen Bergen sitzen, wofern es anderswo Platz für einen anständigen Kerl gibt. Leider aber ist der Blick überall hin gleich trüb, denn was seither an der Regeneration des Vaterlandes gearbeitet hat, war auch meistentheils von äußerst schofler Couleur.

Von mir selber möcht ich dir auch gern Etwas erzählen, — aber ich weiß schier gar nichts. In einförmigem Geschäftsleben vergeht ein Tag wie der andere, und die Pointe des Tags besteht darin, daß man Abends viel Bier trinkt. Ich bin ein halber Hinterwäldler geworden und seit Jahresfrist aus der modernen Cultur schier hinausgewachsen, dabei aber gesund und scharfkantig geblieben. 'S wird freilich auch der schärfste Bergkrystall glatt und fad, wenn ihn der Rhein vom Graubünden bis nach Holland wälzt, und unser gegenwärtiges Staatsdienerleben ist wie dazu erschaffen, um Einen mürb zu machen. Ich hab dazu in meinem gegenwärtigen Beruf mit den durchaus häßlichen und unkünstlerischen Seiten des Lebens zu thun, — schäbige Streite um schäbige Geldinteressen, — oder aber Vagabunden und schlechte Kerls,

Diebe und Nothzüchter behandeln: das sind die Blüthen in meinem Treibhaus. 'S ist eine wahre Ironie des Schicksals, — und wenn nicht hie und da die Blicke auch in den Abgrund der Menschenseele nothwendig und von tiefem Interesse wären, so könnt ich ohne Gefährde an langer Weile mich auflösen. Im Sommer hab ich mir von den Schwarzwaldtannen und den Fluthen des Rheines viel schönes ins Ohr flüstern lassen, wenn die Menschen zu ordinär waren; hab auch einmal den Wanderstab ergriffen und bin in einem Zug an den Vierwaldstätter See und über die diabolisch großartigen Gebirgspässe des Sanct Gotthard ins Welschland hinein, um wenigstens wieder einen Athemzug südlicher Luft und einen Schluck vino d'Asti zu trinken, hab aber kaum nach dem Lago maggiore hin schauen können, so war Geld und Urlaub zum Teufel und ich mußte schleunigst in die Waldstadt Saeckingen hinein. Das nächste Jahr gedenk ich zum letzten mal als fahrender Schüler in die weite Welt zu ziehen. Lieber Fritz, — sammle Dich auf, raffe ein paar Thaler zusammen und wir wollen miteinander gen Rom wallfahren. Ein halb Jahr in Italien gibt einen Wintervorrath fürs Leben, dann kann man auch wieder Lastthier sein und nach der deutschen Staatshämorrhoidariatscarrière des „täglich dümmer und täglich brauchbarer Werdens" streben.

Ich meine, es m u ß sein, daß wir zwei beide hinein gehen. Mit Correspondenzen und Berichten läßt sich ja ein Theil jedes Reisegelds wieder herausschinden; ich werd auch noch mit der Augsburger Allgemeinen vorher anzuknüpfen suchen. — Schreib mir, wir wollen noch ein ernstes Wort darüber reden; wenn Zwei beisammen sind, kann man auch Etwas mehr en prolétaire reisen, und das Sparen haben wir ja in Tyrol gelernt. —

Von Bekannten und Freunden weiß ich wenig zu melden. Des langen Braun Spur hab ich verloren, seit er über die römischen Flöhe und Straßencaktéen in die A. Z. schrieb. Stetten sitzt im flachen Carlsruhe und bereitet sich zur Wiederholung des Staatsexamens vor.

Rudolf von Oberkamp hat seinen Adoptivvater verloren, sodann seine Carrière aufgegeben und hört, wie er mir schreibt, zur Zeit theologische Collegien. Möge ihm im catholischen Priesterstand ein wahrer Herzensfriede aufgehen. Steingaß will als Publicist oder Docent nach Oesterreich.

Mein Brief kommt leer zu Dir, — ich wollt' Dir gern auch wieder ein bezeichnetes Blatt schicken; kann aber für heut nur ein großes Bündel der besten Wünsche für Dich hineinlegen, häng' sie an den Weihnachtsbaum und denk dabei an Deinen Joseph.

Ich grüße Dein ganzes Haus, die wackern Brüder Ernst und Carl nicht zu vergessen, auch wer in Berlin meiner gedenkt, Aegidi voran. Von diesem oder durch ihn möcht ich auch von meinem lieben Oberjäger Carl Esmarch[1]) Etwas erfahren.

---

[1]) Carl Esmarch, der Sohn des schon genannten schleswig-holsteinischen Patrioten, war als Student der Rechte 1848 in das Freiwillige Korps der Kieler Studenten unter Michelsen eingetreten und kämpfte auch mit bei Idstedt und vor Friedrichstadt. Später wurde der als Dichter unter dem Namen Karl v. Alsen bekannt gewordene Pandektist Professor des römischen Rechts, 1855 in Krakau, 1858 in Prag.

'S ist lang Mitternacht.
In alter Liebe. Dein Joseph.

Wenn ich mich nicht irre, so ist auch inzwischen Carl Esmarchs Schwester Mimi als Frau von Wartenberg in Berlin eingezogen. Solltest Du die Ehre haben, sie zu sehen, so bitte ich, ihr meine herzlichsten, zugleich auch wehmütigen Empfehlungen zu Füßen zu legen. Ich gedenke der Stunden, die ich 1848 im Kreise der Ihrigen zubringen durfte, wie eines Sommernachtstraumes, den man nur einmal träumt, weil er zu schön ist. Frankfurt — Deutschland — und jetzt!

XV.

Carlsruhe, den 10. October 1851.
Auf der grünen Stube, wie ehedem.

Mein theurer Fritz.

Du wirst mich für theilnahmlos und undankbar halten, daß ich kein Wort der Erwiderung auf Deinen trüben Brief vom März d. J. gefunden habe. Liebe Seele — was in Freud und Leid Dir geschieht, das ist auch ein Stück von meinem Leben, und wie oft, bin ich bei Dir gewesen, um Dich über den Verlust Deiner unvergeßlichen Mutter zu trösten, aber schreiben konnt' ich nicht — ich versteh es nicht, einen theilnahmsvollen Zuspruch aufs Papier zu werfen und weiß zu gut, daß, was auch Einer aus der Ferne an wohlgemeintem Trost beibringen mag, es doch nichts zur Ausfüllung solcher Lücken im Herzen ausrichten kann. Du hast Dein Leid getragen als Sohn, als Mann — und wie ich Deinem Schreiben entnahm, in würdigerer Fassung, als ich sie selbst im Wust meiner Amtsgeschäfte und des ordinären Lebens in der Waldstadt Säckingen besaß. Was es heißt, Jemanden aus der Familie zu verlieren, hab ich selbst bald darauf erprobt. Meine theure alte Großmutter, die Mutter meiner Mutter, seit den Tagen der Kindheit meine treueste Hüterin und Freundin, ist im Sommer plötzlich — nachdem sie noch des Abends wie sonst im Kreise der Ihrigen heiter und ohne Ahnung und Krankheit sich vergnügt hatte, einem Schlaganfall erlegen. Ich hab in meiner Ferne nicht einmal an ihrem Todtenbett stehen oder ihr die letzte Schaufel Erde als Gruß ihres Enkels ins Grab mitgeben können, zu spät erfuhr ichs. Der einzige Trost ist mir, daß ich wenige Wochen zuvor bei ihr war und mich ihrer alten Liebe erfreuen konnte, so daß ich mich versichert halte, sie hat mir ihren Segen — auch ohne daß ich sie in den letzten Augenblicken sah — dennoch gegeben.

In unserem Haus hat der Verlust der Großmutter viel Aenderung hervorgerufen. Sie war mit dem ganzen Hauswesen so verwachsen, daß Alles wie aus den Fugen gekommen schien. Meine Mutter ist jetzt noch nicht gefaßt und weint mehr als recht ist; all diese Verhältnisse haben mich dringend zur Heimkehr bestimmt. Ich habe deshalb meine amtliche Stellung im Schwarzwald aufgegeben und bin seit Anfang dieses Monats hier eingezogen — um mich ganz den Meinigen zu widmen. Als einziger Sohn — neben meinem

unglücklichen Bruder Carl[1]) — bin ich ihnen auch sehr nothwendig. Vor meiner Heimkehr habe ich, um mich von den dürrenden Wirkungen des Actenstaubs ganz frei zu machen, noch eine große Wanderfahrt in die Schweiz und Tirol unternommen, und in den Höhen der Alpen und der unermeßlichen Pracht der Eis- und Schneefelder, über die nur noch die Gemse flüchtig hinstreift, und an deren Fuß der Bär und das Murmelthier hausen, den Blick wieder an andere Dimensionen gewöhnt als an die einer badischen Amtsstube. In diesen Werkstätten der Natur kommt wenigstens eine Ahnung des Unendlichen, des Meisters Himmels und der Erde, in den Menschen — eine Ahnung, die im Verkehr mit unsresgleichen, mit diesen elendigen Kronen der Schöpfung eher erstickt als angeregt wird. Ich hab wenigstens, aus den trüben Erfahrungen der letzten Jahre, ein gut Stück Verachtung vor dem Menschenkehricht noch immer nicht los werden können.

Im Tirol ist auch wieder viel alte Liebe und Jugendluft in mir — wie ein Alpenglühen in die Dämmerung des Thals hinein — aufgegangen. Wie ich bei Straß am Eingang ins Zillerthal wieder stand, am Platze, wo wir Pfingsten 1844 uns lagerten und rathschlagten, ob wir hineinziehen wollten: da war mirs, als ob Berg und Felsen ringsum mir Deinen Namen grüßend zurufen sollten, — und bei den Burgen und Schlössern am Inn, an denen wir damals vorübergestreift und im Dom zu Innsbruck, bei den kräftigen Erzstatuen um Maximilians Grab und bei Alexander Collins unvergleichlich feinen Marmorreliefs — überall bist Du, mein treuester Kamerad, bei mir gestanden; und es wurde mir von neuem klar, daß ich die Liebe zu meinem Fritz, die alte, unverbrüchliche, ganze Liebe trotz allem Schiffbruch der Zeit und trotz aller Zerrissenheit, die seither über mich hereingebrochen ist, unversehrt erhalten habe.

In München trieb michs fort — nach einem halben Tag konnte ichs nicht mehr aushalten und ließ Alles ungesehen — warum? das ist mir eigentlich selbst nicht ganz klar.

Und jetzt sitz ich wieder in der grünen Stube, die noch ganz so ist, wie in meinen Studentenzeiten; — ich selber aber, ein getreuer Sohn der Zeit, eigentlich nur „provisorisch existirend" — ohne Stellung, ohne Glauben, ohne Begeisterung — 's ist ein Zustand zum katholisch werden. Mein bester Kern ist immer noch der Zug zur Kunst, den werde ich diesen Winter pflegen und bei Lindemann-Frommel, dessen Skizzen aus Rom Du oder vielmehr Kugler in dem Kunstblatt neulich günstig recensirt habt, in die Lehre gehen. Was weiter aus mir wird — ich weiß es nicht. Ich sollte einmal in recht hartes Pech gerathen, um mir selber heraushelfen zu müssen: dann würd ich meine Kräfte zu was Ganzem concentriren. So aber bin ich durch geschichtliche und juristische Studien — durch erlernten Beruf, durch Freude am Malen wahrhaft bei lebendigem Leib geviertheilt.

Ins Kunstblatt konnte ich Dir mit dem besten Willen nichts zusenden, bis September saß ich in Säckingen fest, wo das einzige Kunstwerk die grüne

[1]) Er war gelähmt und hatte einen Hirndefekt.

Schwarzwaldtanne ist, die zwar mit manchen Träumereien — nicht aber mit dem Kunstblatt in nähere Beziehung zu bringen war.

Ich hab überhaupt eine gewisse Abneigung gegen die Tinte — dieweil ich in meiner Praxis zu viel Unnützes geschrieben.

Ich wiederhole mein Ansuchen an Dich, mich der jungen Frau v. Wartenberg und ihren verehrten Eltern, wofern sie etwa in Berlin sein sollten, zu empfehlen; — seit den Tagen von Idstedt war mirs unmöglich, an sie zu schreiben, beim Gedanken an Schleswig kommt mir immer eine solche Malice und Wuth in die Finger, daß ich eher mit dem nächsten besten Prügel dreinschlagen, als schreiben könnte. Esmarchs werden mich für rücksichtslos und untreu halten, als ob ich sie im Unglück verlassen hätte: von meinem hiesigen Stillleben aus werd ich ihnen endlich brieflich versichern können, daß dem nicht also ist. — Viel Grüße an Elsner und Gad.

Unter Säckinger Papieren find ich ein Fragment, das ich beilege; es soll Dir, wiewohl ich mich selber nicht mehr an die beabsichtigte Epistel erinnere, wenigstens zeigen, daß ich am 28. Febr. in stiller Gedächtnißfeier bei stillem Trunk andächtig daheim gesessen bin und in später Nacht zu schreiben anfing.

Leo Stetten ist wohl auf, ich habe gestern einen großen Spaziergang mit ihm gemacht. Das Examen, dem er entgegensieht, wird er hoffentlich ohne Gefährde bestehen. Des langen Braun Schicksale und Fehde mit Lepsius kennst Du aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Ich grüße Dich in treuer Freundesliebe

Joseph.

Anhang.

Am 28. Februar 1851.

Zu Saeckingen am Rheinstrom.

In jener Zeit hauste in der alten Waldstadt Saeckingen ein einsamer Mann. Selbiger hatte dereinstmals auf deutschen Hochschulen genaschet vom Baum der Erkenntniß, auch in mancherlei Lagen und Spähungen gelauschet auf des Weltgeists Verwirklichung. Es war aber weder der Weltgeist herniedergestiegen auf die rothe Erde von Altdeutschland, noch hat sich das Categoriensystem jenes einsamen Mannes zu verwirklichen begonnen. War vielmehr derselbige vom Frost der Gegensätze merklich angeblasen worden — hatte auch vermerket, daß man mit Himmelsstürmung höchstens zu dem unbeneidenswerthen Beruf jenes Giganten gelangt, nämlich schließlich im Interesse der Ordnung einen Aetna auf die Brust gesetzt zu erhalten, hatte sich von dessentwegen der Restauration gefüget, und war zu den Autochthonen gegangen [1]).

[1]) Vgl. das Gedicht in den „Liedern des Stillen Mannes“ im „Trompeter von Säkkingen“ mit dem Anfang:

Die Blicke scharf wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schar
In den Kampf der Geister gezogen.

Autochthonen aber sind zwischen Werra und Wutach, von Hochschür bis in Amtsbezirk Waldshut unstreitig vorhanden, darüber sind Gelehrte und Amtsvorstände einig. Jenen Mann hatten die Sündfluthen nach Saeckingen verschlagen, allwo er in stiller Buße und bei stillem Biertrunk, bewußt und groß die fragmentarischen Reste seiner Vergangenheit sich zu einem neuen „provisorischen" Ganzen umschmolz. Daß diese Einleitung zu einer Epistola an seinen besten Freund Eggers dienen sollte, darüber Morgen des Näheren.

XVI.

Brief der Frau Major Scheffel.

Karlsruhe, den 24ten Februar 1852.

Was denken Sie von uns lieber Freund! Ein ganzer Monat ist dahin, seit Johannes Kuglers Kästchen[1]) mit seinem erfreuenden Inhalt bei uns angekommen — und keine Zeile und kein Zeichen!! — Sie müßten hier gewesen sein, müßten selbst alle Aufregung und Unruhe der jüngsten Wochen gesehen haben, um dies verzeihen zu können.

Es war — ich glaube am 29ten Januar — als ich von einer Fahrt aus Rastatt heimkehrte. Die Meinigen befanden sich in Gesellschaft, auf meinem Tische aber fand ich eine ganze Ausstellung von lieben theuren Dingen. Ihr Bild — Ihr Brief — Fontanes Lieder und Josephs Ring[2]), und es war fast als ob Sie selber auch dabey stünden, so lebendig begrüßte mich alles.

Ihr Bild! — Sie beklagen, ihm nicht ganz zu gleichen — beklagen Sie lieber, daß es Ihnen nicht ganz gleicht. Ich hätte mit Kaulbach hadern mögen — wenn ich nicht an dem lieben Bilde dennoch so unsägliche Freude hätte. Wollen Sie wissen — oder darf ich sagen, was in unseren Augen dem Bilde fehlt? Nun denn! Es mag ein Sophokles sein — ein Moses oder irgend sonst ein Heros des Alterthums — wir fühlen und geben zu, — daß es großartig und herrlich aufgefaßt ist — und wer den Kopf sieht, ohne Sie zu kennen, ist entzückt über die geistreichen Züge — wer aber Ihre eigenen und wahrhaftigen geschaut — der vermißt in dem Bilde den Sonnenschein der Jugend und Poesie, der noch auf Ihrem Antlitz liegt, wie ein erquickender Morgenduft. Das Bild ist fünfzehn Jahre älter als Sie selber. Sie werden sich hineinleben, wie Sie von Josephs Bild es meinen — wenn er länger in Bruchsal lebt, wo die Dichter nach alter Sage gemästet werden. — Doch nein — ich glaube nicht einmal, daß die Jahre Ihre Züge — so — gerade so ausprägen — es wird immer etwas mehr Milde daraus herfür leuchten. Nun die Kritik gemacht ist, die auch den großen Kaulbach und das liebe Freundesgeschenk nicht verschont — empfangen Sie erst den Dank dafür

---

[1]) Johannes Kugler, Franz Kuglers Sohn, mit dessen Schwester Margarethe der junge Paul Heyse bereits verlobt war, stand noch im Knabenalter, und dürfte für Eggers, den täglichen Gast des Hauses, die Absendung des Kästchens besorgt haben.

[2]) Scheffel hatte den ihm von Eggers in München geschenkten Ring verloren.

— den herzlichen warmen Dank — Uns allen ist das Bild doch so lieb und werth, daß kein ungetreuer Zug die Freude schmälert, die wir daran haben. Es steht von einem gußeisernen Postamentchen getragen auf meinem Schreibtisch und wird beschaut — und angeredet — und gehegt wie ein lieber lieber Gast, wie wenn Sie's selber wären. Leo v. Stetten hat einen halben Abend lang — als er ankam — mit zwei Lichtern daran herumgeleuchtet und auch eine kritische — aber herzinnige Standrede dazu gehalten — und Josephs Freude hätten Sie sehen sollen — und als er am Halse des kleinen napoleonischen Adlers, der die gothische Spitze des Postamentchens ziert[1]), seinen Ring fand — den neuen Verlobungsring der alten Freundschaft — und unter dem Piedestal — Ihren Brief — wie war er da bewegt und gerührt; doch das schreibt er Ihnen selber. Marie aber trägt mir auf, Ihnen ihren herzlichsten Dank zu sagen für den Fontane, der den „ausgeführten" Waldmeister[2]) mehr als ersetzt, das ist uns ja eine ganz unbekannte — neu entdeckte Insel voll herrlicher Pflanzen und Wälder und Korallenriffen — und kostbarer Perlenmuscheln, die der Sturm an den Strand geworfen. Es sind schöne — schöne Lieder! — Ich wollte, daß in unserem Süden ein ebenbürtiges Dichtergenie auftauchte — daß wirs Ihnen zum Gegengruß vorführen könnten — aber wir müssen nur empfangen und vermögen nichts zu geben. Welche geniale Zeichnung haben auch Sie von sich selbst gemacht — es ist eine andere Auffassung als die Kaulbachische — nicht so antik und noch weniger wahr, aber überaus humoristisch und ergötzlich — meinen Sie nicht, daß wir Ihre Selbstmalerei mit dem Kaulbachischen Bilde dem Großherzog bringen sollen, um Ihre Anstellung als Dramaturg damit durchzusetzen?

Lassen Sie mich über den Stand der Sache berichten! — Wir haben noch keinen Intendanten — und keinen Dramaturgen —, wir haben aber ebensowenig eine Hoffnung, in nächster Zeit dergleichen zu bekommen. Erstlich ist unser guter Großherzog so krank, daß seit Monaten kein Mensch ihm von irgend einem Geschäfte reden darf — und doch *muß* diese Ernennung von ihm ausgehen — und zweitens sind die Theaterangelegenheiten so tief herabgesunken — so tief unter alles Erträgliche — daß man allgemein die Meinung hegt, es werde sich der Hercules gar nicht mehr finden lassen, der diesen Augias-Stall zu fegen den Muth hätte. Der neue Theaterbau steht da wie ein Elephant mit thönernen Füßen — oder wie ein Steinbild ohne Seele — ich habe gemeint, Sie *müßten* der Pygmalion sein, der ihm Leben einhaucht. — Ich meine es kaum mehr — denn jeder Schritt, den wir dafür thaten — hat uns nur mehr und mehr den bodenlosen Sumpf gezeigt, darein diese Dinge festgefahren sind — und Joseph rief zuletzt aus — um Gottes Willen, bringt mir meinen lieben theuren Eggers nicht um! — ihr mordet ihn — wenn ihr ihn wollt mit dieser Sache gemein machen. Indessen ist Ihr Name schon ein Parteigeschrei geworden — wie ich aber vermuthe, mehr

[1]) Schließen Sie vom napoleonischen Adler auf dem Postamentchen ja nicht auf napoleonische Begeisterungen. (Anmerkung der Briefschreiberin.)

[2]) Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt".

durch die Kirchenräthin als durch uns — und alle die so in sich selber einen Intendanten zu verspüren glauben, wehren sich gegen Sie mit allen Kräften — Andere aber hören diesen Namen wie den eines Retters aus den argen Nöthen.

Haben Sie — nach dieser Zeichnung nach der Natur — doch noch einige Lust, der Pygmalion des Steinkolosses zu sein — so wäre vielleicht eine Empfehlung Kuglers bey der Familie Savigny, aus welcher der hier residirende preußische Gesandte stammt, nicht so übel — oder — da fällt mir ein, daß ja einer unserer Prinzen in Berlin ist — sollte dem nicht beizukommen sein? So lange aber der gute Großherzog krank ist, — kann jedenfalls nichts entschieden werden.

Professor Hochstetter will Correspondent sein fürs Kunstblatt — und hat mir einen baldigen Aufsaz versprochen.

Stetten und Schweizer habe ich von meiner Sendung benachrichtigen lassen — damit Sie eine ganze Schiffsladung Briefe finden sollen.

Und diese Sendung!! Ein geflicktes Notizbüchlein — dessen historischer Werth der einzige ist — sodann ein lindes warmes Wollgewebe — von der Farbe des Abutilons, dessen Blätter jüngst um Ihre Dichterstirne gezittert — und dann die gewünschten Dorfkinder „Lore und Dore", wie Sie als Berliner das Lorle und Dorle zu nennen belieben[1]) — das ist alles — was wir Ihren theuren sinnigen Geschenken entgegen zu senden haben. Der grüne Schawl ist zumeist schuld, daß die Sendung so lange verzögert ward — weil Marie und ich so oft am Stricken unterbrochen wurden — Möge er Sie nun noch vor den rauhen Märzwinden schüzen. In jede Masche ist ein guter Wunsch eingeflochten — daß auch Ihnen dies Jahr ein Jahr des Glückes werden möge — daß es Ihnen viel freundliche Tage bringen und Sie namentlich vor schädlicher Ueberlastung von geistiger Arbeit bewahren soll — das nimmt die Kräfte zu früh weg — wehren Sie ja diesem Andrang — der bei Ihrer Stellung so leicht sich einstellt.

Mir graut davor! —

Lore und Dore möchten auch das Verdienst haben, Sie wenigsten einen Abend abzuspannen — und zu wohlthätigem harmlosem Lachen zu bringen. Das Manuskript trägt schon unverkennbar die Farbe der Vielgereistheit — es ist im Thüringerwalde herumgefahren — hat die Hochschule von Gießen besucht und an den Ufern des Zürichsees geschwärmt — nun betritt es gar die gelehrte Stadt Berlin — wo alles so fein und klüger als klug ist. Die armen Schwabenkinder! Eines muß ich dabei bemerken — daß ich nämlich bitten muß, das Ding im Lauf des Märzen wieder zu bekommen — da ich keine Abschrift besitze. Das Manuscript gehört dem hiesigen Elisabethenverein — dem ich es geschenkt — und darf ohne Rücksprache mit demselben zwar wohl gelesen — aber nicht abgeschrieben — nicht gedruckt — und nicht dargestellt werden.

---

[1]) Ein kleines Lustspiel in schwäbischer Mundart, das die Frau Major Scheffel für eine Wohltätigkeitsvorstellung des von ihr 1848 mitbegründeten Karlsruher Elisabethenvereins gedichtet hatte. Es kam auch in Heidelberg und anderwärts zur Aufführung.

Ich lege es in Ihre Hände mit dem vollen Vertrauen, daß unter Ihrem Schuz — nichts Zuwiderlaufendes mit dem Papier geschieht — wird auch in Berlin wenig Versuchung dazu sein — da ich fast meine — es werde durch die schwäbische Sprache und den schwäbischen Geist — dort unverständlich und ungenießbar sein.

Schwanitz hat in letzter Zeit durch die furchtbare Krankheit seiner Mutter viel gelitten. Wir haben alle viel Gram mit unsern Müttern, die Tannenzweige auf dem Grabe zu Rastatt haben mich im Innersten bewegt. Ja! — das ist ein Leid — das weit über den Zeitrahmen eines Jahres hinausreicht!!

Meine Hand versagt — ich habe heute und gestern schon fünf lange Briefe geschrieben. Ergänzen Sie was fehlt.

Ihre mütterliche Freundin J. Scheffel.

XVII.

Ayn Brief, so der Doctor Scheffel zue Bruchsal im Bruhrein an synen lieben Herzbruder, den Doctorem Eggers zue Berlin an der Spree, am 29ten des Hornungs 1852 geschrieben.

Und was es am 29ten Hornung 1852 ayn kalter Tag und was über Nachtzyt grawsam viel Schnees herabgeschneiet, als wann sich der alt Winter gen synen succeſſorem, den fruehling mannhaft sperren wollt, — so ihm aber nit viel nützen wird.

Was dahero ayn stiller Sunntag zu Bruchsal. Selbige Stadt Bruchsal aber ist ayn unfein Nest, so zwischen Alt Heidelberg und Carlsruhe am Saalbach liegt, und haben vor Alters die bischöff von Speier hier ihres hofhalts gepflogen und soll nit Alles gaistlicher Natur gewesen syn, so sie mit ihrem Domcapitul allhiero getrieben. Ist aber mit dem hayligen römischen Reich auch das fürstbisthum Speier eingegangen — und hätts auch der alt Bischof Styrum, so ayn feiner Kopf gewesen und wie Herr Goetz von Berlichingen viel loebliche Redensarten geführet, die ayn deutscher Professor heutigen Tages „unparlamentarisch" benamsen würde, nit mehr heben koennen[1]). Und im alten Schloß derer Bischöff ist anjetzo das badisch Hofgericht für den Mittelrheinkrays, und wo ehedem im alten Spiegelsaal die gaistlichen Herren geschmauset und benebst auch aynen starken Trunk nit verabsäumet, da tagen jetzo die Räth vom Gericht, und lassen die Advocatos viel wirres Gezeug herleiern, so man eine mündliche Rechtsausführung nennet, und schoepfen viel gelahrte Urthayl. Dieweyl aber nach gemaynen Rechten zu aynem wohlbestallten Gericht auch ayn Gerichts Schryber gehoert, so sind allerhand jung Leut allda eingestellet, so man Secretarios tituliret.

[1]) Unter der persönlichen Teilnahme des Fürstbischofs erfolgte unter recht humoristischen Umständen in der Abtei Gengenbach im Kinzigtal die Wahl von Scheffels Großvater Magnus Scheffel zum Oberstiftsschaffner des Klosters. Vgl. die biographische Einleitung zu Scheffels Gesammelten Werken, S. 4.

Ist unter diese Schryber auch der Doctor Scheffel gekommen, so aygentlich ayn fahrend Schueler ist und zu gelahrten Dingen nit viel taugt, — auch lieber auf aynem frischen Rößlein in die weit Welt hineinreiten thät, als hinter dem großen Tintenfaß resolutiones und decreta schreyben, so ihme erst noch von denen Gerichtsräthen unmassen corrigiret werden. Hat selbiger Doctor den blauen Himmel und den grünen Wald lieber als die schwarz Tinten und das weis Papier — und schimpfiret oft die Eichenbäum, nit dieweil sie Eichen sind, sonder dieweil sie die Gallenaepfel tragen, aus denen die Tint fabriciret wird.

Am 29. Hornung kam benamseter Secretarius by gueter Abendstund zue syner Behausung, so in der Cafégaß liegt, numero elffe, haym geschritten; so nit gar gewöhnlich war — haltet sich vielmehro um solche Zit maystenthails in ayner kuehlen Trinkstube by schoenen Jungfrawlein auf und pflegt, wie der alt Wynschwelg, des aynsamen stillen Trunks und buchstabiret allerhand guter Gedanken aus den blauen Augen derer Maidlin. Wie er in syne Stuben trat, hatt ihm bereits syne alte Dienstmagd, so ayn gar barmherziges Gemueth hat und den Doctorem pflegt, wie die alt Schaffnerin Eurykleia weiland den vieledlen Dulder Odysseus, den Tisch gerichtet und aynen gewaltigen Staynkrug mit Bruhreiner Weine darauf gepflanzet, also daß der Doctor, wie er dessen ansichtig wurd, vergnüglich ausprach: „Sufficiet!"

Und ist zur Erläuterung beizufügen, daß der Bruhreiner zwar nit ayn Koenig unter denen Weinen ist, sundern aynfach Bruchsaler Landgewaechs, womit sich ayn Biedermann aber gern abgeben mag, als wie mit aynem ehrbaren frummen Landsknecht. Und ist derselbig von farb etwas braunroth, als wie der hispanische Wein, und hat ayn lützel Erdgeschmack, dessen er sich aber nit zu Schaemen hat, massen wir All Söhn der alten Mutter Erde sind.

Also rückete der Doctor synen Lehnstuhl zu sothanem Staynkrug, schmiß Alles, was von Buchwerk und staubigen Actis uff dem Tisch gelegen, gar unsäuberlich in aynen Winkel, schickete auch denen Actis, wie er sie also hinab warf, noch aynen boesen Kernfluch nach, — derer derselb allezit ayn große collectionem vorraethig hat, — syn Armleuchter war bereits angezündt — und füllete synen Pokal, so ihme in gueten Studentenziten zu Heydelberg ayn paar durstige Junggesellen verehret. Und an des Doctoris rechtem Zeigefinger erglaenzete ayn blankes güldenes Ringlein, so von Kunstfertigem Mayster in Gestalt ayner Schlangen anmuethig gefügt was — hatt auch an stellen des Augs im Schlangenhaupt aynen blitzenden Karfunkelstayn — und er schauete oftmalen in hellem Wohlgefallen zum Ringlein herab. Und über des Doctoris Antlitz braytete sich ayn ruhsames stilles Wohlbehagen, zwinkerte vergnüglich mit den Augenlidern und saß ihme ayn rechtschaffen Laecheln in denen Mundwinkeln, also wie Mayster Wilhelm von Cöllen am Rhyn, oder Mayster Hemling in Flamänder Land es ihren Engelein, wann sie der Mutter Gottes zu Ehren Geigen spielen, angemalet.

Und sind wenig momenta aus des Doctoris Leben aufzuzaehlen, wo ayn sollcher Gottesfrieden treuga Dei über synem Antlitz gewaltet; — sollen aber exempli causa ayn paar solcher momenta hergesetzet werden:

1.) wie in des Doctoris Herzen — als er noch ayn rothbackig Studentlein zu München gewest, zum ersten mal die Lieb zue dem holdseligen freifräulein Julia von Schlichtegroll aufgesprosset ist — so aber schon lange her, — (und ist hier nit der Ort zue beschryben, wasgestalt er ayn ganz ander fuchswild und dräuend Gesicht geschnitten, als ihm ayn bott die Maehr von dero Verlobung gebracht).

2.) wie er synes lieben alten Großmutter, — deren er leider seithero auch schon aynen Rosmarin und aynen Rosenstock aufs Grab hat pflanzen muessen — aus der Frembde syn groß pergamenten latinisch Diploma heimgebracht und selbe ihm ihren Segen ertheilet hat.

3.) wie im Maerzen des 1848er Jahrgangs die new Zyt in Deutschland hat einziehen wollen und die schwarzrothgüldene Reichsfahn wieder uff allen Zinnen gewehet und er in synem jungen Sinn gedacht hat, daß es jetzo für aynen guten Gesellen nützlicher Gelegenhayt gaeb, fürs alt Vaterland in ehrlichen Streit zu ziehen. (Ist aber hier auch nit der Ort zue beschryben, wasgestalt er im folgenden Jahrgang und sither ganz anders dareingeschauet.)

4.) wie er im rauhen Graubündtnerland aynsmalen den Berg Berninam, so schier elftausend fuß hoch ist, erstiegen und oben, wo Alles in starrem Eis und Schnee erglaenzet und kaum mehr das Gamsthier flüchtig klettert, der warmen Sonn aynen guten Schluck alten Valtelliner weines (so er in aynem Schlauch zu sothaner Hoehe mühsam hinaufgeschleppet,) vorgetrunken hat.

Und wie solche gute Punct im Leben, dem gewöhnlichen Gang der Ding nach, so zu sagen die rechten Schalttag sind, also war heut wieder die recht Schalttagsvergnüglichkeit über den Doctorem gekommen.

So aber ihren Grund hat. Haengte derselbe somit syn gülden Ringlein an den Deckel des Pocales und hielt eyn schön frummen Monologum, also daß der Faehndrich vom gelben Reiterregiment, so neben dem Doctor wohnt, schier vermaynet hat, derselbige hab sich des Predigens befleißigen wollen. Sprach aber also:

„O du gut gülden Ringlein, — ways wohl und habs tieff in myne Herzkammer yngeschryben, was du mir kündest. Ist zwar schon lang her, daß der 29. Hornung 1844, so innerhalb gravieret steht, abgeloffen; und ist mir syt diesen acht Jahrgaengen viel boeser Wind und Sturm um mynen Bart gefeget. Und sind wir damalen vier guter Gesellen, und freyer Kunst beflissen, zue München bym braven Herbergsvater Ott (so schier allaynig neben den grausam vielen Brauhäusern sich eines herzwaermenden rheinischen Weines befleißigt) gesessen; und ist uns dazumal allen der blau Himmel voller Baßgeigen gehangen, und ist seithero nit nur die Zahl derer Baßgeigen, sondern auch Alles was von mittler und kleinen Violinen oben gehangen, herunter gefallen, und hoert keiner von den Gesellen die Engelein mehr musiciren, wie an besagtem Schalttag. Hab du dessen kayn Sorg; die alt Lieb und die alt Pracht schlaft immerhin in dynem Herzen, und steigt auf, so du den Zauber bewahrest; und heut ist die recht Walpurgisnacht dafür. Und daran sollt du festhalten, — dieweil im Winter aynes alten fürsichtigen Lebens die Erinnerung an güldene Jugendzit für das Menschenkind dasselbig ist, wie die Tatzen für Maister

Braun den Baeren, mâſſen beide mit Nutz und frommen daran ſaugen, wann ſie nitt Anderes theilhaftig werden.

Drum will ich heutigen Schalttags an die vier Geſellen denken, ſo damals beieinand waren; und wanß ich auch nit, wie ſich des Doctoris Steingaß aus Frankfurt am Mayn Schickſale geſtaltet, und was maſſen des Rudolfi von Oberkamp, ſo die irdiſche Welt abgeſchworen, und zu Innsbruck im Tirol ganſtlichen Studiis oblieget, Lucubrationes des heutigen Tages ausfallen und ob er nit ſyner alten Zechbrüder mit aynem reumüthigen Gebetlein gedenket, ſo ſitzet doch zu Berolin an der Spree myn alter Herzbruder Fridericus aus Roſtock im Obotriterland und ſo ſich derſelbig auch nit heut Abends in ſyner Klauſen verſchloſſen hält (was ihm nit zu verüblen, dieweil aynes guten Weines zu aynſamem Trunk in ſelbiger Stadt die Gelegenheit rar) und ſo er auch by der anmuethigen Pflegmutter derer verfrorenen Beroliner Dichterlein, Frawn Klara Kuglerin, ſyne Abendſieſtam abhält und mit eyner Taſſe Thee, ſo wir Südländer nit kennen, nothdürftig geatzt wird: ſo wanß ich doch, daß er in trewer Lieb ſynes Joſephi gedenket und hab' ihm Dank dafür.

Denn wiewohlen ich fahrend Schülerlyn ſithero in vieler Herren Laender herumbgezogen, ſo hab ich doch aynen beſſeren Geſellen nit erfunden, als ſelbigen Mayſter Fridericum Eggers, — und du, myn gülden Ringlein, wärſt mir nit lieber, wann dich die wunderſam Schoene Heydin Helena aus Troja als Eheverlöbnuß an mynen Finger geſtecket, als du mir biſt, da dich der blaß Mann aus Mecklenburg mir zugeſendt; — und werd ich Zyt mines Lebens bis zum letzten Schalttag demſelben die alt Trew bewahren, wasmâßen derſelbig in myn jung Herz den Sinn für gut deutſch Kunſt und Poeſiam als ayn fruchtbar Samenkorn yngeleget, nit minder mir mit mannhaftiglichem Ernſt gezayget, wie der Menſch der freyen Wiſſenſchaft zu Lieb ayn Anſtrengung und Schweiß des Angeſichts nit ſcheuen ſoll: und mich ſothaner wyſe vor eytel Trunk und leichtfertig Leben (wozue myn arm flayſch und natura layder allzue ſehr disponiret) fürſichtiglich bewahret; desglychen mir in gueter Fründſchaft, alswie David dem Jonathan, allzyt ayn löblich und fürnehm Beiſpyl uffgeſtellet, alſo daß mir nur zu bedawren zuſtaht, daß ich ſelbigem nit in Allem nachgekommen. Und ſo ich ihme nur ayn Minutam verkümmert und etzlichen Abbruch gethan, ſo hoff ich, daß er mirs verziehen hat, dieweil ſyn Lieb herzenshärtiger iſt, als ſyn Groll. Ayn guet deutſcher Geſell pflegt aber allerwegen, in guten und ſchlechten Stunden, ayn friſchen Trunk als Eck- und Schluß-Stayn ſynen fundamentis anzufügen, und du, alter Staynkrug mit Bruhreiner Weyn, ſchauſt ſchon lang herfüro, als woltſt du ſagen: „Bin ich ayn Alterthum, ſo nur curiositatis und archaeologorum causa allhiero angepflanzet iſt?"

„Dem Gedachtnuß des 29. Hornungs und mynem lieben Herzbruder Friderico Eggers ſeys jetzo und allweg zuegebracht!"

Alſo ſprach der Bruchſaler Doctor, ſteckte das Ringlein an ſynen Finger, lupfte ſynen Pocal und leerete ihn mit ſchwerem ritterlichem Zug, ſo ſynen Altvorderen kayn Unehr gemacht haett, und der groß Staynkrug und syn Tintenfaß und ſogar die ſchnoed weggeſchmiſſenen Buecher und Acta lacheten vergnüglich ob ſyner Freuden.

Saß aber noch lange Stunden in synер aynsamen Stuben, und flogen viel fürtrefflicher Gedanken wie Lerchen um ihn herum, las auch in vergilbten Brieff und Liedlyn und vergaß des Staynkrugs nit. Und ist selbige Nacht nit zue Bett gegangen — (wiewohlen der Gedanken fern von ihm gelegen, daß es ihm haett ergehen koennen, wie synem Ahnherrn, dem Schloßhaubtmann in Küssaberg, so in syn Tagbuch an aynem feuchten Abend solches notiret:

hat mir der Trunk su guet gemundt,
daß ich myn Bett nit finden kunnt")

hat sich vielmehren in Erwaegung, daß er des morgigen Tages wieder bym Hofgericht der gemaynen Rechtspfleg Protocollos abfassen mueß und ihm die Zyt karg zugemessen, sofort hin gesatzet, und synem viellieben Friderico die vorstehend Epistel geschryben.

Und wann er ayn Potentat dieser Erd wär, so ließ er synem Friderico ayn fein Castellum am See von Como oder hinterwärts von Neapolis bauen, als guete Dichterherberg und Unterschlupf, und hieß ihn aus Berolin gefaengklich dorthin abholen, dieweyl er was besseres verdient, als dort Schryber ayner Kunstzeitung zu seyn. Womit jedoch nit gesagt syn soll, daß ich den braven Maystern, so der Kunst alldorten ayn Stätten bauen, abhold bin, — hab vielmehr auch des Mayster Kaulbach und Herrn Kuglers, aus dessen Lehrbuch ich mich oft mannigfachen Raths erhole, des heutigen Abends in mynem Gedankenlabyrintho liebevoll gedacht — und wann die holdselig Frau Clara mynem Friderico huldsam gewogen ist, so ists gut, daß sie nit wayß, daß fern im Bruhrein ein Doctor sitzt, so ihr darob Eyfersucht heget, dieweyl er gern alleyn dieses braven Mannes Wohlgefallen haben moecht.

Bhüet Euch Gott, lieber Herzbruder! Im Maien zieh ich gen Welschland und such der deutschen Schreybstuben zue vergessen, wonach Ihr wytern Bericht empfahen sollet.

Datum Bruxellae in Bruhreinio Josephus.
29. Februarii M.D.C.C.C.L.II.

XVII.

Carlsruhe, den 17. Mai 1852.

Mein vielliever Fritz!

Nur ein paar flüchtige Worte. Erstens ist mein Bündel geschnürt, der deutsche Juristenwust abgeschüttelt, in sechs Tagen zieh ich nach Rom — als derselbig fahrende Schüler, wie er vor acht Jahren aus München ausgezogen. 's Herz wird mit jedem Stundenschlag wieder frischer, seit es die Gewißheit hat, der deutschen misère wenigstens auf Jahr und Tag entrückt zu sein. Dir, mein theurer Fritz, der die Keime für Kunst und Schönheit in mir gepflegt, sag ich Lebewohl; daß ich beim schönsten, was mir die Italische Fahrt bringt, Dein gedenken werde, brauch ich Dir nicht zu sagen; schwer fällt mir nur, daß ich nicht an Deiner Seite ziehen kann und Alles so allein in mich hineinleben muß.

Zweitens ersuche ich Dich im Namen der Meinigen möglichst bald um ein paar Zeilen. Am 4ten Maerz d. J. ist eine Sendung mit Briefen, Bildern und verschiedenen Kleinigkeiten an Dich von hier abgegangen, ein Theil war für Frau v. Wartenberg (Mimi Esmarch) bestimmt, von mir war eine große Epistel zum 29. Febr. dabei. Wir und Stetten, der ebenfalls einiges beigelegt hat, haben nun seit mehr als zwei Monaten keine Nachricht von Berlin erhalten, möglicherweise ist das ganze Paket verloren oder — trotz seines harmlosen Inhalts — polizeilich „verrungenirt" worden; und da innerhalb drei Monaten das Reclamationsrecht aufhört, so wünschten wir wenigstens zwei Zeilen über Empfang oder Nichtempfang. Schreib an meine Mutter, da ich längst fort — in den Alpen — sein werde.

Leb wohl, mein vielliebster Fritz — aus dem Land unserer Sehnsucht wirst Du weiteres von mir hören. Ich wünsch Dir viel gute Tage.

Grüße an Fanny Elsner und wer sonst mein gedenkt.

In alter Lieb und Treu Dein Joseph.

(Rudolf Braun ist Priester. Neulich erhielt ich einen Brief von ihm, der mit einer Litanei an die Himmelskönigin Maria begann!)

Die biographische und literarhistorische Ausbeute aus den zuletzt mitgeteilten Briefen ist nicht gering. Ich sehe dabei von allem ab, was schon Erforschtes bestätigt.

Bereits in meiner ersten Scheffelbiographie habe ich auf eine Stelle in Scheffels schönem Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald", der zuerst 1853 im Stuttgarter „Morgenblatt" und später in dem von mir herausgegebenen Sammelband „Reisebilder" erschien, hingewiesen, die sich dort in dem Abschnitt über die „Salpetererkriege" jenes am Althergebrachten zäh festhaltenden Alemannenvölkchens in dem Schwarzwaldrevier zwischen Feldberg und Rhein eingestreut findet. Er rühmt da seinen Stoff als geeignet für „den noch immer ungeschriebenen ächten Bauernroman". Der Brief vom 27. April 1850 aus Säckingen an Eggers verrät uns, daß damals ein eigenes Herzenserlebnis ihm den Gedanken an eine „tragische Dorfgeschichte" nahelegte. Er hatte „das Glück oder Unglück", zu erfahren, wie sich die große Passion, die Liebe, im Herzen eines Schwarzwälder blauäugigen Kindes abspiegelt — das Waldröslein rankt sich gar innig und sinnig zu ihm empor, aber er bricht das Röslein nicht, weil es ihm sein sittliches Bewußtsein verbietet.

Durch diese Sätze gewinnt eine kleine Episode in einer der „Säkkinger Episteln in die Heimat" Bedeutung. Scheffel lernte gleich auf seiner ersten Amtsfahrt als „Polizeirespizient" in den Hauensteiner Wald zu Willaringen im stattlichen Wirtshaus des Balthes Uiker dessen junge anmutige Tochter, das Vreneli, kennen. Die Fahrt ging weiter nach Egg und Herrischried; auf der Rückfahrt wurde aber wieder beim Balthes in Willaringen, was gar nicht im Plane lag, eingekehrt. Abends in Säckingen sagte dann der Amtschirurg

Vogelbacher am Stammtisch im „Goldenen Knopf", als behauptet wurde, der Waldgeist Meisenharts Joggele habe die Herren im Walde irregeführt: „Ach was Joggele! Was den Herrn Rechtspraktikanten nach Willaringen zurückgeführt hat, heißt nit Joggele, sondern Vreneli, und ist dem alten Balthes seine Tochter. Er hat sie am Mittag schon mit so großen Augen angeschaut, samt ihren kastanienbraunen Zöpfen . . ." Scheffel war noch oft auf dem Wald, noch oft in Willaringen. Unweit davon bildet die Murg auf ihrem letzten Lauf zum Rheinstrom durchs Gefelse, unterhalb der Harpolinger Schloßruine, einen kleinen malerischen Wasserfall, und an diesem hält im „Ekkehard" die kleine tapfere Hadumoth auf ihrer Wanderung vom Hohentwiel ins Hunnenlager auf der Suche nach Audifax Rast. Es ist eine der reizendsten Szenen des Romans, wie der bärtige Hauensteiner Fischer das schlafende Mädchen dort überrascht. In seiner Säckinger Praktikantenzeit machte Scheffel von dem Wasserfall eine größere Zeichnung, und wunderbar treu ist das stimmungsvolle Stück Natur in jener Szene des Romans mit den Mitteln des Poeten hingezaubert.

Im Zusammenhang mit jenem Bekenntnis wird auch ein satirisches Gedicht erst ganz verständlich, das sich in Scheffels literarischer Hinterlassenschaft fand. Es ist „Die Phänomenologie des Geistes", nach Hegels bekanntem Werk überschrieben, und schildert in Heines Art im „Atta Troll", wie „von der Sinnenwelt, der Heimat", der Geist sich losreißt und in „die Hauptstadt des Begriffes" begibt:

Wo in selbstlos freiem Denken,
Das Extrem der Gegensätze
Zur Identität sich auflöst.

Aber das Gesetz des Herzens
Sprengt den Rhythmus log'schen Baues,
Aufbäumt sich das Sein des Erdgeists,
Und der Geist bekommt ein Heimweh.

Furchtbar Heimweh nach realem,
Primitivem Einzelleben,
Aus dem farblos grauem Nebel
Der Begriffsverwirklichung.

O, es wird so waldursprünglich
Sehnsuchtsvoll dem armen Geiste, —
Eines schönen Morgens schnürt er
Heimlich sich den Kalbfellranzen,

Brennt aus des Begriffes Hauptstadt
Durch und prügelt noch zum Abschied
Mehrere Kategorien,
Die ihm auf dem Weg begegnen.

In der Heimat sitzt er wieder . . .

Und hier widmet sich der Geist, dem angeborenen Triebe folgend, dem „Primitiven":

Statt auf des Begriffes Leiter
Zu des Absoluten Äther,
Steigt auf primitivem Tannsproß
Er zum Fenster seines Maidlis.

Statt des schlechthin Allgemeinen
Faßt er ihre schlanke Hüfte,
— O, welch primitive Schönheit
Liegt in diesem Einzelwesen . . .

Die neuerdings zu einem ganzen Buche aufgebauschte Legende, Scheffels Schwarzwaldbäsle Emma Heim, die Apothekerstochter von Zell am Harmersbach, sei dessen erste und einzige Liebe gewesen, ist durch die Bekenntnisse an Eggers über seine Neigung für die Münchnerin Julie v. Schlichtegroll gründlich zerstört. Aber auch das tatsächliche Verhältnis zu Emma Heim, die ihm bald nach seiner Heimkehr nach Karlsruhe im Herbst 1851 in aufknospender Mädchenanmut entgegentrat und damals wirklich ein tieferes Gefühl in ihm weckte, wird in seiner Bedeutung für das Liebeselement im „Trompeter von Säkkingen" noch mehr eingeschränkt, wenn wir in der humoristischen Schalttagsepistel vom 29. Februar 1852 aus Bruchsal die Liebe zu dem „holdseligen Freifräulein" v. Schlichtegroll vor jeder andern hervorgehoben finden. An diese wird er daher auch gedacht haben, als damals die Gestalt des Freifräuleins v. Schönau, der Geliebten Werner Kirchhofs, in seiner Seele immer mehr Leben gewann.

In dieser humoristischen Epistel findet sich auch von Scheffels eigener Hand bestätigt, wie gerade in jener Zeit nach dem Tode seiner Großmutter Krederer und seiner Versetzung an das Hofgericht in Bruchsal jene Familientraditionen in ihm rege waren, die sein Ahnenbewußtsein mit dem Kloster- und Burgenleben des Mittelalters verknüpften. Diese Erinnerungen trugen jetzt die Farbe des Humors. Wie oft mag er sich aus den Amtsräumen des Bruchsaler Hofgerichts im früheren Palais der Fürstbischöfe von Speier hinübergeträumt haben in die ihm wohlbekannten Räume der Abtei Gengenbach im Schwarzwald, deren vorletzter Abt, sein Urgroßheim, auf so gutem Fuß mit seinem Oberhirten, dem Bischof Stirum in Bruchsal, gestanden hatte. Und wie viel Anekdoten aus dem Leben des Großvaters, der als weltlicher Verwalter der Abtei die Hand über deren reichen Besitz an Weinbergen und Weinlagern hatte, mögen gleichzeitig in seinem Gedächtnis lebendig geworden sein! Die humoristische Epistel in altertümlichem Chronikstil tut aber auch jenes andern „Ahnherrn", des „Schloßhauptmanns in Küssaberg", und des Spruches Erwähnung, der später ziemlich wörtlich aus dessen „Tagebuch" in das Gedicht „Der Willekumm" im Zyklus der Rodensteinlieder übergegangen ist. Die Küssaburg, wo im 16. Jahrhundert ein Vorfahr seiner Mutter als Vertreter der Grafen v. Sulz ein ritterlich Leben geführt hat, war ein stattliches Hochschloß am Oberrhein zwischen Waldshut und dem Rheinfall, und die malerischen Trümmer hatte der Rechtspraktikant Scheffel von Säckingen aus wiederholt besucht. Der wohledle Balthasar Krederer war ein „trinkbarer Mann" gewesen; der Karlsruher Archivar Bader hatte das „Stamm- und Gesellenbuch" desselben in einer alten Klosterbibliothek zu Waldshut aufgestöbert und 1839 im ersten Band der „Badenia" darüber berichtet. In dieses Album hatten des Schloßhauptmanns Gäste nach Leerung des üblichen Willkommtrunks einen Gedenkspruch eintragen

müssen. Auch der von Scheffel irrtümlich dem Schloßhauptmann selbst zugeschriebene Spruch war ein solcher. Der Eintrag ist vom 18. Mai 1611 und lautet wörtlich:

Nicasius Beyer zum Edelpach
Hat ordtlich schön verricht sein Sach,
Den Willekohm getrunken auch,
Wie sich gebüert nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund,
Daß er das Pett nit finden khunt.

Das Stammbuch des Schloßhauptmanns Krederer war von Scheffels Mutter erworben worden. Es läßt sich daraus erkennen, wie Scheffels vielverkannte Freude an deutscher „Humpenpoesie", die im Heidelberger „Engeren" jetzt eine so fruchtbare Pflegestätte fand, zu dem geistigen Familienerbe gehörte, das er schon als Kind in spielender Harmlosigkeit in sich aufnahm.

Eine Berichtigung enthält der letzte der hier mitgeteilten Briefe. Die anderwärts ausgesprochene Annahme, Scheffel sei, wie mit Paul Heyse, auch mit Eggers in Rom zusammengetroffen, ist irrig. Aber wie viel Anregungen, die er Eggers verdankt, kamen in Scheffel zur Entwicklung, als er in Rom und auf Capri die Säckinger Ortssage vom Trompeter Werner Kirchhofer, der das Freifräulein v. Schönau freite, in eine kunstgerechte Form brachte! Auch die Bekanntschaft mit Heyse war durch die gemeinsamen Beziehungen zu Eggers vermittelt. Daß Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt" ebenso wie Oskar v. Redwitz' „Amaranth" anregend oder vielmehr herausfordernd auf Scheffel wirkten, als er seinen „Sang vom Oberrhein" begann, habe ich früher schon hervorgehoben (vgl. meine Biographische Einleitung zu Scheffels Sämtlichen Werken, S. 23 u. 45). Neu aber ist die aus dem Brief von Scheffels Mutter sich ergebende Tatsache, daß kurz vor Josephs Reise nach Rom die damals eben erschienenen „Gedichte" Theodor Fontanes durch Eggers, der mit diesem im Berliner „Tunnel" und bei Kuglers verkehrte, ins Scheffel-Haus nach Karlsruhe kamen, wo sie einen großen Eindruck hervorbrachten. „Ich wollte, daß in unserm Süden ein ebenbürtiges Dichtergenie auftauchte — daß wir's Ihnen zum Gegengruß vorführen könnten — aber wir müssen empfangen und vermögen nichts zu geben." — Die Dichtermutter ahnte bei dieser Klage nicht, wie bald ihr Sohn, der „Schwarzwaldwanderer", den poetischen Gaben des „Wanderers in der Mark" Ebenbürtiges aus echt süddeutschem Geist und Gemüt der Nation darbieten werde.

Grazia Deledda.

Von

Carlo Segrè[1]).

Gladstone begründete, nachdem er „Robert Elsmere“ gelesen hatte, mit einer Zeile den Ruhm der Mrs. Humphry Ward. Mit wenigen Seiten leistete einer unsrer berühmten Männer, Ruggero Bonghi, der Gladstone kannte und liebte, Grazia Deledda einen ähnlichen Dienst. Er war müde und krank, fast am Vorabend des Todes, der ihn am lauen, lachenden Strande von Torre del Greco ereilen sollte, als er von einem Freunde die Aufforderung erhielt, bei dem italienischen Publikum die Novellensammlung eines sardinischen jungen Mädchens einzuführen.

Er pflegte dergleichen Zumutungen, die in Menge auf ihn eindrangen, abzulehnen; nicht aus Scheu vor der Mühe, aber weil er es für unwürdig hielt, durch die Autorität seines Namens einen leichtfertigen Ehrgeiz zu stützen, dem die Bitternis einer baldigen Enttäuschung folgen mußte. Er las, wie immer, gewissenhaft das Manuskript, das ihm eingesandt worden war, dann ergriff er die Feder. Und anstatt des gewohnten, in mehr oder weniger trockene Sätze gekleideten Nein schrieb er die gewünschte Einleitung, die vielleicht die letzte zusammenhängende Arbeit seines fruchtbaren Geistes war.

Bonghis Geschmack, an ernsten Studien, an der Pflege des Altertums, der Schule Manzonis und Rosminis gebildet, war fein und sicher. Die zeitgenössischen Schriftsteller waren gewohnt, sich zu beklagen, daß sein Urteil oft zu scharf und zuweilen ein wenig sophistisch sei; sie sagten, daß ein geistreicher Zug, der ihm auf die Lippe oder in die Feder kam, hinreiche, um seine Klarheit zu trüben, und sie wandten auf ihn den Satz La Bruyères an: Diseurs de bon mots, mauvais caractères. Die Wahrheit ist, daß er, von Jugend auf gewöhnt, die Werke von Leopardi, Manzoni, Giusti wie einen gegen-

---

[1]) Der Verfasser obiger Studie, Professor der italienischen Literatur an der Universität von Rom, ist zugleich einer der angesehensten Kritiker Italiens, Herausgeber des „Fanfulla della Domenica“ und Verfasser einer Anzahl ausgezeichneter literarhistorischer Werke, von denen hier genannt seien: „Saggi critici di letterature straniere“, „Profili storici e letterari“, „Studi petrarcheschi“. Die Redaktion.

wärtigen Ruhm zu bewundern, im Alter bedauerte, die literarische Tätigkeit seines Landes erschöpft und — was schlimmer ist — verwirrt zu sehen; und er hoffte durch jene spöttelnde Strenge sie neu zu beleben und auf den richtigen Pfad ihrer großen Traditionen zurückzuführen.

Ein Wort des Lobes, der Ermutigung von seiten dieses Mannes war daher etwas Seltenes, und wer es empfing, konnte sich daran halten. Es ist auch nicht zu verwundern, daß ich, der ich schon in der von mir redigierten Zeitschrift „Fanfulla della Domenica" die allererſten literarischen Versuche von Grazia Deledda veröffentlicht hatte, durch Bonghis Urteil mich in meiner Bewunderung für sie bestätigt fand. Seitdem sah ich die ruhmvolle Zukunft des Nuoreser Kindes voraus, das schüchtern, den vielen unbekannt, kam, um die Blüten eines ungestümen, von Leben überströmenden, sich frei und in reichster Mannigfaltigkeit bewegenden Geistes darzubieten.

Meine Prophezeiungen haben sich bewahrheitet; und heute kann ich in der Zeitschrift Deutschlands, die zuerst ihre Leser auf Grazia Deledda aufmerksam gemacht hat, von ihr reden, nicht wie von einer Erscheinung unsrer neuesten Literatur, die würdig wäre, dem Ausland offenbart zu werden, sondern wie von einer Schriftstellerin, die dem deutschen Publikum bereits vertraut, ihm lieb geworden ist, weil sie den Weg zu seinem Herzen erraten und gefunden hat.

Aus dem Lebenslauf eines Schriftstellers ist es interessant, so viel zu erfahren, als hinreicht, um seine geistige Entwicklung zu beleuchten; das Übrige erforschen zu wollen, ist ein Zeichen leerer, oft ungesunder Neugier, wenn es sich um Zeitgenossen handelt, und von Gelehrtendünkel, wenn es auf die Alten geht. In unserm Falle ist es nur nötig hervorzuheben, daß Grazia Deledda zu Nuoro, einer kleinen Stadt in Sardinien, geboren ward und heranwuchs, in einer jener Familien bescheidener Kleinbürger, für die die Literatur nur in der mageren Form des Blättchens existiert, das im Hauptorte der Provinz erscheint. Was sie gelernt hat, ist nicht nur die Frucht ihres Fleißes, sondern auch die ihrer Initiative; wenn sie den Weg eingeschlagen, den sie mit so großem Glück durchschreitet, verdanken wir es nicht der Anregung ferner häuslicher Erinnerungen, nicht dem Beispiel naher Vorbilder, sondern dem gebieterischen Drängen eines Instinkts, eines unbewußten, von Bildung unbeeinflußten Berufes. Die Erziehung der Schule, die Ratschläge der Lehrer haben sie nicht zum Anschauen jener Welt geleitet, aus der sie die Elemente ihrer Dichtungen nehmen sollte. Frei und harmlos hat ihr scharfer Blick auf dem ungeheuren Schauspiel geruht, das die menschliche Gesellschaft bietet, und wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man sich also selbst überlassen bleibt, empfing sie davon den Eindruck der Bitterkeit und des Ekels. Dieser Blick sagte ihr, daß die Natur schön sei, daß aber das Leben, wie wir es gestaltet haben, ein Markt der Eitelkeiten ist, in dem die Rücksichtslosigkeit und das Unrecht vorherrschen, ein atemloses Hasten, in dem die Freuden spärlich sind, bei jedem Schritt aber und in Menge der Kummer und die Enttäuschungen. Und während der Geist des jungen Mädchens, als das Ergebnis dieser Beobachtungen, wie es ihrem

zarten Empfinden gemäß ist, einen leisen Einspruch wagte, erschloß er sich glühend und sehnsuchtsvoll den hohen Idealen der Gerechtigkeit und Güte.

In diesem selbsterzieherischen Entwicklungsgang liegt der Keim jener seltsamen Verbindung von Anarchismus und Idealismus, die gleichsam den Untergrund und das Ferment ihrer Kunst bilden. Mutig kämpft ihre Feder gegen gewisse Vorurteile, gewisse Fesseln, die Gewohnheiten und Gesetze der bürgerlichen Sitte geworden sind, und sie bekämpft sie, weil sie nach ihrer Ansicht die Rechte der Seele ersticken, weil sie die Quelle von Schmerzen, die Urheber von Schuld sind. Andrerseits verteidigt sie, gegen die Meinung vieler, gewisse Grundsätze, weil sie ihr den innerlichen Anforderungen unsres Wesens zu entsprechen scheinen. In „Heimweh" („Nostalgie") führt sie uns einen Helden vor, der jedes Gefühl der Würde verliert, im „Weg der Sünde" („Via del male") gefällt es ihr, einen andern zu zeichnen, den jeder Richter ins Zuchthaus schicken würde; aber das schmachvolle Verhalten Antonios hängt weit mehr als von der unzulänglichen Beschaffenheit seines Charakters von der Unmöglichkeit ab, in der er sich befindet, und trotz des besten Willens, durch ehrliche Arbeit der Frau, die er anbetet, die Mittel eines gemächlichen Daseins zu verschaffen; und Pietros Mord entspringt nicht aus einer Veranlagung zum Verbrechen, sondern wird begründet durch das Vorurteil vom Abstande zwischen Herrn und Diener, das der schönen, eitlen Maria verbietet, der Stimme des eigenen Herzens zu folgen und seine Frau zu werden. Dann aber, nach den fast umstürzlerischen Impulsen dieser beiden Romane, vertritt die Dichterin in dem Roman „Nach der Scheidung" („Dopo il Divorzio") streng konservative Tendenzen, wenn sie in der Schilderung eines mit polemischer Absicht erfundenen Falles sich als Gegnerin der Ehescheidung zeigt. Und zwar nicht aus den gewöhnlichen Gründen juristischer oder religiöser Art, die von den Parteien vorgebracht werden, sondern aus der Empfindung heraus und der hohen Anschauung von der Unauflösbarkeit eines Seelenbundes, den weder die Spitzfindigkeit des Gesetzes noch die Nachsicht der Sitte verletzen darf.

So hat sie sich für die Gestalten ihrer Phantasie einen Codex der Moral geschaffen, der außer und über jeder sozialen Konvention steht. Ähnlich hatte mit inhaltsschwereren Folgen und nicht für eine fiktive Welt Rousseau sich ein Sittengesetz geschaffen — auch er ein einsamer Denker, in der Reflexion durch eigene Kraft gereift, ohne Hilfe, ohne Wegweiser, den Blick auf unbebaute Felder der Wirklichkeit gerichtet.

Zu welcher Gattung gehören die Romane der Grazia Deledda? Viele behaupten, sie sei eine regionale Schriftstellerin, sie habe für Sardinien getan, was Verga für Sizilien und die Serao für Neapel taten, indem sie uns das charakteristische Bild ihrer heimatlichen Insel enthüllt, die den meisten unbekannt und so eigenartig ist in bezug auf ihre Landschaft wie durch die Sitten ihrer Bewohner. Doch das ist nicht genau. Gewiß fühlt sie sich mehr in ihrem Element, wenn sie sich auf jenem bergigen und malerischen Boden bewegt, wo sie ihre ersten Eindrücke empfangen und die mächtige Stimme der Natur zum ersten Mal zu ihrer Künstlersehnsucht gesprochen hat; wenn sie

die Seele Sardiniens schildert, die auch die ihre ist, und die so viele Kennzeichen, Tendenzen und Motive zeigt, die nur ihr eigen und aus einer Kultur, einer Geschichte zu erklären sind, deren Berührungen mit der des übrigen Italiens jahrhundertelang seltene und niemals intime waren. Man begreift, daß sie mit Vorliebe auf diesem Feld gearbeitet hat und arbeitet, das ihr vertraut, aus dem sie selbst hervorgegangen und das durch Bande der Überlieferung und Anhänglichkeit wie ein Stück von ihr selbst ist. Aber in manchen ihrer Bücher, in „Heimweh" und „Schatten der Vergangenheit" (Ombra del passato) hat sie bewiesen, daß sie mit sicherem Schritt aus dem Schauplatz ihrer meisten und tiefsten Erfahrungen herauszutreten und ihren Platz unter den Schriftstellern zu behaupten weiß, für welche die Feder ein Werkzeug der Zergliederung und der vornehmste Zweck der geistigen Arbeit die Analyse des „document humain" ist, welcher Umgebung und welcher Zeit es auch angehören möge.

Der Roman Grazia Deleddas ist der psychologische: hauptsächlich und am häufigsten die Studie einer Seele im Kampfe mit starken Leidenschaften. Die Fabeln ihrer Erfindung sind einfach, so einfach, daß sie zuweilen kaum den Namen verdienen. Was geschieht in „Asche" (Cenere)? Was in „Heimweh"? Dort eine illegitime Liebe, die sich in der weiten Einsamkeit einer sonnigen Trift abspielt, hier eine Liebe, die, in den bescheidenen Mauern eines bürgerlichen Hauses gewachsen, regelrecht durch Priester und Standesamt geweiht wird; in beiden Fällen nicht Ausgangspunkte unvorgesehener Ereignisse oder großartiger Abenteuer, wohl aber einer psychologischen Situation, in der die Personen ihre Herzen bloßlegen und uns deren innerste Geschichte erzählen. Das Interesse, das diese Bände in uns erwecken, ist vor allem das Interesse, das uns jene Situation, jene Geschichte einflößen; wir lernen daraus Anania und Regina kennen und nehmen Anteil an ihren Schicksalen, nicht so sehr um ihrer Handlungen willen, als wegen der Veranlagung und Beweggründe ihrer Seelen.

Was ihre Phantasie unserm Blick darbietet, ist mehr ein Bild als eine Reihenfolge von Szenen. Und in der Tiefe dieses Bildes, in unheimlich schimmerndem Lichte zeichnet sich meistens die finstere Gestalt des Verbrechens. Die sardinische Künstlerin fürchtet sich nicht vor Blut: in den schönsten ihrer Romane, in „Elias Portolu", in „Efeu" (Edera), in „Nach der Scheidung", im „Weg der Sünde", ist die verbrecherische Tat der Untergrund, auf dem die Tragödie der von ihr durchforschten Seele sich aufbaut. Diejenigen, die durchaus in Grazia Deledda eine Provinz-Schriftstellerin sehen wollen, schreiben dem sardinischen Leben, das sie wiedergeben will, dies kühne Shakespeareartige ihrer Dichtung zu. Sie bedenken aber nicht, daß das Sardinien, das sie schildert, nicht das Sardinien der Briganten und Banditen ist, nicht das Land der hundertjährigen Vendetta, das vielleicht niemals so gewesen, wie die Überlieferung es erzählt und auf jeden Fall einer für immer untergegangenen Vergangenheit angehört; es ist das Sardinien von heute, wo freilich noch, wie Erinnerungen, einige charakteristische Züge der Rasse und der Sitten fortleben, die es so interessant und reizvoll machen, wo aber auch unter einer durch Freiheit erleuchteten Regierung wie überall die Eroberungen

der Kultur sich Bahn brechen und die Entwicklung der edlen und starken Eigenschaften seiner Söhne fördern. Hier gibt es für den Regionalismus nichts zu sehen. Es ist das tragische Gepräge ihrer Erfindungsgabe, das in unsrer Dichterin gewisse Tendenzen bestimmt. Wie in der Tragödie, herrscht in ihrem Roman das Schicksal in seiner ganzen blinden Unerbittlichkeit, ich meine das moderne Schicksal, das nicht mehr die geheime, unfaßbare, von den Alten erdachte Macht allein ist, sondern zugleich die unvorhergesehene, eiserne Tyrannei der Umgebung. Hier sind die Leidenschaften zum äußersten Ausdruck gesteigert, der Gewaltakt ist etwas Spontanes, fast eine Notwendigkeit in diesen Darstellungen, in denen das Maß des Regelrechten beiseite geschoben ist. Ich sage mit Absicht Gewaltakt und nicht Verbrechen, weil wegen des ungezügelten Triebes, dem sie entsprungen ist, die Handlung, die die menschliche Gesellschaft mit dem Makel des Verbrechens stempelt, für Grazia Deledda oft eine Verirrung ist, würdig des Mitleids und vielleicht der Rechtfertigung. Annesa, die den Lesern dieser Zeitschrift bekannte Heldin von „Efeu“ [1]), begeht eine wirkliche Missetat; sie tötet — nichts weniger, und nicht in einem Anfall von Wut, sondern mit Vorbedacht — einen alten Kranken, der unfähig ist, sich zu wehren, sich zu verteidigen! Die Seiten, auf denen der Mord genau geschildert wird und die zu den bedeutendsten unsrer Schriftstellerin gehören, erfüllen uns mit Schaudern und Grauen. Aber das Bild des jungen Weibes wird dadurch nicht verdunkelt, nicht befleckt; ihr verbleibt unsre ganze Sympathie. Die Feder der Deledda, ihrer Überzeugung folgend, beeinflußt mit solcher Kunst unser Fühlen, daß wir Annesa freisprechen, wie sehr wir auch überzeugt sein mögen, daß der Richter sie verurteilen würde; und wir sprechen sie frei, weil sie uns mehr ein Opfer als eine Schuldige dünkt, weil wir sie trotz allem umflossen sehen von jenem Lichte der Poesie, das diejenigen erleuchtet, die reinen Herzens und guten Willens sind.

Die Typen, die die Deledda schafft, sind vom Hauch des Lebens beseelt; sie hat eine ganze Galerie vor uns ausgestellt; es sind Bilder mit scharfen, kräftigen, unvergeßlichen Umrissen, von reichem und sicherem Kolorit. Nehmen wir einige heraus, drei, nach meinem Dafürhalten, die bemerkenswertesten der Sammlung (Anania, Maria Noina und Regina), und betrachten wir sie näher, denn nicht besser können wir die Art und Tiefe der Kunst unsrer Schriftstellerin würdigen.

Anania ist ein Kind der Sünde: er ist die Frucht der Liebe zwischen einem jungen Pächter und Oli, der fünfzehnjährigen Tochter eines armen Straßenaufsehers. Die zwei können einander nicht heiraten, weil der Pächter schon eine Frau hat. Als das Kind zur Welt kommen soll, flüchtet die Verführte, die aus ihrem Hause gejagt wird, nach Fonni zu einer Witwe, einer entfernten Verwandten des Geliebten. In der elenden Hütte gehen die

[1]) Erschienen in der „Deutschen Rundschau“ Februar bis Mai 1906, und als Buch: „Der Efeu. Sardinischer Dorfroman“, im Verlag von Gebrüder Paetel. Berlin 1907.

Jahre der Kindheit Ananias hin. Eines Tages jedoch, des langen Jammers müde, nimmt die Mutter den Knaben, führt ihn nach Nuoro und stößt ihn in das Haus des Vaters mit dem Geheiß, ihm seinen Namen zu nennen. Hierauf verschwindet sie.

Der Vater weist den Sohn nicht ab, der mitleidsvoll auch von seiner Frau, der guten Tatana, aufgenommen wird, und er wächst in diesen Wänden heran, umgeben von der Nachgiebigkeit des gutmütigen Vaters und der zärtlichen Fürsorge der „Tante" Tatana. Der Gutsherr, einer der Reichsten des Ortes, interessiert sich für den Jungen, nimmt sich seiner an und ermöglicht ihm durch seine Unterstützung den Besuch einer höheren Schule. Während nun Anania die Kurse durchmacht, verliebt er sich, beim Erwachen der jugendlichen Gefühle, in Margherita, die Tochter seines Wohltäters, und bemerkt bald, daß er Gegenliebe findet. Er ist schön, gesund, eine rosige Zukunft winkt ihm, und doch ist er nicht glücklich. Der Gedanke an seine Geburt, die Erinnerung an die ferne, seit seiner Kindheit verlorene Mutter, quälten ihn. Was ist aus ihr geworden? Welches Leben voll von Entbehrungen, Kämpfen und Lastern wird sie geführt haben, während der langen Zeit, die er in dem gastlichen kleinen Haus von Nuoro verbracht hat? Die Vorstellung, daß es seine Pflicht sei, sie zu suchen, sie zu erlösen, sie zu trösten, bemächtigt sich seiner, wird die Führerin all seines Strebens, die Triebfeder all seiner Handlungen. Er kommt als Gymnasiast nach Cagliari und auch in Cagliari, wohin ihn die süßesten Versprechungen Margheritas begleiten, verläßt ihn das Bild derjenigen nicht, die ihn als Kind gewiegt hat. Er sucht sie dort, er sucht sie in Rom, wohin er sich begibt, um seine Studien an der Universität zu machen; er sucht sie auf der Straße, bei der Polizei, an den Sammelpunkten des Lasters und des Elends. Und der Wunsch, sie zu finden, der immer mehr an ihm nagt und schließlich zu einer fixen Idee wird, treibt ihn bis zu der Täuschung, daß sie eine gewisse Maria Obinu sei, eine Nuoreserin, die sich als Zimmervermieterin in Rom niedergelassen hat und bei der er sich einlogiert.

Enttäuscht kehrt er nach Sardinien zurück. Treu und zärtlich empfängt ihn Margherita, die mit Einwilligung des Vaters seine Braut wird. Sein glühendstes Sehnen ist jetzt gestillt. Aber der ihn beherrschende Gedanke läßt ihm keine Ruhe. Bei einem Ausflug nach dem Gennargentu kommt er durch Fonni und begibt sich zu jener Witwe, bei der er mit Oli seine Kindheit verlebt hat. Ihr erzählt er von jener Maria Obinu, die ihn in Rom beherbergt hat; und sein Zweifel veranlaßt die Alte, ihm die ganze Wahrheit zu gestehen. Nein: Oli verbirgt sich nicht unter der Gestalt der Maria Obinu; Oli ist nicht nach der Hauptstadt geflüchtet, sie hat nie die Insel verlassen, auch in diesem Jahr ist sie nach Fonni zum Fest der heiligen Märtyrer gekommen, zusammen mit einem blinden Märchenerzähler (Cantastorie), der ihr gegenwärtiger Liebhaber ist. Sie war krank, gebrochen, vor der Zeit gealtert.

Die Beiden begegnen sich nach so vielen Jahren in der öden Stube der Witwe; er, dem Aussehen nach ein Herr, gebildet, verfeinert durch Unterricht und Erfahrung; sie, ein Haufen Lumpen, fahl, gelblich und ausgemergelt von

Malaria und Armut. Bei diesem Anblick fühlt Anania den Zusammenbruch all seiner Hoffnungen; aber der Wille, der ihn bis zu diesem Augenblick gestützt hat, wird darum nicht schwächer. Er hört nicht auf die Unglückliche, die fortgehen, auf immer verschwinden will; er kann keine Liebe für dies Wesen empfinden, das in sittlicher Hinsicht nichts mit ihm gemein hat, er beharrt aber bei der Absicht, daß sie in der Verborgenheit bei ihm bleiben solle, der Welt gegenüber die gemeinsame Schande verheimlichend. Und diese Absicht spricht er Oli in harter, grausamer Weise wie einer Fremden aus. Margherita, von den Vorkommnissen unterrichtet, willigt nicht ein, mit einer Verlorenen zusammen zu leben, und Anania, taub gegen ihre Vernunftgründe, betrachtet ihre Weigerung als Feigheit und gibt ihr das Verlobungswort zurück. Die Entsagung ist jedoch vergeblich: Als der Jüngling die Hütte in Fonni wieder betritt, findet er die Mutter als erstarrte Leiche. Sie hat sich den Tod gegeben, weil sie fühlt, wie sehr ihr Leben dem ihres Sohnes ein Hindernis gewesen wäre, den sie zwar eines Tages verlassen, aber stets heimlich geliebt hat, und dem sie von ferne mit schmerzlichem Bangen gefolgt war.

Die moralische Bedeutung des Romans („Asche") beruht durchaus auf dem Verhältnis zwischen Oli und Anania, und aus diesem Verhältnis heraus tritt seine Gestalt vollkommen und klar gezeichnet vor uns.

Er ist ein Stolzer und Ehrgeiziger, durch seinen Charakter, durch die äußeren Verhältnisse wird er zu einem jener Wesen, bei denen die Verstandesbildung das Gefühlsleben überwiegt. Mit dem Wissen, das er erwirbt, das ihn aus der ihn umgebenden ländlichen Gesellschaft löst und über sie erhebt, verliert er die natürliche Einfachheit seines eignen Wollens. Er studiert und analysiert sich mit dem Bewußtsein, ein wenig Übermensch zu sein; und er studiert und analysiert gleichfalls mit einem Gefühl der Überlegenheit die enge Welt von Nuoro, die sich um ihn bewegt. Alles Spontane, jede freiwillige Regung seines Herzens ist verdorrt in der beständigen Anspannung seines ruhelosen Sinnens und hochmütigen Strebens. Als er von der Unregelmäßigkeit seiner Geburt Kenntnis erhält, hat er zunächst ein Gefühl der Schande und des Auflehnens; aber dieses wird sogleich durch den Stolz gezügelt, der ihn beherrscht. Er wird die Mutter wieder finden, sie erlösen, sie Margherita aufnötigen, und sie werden alle drei von dem reichlichen Ertrag leben, der seiner Arbeitskraft nicht fehlen kann. Dieser Gedanke erfüllt ihn ganz, und es läßt sich nicht leugnen, daß er ehrlich und lobenswert sei. Das Übel ist aber, daß er nicht aus den Bedürfnissen des Herzens, nicht aus einem zärtlichen Verlangen entspringt, sondern aus der kalten Erwägung der Vernunft, aus den unbewußten Forderungen des Ehrgeizes. Er will die Verlorene wiederfinden, nicht weil er sie vermißt, sondern weil er sich dies Wiederfinden als einen notwendigen Akt seiner Manneswürde auferlegt hat. Man begreift daher, daß sein Sinn, weit mehr, als die Frau überhaupt zu finden, danach strebt, ihr in Verhältnissen zu begegnen, die der Verwirklichung seiner Hoffnungen und Pläne nicht hinderlich sind.

Im Hinblick auf diese Seelenstimmung ist sein Benehmen, als er Oli Auge in Auge gegenübersteht, durchaus erklärlich. Er hätte dieses durch Krank-

heit und Unglück erschöpfte, durch den beständigen Druck des Elends erniedrigte Wesen zu sich emporheben, es wirklich erlösen können durch einen einzigen Laut des Mitleids, durch ein einziges Wort der Liebe. Und das erwartet im Grunde die unglückliche Mutter, und im Grunde hat sie ein Recht dazu. Aber dieses Lautes, dieses Wortes ist er nicht fähig. Er wird seine Pflicht bis zuletzt mit fast brutalem Eigensinn erfüllen, aber als Egoist, mit Rücksicht auf sich und nicht auf die andern.

Anania ist folglich der gerade Gegensatz zu Anneſa, der kühnen und empfindsamen Heldin des „Efeu", einem Geschöpf, ganz aus Opfermut und Selbstverleugnung, welches „das Schicksal zum Hohn in die Welt geschleudert, wie eine betrunkene Maske einen Fetzen über den Weg wirft", Worte, die ihr die Dichterin selbst in den Mund legt.

Verwickelter ist der Charakter Reginas in „Heimweh". Sie erinnert an Madame Bovary, insofern als auch sie das Opfer eines Konflikts ist zwischen dem Fluge einer überspannten Phantasie und den harten, prosaischen Anforderungen der Wirklichkeit. Als Kind hat Regina ihre Tage auf der Niederung des Po bei Viadana verlebt, in der eigenen Familie, von Adel, einst sehr reich, jetzt zu bescheidenem Wohlstand herabgekommen. In dem schmucken, väterlichen Heim, in der friedlichen ländlichen Umgebung ist ihr anmutiges Köpfchen nicht müßig geblieben; es hat glühende Träume geträumt, von Eitelkeiten, dem Getöse der großen Städte, dem Leben in diesem vielgepriesenen Rom, „der wunderbaren Kapitale, der Stätte aller Wonnen und allen Glanzes". Ein Teil ihrer Sehnsucht ist leicht erfüllt, denn sie heiratet einen kleinen Beamten des Finanzministeriums, der sie nach Rom führt. Aber hier warten ihrer die bittersten Enttäuschungen. Der spießbürgerliche Kreis, in dem der Mann sich bewegt, erscheint ihr stumpfsinnig, weniger als mittelmäßig, die Verwandten, seine Mutter, die Brüder, die Schwägerinnen, die ihre tägliche Gesellschaft werden, kommen ihr abgeschmackt, kläglich, gemein vor. Der Luxus und der Reichtum der andern, die in ihr ein unklares Gefühl des Neides erwecken, machen sie begreifen, daß es Freuden gibt, die nicht für sie sind, Genüsse, von denen sie ewig ausgeschlossen bleiben wird. Die einförmige Armseligkeit aller Tage bedrückt sie, bedrückt sie so sehr, daß die Liebe des Mannes nicht ausreicht, sie zu befreien, „des guten und braven Mannes, des jungen, jugendlichen und sanften Geliebten," dem sie doch ihre Mädchenunschuld hingegeben hatte mit dem ganzen aufrichtigen Ungestüm der Leidenschaft. Und es ergreift sie ein leises, unbestimmtes Heimweh: das Heimweh nach einem andern, freundlicheren, lichteren, ausgefüllteren Dasein, in dem sie die Verfeinerungen ihres immer launenhafter werdenden Geschmacks, die immer ungeduldiger werdenden Erwartungen ihrer Seele befriedigen kann. Ein gleiches psychologisches Moment führt bei Madame Bovary zur Krisis — und das ist vielleicht wahrscheinlicher — in den Verirrungen des Ehebruchs. Hier drängen Reginas Unzufriedenheit und Enttäuschungen den Mann zu einem heldenmütigen Opfer; er verkauft sich einer überreifen Fremden, in der bald dahinschwindenden Einbildung, daß er durch den um solchen Preis erworbenen Reichtum das zusammengebrochene Gebäude seines häuslichen Glücks wieder wird aufrichten können.

Ein andrer Typus des unseligen Weibes, der im „Weg der Sünde" gezeichnet wird, ist Maria Noina; das freche Mädchen entzündet in der Brust eines Dieners ihrer Familie ein unlöschbares Liebesfeuer und treibt ihn freiwillig zu Totschlag und Raub, wodurch er den Wohlstand und die Lebensstellung zu erringen hofft, die ihn in ihren Augen würdig machen sollen, ihr Mann zu werden. Maria ist eine der künstlerisch schönsten Gestalten, welche die erfindungsreiche Produktivität Grazia Deleddas geschaffen hat. Sie ist nicht, wie man erwarten könnte, die gewöhnliche Verführerin, die Kokette, die Berechnerin, die das eigene Opfer auf den „Weg der Sünde" schleppt, den sie schon so gut kennt. Trotzdem sie die unmittelbare Ursache von Pietros Fall ist, bewahrt sie an sich selbst alle Zartheiten der Weiblichkeit. Ich möchte sagen, daß das Selbstgefühl, das sie bestimmt, die Hand des ergebenen Dieners, den sie doch ebenfalls liebt, abzuweisen, weil er gesellschaftlich unter ihr steht, anstatt sie zu erniedrigen, sie vielmehr erhöht, sie adelt; ihre bezaubernde Anmut veredelt sich durch ihr gebieterisches Verlangen nach dem Schönen, Feinen, Vornehmen. Wenn sie nicht auf die Stimme des Herzens hört, wenn sie die eigene Liebe dem Trugbild des Ehrgeizes zum Opfer bringt, so geschieht es nicht aus Eitelkeit, nicht um zu glänzen, sondern aus einem Instinkt, einem Kastengeist, der in den kleinen Gemeinden, in den ländlichen Bevölkerungen zäher und stolzer ist als in dem alles gleichmachenden Getriebe der großen Städte. Ihr Temperament ist fest und entschlossen, sie will, was sie will; aber ihre Energie wird verhüllt von einem weichen Schleier der Sinnlichkeit. Um sie her ist jener romantische Duft, ohne den es vergeblich wäre, gewisse weibliche Gestalten zu Heldinnen des Romans zu erheben.

Neben diesen Bildern, wie viele andre noch wäre es interessant eingehend zu studieren: da ist z. B. das eines Knaben, das uns eine neue Seite der eindringenden Kunst der Dichterin offenbart. Sie zeigt sich hier ebenso erfahren in der verwickelten Psychologie des Kindes, wie sie es in den Wechselfällen der starken, glühenden, reifen Leidenschaften ist. Aus den Blättern von „Schatten der Vergangenheit" springt die Gestalt Adones ebenso lebendig hervor, wie aus Dickens' berühmtem Roman die von David Copperfield. In der Analyse der traurigen Lage des Knaben im Hause des Pirloccia, in der Schilderung des Kleinen, der durch die schmutzigen Straßen längs des Po wandert, allein, in einen abgerissenen, mit Flicken besäten Mantel gehüllt, zittert, rührend und warnend, die große Tragik einer verkommenen, vernachlässigten Kindheit, wie in der Beschreibung von Davids angstvoller Auflehnung gegen die selbstsüchtige Tyrannei Murdstones und die wilde Grausamkeit Mr. Creakles', des harten Direktors von Salem House.

Neben den voll ausgeführten Gestalten, deren Umrisse wir hier angedeutet haben, finden sich solche, die, nur mit wenigen flüchtigen Strichen skizziert, dennoch den Eindruck warmen Lebens hervorbringen. Um Maria bewegen sich die beiden alten Noina; er, zugänglich, immer bei der Hand, ein Freund der Geselligkeit und des Vergnügens; sie, eine gute Hausfrau, aber gemessen, stets auf ihrer Hut, sich ihrer Stellung und ihres Wohlstandes bewußt. Dann Zuanne Antine, der schlaue Spitzbube, das jesuitische Profil des Verbrechers.

Neben Elias Portolu sehen wir Onkel Martinu, den Menschenfeind des Gebirges, der etwas Prophetenartiges, Priesterliches an sich hat; ferner den geschwätzigen Pfarrer Porcheddu, einen Lebemann, der ebensosehr für die Bedürfnisse der Kirche sorgt wie für die des eigenen leiblichen Wohls. Alsdann Bastianeddu, den diebischen Knaben; Nanna, die Trinkerin; Onkel Pera, den Katzenjäger; Rosa, das altkluge Kind mit den krankhaften Launen, Zana, die hübsche, leichtfertige Wirtin, den öffentlichen Ausrufer, den Pfarrer Virdis — sie alle und viele andre, Menschen, die die Dichterin ohne Zweifel gekannt hat, denen wir auf unserm Lebenswege schon begegnet sind und sicher noch begegnen werden.

In dieser großen und mannigfaltigen Galerie fehlen gewisse Typen, die in der Romandichtung nicht ungewöhnlich sind: humoristische Figuren wie Micawber, wie Wrayburn finden sich in den Werken der Deledda nicht. Es ist zu viel Pessimismus, zu viel tiefe und trostlose Schwermut in ihrer Kunst, als daß diese sich mit einem noch so nachdenklichen Lächeln vereinen ließe. Man muß Shakespeare sein, um neben einem Lear einen Falstaff zu schaffen, einen Richard III. neben einem Parolles. Die Deledda ist, ich wiederhole es, vor allem tragisch in ihrer Lebensauffassung, und wie Alfieri sieht sie die Menschheit unter dem Druck des Leidens und der Gewalttat. Blüten der Einfalt und Unschuld, wie Amalia in „Vanity fair", suchen wir vergebens, wenn auch Muster von Güte sich finden (es genügt, an Grathia in „Asche" zu erinnern). Aber auch diese ist nie die unbewußte Güte eines schlichten Mädchens, vielmehr eine durch Schmerzen, durch die härtesten Erfahrungen gedämpfte Güte, die zugleich fähig ist, ein Verbrechen zu billigen, vielleicht zu beschützen, und Heldentaten zu vollbringen.

Einige Kritiker haben tadelnd bemerkt, daß die Schriftstellerin aus Nuoro uns keine Figuren der feinen, eleganten Welt vorzuführen wisse. Es ist freilich kein sehr rühmliches Muster, jene russische Prinzessin, die sie uns in „Heimweh" präsentiert. Grazia Deledda kann eben nur das wiedergeben, was ihre Augen gesehen haben; es liegt eine Art photographischer Deutlichkeit in ihren Darstellungen. Man begreift, daß gewisse Klassen die Eigenart ihrer Kunst nicht reizen; gegebenenfalls jedoch wird sie sich unter ihnen mit derselben Sicherheit, derselben Schärfe des Blicks und der Auffassung bewegen, wie sie sich unter der Bevölkerung der sardinischen Dörfer bewegt. Bis jetzt ist das nicht vorgekommen. Dürfen wir es aber beklagen, daß sie vorzieht, auf die reine Stimme derjenigen zu horchen, die noch etwas Ursprüngliches haben, das Spiel der Leidenschaften, die den Schwung der angeborenen Kraft besitzen, zu beschreiben, anstatt dem Geschwätz der schönen Welt zu folgen mit ihren getünchten, müden, schlaffen Empfindungen, die den Romanen von Gyp und Elinor Glyn den Stoff geben und höchstens die dekadenten Salonheroinen von Paul Bourget ins Leben rufen?

Nicht nur die Personen, auch den Hintergrund, auf den sie gestellt sind, schildert Grazia Deledda mit überraschender Kunst. Sie ist eine starke Koloristin; welche Kühnheit und welche Sicherheit in ihrem Pinsel, welcher Reichtum und

welche Mannigfaltigkeit in ihren Gemälden! Die Sitten ihrer Heimatinsel, die traditionellen Gebräuche von deren Bewohnern, die Eigentümlichkeiten ihrer Rede und ihres Verhaltens, die Dörfer, die Häuser — alles ist mit so treffenden Strichen dargestellt, daß man die volle Täuschung der Wirklichkeit hat. Wer erinnert sich nicht an das Zimmer, in dem Anneſa herangewachsen ist, „das niedrige, räucherige Zimmer mit der durch starke Balken getragenen Decke," nur durch ein Öllicht erhellt, mit dem altmodischen, wachstuchbezogenen Sofa, dem Tisch aus Eichenholz, dem wurmstichigen Schrank, der geschnitzten Truhe, und im Hintergrunde das kleine Bett „mit den Kissen aus weiß- und rot-karriertem Kattun," auf denen der alte, asthmatische, zänkische Onkel Zua sitzt? Wer meint nicht in Wahrheit den Alltag dieser Menschen, wer nicht sie außerhalb desselben zu sehen, ganz unabhängig von den leidenschaftlichen Begebenheiten des Romans? Mit welcher Klarheit zeigt sie uns das Schauspiel der Wallfahrt nach S. Francesco auf den Bergen von Pula! Elias mit Tante Anneda auf dem Rücken einer frommen, weißgestreiften Stute, der ihr Füllen folgt, durchs wilde Tal der Isalle hinansteigend; die Versammlung in dem Vorraum der Kirche, wo während der Nacht die Pilger sich um das prasselnde Feuer des Mastixholzes niederlassen, einander saftige Geschichten erzählen, singen und trinken; die Kirche mit dem strengen, fast grimmigen Heiligen auf dem mit leuchtenden Blumen geschmückten Altar; die Liebeleien, die Artigkeiten, die Gebete dieser lärmenden, improvisierten Zusammenkunft: alles das ist für uns so greifbar, so sinnfällig, daß uns scheint, als hätten wir mitten in diesen Szenen gestanden, die uns doch so fern liegen und so verschieden sind von unsern Gewohnheiten und Erwartungen.

Aber auch das Theater, in dem wir selbst entweder Schauspieler oder Zuschauer sind, und das wir daher wie das eigene Haus oder das unsres Nachbars kennen, wird uns mit erstaunlicher Treue gezeigt. In „Heimweh" beispielsweise, die Welt des Kleinbürgertums, die Welt der Beamten, deren Mittel den gesellschaftlichen Ansprüchen nicht genügen, wo die Bedürfnisse einer gebildeten Erziehung im ewigen Kampfe mit den Notwendigkeiten der materiellen Existenz sind und wo sich zuweilen Dramen des Elends abspielen, die der geringste Arbeiter nicht kennt. Die Meisterschaft, die sich in diesen Schilderungen kundgibt, ist freilich nicht von allen so anerkannt worden, wie sie es verdient, noch wird sie es werden. Es gibt solche, die ihren Geschmack an den Romanen von Ohnet gebildet haben, in denen wir nur geputzte Damen erblicken, von Sammet und Juwelen strotzend, feierliche, galonierte Diener, prächtige Salons, parfümierte, kokette Boudoirs. Diesen in der Tat kann die Wohnung der Venutelli nicht gefallen, eine räucherige Wohnung, mit Möbeln, „die den Glanz und den Geruch von Petroleum" haben, mit ordinären Tapeten, „alles voll von groben Zieraten, von Häkelarbeiten, von großen gestickten wollenen Kissen, Fächern und Lichtschirmen aus durchbrochenem Papier." Auch die dicke Frau Anna, die stets eingemummelt ist, und deren abgearbeitete Hände immer nach Knoblauch riechen, kann jenen Lesern ebensowenig gefallen wie die ganze Familie, die sich in leutseliger Vertraulichkeit mit der Magd unterhält. Wer aber in der Fiktion das Abbild dessen sucht, was sich wirklich

zugetragen hat, der wird sich außerordentlich angezogen fühlen von der Wiedergabe der Sitten einer Klasse, die durch die Geschicke unsres Landes weit mehr in Betracht kommt als jene kleine Gruppe privilegierter Nichtstuer beiderlei Geschlechts, für deren Geschichte die Gesellschaftschronik gewisser frivoler Wochenblättchen durchaus genügt.

Wie wir im „Alten des Gebirges" (Vecchio della montagna) und Elias Portolu das Leben von Nuoro miterleben, das enge, kleinbürgerliche, das im Verkehr mit den Nachbarn besteht, ebenso fühlen wir in „Asche" und vor allem in „Heimweh" die Seele des großen Roms zittern. Und, wohlgemerkt — das Rom der Deledda ist nicht das Rom von Goethe, Stendhal, Gregorovius; es ist nicht das Rom, das bei dem Vespergesang der Franziskaner in der Einsamkeit des Kapitols dem protestantischen Geiste Gibbons wieder erschienen ist. Es ist — Gott sei Dank — unser Rom, das Rom von heute, die Hauptstadt des neuen Italiens, wo eine kühne, sichere Bewegung des modernen Lebens herrscht, die sich streng unserm Geschmack, unsern Bedürfnissen, unsern Idealen anpaßt. Es ist dieses Rom, das lebenatmend aus der farbenreichen Prosa der sardinischen Schriftstellerin ersteht.

Diese starke Darstellungskraft, vereint mit tiefem Naturempfinden, machen die Deledda zu der beredtesten Interpretin der Sprache der Landschaft. Alles Poetische, Wilde, Majestätische ihres Heimatlandes geht in ihre Beschreibung über; wir sehen und hören die lauen, sternhellen Nächte, die sich über die mit Ginster, Mastix und Asphodel bedeckten Felder breiten, den vorzeitigen Frühling auf der grünen, von Gezirp und Gesumme erfüllten Ebene und in den Tancas, den Weidetriften, mit ihrem hohen, wogenden Grase, die purpurnen Sonnenuntergänge, die sich hinter den zerrissenen, felsigen Spitzen des Gennargentu verlieren. Und wie sie schon als junges Mädchen in den Geist der Naturschönheiten jenes Sardiniens eingedrungen ist, das so malerisch in seiner Stille, seiner Einsamkeit, seiner herben und doch nicht unwirtlichen Wildheit wirkt, so hat sie später, als ihr Talent reifer wurde, die Poesie erfaßt und eingesogen, die sich über die weite Ebene des Po breitet. Mit derselben Liebe daher schildert sie den langsamen Lauf des heiligen Flusses, das Grau und weißliche Blau seiner duftigen Herbstnebel, seine häuserbesäten, rebenbewachsenen Ufer mit den gekrümmten Weiden und den blühenden Akazien.

Obwohl im Anfang die Kritik den Verdiensten der Deledda nicht gerecht geworden ist, hat ihr Ruhm ein unbestrittenes Crescendo zu verzeichnen. Ihre Romane und Novellenbände weisen ebenso viel aufsteigende Ruhmestaten auf, die im „Efeu" gipfeln, das zweifellos das vollkommenste Werk der Unermüdlichen ist. Dieser Ruhm hat in bezug auf unsre Literaturgeschichte eine besondere Bedeutung, die wir zum Schlusse hier kurz hervorheben müssen. Die italienische Literatur, die vom dreizehnten Jahrhundert bis Ende des siebzehnten in der Novellistik die erste Stelle einnahm und so reich an romantischer Erfindung war, daß sie den Novellisten und Dramatikern von ganz Europa Fabel, Verwicklung und Situation lieferte, war unfruchtbar und untätig geworden, bis

im vorigen Jahrhundert der moderne Roman erstand. Kein Wunder! Er betätigt sich als der Ausdruck des bürgerlich nationalen Lebens; wie hätte man von nationalem Leben, von bestehenden Klassen mit eigenen Sitten reden können, während jede Klasse ihre besonderen hatte in unserm von fremder Herrschaft unterdrückten Lande, das in so viele kleine Staaten zerfiel, keinen gemeinsamen Idealismus, keine geordnete, organisierte Tatkraft besaß? Während in Frankreich Dumas fils, Flaubert, in England Dickens, Thackeray , lag der Roman in Italien ganz darnieder oder verlor sich in manierierte historische Wiedererweckungen: ein ersichtliches Zeichen seiner Ohnmacht. Manzoni hatte einen Roman geschaffen, den viele für das Meisterwerk einer Gattung hielten, obwohl es doch nur eine durchaus individuelle Kundgebung seines Genius war. Sie zauderten nicht, ihm nachzuahmen, indem sie in löblichster Absicht Anspielungen, die zur Befreiung des Vaterlandes aufforderten, in künstliche Wiederbelebungen der Vergangenheit einschalteten, die man heute nicht mehr lesen kann, und denen sicher nicht jene vitale Kraft der im Ausland gepflegten literarischen Form innewohnt. Erst als Italien wieder ein Staat wurde, boten sich die Bedingungen, unter denen diese Form Wurzel fassen und aufblühen konnte. Und in der Tat zieht seit einiger Zeit eine beherzte, rüstige Schar siegreich den Weg herauf, der die herrschende und eigenartige Richtung der heutigen Literatur bezeichnet. Nun wohl, in dieser Schar, deren Werke unsrer Belletristik einen guten Namen gemacht haben, nimmt Grazia Deledda nach einstimmigem Urteil eine der allerersten Stellen ein; und was mich betrifft, so zögere ich nicht zu erklären, daß ich keinen sehe, der über ihr stände.

Aus Katharinas Zeit.

Erzählung
von
W. Kochànowskaja [1]).

(Schluß.)

IV.

Mit einer gewissen Genugtuung ging Gawrìla Michàilowitsch daran, alle nötigen Maßregeln zu ergreifen, damit Màrka Petròwitschs Drohung nicht zur Ausführung komme. Er ließ die Doppelfenster in der Tochter Gemächer einsetzen und stellte eine Schildwache auf den Hof seines Herrenhauses. „Wie die Nachtigall im Käfig will ich sie halten," sagte er, „denn mit Màrka ist nicht zu spaßen," und aus Furcht vor Verrat lud er niemanden von den vielen Nachbarn mehr in sein gastliches Haus. Still und einsam wurde es auf dem Gute, wo noch vor kurzem ein so lautes, fröhliches Leben geherrscht hatte. Anna Gawrìlowna war allein und ohne Freundinnen, ohne Lieder und Tanz, und sie fing bald an zu welken wie eine Blume ohne Sonnenschein. Wenn sie sich die Erlaubnis geholt hatte, ein wenig im Garten spazieren zu gehen, so begleitete sie stets eine ganze Schar Dienerinnen, und wenn es ihr einfiel, ein wenig weiter, in den Wald zu lustwandeln, dann fiel eine der Zofen weinend vor ihr nieder und flehte ihre Herrin an, sie nicht zu verderben, sie habe den strengen Befehl, das Fräulein nicht weiter zu lassen als bis zur Gartenhecke. Dann kehrte Anna Gawrìlowna erzürnt ins Haus zurück und gab sich das Wort, nicht mehr zum Hause hinaus zu gehen; doch schon am nächsten Tage bat sie wieder um die Erlaubnis, so eng wurde ihr der väterliche Käfig.

Ein Monat, ein zweiter und ein dritter vergingen, und in ihrer Verzweiflung über die ungewohnte Haft wachte heimlich die Sehnsucht in Anna Gawrìlownas Herzen auf: möchte doch Màrka Petròwitsch kommen! Jeden Abend erwartete sie, er werde in der Nacht erscheinen, um sie zu entführen, aber er kam nicht, und Anna Gawrìlowna suchte in ihren Hausfrauenpflichten ihr schweres Herzweh zu vergessen.

[1]) Aus dem Russischen von Sophie von Adelung.

„Njànja, denke nur, was mir heute nacht geträumt hat," sagte sie eines Morgens, tief errötend: „Màrka Petròwitsch hätte mich geholt!"

„Christus sei mit dir, mein Entlein," sagte die Alte kopfschüttelnd, „mit der Nacht vergehen auch die Träume. Bete du zu Gott und erzürne dein Väterchen nicht. Wasche dich, mein Entchen, wasche dich!" Und Anna Gawrìlowna wusch sich mit Regenwasser, und in ihrer Seele tönten die Worte eines alten Liedes:

Wozu soll ich weiß mich waschen,
Wenn ich keinen hab zum Küssen?
Wozu soll ich schön mich kleiden,
Wenn ich keinen hab zum Lieben?

So kam der September heran, und mit ihm wurden die Nächte dunkler und kälter.

Màrka Petròwitsch war wie vom Erdboden verschwunden. Sein Haus stand leer, die Türen und Fensterläden waren geschlossen, und auch seine braunen Pferde waren fort, und niemand wußte, wohin. Aber Gawrìla Michàilowitsch schüttelte mißtrauisch den Kopf und erlaubte Anna Gawrìlowna nicht einmal mehr, zur Kirche zu gehen; ja sogar, als auf den Nachbargütern die Jagden begannen, war er nicht zu bewegen, seinem Lieblingsvergnügen nachzugehen. So kam der große Festtag Pokròw, der Tag von Mariä Schutz und Fürbitte, heran, an dem Anna Gawrìlowna unmöglich in der Frühmesse fehlen durfte. Schon seit einer Woche war die Njànja erkrankt, und an ihre Stelle wurde Nàstja, eine der Jungfern befohlen. Früh morgens stand Anna Gawrìlowna auf, um sich zum Gottesdienste zu schmücken; in dem grünsamtnen Käppchen, der griechischen Jacke aus weißem Atlas mit Zobel verbrämt und den Goldspangen sah sie besonders liebreizend aus. Gawrìla Michàilowitsch war vorausgegangen, und Anna Gawrìlowna stampfte schon aus Ungeduld mit dem Füßchen, während die letzten Vorbereitungen zum Kirchgang getroffen wurden. Endlich war alles fertig. Voran schritt ein Diener mit der Laterne, rechts und links gingen die Zofen, und den Zug beschloß wieder ein Diener mit brennender Laterne. Die Kirche war hell erleuchtet, und eine dichte Menschenmasse wogte davor. Vergeblich rief der voranschreitende Diener, Platz zu machen: wie brandende Wogen wälzte sich die Menge hierhin und dorthin, und nur mit Mühe gelang es Anna Gawrìlowna, bis zu der Kirchenpforte vorzudringen, während der hintere Diener, von dem kleinen Zuge abgeschnitten, in der Menge verschwand.

Da, als sie bereits die Kirche betreten hatte, drängte sich ein kleiner Trupp fremder Bauern mit solcher Gewalt an Anna Gawrìlowna heran, daß sich Nàstja genötigt sah, die Hand ihrer Herrin loszulassen. Der vorangehende Diener blickte sich um: Anna Gawrìlowna war verschwunden. Nàstja kreischte auf und warf sich verzweifelt in die Menschenmasse hinein; aber das weiße Atlasjäckchen war nirgends mehr zu sehen. Ein grauer Bauernkaftan hatte Anna Gawrìlowna verhüllt. Der kleine Trupp fremder Bauern umringte sie wie eine Mauer; einer derselben drückte ihr eine Bauernmütze auf den Kopf und flüsterte ihr hastig ins Ohr: „Du meine Seele, du meine Erwünschte, daß ich diesen Augenblick endlich erleben darf —" und gleich darauf war Anna Gawrìlowna schon draußen.

In der Kirche erhob sich ein verzweifeltes Wehegeschrei: „Anna Gawrìlowna! Anna Gawrìlowna ist geraubt!“ Es pflanzte sich im Volke fort und drang bis zum Altare vor. Der Gottesdienst kam ins Stocken. Gawrìla Michàilowitsch, der den Schrei vernommen hatte, stürzte zur Kirchentür: aber dort war nichts zu sehen, und er kehrte zurück, wie von Sinnen, mitten in den Menschenstrom hinein. Die zitternde Nàstja klammerte sich an seinen Arm. „Väterchen! Gawrìla Michàilowitsch! hier, hier, auf diesem Fleck ist es geschehen! Hier hat man sie gestohlen!“ Gawrìla Michàilowitsch schüttelte Nàstjas Hand ab, als wäre sie ein Hobelspan. Er stürzte wieder hinaus und seinem Hofe zu.

„Die Riemenpeitsche!“ schrie er, und: „Pferde!“, und so furchtbar war dieser Schrei, daß die Rosse in den Ställen zu wiehern begannen. Man führte ihrer ein Dutzend heraus, mit und ohne Sattel, und während Gawrìla Michàilowitsch, ohne es selber zu wissen, den Hut aufsetzte, den ihm Komàrinaja Szìla reichte, fuhr schon eine Troika[1]) vor. Doch nun blieb der Gutsherr in Ungewißheit stehen. Wohin fahren? Wo den Räuber suchen? Es hatte ihn niemand gesehen. Und dazu war noch draußen ein dichter Nebel, der Wind heulte in den kahlen Bäumen, das Volk drängte sich in den Gassen, und die Kirchenglocken wimmerten wie bei einem Brande; denn der Meßner hatte bei der allgemeinen Verwirrung zu läuten begonnen.

Es war zwar kaum anzunehmen, daß der Räuber die Frechheit haben würde, die Beute sofort in seine Höhle zu schleppen. Allein dieser Räuber hieß Màrka Petròwitsch, und bei ihm war alles möglich. Zehn Reiter wurden abgesandt, ihn zu überholen und gefangen zu nehmen, koste es, was es wolle.

„Kinder!“ sagte Gawrìla Michàilowitsch: „es gilt mein Herrenwort: Hundert Rubel einem jeden von euch als Belohnung und einen blauen Kaftan dazu. Und nun mit Gott!“

Er selber fuhr den Berg hinan, den treuen Komàrinaja Szìla neben sich auf dem Schlitten, und fünfzehn der besten Jäger zu beiden Seiten. Mehrere andre Schlitten schickte er in das nächste Dorf, wo ein überzähliger Pope, auf hundert Werst in der Runde bekannt, jedes Paar zu trauen bereit war, das zu ihm kam, ohne sich um die dazu von der Kirche bestimmten Tage zu kehren.

Gawrìla Michàilowitsch ließ seinen Kutscher zu dem Gute der Generalin fahren. Um sich an dem Bruder, dem sie zürnte, zu rächen, war sie wohl imstande, das Paar bei sich trauen zu lassen. Gawrìla Michàilowitsch wurde immer ungeduldiger. Zuletzt riß er dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und trieb, im Schlitten kniend, selber die Pferde an. Es begann gerade zu tagen, als sie die große Fahrstraße erreichten. Ein kleinrussischer Ochsenkarren kam ihnen träge entgegen.

„Holla!“ rief Gawrìla Michàilowitsch den Fuhrleuten entgegen, „habt Ihr jemanden vorüberfahren sehen?“

Die Angeredeten wiesen schweigend nach der Richtung hin, wo das Gut der Generalin lag, und als die Troika ihre tolle Fahrt aufs neue begann, von den

[1]) Dreigespann.

reitenden Jägern begleitet, da wurde plötzlich in der grauen Dämmerung des Morgens ein dunkler Punkt vor ihnen sichtbar.

„Schneller! schneller!" schrie Gawrila Michàilowitsch, auf seine Gäule loshauend. Jetzt zerriß der Wind die Masse des kriechenden Nebels, so daß die ganze Landstraße vor ihnen im Rauhreif aufblitzte, und in diesem hellen Lichte erblickten sie ganz deutlich den bekannten zweiteiligen Wagen mit seinen Braunen, deren Mähnen im Winde flatterten.

„Die Riemenpeitsche . . ." sagte, anscheinend ganz ruhig, Gawrila Michàilowitsch und griff nach der furchtbaren Waffe. Immer kleiner wurde die Entfernung zwischen dem Wagen und seinen Verfolgern.

Schon wollte Gawrila Michàilowitsch einen triumphierenden Schrei ausstoßen, aber er blieb ihm auf den Lippen; es war, als mache der Wagen vor ihnen wieder eine verzweifelte Anstrengung zu entfliehen; denn auf einmal war alles, der Wagen und die Schwarzbraunen mit ihren fliegenden Mähnen, wie durch ein Wunder entschwunden.

„Vorwärts! Schneller!" und Gawrila Michàilowitsch schwenkte seine Mütze in Verzweiflung. Die dampfenden Rosse nahmen mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte einen neuen Anlauf, und der zweiteilige Wagen wurde wieder sichtbar; er schien jetzt langsam, fast im Schritt zu fahren. Dem Gabelpferd Gawrila Michàilowitschs spritzte das Blut aus den Nüstern auf den weißen Schaum am Maule. Plötzlich blieben die drei Pferde wie angewurzelt stehen. Gawrila Michàilowitsch erhob sich im Schlitten; er traute seinen Augen kaum: Der Wagen Màrka Petròwitschs hatte kehrtgemacht und fuhr ihm nun in vollem Trab entgegen.

„Teufel!" knirschte Gawrila Michàilowitsch: seine Blicke hatten sich an dem dahersausenden Gefährt wie festgesogen. Jetzt kam es ganz nah — jetzt mußte es an ihm vorüberfahren. Aber ein einziger Blick in den Wagen genügte: der Wagen war leer. Die berittenen Jäger warfen sich vor die Braunen, um sie anzuhalten. Vergebliche Mühe! Es war ein furchtbarer Anblick, als die vier schwarzbraunen Gäule alle plötzlich kerzengerade in die Höhe stiegen, um dann in wildem Galopp weiter zu sausen.

„Halt!" rief Gawrila Michàilowitsch seinem Kutscher zu. „Halt!" und er besann sich. Dem leeren Wagen nachzufahren, hatte keinen Zweck. Er befahl: „Zur Generalin!" Der leere Wagen Màrka Petròwitschs konnte eine Jägerlist sein, um ihn von der richtigen Fährte wegzulocken.

Bis zu dem Gute der Generalin waren es noch vierzig Werst, und die aufgetauten Wege jetzt so schmutzig, wie es eben nur russische Wege sein können. Gawrila Michàilowitsch wechselte unterwegs die Pferde bei einem Gutsnachbar und kam gegen elf Uhr nachts bei der Schwester an, als schon alles im Hause schlief.

„Mach auf!" rief er dem Wächter zu, und als das schwere Tor sich vor ihm öffnete, schlug er mit der Faust an die Türe. „Auf!" und die Türe wich dem wuchtigen Anprall seiner Hand. „Licht!" rief er, im Finstern ins Haus tappend und wie ein Sturmwind alles, was im Wege war, beiseite schiebend oder umwerfend.

An der Schlafzimmertür der Schwester kam ihm eine zitternde weiße Gestalt im Nachtgewande entgegen. Die alte Haushälterin, die, selber in Todesangst, die Türe ihrer Herrin zu verteidigen bereit war.

„Weg, Hexe!" Gawrila Michàilowitsch fegte mit einem Schlage seiner Hand die Alte aus dem Wege und trat in das dämmerige Schlafgemach, das nur von der brennenden Ampel vor den Heiligenbildern matt erleuchtet war. Drinnen ertönte die Stimme seiner Schwester:

„Heilige Gottesmutter! schütze und erlöse uns mit deinem hohen Beistand!"

„Beten Sie gefälligst später, Mütterchen-Schwester! Wo ist Annuschka? Und wo ist Màrka? Heraus mit ihm!" schäumte aufstampfend, mit geballten Fäusten, Gawrila Michàilowitsch, und wie ein wildes Tier im Käfig, blickte er stier um sich. Die Generalin hatte sich schon gefaßt und die Sachlage begriffen. „Suche sie, Väterchen, suche sie," und, wie sie war, in Nachtjacke und Nachthaube, setzte sie sichs auf Bett, entschlossen zu zeigen, daß sie ihrem Bruder gewachsen sei: „Eine Tochter kann nicht verloren gehen wie eine Nadel, und Màrka wird wohl auch zu finden sein. Und ich sage meinem himmlischen Herrn Lob und Dank" — hier machte sie andächtig das Zeichen des Kreuzes — „daß er mein sündiges Gebet erhört und sich des mutterlosen Kindes angenommen hat . . . Ja, sage mir nur, Väterchen, um welche Gottesstunde war es denn, als Màrka Petrowitsch endlich zur Vernunft kam? Gleich morgen rufe ich den Popen: er soll mir einen Dankgottesdienst feiern!"

Gawrila Michàilowitsch blieb vor lauter Staunen mitten im Zimmer stehen, mit geballten Fäusten, die Augen starr auf die Schwester gerichtet, und diese, in ihrem weiten weißen Nachtgewand, mit der großen Rüschenhaube und den schneeweißen Haaren thronte so unbeweglich auf ihrem Bette — nur daß ihr der greise Kopf ein wenig zitterte — daß man sie für irgendeine mongolische Gottheit in ihrem Tempel hätte halten können. Dann aber, als er wieder zu sich kam, schlug Gawrila Michàilowitsch mit solcher Wucht auf die nebenstehende Kommode, daß die darauf stehende kostbare Meißener Tasse aufhüpfte und in Scherben zu Boden fiel. Dann ging Gawrila Michàilowitsch hinaus, indem er die Tür hinter sich zuschlug. Wie ein wütender Bär fing er an, alles niederzuschlagen und von unterst zu oberst zu kehren. Er schob die Möbel weg, riß die Schränke auf, suchte in den Speisekammern und schrie immer wieder: „Auf, schließt mir auf! sonst schlage ich die Türen ein!" Er befühlte die Pelzmäntel der Generalin, ja, er kletterte sogar auf den Trockenboden hinauf, ging im Stockfinstern in das Badehaus, glitt dabei aus und wäre um ein Haar in den Teich gefallen. Als es zu tagen begann, schickte er nach dem Popen, ließ sich die Kirche aufschließen, suchte auch dort jeden Winkel aus und blickte sogar hinter den Altar[1]). Aber nirgends war auch nur die leiseste Spur von den Flüchtlingen zu finden. „Pferde und Wagen!" befahl Gawrila Michàilowitsch. Ein Sechsgespann aus den Ställen der Generalin fuhr vor, und er jagte davon, eine Zerstörung hinter sich lassend, wie nach einer tatarischen Plünderung.

[1]) Kein weibliches Wesen darf in der russisch-orthodoxen Kirche den Raum hinter dem Altar betreten.

Unterwegs begegnete ihm der Schultheiß, um ihm von den Vorkehrungen Bericht zu erstatten, die er seinerseits zur Verfolgung getroffen hatte.

„Gut!“ sagte Gawrila Michàilowitsch kurz, „aber wo sind meine Leute? Und was bringen sie für Nachrichten?“

In der nächsten Herberge fanden sich die Jäger und Nachbarn ein. Aber sie hatten nichts Erfreuliches zu berichten, und keiner wollte zuerst mit der Sprache heraus. Eine jede Spur des kühnen Räubers war wie vom Erdboden verwischt, und alle Nachforschungen und alles Suchen waren völlig vergeblich gewesen.

„Ich war mit zwei andern beim Popen,“ sagte endlich der eine: „der saß zu Hause ohne Soutane und Stiefel, ein sicheres Zeichen, daß er also auch noch keine Messe gelesen hatte. Wie er uns sieht, sagt er gleich: ‚Aha! ich soll wohl jemanden trauen? sogleich, mit Vergnügen! Aber ohne Stiefel geht das nicht: wer von euch, ihr braven Burschen, leiht mir die seinigen?‘ Und ganz nüchtern war er dazu. Wäre er das gewesen und hätte er keine Stiefel an, wenn Màrka Petròwitsch auch nur mit einem Auge zu ihm hereingeschaut hätte?“

„Nein, das ist unmöglich,“ entschied Gawrila Michàilowitsch.

„Der Sicherheit halber haben wir aber den Popen doch mitgenommen, so wie er war, ohne Stiefel. Auf Ihrem Gute sitzt er nun hinter Schloß und Riegel.“

„Man soll dem Popen neue Stiefel geben,“ befahl Gawrila Michàilowitsch dem Schultheiß. „Der Teufel! ist dieser Màrka denn ein Zauberer? . . . Gib her!“ sagte er zu der Wirtin, die mit einem Krug Milch vorüberging und leerte ihn, ohne abzusetzen, mit einem Zuge. Und dann rief er wieder: „Vorfahren! in die Stadt!“ Gawrila Michàilowitsch waren jene kleinrussischen Wagen mit den Mehlsäcken und die Fuhrleute wieder eingefallen, denen er zu Anfang seiner Verfolgung begegnet war, und ein dunkler Verdacht stieg in seiner Seele auf. In der Stadt angekommen, befahl er vor dem Wirtshaus zu halten, wo die Fuhrleute einzustellen pflegten.

„Sind am Festtag Pokròw kleinrussische Lastwagen bei Euch vorgefahren?“ fragte er den Dwòrnik[1]).

„Jawohl,“ erwiderte dieser.

„Hast du nichts Besonderes an ihnen bemerkt?“

Der Dwòrnik verneinte. Allerdings, getrunken wurde viel, und die Fuhrleute hätten sich dann auf Gold herausgeben lassen. Weiter wußte er nichts zu sagen. Aber das genügte Gawrila Michàilowitsch vollkommen. „Wo Gold ist, da ist die Teufelsfährte von Màrka!“ sagte er. Darauf lief er in der ganzen Stadt umher und fragte überall; aber niemand konnte ihm etwas Bestimmtes sagen. Niemand hatte die Flüchtlinge gesehen.

Zuletzt, es war schon am dritten Tage, kehrte er auf sein Gut zurück. „Das Dampfbad heizen!“ sagte er, das Haus betretend. Der Tisch war gedeckt: alle erwarteten den Hausherrn und Gebieter mit angstvoller Besorgnis. Er aß nur wenig und blieb dann zweieinhalb Stunden in der Badestube. Als er wieder heraustrat, die Füße in Pantoffeln, in eine Dunstwolke gehüllt, rief er: „Das Essen auftragen!“ mit einer Stimme, wie der König der Wüste

[1]) Pförtner.

seinen Hunger kund tut. Die Dienstboten gerieten in heftigen Schrecken und trugen in Eile kalte Küche auf. Gawrila Michàilowitsch aß wie ein Mensch, der drei Tage gefastet hat, legte sich dann aufs Bett und sank in einen tiefen Schlaf.

Komàrinaja Szila, die alte Njànja, der Schultheiß und die sämtliche Dienerschaft hüteten seinen Schlummer. Im Hause war Totenstille . . . Endlich wachte der Gutsherr wieder auf. „Komàrinaja Szila! Warum ist es so dunkel?" rief er, die Augen reibend.

„Es ist Abend, Väterchen! Gestern um dieselbe Zeit haben Sie einzuschlafen geruht."

„So," sagte der alte Mann kurz, „da habe ich also gut geschlafen. Nun will ich essen und dann wieder zu Bett gehen."

Die Njànja, die an der Tür gehorcht hatte, flüsterte ein Dankgebet und schlich, sich bekreuzend, davon. Durch das ganze Haus ging die frohe Kunde: „Der Herr ist aufgewacht!" und der Haushofmeister stellte den Szamowàr auf. Gawrila Michàilowitsch erhob sich, wusch sich, sagte sein Morgengebet und setzte sich zu Tisch. Dann legte er sich wieder nieder. Ob er die lange dunkle Herbstnacht schlief oder mit offenen Augen durchwachte — wer könnte es sagen? Aber als er am Morgen wie gewöhnlich nach Komàrinaja Szila rief, befahl er: „Zur Jagd!" und mit großem Gefolge, als wäre gar nichts Besonderes geschehen, ritt er an diesem Morgen in den Wald, wie in früheren Zeiten.

Leer und verwaist stand von jetzt an das große Herrschaftshaus, vorbei all das junge, fröhliche Treiben, verklungen die Lieder, und verrauscht der Tanz. Still war es überall, und beim leisen Schnurren der Spinnräder, wenn das Mägdevolk abends beisammen saß, raunte man sich immer wieder den einen Namen leise zu: Anna Gawrilowna! Anna Gawrilowna!

Nach außen hin blieb alles beim Alten auf dem reichen, vornehmen Gute, auch die Gäste kehrten nach und nach wieder in die verödeten Säle, und es wurden Feste gefeiert und üppige Gelage. Aber der Hausherr verließ seine Gemächer nicht mehr. An die Stelle der jungen Hausfrau trat die Njànja; sie und eine Nichte verwalteten den großen Haushalt, so gut es eben ging. Die Zimmer Anna Gawrilownas blieben unberührt: alles darin war genau so, wie sie es verlassen hatte, und eine rosenrote Schleife, die sie an jenem verhängnisvollen Morgen anzustecken vergessen hatte, lag noch immer auf der Kommode, verblaßte dort langsam und schien auf ihre junge Herrin zu warten.

Aber niemals kam der Name seiner Tochter über die Lippen Gawrila Michàilowitschs: es war, als habe sie niemals gelebt, und wenn in seiner Umgebung auch vielleicht dieser oder jener etwas von der verschwundenen Tochter wußte — niemand hätte es gewagt, die Nachricht dem Vater zu bringen. Aber die Brauen und der Schnurrbart Gawrila Michàilowitschs waren nach Jahresfrist schneeweiß geworden, und wenn Komàrinaja Szila nicht längst gelernt hätte, taub und stumm zu sein, wo es nötig war, dann hätte er von seltsamen Dingen berichten können, die in schweigsamer Nacht hinter der Tür seines Herrn vorgingen: wie dieser selbe starrköpfige, unbeugsame Herr von seinem Lager aufstand und in tiefster Demut niederfiel: „Herr, du mein Gott, sei mir armem Sünder gnädig! Herrgott, entsühne

mich und erbarme dich meiner!" Und aus dem flüsternden Gebet rang sich allmählich der Schrei seiner gemarterten Seele: „Herrgott! erbarme dich ihrer! Herr, verlasse sie nicht, Herr. O Gott, wo ist sie, und wie geht es ihr? Behüte sie, mein Gott, mein Erlöser!"

Komàrinaja Szila kroch unter seine Decke, versteckte den Kopf in das Kissen, aber selbst dann noch hörte er das stöhnende Schluchzen, das in der Stille der Nacht zu Gott empor flehte . . .

V.

Es mochte ein Jahr vergangen sein; Gawrila Michàilowitsch hielt gerade sein Nachmittagsschläfchen, da hörte er wie im Traum die Stimme Màrka Petrowitschs: „Was schlafen Sie so lange, Väterchen? Stehen Sie auf, Ihren Enkel Gawrijil zu taufen. Der Pope im Ornat wartet schon . . ." Schlaftrunken richtete sich Gawrila Michàilowitsch empor; aber als er die Augen öffnete — hielt er den Traum in seinen Armen. Auf rosafarbenem Atlaskissen, in Mull und Spitzen gehüllt, lag da ein Kindlein und fuhr mit den Händchen und Füßchen in der Luft umher, wie ein Maikäfer, der auf den Rücken gefallen ist. Wenn die Erde sich vor ihm aufgetan hätte, um ihre Toten herauszugeben, Gawrila Michàilowitsch wäre darüber nicht mehr verwundert gewesen als über die plötzliche Erscheinung dieses winzigen Menschenkindes. Auf einmal wurde ihm alles klar: Anna, seine Tochter, war ihm nicht nur geraubt worden, sie war verheiratet, war Mutter, und ihr Kind war es, das in seinen Armen lag und jetzt das Mündchen verzog, als wolle es zu weinen beginnen. Ganz in den Anblick des seltsamen Wunders vertieft, hörte er nicht, wie drüben im Saale der Geistliche schon intonierte: „Laßt uns zu Gott beten . . ." Er sah nur immer wieder die großen dunklen Augen, die fein gezeichneten schwarzen Brauen in dem kleinen Gesichtchen, die Augen und die Brauen jenes verhaßten Diebes und Räubers, Màrka Petrowitsch . . .

„Ich bitte das Kind zur Taufe zu bringen," erklang da die Stimme des Popen, der jetzt in seinem vollen Ornat in der Tür erschien.

Gawrila Michàilowitsch schrak so heftig zusammen, als habe man ihn auf einem Unrecht ertappt, und der strenge Gutsherr sagte schüchtern und gehorsam wie ein junges Mädchen: „Gleich, Väterchen," und rief nach Szila.

Der stand schon mit einem kostbaren, nagelneuen Schlafrock bereit, der mitsamt dem Täufling angekommen war. Aber Gawrila Michàilowitsch hatte für dergleichen jetzt keine Augen. In seiner Eile, sich anzukleiden, wollte er das Kind zuerst auf das Bett legen, dann Szila zu halten geben; aber er konnte sich nicht dazu entschließen und behielt es selber im Arm.

„Gib her!" sagte er und fuhr mit der einen Hand in den Ärmel, während er mit der andern das Kind an seine Brust drückte; dann nahm er es auf den andern Arm und schlüpfte in den zweiten Ärmel; zuletzt hob er es mit beiden Händen empor, während ihm Komàrinaja Szila den Schlafrock übereinanderschlug und den Gürtel zuband. Seine kostbare Last immer noch in den Armen, schritt er in den Saal. Dort stand in hoher Haube und in einer

Staatsrobe von gelber venetianischer Seide schon seine Gevatterin, die Generalin-Schwester, vor dem Taufbecken; aber Gawrila Michàilowitsch schien es kaum zu bemerken, und als der Geistliche das Kind aus dem Becken hob[1]) und es der Patin übergeben wollte, trat er mit erstickem Flüstern dazwischen: „Mir, mir gib es, Schwester!"

„Nimm es, Bruder, und Gott sei mit dir," sagte sie, und die Tränen traten ihr dabei in die Augen.

Aus ihrem Mädchenzimmer, in das Anna Gawrilowna sogleich nach der Ankunft im Elternhause geeilt war, führte Màrka Petròwitsch nunmehr sein junges Weib zum Vater.

Anna Gawrilowna stürzte ihm zu Füßen und umklammerte seine Knie.

„Annuschka! Anjùta!" rief er mit bewegter Stimme. „Steh auf, meine Tochter! Laß dich anschauen, Anna, mein Kind!" Anna Gawrilowna erhob sich. Schluchzend streckte sie ihm die Hände entgegen und lehnte ihren Kopf an die Brust des Vaters und an das schlafende Kind.

Gawrila Michàilowitsch war der erste, der zu sich kam.

„Nimm deinen Schatz, nimm ihn!" sagte er und überreichte der jungen Mutter ihr Kind. „Christus sei mit dir!" und er machte über beiden das Zeichen des Kreuzes. „Aber wo ist er, wo ist Màrka Petròwitsch?"

„Hier!" und Màrka trat vor den Schwiegervater und verneigte sich vor ihm bis zum Boden. „Für ein solches Weib wie das meinige kann man nicht genug danken! Aber auf das Wohl des Täuflings haben Sie noch nicht getrunken." Auf ein Zeichen Màrka Petròwitschs trat dessen Diener vor und präsentierte einen Silberpokal mit dem Namenszug Katharinas II. in Brillanten — ein kaiserliches Geschenk. Màrka Petròwitsch nahm den Pokal, um ihn dem Schwiegervater zu reichen, und der damals noch sehr seltene Schaumwein zischte und perlte in dem goldfunkelnden Innern des Bechers hoch auf.

„Auf das Wohl meines Enkels, meines Paten und eures Ältesten!" Gawrila Michàilowitsch trank den Becher aus und warf die letzten Tropfen hoch in die Luft. „Auf das Wohl der werten Gäste und meines ganzen Hauses!" trank er den zweiten Becher aus. „Màrka, gieß noch einmal ein," sagte er dann, „Gott liebt die Dreieinigkeit . . . Und wenn du denkst, du seiest nicht wert, daß auf deine Gesundheit getrunken werde — was auch ganz richtig ist, du Dieb und Heiligenschänder, der du in der Kirche einen Raub begangen hast! — so trinke ich auf das Wohl meines Kindes!" und Gawrila Michàilowitsch drückte den Kopf seiner Tochter an sich. Der ungewohnte Wein, mehr aber noch die Freude, begannen ihm zu Kopf zu steigen. „Der Wein ist gut, Màrka!" wandte er sich zum Schwiegersohn. „Wie ist es aber mit unsrer Abmachung?"

„Mit welcher Abmachung?"

„Hast du ganz vergessen, womit ich dir damals auf dem Feste drohte, als du sagtest, du würdest mir die Tochter stehlen?"

„Worte, die bei Festen gesprochen werden, Väterchen, vergißt man bald wieder."

[1]) In der orthodox-russischen Kirche wird der Täufling dreimal ganz in Wasser getaucht.

„Ich sagte, ich würde dich durchhauen — glaubst du etwa, ich sei nicht gewohnt, mein Wort zu halten?"

Die Generalin erhob beide Hände in Entsetzen, und Anna Gawrilowna legte wortlos ihren Kopf auf des Vaters Schulter.

„Fort, ihr Weibsleute!" sagte dieser anscheinend rauh, „du Schwester, geh, von der Reise ausruhen, und du, Tochter, gehe dein Kind wiegen. Ich werde schon allein mit dem Schwiegersohn fertig."

Anna Gawrilowna folgte gehorsam der Tante, aber in der Tür blieb sie stehen.

„Anjuta!" sagte Màrka Petròwitsch nur: da ging sie hinaus.

„Nun, Màrka, also du hast vergessen, womit ich dir drohte?"

„Ach, Väterchen! Dafür ist's jetzt doch wohl zu spät. Ja, wenn Sie mich auf dem Raub ertappt hätten! Aber ich bin der ehrliche Mann Ihrer ehrlichen Tochter, und Sie, der ehrliche Vater, dürfen mich nicht in Unehre bringen."

„Meinst du?" Gawrila Michàilowitsch wurde nachdenklich. „Höre mich an, Màrka," sagte er dann: „du bist jetzt mein eigen Fleisch und Blut; wie könnte ich dich, meinen Sohn, schlagen wollen? Und doch muß ich dich durchhauen! Geziemt es mir, einem Edelmann, mein Wort zu brechen? Sieh meine weißen Haare an, Màrka; du bist jung und hast dein Wort gehalten, und ich alter Mann sollte es brechen?"

„Aber Väterchen, ich bitte dich! Das kann ich mir doch nicht gefallen lassen!"

„Màrka, ich beschwöre dich! Du hast meine Tochter gestohlen. Ist sie dir lieb und wert, so hilf mir mein gegebenes Wort halten."

Màrka Petròwitsch stampfte auf den Boden. Er ergriff einen vollen Weinpokal, leerte ihn bis auf den Grund und sagte dann: „So schlag denn zu, Vater, aber schlag so, daß ich es spüre. Alle Leute sollen wissen, daß ich deine Tochter geraubt habe und sie mir ein herzliebes Weib ist. Schlag zu!"

Gawrila Michàilowitsch stand auf und streckte feierlich beide Arme zu den Heiligenbildern empor. „Herr, du mein Gott! Ich danke dir, daß du mir das Leben geschenkt hast, daß du mich hast alt werden lassen, und daß du, o Herr, mein Alter vor Schande bewahrt hast!" Der Greis verneigte sich tief. „Màrka, mein Sohn, komm mit mir."

„Nein, mein Vater, laß es hier sein. Aber um eines bitte ich dich: daß keine Dienerhand mich berühre; schlage du mich selbst."

„Du hast recht, mein Sohn, warte!"

Und Gawrila Michàilowitsch ging hinaus, um selber eine Handvoll Gerten zur Rute zu schneiden. Dann schlug er seinen Schwiegersohn damit, aber nicht bloß zum Schein, sondern genau so, wie er irgendeinen Leibeigenen gezüchtigt hätte — nur daß es nicht durch seine eigene Herrenhand geschehen wäre.

Hiernach umarmten sich Vater und Sohn und küßten sich herzlich.

„Jetzt bist du mein, Màrka, und ich bin auf ewige Zeiten dein. Hab Dank, daß du den alten Mann geehrt hast! Möge dein Sohn, mein Enkel, dir einst so viel Freude bereiten wie du heute mir! Aber jetzt laß uns hinübergehen."

Anna Gawrilowna saß in dem Zimmer ihrer verstorbenen Mutter; sie hatte des Vaters Gebot wörtlich erfüllt und wiegte ihr Kind auf dem Schoße, als sich die Tür weit auftat und beide Männer mit fröhlichem Gesicht eintraten.

„Anna, hier bringe ich dir meinen Sohn!" sagte Gawrila Michàilowitsch, „hörst du? meinen Sohn, deinen Gatten; und nun laßt uns gleich auf einmal alles abmachen. Wollt ihr mich denn wieder verlassen? Es ist schwer, allein sein, Kinder, und ich kann auf meine alten Tage nicht mehr zu euch ziehen. Ein alter Hahn verläßt seine Stange nicht gern."

„Das wäre auch nicht in der Ordnung," sagte Màrka: „Wir Jungen wollen unser Nest bei dir bauen."

„Màrka, ist das dein Ernst? Und du, Anna, was sagst du dazu?"

„Vater . . . Väterchen . . ." Anna Gawrilowna konnte vor Bewegung nicht sprechen.

„Nun gut, meine Kinder, habt Dank . . ." wiederholte Gawrila Michàilowitsch; aber so stark war die Gewohnheit seines Herrentums, daß ihm die stille Freude des Herzens nicht lange genügen konnte: er mußte ihr Luft machen.

„Schickt nach dem Schultheiß!" befahl er der Dienerschaft, und dem Herbeieilenden sagte er: „Jefrèm, Gott hat mir Freude beschert in meinen Kindern und meinem Enkel und Nachfolger, eurem zukünftigen Herrn. Teile es allen mit und sage: die noch schuldigen Steuern seien erlassen, wer sich gegen mich versündigt hat, dem sei verziehen. Einem jeden auf dem Gut teile ein Pud Mehl aus und lasse ein Wildschwein schlachten. Alle aber seien meiner Gnade versichert, und ich lade sie zu einem großen Feste in zehn Tagen ein."

Jefrèm fiel seinem Herrn zu Füßen. „Habe Dank, Väterchen, und erlaube, daß wir mit Brot und Salz die junge Herrschaft begrüßen!"

Dann gab Gawrila Michàilowitsch noch den weiteren Befehl: dreihundert Bettler aus allen seinen Dörfern zusammenzusuchen, die am großen Festtage beschenkt werden sollten. Der Diener Filjka, der den Befehl erhielt, diesen Auftrag auszuführen, konnte jedoch trotz aller Mühe die gewünschte Zahl nicht zusammenbringen. Ein großer Zigeunertrupp mit Tanzbären und nackten Zigeunerkindern, dem er begegnete, rettete ihn aus seiner Verlegenheit. Filjka lud sie samt und sonders ein, und am Abend vor dem Feste kamen sie singend und tanzend mit ihren Bären vor das Gut gezogen, so daß Gawrila Michàilowitsch an dem Feste die Genugtuung hatte, sich die von ihm befohlene Schar vollzählig in seiner Herrengnade sonnen zu sehen.

Das Fest dauerte mehrere Tage und war so beispiellos glänzend, daß die anwesende Jugend sich dessen noch bis ins hohe Alter erinnerte.

VI.

Wer Gawrila Michàilowitsch nur früher gekannt hatte, als er, der gefürchtete Gebieter, sein Zimmer fast niemals verließ, der wäre erstaunt gewesen, ihn in der neuen Phase seines Lebens zu sehen, wie er gesprächig und fröhlich im Kreise der Seinigen, im Wohnzimmer sitzend und immer noch den Pantoffel auf dem Fuß wippend, mit ihnen scherzte.

Aber am liebsten hörte er wohl zum hundertsten Male von seinem Schwiegersohn die Geschichte des kühnen Raubes mit allen ihren Einzelheiten erzählen und wurde nie satt, sie zu hören. — Wie dieser zuerst nach Moskau und wieder in den Militärdienst getreten war, damit er in Vergessenheit gerate, wie er dann heimlich auf sein Gut zurückkehrte, das volle hundert Werst von demjenigen Gawrila Michàilowitschs entfernt war, und wie er als Bauer verkleidet, einen ganzen Monat lang in einem verlassenen Schober gehaust hatte, um seinen Plan zur Reife zu bringen. Dann, als es ihm gelungen, zu erfahren, daß Anna Gawrilowna am Festtag Pokròw in der Kirche sein würde, beschenkte er den Popen, den Djàkon und den Meßner seiner eigenen Gutskirche reich mit Gold und befahl ihnen, vom Feste an bis zum Mittag des andern Tages die Meßgewänder nicht abzulegen, die Kerzen in der Kirche nicht zu löschen und die Kronen[1]) bereit zu halten, so daß, sobald sich Màrka Petròwitsch in der Kirchentür zeigen würde, die Trauung sofort beginnen könne. Das Haus auf seinem Gute wurde heimlich geschmückt und alles zur Ankunft der jungen Herrin bereitet. Am Abend vor dem Feste aber weihte er fünfzig seiner tüchtigsten Jäger in seinen Plan ein, worauf er mit ihrer Hilfe in der Kirche den Raub bewerkstelligte und Anna in einer Bauern-Tròika entführte. Unterwegs begegnete ihm der Transport kleinrussischer Mehlfuhren: sofort kam ihm der Gedanke, Anna Gawrilowna, der größeren Sicherheit wegen, zwischen den Säcken zu verstecken.

„Dann kam uns mein Wagen entgegen," erzählte Màrka Petròwitsch weiter. „Wir flogen nur so dahin, und gegen Morgen sah ich von weitem die erleuchtete Kirche auf meinem Gute. Kaum hatten wir die Schwelle erreicht, so erklang auch schon der Gesang des Popen."

„Und im Bauernanzug hast du dich mit meiner Tochter trauen lassen? War sie dir denn nicht sehr böse?"

„Das wissen am besten wir beide, Anna und ich, Väterchen!"

„Nun, es ist nur gut, daß meine Tochter nicht nach dem Vater geartet ist, sonst hätte sie dich, den sauberen Bauern, nicht geküßt," meinte Gawrila Michàilowitsch dann jedesmal. Er hatte für den Schwiegersohn, ohne es selber zu wissen, eine fast ehrerbietige Zärtlichkeit; aber was die beiden Männer am festesten verband, war ihre gemeinsame Liebe zu Anna Gawrilowna. Diese hätte in der Sonne dieser Doppelliebe ein Dasein voller Freude und Herrlichkeit genießen können. Allein von frühester Jugend auf als richtige russische Gutsherrin an rege Tätigkeit gewöhnt, machte sie sich mit neuem Eifer an die Bewirtschaftung der vereinten beiden großen Güter.

„Wohin denkst du, mein Täubchen?" konnte sie sagen, wenn Màrka Petròwitsch in der ersten Zeit nach ihrer Verheiratung sich selber auf den Weg machen wollte, um nach den Arbeiten auf dem Gute zu sehen. „Ich verstehe das besser als du. Laß du nur mich machen, meine Seele!" Und Màrka Petròwitsch gab um so eher nach, als er sich einen großen Pack Bücher aus Moskau verschrieben hatte und diese fleißig studierte. Anscheinend hielt Gawrila Michàilowitsch die Zügel seiner Macht so straff als je in den Händen;

[1]) Während der Trauung werden über dem Brautpaare goldene Kronen gehalten.

in Wirklichkeit aber war es seine Tochter, die auch auf seinem Gute herrschte, und, sich selber unbewußt, fing er an, sie nicht nur mit liebevoller Zärtlichkeit, sondern auch mit Achtung und Bewunderung zu behandeln. Wenn Anna Gawrilowna müde von Feld und Hof zurückkam und sich eine Stunde Ruhe gönnte, dann sorgten Vater und Gatte für Stille im Hause und gingen selber auf den Zehen umher, um sie nicht zu wecken — ja, Gawrila Michàilowitsch nahm sogar die Pantoffeln ab, um nicht mit ihnen zu schlürfen. „Still, Kinder, still!" sagte Màrka zu den Kleinen und setzte sich mit seinem Buche zu ihnen ins Kinderzimmer. Wie zu Anna Gawrilownas Kinderzeit hütete auch die alte Njànja den Schlaf ihrer Herrin, und war diese wieder erwacht, so ging die frohe Kunde durchs ganze Haus.

Man sagte von ihr, daß sie mit einem einzigen Blick ihrer Augen wie mit einem Silberrubel schenke, und daß ihre Rede süß sei wie Honig und weise und klug zugleich. Sie sorgte für die Leibeigenen wie eine Mutter, führte neue Gewerbe in den Dörfern ein, errichtete Tischler- und Weberwerkstätten und baute eine neue Kirche mit Hilfe der eigenen Handwerker. So kamen und gingen die Jahre. Und wiederum war einst der Tag des heiligen Michael herangekommen . . .

Dieser Tag, das Namensfest von Gawrila Michàilowitschs Vater wurde stets durch ein Erinnerungsmahl gefeiert. Zum Schluß verlangte man stürmisch nach Tanz und Sang. Der Chor der Dienerinnen erschien in der Saaltür, und bald füllte der Klang der jungen frohen Stimmen den gastlichen Raum. Zu ihnen gesellten sich die Liedersänger, und nun schwoll der Chor zu mächtigem Schalle an.

Da erschien Anna Gawrilowna inmitten des Saales in goldenem Kopfputz und reichem silbergestickten roten Sarafàn, an dessen unterem Rande Silberglöckchen hingen. Die reichgefransten Enden ihrer kostbaren persischen Schärpe vorne bis zum Saum des Sarafàns — so trat sie unter die Gäste. Aber wie ruhig und gleichmäßig auch ihr Schritt war, die Silberglöckchen ließen ihr leises Geklingel bei jeder ihrer Bewegungen ertönen.

Nun klatschte Anna Gawrilowna in die Hände und lud damit einen der Gäste, den besten Freund Gawrila Michàilowitschs, zu ihrem Partner ein. Wieder erscholl der fröhliche Chor, und im Takt begann das Paar inmitten des freigewordenen Raumes, langsam und gemessen, wie es der russische Nationaltanz verlangt, die verschiedenen Figuren zu schreiten.

Da blieb Anna Gawrilowna ganz plötzlich mitten im Tanze stehen. „Zürne mir nicht, Gevatter!" sagte sie: „Wir wollen ein andermal den Tanz zu Ende tanzen — aber jetzt ist nicht die Zeit dazu," und sie verschwand in der Tür.

Màrka Petrowitsch sah ihr betroffen nach, dann ging auch er hinaus und ihm folgte sein Schwiegervater. Der Chor verstummte, und es erhob sich ein aufgeregtes Flüstern unter den Gästen und der Dienerschaft. Man erging sich in Fragen und Vermutungen; warum hatte Anna Gawrilowna ihren Partner „Gevatter" geheißen, da sie doch gar nicht verwandt war mit ihm?

Bald erschien Gawrila Michàilowitsch mit erregtem und besorgtem Gesicht wieder im Saal. „Meine werten Gäste," begann er, sich bekreuzend: „Die Stunde des Herrn ist bei uns eingekehrt, die große Stunde des Lebens und des Todes . . . Meine Tochter, Anna Gawrilowna . . ." aber weiter kam er nicht, sondern bekreuzte sich nur aufs neue. Die Gäste sahen, daß sie ihren Wirten unter diesen Umständen nur im Wege waren, und beeilten sich, mit den herzlichsten Segenswünschen wieder abzureisen. Aber es war im Herbst, die Wege schlecht, und es dunkelte bereits; noch hatten sie keine drei Werst zurückgelegt, als sie von reitenden Boten eingeholt wurden, die im Namen Gawrila Michàilowitschs, Màrka Petròwitschs und der Herrin, Anna Gawrilowna, die Gäste ergebenst baten, ihnen die Ehre anzutun und wieder umzukehren. Sie ließen sich nicht lange bitten, und die ganze Gesellschaft kehrte zum Gute Gawrila Michàilowitschs zurück.

Dort empfing sie Màrka Petròwitsch mit einer freudigen Nachricht: „Wünscht unserm Väterchen Glück zu dem neuen Enkel und uns zu dem vierten Sohne!"

Dann wurden die Türen des Saales sorgfältig geschlossen, damit kein Laut von dem lärmenden Gelage in die inneren Gemächer des Hauses dringe, und man blieb bis zum hellen Morgen zusammen, als gute Vorbedeutung für den Neugeborenen, damit er nicht träge und schläfrig werde.

Man taufte das Kind am neunten Tage, wie es sich gehört, und es wurde des Großvaters ganze Freude.

„Groß ist er nicht, aber gut geraten!" sagte er von dem Kleinen, wenn er ihn auf die Arme nahm. „Du hast es eilig gehabt mit dem Erscheinen, nicht einmal ihren Tanz beenden durfte deine Mutter!" Und Gawrila Michàilowitsch sang seinem Enkel, während er ihn hoch emporhob:

Mich hat meine Mutter im Tanzen geboren,
Meine Großmutter mich im Laufen gewickelt.
Ei! — ti — li — li, meine rote Kalinka[1]),
Rote Kalinka aus meinem Garten!

Und dieser Enkel, „der Eilige", wie ihn der Großvater nannte, war kein andrer als derselbe Fèdor Màrkowitsch, bei dem Anna Gawrilowna ihr friedliches Leben beendete. Die Kraft und die rege Tätigkeit schwanden dahin, und der kleine Kater und die blauen geknüpften Schnürchen wurden allmählich ihre Welt. Alles um sie her starb, aber Anna Gawrilownas Herz blieb lebendig. Voll reifer Güte, zauberte es ihr ein Lächeln auf die welken Lippen, ein Lächeln, noch süßer als der Duft der frischesten Rose; und dieselbe reife Güte ihres einfältigen Herzens gab ihrem schlichten Glauben eine starke Auferstehungskraft, ihrem Sterben den Frieden eines einschlummernden Kindes.

[1]) Kalinka, Diminutiv von Kalina, eine sehr beliebte Marschbeere. Der Russe gebraucht die Namen der verschiedenen Beeren oft als Kosenamen.

Literarische Rundschau.

Der neue Band der Humboldt-Briefe.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Dritter Band: Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst. — Briefe aus Rom und Berlin—Königsberg (1808—1810). Mit zwei Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Wie den ersten Band das psychologische, den zweiten das literarische, so macht diesen dritten Band vor allem das politische Interesse wichtig. Jenes Problem, das eben jetzt Meinecke in einer ausgezeichneten Studie behandelt hat: „Weltbürgertum und Nationalstaat", ist von der Herausgeberin mit gutem Recht als Untertitel auf das Buch gesetzt worden. An Wilhelm v. Humboldt, den typischen „humanen Menschen" der klassischen Zeit, trat die Schicksalsfrage heran, ob er dem aristokratischen Bildungsideal seinen preußischen Patriotismus opfern wolle; er hat sie ohne Zögern verneint. Ohne Zögern, so leidenschaftlich auch alle Seiten der Sammlung das unstillbare Heimweh nach Rom durchklingt; so unduldsam er auch deutsche Landschaft, norddeutsches Leben, preußische Art beurteilt; so kühl er auch in die Zukunft sah. Aber der gute altpreußische Pflichtbegriff war Herr über alle egoistischen Empfindungen und künstlerischen Antipathien. Der Klassiker der Selbstausbildung widmete eine rastlose und zähe Arbeit der Neuschöpfung unsres Unterrichtswesens und besonders auch der Gründung der Berliner Universität; und als Organisator des höheren Unterrichts ein würdiger Genosse des von ihm hochgeschätzten Scharnhorst bewies er für alle Zeiten, daß die klassisch-humanistische Ausbildung weder den praktischen Sinn noch die patriotische Empfindung zu verdunkeln braucht.

Während dieser Zeit lebt Caroline in Rom, und Humboldt schreibt ihr Liebesbriefe voll wahrer Vergötterung; ihre eigenen herzlichen Briefe klingen daneben fast kühl. Sie bewahrt überhaupt stets ihre vornehme Ruhe, und die Not des Vaterlandes erträgt sie fast so gelassen, wie sie (und ebenso Wilhelm) die drohende Aussicht eines hohen Vermögensverlustes erträgt. Nur der Tod der Königin Luise und vor allem die Erinnerung an das eigene früh verstorbene Kind, ihren Wilhelm, entlockt ihr wärmere Töne. Sonst erschreckt man fast über die fortdauernde Ruhe, mit der sie für das Skulpturenmuseum in Tegel zu sorgen fortfährt, freilich auch des Bildhauers Rauch sich annimmt. Übrigens haben beide ihre Günstlinge, und wenn Caroline sich mit ihren Beziehungen zu Alexander v. Rennenkampff nicht gern necken läßt, weiß Wilhelm die vorübergehende Heftigkeit seiner Empfindungen für Johanna Motherby hinter Schilderungen ihrer Freundschaft vielleicht auch vor sich selbst zu verbergen . . .

Wilhelm zeigt sich in größter Vielseitigkeit. Der große Kultusminister und gewandte Gesandte in Wien leitet die Erziehung der Kinder, vermittelt Kunstaufträge,

hat freilich fürs Lesen nicht viel Zeit (doch werden natürlich die „Wahlverwandtschaften", ohne rechte Freude, verschlungen); er feilt aber doch an seinen Gedichten. Dem König tritt er mit herzlicher Sympathie, doch auch mit ruhigem Selbstgefühl gegenüber, gefällt sich im Umgang mit vornehmen Damen, der Königin, der Prinzessin Marianne, der Fürstin von Rudolstadt, erwirbt sich rasch die Anhänglichkeit seiner Beamten und das Vertrauen weiter Kreise. Er steht als ein selbstverständliches Glied in der unvergleichlichen Geistesaristokratie jener wunderbaren Zeit. Schiller bleibt ihm „der größte und schönste Mensch, den ich je gekannt"; Goethe bemüht sich liebenswürdig um den Erkrankten, dem er selbst die Medizin ins Auge tröpfelt, aber Humboldt bleibt ihm innerlich fern und ärgert sich, daß Goethe keine Kritik vertragen könne. Während Fr. A. Wolf fast wie ein Fürst auftritt, um dessen Gunst man sich bewerben muß, werden Schinkel und Rauch mit Wohlwollen gefördert, Schleiermacher herangezogen; Madame de Staël oder der französische Populärphilosoph Dégérando bleiben am Rande des Kreises. Bei alledem bleibt Caroline für ihn der natürliche Mittelpunkt alles Denkens: „Es gehört mehr dazu als das Schicksal kann, einen Menschen herunterzubringen, der einmal einen unabhängigen Sinn hat, und ein Wesen fand, wie du bist." So fühlt er sich gegen alles gefestigt; „man muß auch nicht zuviel Böses vom Tode sagen". Und jene große Anschauung, zu der Nietzsche sich durchrang: daß die Überwindung des Pessimismus eine sittliche Pflicht sei, spricht Humboldt schön aus: „Kurz, ich bleibe immer dabei, glücklich muß man immer sein, und immer nur durchs Schöne; ist's nicht durch Genuß, so ist es durch Sehnsucht."

Uns werden tagtäglich so viel fremde Ärzte und Erzieher angepriesen — Carlyle und Ruskin, Emerson und Thoreau, Multatuli und Strindberg; ich denke, an der Gemeinschaft der Heiligen aus Goethes Zeit könnten wir Erbauung genug finden!

Richard M. Meyer.

Ein rheinisches Künstlerbild.

Johann Martin Niederee. Ein rheinisches Künstlerbild. Von Dr. Paul Kaufmann. Mit 23 Abbildungen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1908.

Dr. Paul Kaufmann, der Präsident des Reichs-Versicherungsamtes, hat seine — gewiß spärlich bemessene — Muße daran gewandt, dem Maler Johann Niederee in diesem Buche ein Denkmal zu setzen. Die Aufgabe war ihm als Erbe zugefallen. Sein Vater, der Bonner Bürgermeister, der Dürer-Biograph, hatte den Wunsch gehegt, das Gedächtnis des niederrheinischen Malers, in dem er, wie mancher andre Kunstfreund seiner Generation, einen Neuschöpfer deutscher monumentaler Religionsmalerei sah, festzuhalten. Die Aufgabe ist von dem Sohne noch zur rechten Zeit, bevor die Tradition ganz geschwunden war, gelöst worden. Vertrautheit mit dem Boden, auf dem Niederee erwuchs, geben dieser Schrift Leben und Farbe; die herzliche Teilnahme, mit der Kaufmann den kurzen Lebensweg des Malers begleitet, teilt sich dem Leser mit. Briefe des Malers, seine poetischen Versuche, die Urteile der Genossen runden das Bild des strebenden, schönen und starken Jünglings ab.

Niederee kam in Linz am Niederrhein 1830 zur Welt und starb 1853 zu Berlin. Sein Ende — ein Unfall auf dem Schießplatze raffte den Maler, der seine Militärpflicht erfüllte, dahin — erscheint um so tragischer, als nach mühsamem Aufstieg, nach schwerer Lehrzeit in Düsseldorf königliche Gunst und die Gönnerschaft des auf der Höhe der Geltung stehenden Peter Cornelius seinem Fortschreiten geebnete Wege bahnten. Reiche Hoffnung wurde mit ihm ins Grab gesenkt (der Historiker darf hinzufügen: auch viel Enttäuschung).

Kaufmanns Buch bietet, indem es liebevoll alles verzeichnet, was irgendwie über Niederee zu ermitteln war, ein Stück Kulturgeschichte. Wir lernen die Geburtsstadt kennen, in deren Kirche einige kölnische Altarbilder aus dem 15. Jahrhundert dem Knaben die erste Vorstellung von frommer Kunst boten, und die Düsseldorfer Akademie mit ihren Lehrern. In Berlin nahm sich Cornelius seiner mit tatkräftiger Zuneigung an und brachte den bescheidenen Rheinländer, der sich offen gab und jeden zum Freunde gewann, in einen Kreis geistig strebender Männer. Der jugendliche Herman Grimm scheint sich in den wenigen Monaten, die Niederee in Berlin verlebte, dem Maler eng angeschlossen zu haben. Zum wenigsten verrät Grimms Gedicht auf den Tod Niederees (ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht, das Kaufmann mitteilt), wenn man den konventionellen Goethe-Ton überhört, freundschaftliche Hochschätzung und bestätigt, daß die Genossen mit Niederee reiche Hoffnungen zu Grabe trugen, Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Kunst.

Die Zeichnungen, die der Rheinländer geschaffen hat und von denen unser Buch einige in Abbildungen zeigt, weckten Hoffnungen, weit mehr aber die so hohe ernste Person des Malers, der ein guter Sohn, ein treuer Schüler, ein frommer Christ, überhaupt ohne Fehl und Makel gewesen zu scheint. Und dann: wie er von seiner Kunst dachte, über seine Kunst sprach — einige Proben aus Briefen sind in unserm Buche zu finden —: damit vollendete sich das Ideal eines Künstlers, wie es den Männern von 1850 in Deutschland vorschwebte.

Von den Arbeiten, die erhalten sind — der Eifer Kaufmanns hat wohl so ziemlich alles aufgespürt — Porträts, Naturstudien nach Köpfen und Entwürfe von Passionsszenen werden wir an Rethels Vorbild erinnert, obwohl Niederee zu diesem reichsten Talent der neudeutschen Monumentalkunst nicht eigentlich in ein Schülerverhältnis getreten war. Persönliches Gepräge zeigen die Blätter nicht, wenngleich jugendliches Feuer und frommer Sinn in dieser Welt der Formeln hin und wieder etwas Leben aufleuchten lassen. In dem Kreise, in dem Niederee aufwuchs und lebte, sagte man: Raffael, Dürer und Cornelius, wie man heute: Velazquez, Rembrandt und Manet sagt (vielleicht sagt man schon: Greco, Vermeer und Manet). Der Boden, den Cornelius angebaut hat, blieb unfruchtbar. Und Niederee, soweit Kaufmanns Schilderung eine Vorstellung von seinem Charakter gibt, war nicht der Mann, gegen den Lehrer zu revoltieren. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, warum all das schöne Streben der Malergeneration, zu der Niederee gehörte, ergebnislos bleiben mußte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß niemand aus der Cornelius-Schule den Weg zurückgefunden hat. Aus dem menschlich rührenden und kulturgeschichtlich bemerkenswerten Idealismus Niederees und seiner Genossen konnte eine neue Monumentalkunst nicht entstehen. Die Menzel und Böcklin wurzelten nicht in diesem Boden. Es ist kein Zufall, daß die am höchsten gefeierten Talente dieser Generation, wie Speckter und Oldach, früh dahingingen. Die da alt wurden, bekamen Gelegenheit, den Beweis zu liefern, daß der beste Teil ihres Talentes — — Jugend gewesen war.

Wenn Niederee statt 1853 erst 1900 zu Grabe getragen worden wäre, hätte man mit ihm einen verbitterten Akademieprofessor bestattet. Und statt des frühlingshaft leuchtenden Bildes, das Kaufmann gezeichnet hat, wäre die peinliche Vorstellung verfehlten Strebens zurückgeblieben. Hier gilt gewiß, daß die Götter ihre Lieblinge in der Jugend dahinraffen.

Max J. Friedländer.

Fedor Mamroth.

Aus der Frankfurter Theaterchronik (1889—1907). Von Fedor Mamroth. Zwei Bände. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1908.

Ein Mann, reich an lebhaftem und vorwiegend lyrischem Empfinden, in das Witz und Verstand eigenartig genug hineinspielten; eine temperamentvolle und doch sehr weiche Natur; ein Schriftsteller, der in seinen selbständigen dramatischen und epischen Versuchen bei allem Reichtum des Geistes und Gemütes den persönlichen und zwingenden Ausdruck nicht fand; dieser Mann durch die Ungunst äußerer Verhältnisse in schweren und aufreibenden journalistischen Dienst gestellt und darunter leidend, schmerzlich leidend: so steht Fedor Mamroths Bild vor denen, die ihn gekannt.

Und nun, nach seinem Tode, erscheint dies Buch „Aus der Frankfurter Theaterchronik (1889—1907)", eine Zusammenfassung journalistischer und bühnenkritischer Arbeiten aus seiner Feder, von der verständnisvollen Gattin gesammelt und redigiert; und in diesem Buche scheint er über sich selbst hinauszuwachsen, oder sein Bild gewinnt zum mindesten eine Ausdruckskraft, die selbst Freunde nicht darin vermuten konnten. Denn diese Frankfurter Theaterchronik ist mehr als ihr Titel besagt. Mehr selbst als eine einsichtig beurteilte Spanne Bühnengeschichte, mehr als ein Kompendium ästhetischer Probleme. Sie ist ein Buch des Kampfes um die moderne Weltanschauung und des Ausdrucks, den sie im Bühnenbilde finden darf und soll. Und die Waffen sind blank, und die Waffen sind scharf.

Gelegentlich eines Dumasschen Dramas heißt es hier einmal: „Das Stück wirkt nicht nur trotz seiner Fehler, sondern auch durch sie." Und indem Mamroth das ausspricht, drängt sich ihm der Vergleich des Opals auf, der auch den Mängeln seiner inneren Struktur seine Schönheit verdankt. Das kennzeichnet diesen Kritiker: das verstandesmäßig erfaßte Urteil setzt sich ihm sofort in nachdichtende Empfindung um. Zugleich tritt seine völlige Unabhängigkeit von vorgefaßten ästhetischen Meinungen, und hießen sie Regeln und Gesetze, leuchtend zutage. Entscheidend bleibt das Wohlgefallen eines gebildeten Geschmackes.

Auch Mamroth hatte an die Hauptmann, Sudermann und Halbe in ihren ersten Anfängen geglaubt. Die Glocke läutete, und die Zeit forderte das Wunder. Es war ganz wie in „Über unsere Kraft". Dieser Kritiker aber hing sowenig an vorgefaßten Meinungen, und wären es seine eigenen gewesen, daß er den Irrtum schnell genug einsah und alsbald bekannte. Aus Sudermann wird auch hier „Herr" Sudermann. Und schon gegen die „Einsamen Menschen" wird der Widerspruch laut, wenn er auch zunächst noch vorwiegend empfindungsmäßigen Ausdruck sucht: „Einsam sein, heißt stark und mitunter auch groß sein. Gerhart Hauptmanns einsame Menschen sind alles andre, nur nicht einsam."

So ward ihm seine eigentliche bühnenkritische Mission: beim Scheitern des modernen Theaternaturalismus die Klippe aufzuweisen, auf die man recht absichtlich hingesteuert hatte. Wieder und wieder erhebt Mamroth die warnende Stimme, nicht das zu vernachlässigen, was man unter dramatischer Technik versteht, und was sie nun verächtlich „Mache" schelten. Er weist auf den Kulturwert dieser Technik. Er zeigt im einzelnen, wie Wirkungen durch sie gewonnen werden. Er führt vor Augen, daß diese Bretter doch nur eben eine Welt „bedeuten". Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste, und auch ihm selbst tritt die Frage nahe: War das Schiff als solches überhaupt seetüchtig, das an dieser Klippe zugrunde ging? Wieder aber scheint die Vorurteilslosigkeit dieser Kritik bewunderungswürdig, die es nicht verschmäht, einen geschickt gebauten Schwank wie den „Seligen Toupinel" als Muster dessen, was zu lernen erforderlich, hinzustellen. Und das mit Recht.

In andern seelischen Regionen war die naturalistische Kunst, in andern Mamroths Wesensart erstanden. Die Stadt an der Donau war seinem Geiste Heimat geworden; der elegisch-mondäne Klang ihres Lebensliedes tönte in ihm nach. Doch war es gewiß nicht Mangel an Anpassungsfähigkeit, der seinen Widerspruch gegen den Naturalismus aufrief. Der Zärtlichkeitszug in seinem Wesen hieß ihn überall lieben, wo immer er Größe fand. Das Beste und Verständnisschärfste, was er überhaupt gegeben, galt Ibsen. Ja, dieser Verwandlungstrieb wird geradezu ein Kennzeichen seiner kritischen Wesensart. Mit souveräner Ironie läßt er ihn spielen. Er gibt vor, Theaterdirektor zu sein, und schreibt einen Brief an den Verfasser, in dem er ihm die Gründe auseinanderlegt, die ihn zwingen, das Stück (das eben aufgeführt wurde) abzulehnen. Er setzt sich an die Stelle des Regisseurs, betrachtet die Aufführung als Probe und greift bessernd ein. Er diskutiert als Kollege mit dem Dichter und zeigt ihm, wie der vorliegende Stoff hätte angefaßt werden müssen. Und in alledem verliert er sich durchaus nicht in Spielerei. Vielmehr entsteht auf diesem Wege, was wir als positive Kritik bezeichnen.

Diese Verwandlungsfähigkeit aber, ohne die kritisches Können unmöglich erscheint, — war sie nicht vielleicht durch journalistische Tätigkeit großgezogen?

Ich entsinne mich einer Unterredung mit Theodor Fontane. Sie galt dessen Theaterkritiken und dem Wunsch, sie gesammelt zu sehen. Davon nun wollte Fontane nichts wissen. Und er sagte mit einem Achselzucken: „Wenn meine Berichte überhaupt irgendeinen Wert beanspruchen können, ist es der, der Theaterkritik ihr Pathos genommen zu haben."

Mamroths Theaterkritiken sind keineswegs unpathetisch. Aber wenn Fontane den Wert des Unpathetischen betonte, so verteidigte er damit wohl zunächst sein Persönlichkeitsrecht. Und das ist es wirklich: bleibenden Wert kann nur die Kritik behaupten, die aus dem Spiegelbild den Schliff des Glases, aus dem Urteilsspruch den Richter erkennen läßt. Mamroth war eine lyrisch gestimmte Natur und gibt sich als solche.

Der Lyriker spricht. Er begeistert sich am Klange des Namens Ro—me—o, und halb vergessene Stimmen aus fernem Jugendlande heben an zu singen. Er lernt die Muse kennen, und die Beschreibung dieser einzigartigen Erscheinung wird ihm zum Gedicht. Er wohnt der letzten Vorstellung im alten Frankfurter Schauspielhause bei, und das Raunen der Vergangenheit ist in seinen Ohren. Dies alles aber ist vorerst doch nur äußerlich.

Der Lyriker spricht aus einem starken freiheitlichen Empfinden. Es gibt für Mamroth keine guten Stücke, in denen sich die Satire gegen die gesellschaftlich oder wirtschaftlich Schwächeren wendete. Denn Kunst ist keine Tünche, mit der man die Mauern eines Gefängnisses wie eines Palastes gleichmäßig übergehen mag. Kunst ist Bekenntnis. „Rebellen, Freiheitskämpfer sollen unsre Poeten sein, Berater, Ermutiger, Helfer, Mitschuldige, wenn es sein muß, — feig genug sind wir auch ohne sie. Ein Dichter, der uns nichts gibt als seinen Mut, ist uns tausendmal lieber als ein Dichter, der uns alles gäbe, und auch seine Schwäche." Dies wendet sich gegen Hauptmann. „Gerechtigkeit! Ist diese einmal da, dann kommt die Liebe von selbst, dann kommt die Duldung von selbst, dann kommt die Freiheit von selbst, Licht, Wahrheit, Schönheit, der Respekt vor der Menschennatur." Dies gilt Sudermann und seinem Begriff von „Liebe". Solchen Forderungen aber steht der feste, leidgehärtete Glaube zur Seite: „Die Welt mag sein, wie sie wolle, schlecht oder noch schlechter, — nichts darin geht verloren, auch das Gute nicht; die großen Herzen bleiben nicht einsam; die hohen Impulse leuchten von Brust zu Brust; Begeisterung und Treue brechen schließlich den stumpfen Widerstand der Welt, und Menschenliebe wirkt fort in unberechenbare Fernen." Dies gilt Arno Holz und seinem spekulativen Pessimismus. Man wird aber nicht zweifeln dürfen, daß eine so überzeugungsstarke Kritik in einer artistisch-glaubenslosen Zeit und über sie hinaus ihre Bedeutung gewinnt.

Ibsens „Wildente" analysierend, erkennt Mamroth darin das Drama der „Deklassierten"; das Gesetz der sozialen Rückbildungen deckt sich ihm auf. In „John Gabriel Borkman" sieht er ein aus dem Napoleonischen ins Bürgerliche verkürztes Menschenschicksal. Halbes „Haus Rosenhagen" gegenüber erörtert er die Theorie des „Ausbauerns". Neben der Fülle historischer Kenntnisse und dem Reichtum an literarischen Anekdoten tritt die Vertrautheit mit den sozialen Fragen der Gegenwart bestimmend zutage. Sie wird mit dem, was ich den freiheitlichen Drang dieses lyrischen Kritikers nannte, völlig eins. Beide zusammen geben der „Frankfurter Theaterchronik" ihr Gepräge.

Wo aber hätten die sozialen Tendenzen des Verfassers reichere Nahrung finden können, als in dem Tagesdienst an einer großen politischen Zeitung?

Mit oder wider seinen Willen, es scheint, er wurde seinen Weg geführt. Und diese gesammelten Kritiken, die nur dem Augenblicke dienen wollten, sind, gealtert, köstlicher geworden. Eine lebendige Stimme ertönt und gibt Spruch und Antwort.

Ernst Heilborn.

Schriften von Otto Frommel.

Die Poesie des Evangeliums Jesu. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.
Novellen und Märchen. Berlin, im selben Verlag. 1907.
Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben. Berlin, im selben Verlag. 1908.

Es ist der Abkomme einer alten Künstlerfamilie, der in diesen Büchern zu uns redet. Der Karlsruher Galeriedirektor Karl Ludwig Frommel ist als Urheber des bekanntesten Heidelberger Schloßbildes, das allen späteren zum Vorbild diente, und durch seine italienischen Landschaften jedem Kunstfreunde in ehrenvollem Andenken. Durch seine schönen Zeichenvorlagen, die mit Vorliebe die Umgebung von Baden-Baden, das alte und neue Schloß, die Klosterräume von Lichtenthal, Eberstein und ähnliche Perlen des badischen Landes anmutig skizzierten, ist Frommel den Zeichenlehrern ein Gehilfe und den Zeichenschülern ein geliebter Meister gewesen. Sein Adoptivsohn, der Maler Lindemann-Frommel in Rom, hat in seinem gastfreien Hause zahllose Rompilger aufgenommen. Emil Frommel, der Sohn des Galeriedirektors, hat als Prediger und Novellist dem poetischen Genius des Hauses neue Verehrer erworben. Demselben Stamme gehört unser Dichter an, der alle liebenswürdigen Züge der Frommelschen in bester Weise repräsentiert. Viele Freunde hat das 1906 erschienene Buch über „Die Poesie des Evangeliums Jesu" gefunden, das, von dem kritischen Streite absehend, diejenige Seite des Evangeliums zur Darstellung bringt, die auf alle Herzen wirkt, die poetische. Daß in dem Lehrer von Nazareth ein seltenes Naturgefühl wirkte, daß ein großer Naturdichter der Welt in ihm erstanden war, daß er als Parabeldichter von keinem erreicht wurde, das sind Tatsachen, die Otto Frommel in ebenso liebenswürdiger wie geistvoller Weise zur Geltung zu bringen weiß.

Frommels „Novellen und Märchen" sind ein nicht minder erfreuliches Buch, das den erfahrenen Geistlichen nirgend verleugnet, der in viele Geheimnisse des Hauses, in viele traurigen Verhältnisse und in Falten der Herzen schauen durfte, die sich dem oberflächlichen Blicke entziehen, das aber auch den wahren Dichter zeigt, der ein lebendiges Gefühl dieser Zustände hat und die Gabe besitzt, es wiederzugeben und ein Echo der eigenen warmen Empfindung in dem Herzen des Lesers zu wecken. Gleich die erste Erzählung: „Meister Adam und sein Sohn", rollt eine aus dem Leben gegriffene Geschichte auf, wie ein wackerer Mann durch den Tod der geliebten Frau moralisch und ökonomisch in Verfall gerät und seinen Knaben

mit ins Verderben zieht, bis eine unschuldig erduldete Strafe ihm Zeit zum Nachdenken schafft und der Zuspruch eines wackeren Geistlichen ihn seinem besseren Selbst zurückgibt. Es ist diese Geschichte eine Kritik unsres Erziehungs- und Gefängniswesens, wie sie in England Dickens an Schulen und Zuchthäusern geübt hat. „Peregrina", die zweite Novelle, ist die Geschichte eines Musikers, der sein Leben an eine Komposition gesetzt hat, die dann durch einen Brand in Gefahr ist zu verbrennen, er aber rettet sie, um selbst den Folgen der Brandwunden zu erliegen. Er läßt sein Leben, um nicht das beste Ergebnis seines Lebens untergehen zu lassen. „Die Geschwister" geben ein psychologisch interessantes Bild zweier Menschen: der Bruder Idealist, die Schwester harter, praktischer Verstand. Der Kampf endet mit dem Siege der Schwester, die auf diese Weise Geld findet, aber kein Glück. „Das Kind" schildert die traurige Geschichte einer Ehe, die an einem schwachsinnigen Kinde zu scheitern droht, weil die Mutter nur für das blöde Geschöpf lebt und auch nach dessen Tode dem Vater seinen Mangel an Liebe für dasselbe nicht verzeihen kann, bis eine Aussprache sie überzeugt, daß es nicht Gefühllosigkeit war, die den Mann so handeln ließ, sondern die tiefe Empfindung ihres und seines Unglücks. „Der Dachstuhl" ist eine humoristisch gefärbte Theodicee. Eine selbstgerechte Alte wird an ihrem Glauben irre, weil ihr trotz aller ihrer Gebete und Missionsbeiträge der Wind das Dach umbläst, bis auf Fürbitte des Pfarrers einige reichere Gemeindeglieder das Dach und damit auch ihren Glauben wieder aufrichten. Eine köstliche Geschichte, die einen Einblick in die Gedankenwelt der subalternen Beamtenwelt eröffnet, ist „Der Herr Hofrat", der am Abend nach dem Festessen zu Ehren seiner Standeserhöhung noch vor dem Einschlafen sich selbst ein Hoch ausbringt: „Stoßt an, der Hofrat soll leben!" So wird uns ein bunter Strauß von Feld- und Gartenblumen geboten, und es ist keine welke darunter.

Ganz in seinem Elemente ist der geistliche Dichter in dem neuen Roman „Theobald Hüglin", der eine intime Kenntnis des schwäbischen Pfarrhauslebens und der inneren Schicksale eines Tübinger Stiftlers und Prälatensohnes verrät. Nicht die theologischen Zweifel und Kämpfe, wie man erwartet, hat Frommel in den Vordergrund gerückt, sondern die äußeren Schwierigkeiten des Pfarrerlebens, die Abgeschlossenheit des ausgesetzten Vikars, die Unzugänglichkeit und das Mißtrauen der bäuerlichen Bevölkerung, ihr Belauern und Beklatschen der geistlichen Herren, die Gefahren der Einsamkeit und die daraus folgenden inneren Zerwürfnisse. Die Geschichte lehrt, wie leicht ein schwacher Charakter, von dem sein Stand verlangt, daß er weit über der mittleren Linie der bürgerlichen Moral stehe, im Gegenteil gerade dadurch oft unter sie herabsinkt. Der Held wird schuldig und bleibt an Tapferkeit und Ehrgefühl weit hinter dem Mädchen zurück, das er ins Unglück gestürzt hat. Sie stirbt an der Geburt eines Knaben, den er einer Verwandten in Pflege gibt. Er findet nun eine treffliche Gattin; da er aber nicht den Mut hat, ihr seine Schuld zu bekennen, ist auch sein neues Glück ein wurmstichiger Apfel. Stets zittert er vor Entdeckung seiner inkorrekten Vergangenheit. Selbst schuldig, soll er Untergebene zur Anzeige bringen, die nicht schuldiger sind als er selbst. Fast täglich erfährt er, was es heißt: „bei jedem Zufallswörtlein schwitzen". Die Pflegerin seines Knaben hat ihn als Mitwisserin seines Geheimnisses völlig in der Hand und benützt diese Wissenschaft zu Erpressungen. So führt der Verfasser mit großer Kraft den Satz durch, daß auf Erden keine unseligere Kreatur sei als ein Pfarrer, der mit bösem Gewissen am Altar und in der Schule den Musterfrommen spielen soll. Es ist eine Gretchentragödie, nur daß hier Faust der bemitleidenswerte Teil ist. In mehr als einer Situation kommt er in den Fall, rufen zu müssen: „Nachbarin, euer Fläschchen!" Es ist das erschütternde Bild eines zur Heuchelei Verdammten, das Frommel zeichnet, und das uns erschüttert, weil der Unglückliche, der so an seiner Vergangenheit zugrunde zu gehen droht, nicht schlecht, sondern nur schwach ist. Es ist gar nicht zu verkennen, daß in der Schilderung dieser Seelenkämpfe Frommel eine seltene dichterische Kraft beweist. Der Dichter verfährt grausam mit seinem Helden,

der kein Held ist, sonst würde er einsehen, daß er mit dieser Sache nur fertig werden könne durch offenes Bekenntnis der Wahrheit. Aber Stück für Stück läßt sich der Stadtpfarrer erst die Wahrheit entreißen. Die hämische Art, die Gehässigkeit, mit der die Menschen sich an seiner Niederlage freuen und ihre eigene Gemeinheit ans Licht stellen, wendet das Urteil des Lesers dann wieder zu seinen Gunsten. Wir mißbilligen sein Verhalten, aber das seiner Richter erweckt Ekel und Widerwillen. Trotz seiner Verirrungen erscheint der Sünder als die edlere Natur, und wie er dann endlich sich zur Beichte vor seiner Frau bequemt, da erfährt er, wie wenig er die Güte der weiblichen Natur ergründet hatte. Sie vergibt ihm alles, sie will seine Schande mit ihm teilen und läßt sich nur das eine versprechen: Offenheit für alle Zukunft. Ihre einzige Friedensbedingung ist, er solle nie wieder eine Unwahrheit stellen zwischen sich und sie. Sein Amt muß er nun aufgeben, aber sein Weib hat er wiedergewonnen, kein Schwert schwebt mehr über seinem Haupte. Er ist befreit aus der Lüge, in die er sich selbst eingesperrt hatte.

Die Erzählung greift durch alle Höhen und Tiefen der Seele. Sie ist düster gefärbt, aber sie versöhnt uns, weil sie der Gerechtigkeit die Ehre gibt und zeigt, wie ein armer Sünder zuweilen besser ist als zehn Gerechte, die ihn anspeien. Vielleicht wäre die Versöhnung noch vollständiger, wenn Frommel in einem Nachspiel, so wie in Björnsons „Fallissement", gezeigt hätte, wie das neue Leben des vielgeprüften Paares sich nach dem Schiffbruch gestaltete; aber der Dichter hat das vornehm des Lesers eigener Phantasie überlassen, die den Trost sich selbst zu spenden vermag.

II

Neuere naturwissenschaftliche Literatur.

Der Werdegang einer Wissenschaft. Sieben gemeinverständliche Vorträge aus der Geschichte der Chemie. Von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1908.

Das Werden der Welten. Von Svante Arrhenius. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1908.

Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Das Werden der Welten. Von Svante Arrhenius. Neue Folge. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1909.

Die in der Überschrift genannten populär-wissenschaftlichen Werke bringen ernste Gedanken und Erörterungen; ihr Inhalt macht einem naturwissenschaftlich ungeschulten Kreise keinerlei Zugeständnisse; nur die Form ist der allgemeinen modernen Bildung angepaßt, die wenigstens die Elemente der Naturwissenschaft in sich schließt. Jedoch bedingen sich Inhalt und Form gegenseitig in ihrer Abhängigkeit von der Aufgabe, allgemein verständlich zu sein. Eine historische, naturwissenschaftlich ausgedrückt: eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung dient wohl stets am besten der Einführung in ein Wissensgebiet; sie läßt den wissenschaftlichen Bau gleichsam vor den Augen entstehen und verwandelt das, was jetzt in dem wissenschaftlichen Fachwerk als ein Nebeneinander erscheint, wieder zurück in ein Nacheinander. So werden Anschauungen und Begriffe, Erkenntnisse und Nutzanwendungen, die als fertige Gebilde verwirrend auf den Uneingeweihten wirken, dem Verständnis leichter zugänglich, wenn der Lesende ihre Bildung und Bedeutung, ihren Umfang und ihr Wachstum gleichsam miterlebt und an ihrer Entwicklung sein eigenes naturwissenschaftliches Denken sich entwickeln läßt.

Diese Art der Behandlung naturwissenschaftlichen Stoffes ist den genannten Werken gemeinsam. Aber diese Gemeinsamkeit ist auch die einzige. Alles andre in ihnen ist so verschieden wie die Individualitäten ihrer Verfasser. Die Persönlichkeit,

so weit sie sich in einem wissenschaftlichen Werke ausprägt, gibt der Arbeit eine künstlerische Seite, die weniger die Mittel der Darstellung als die Form des Gedankenaufbaues, der zu einem bestimmten Ziele führen soll, betrifft. Der wissenschaftliche Wille bestimmt in letzter Linie die Leistung und ihren Eindruck.

Ostwald ist Organisator. Mit der physikalisch-chemischen Betrachtungsweise hat er begonnen, mit der philosophischen will er schließen. Er hat wissenschaftlich induktiv gelebt, vom Speziellen zum Allgemeinen sich durchgearbeitet. Die physikalische Chemie, die durch die Vorherrschaft der organischen Chemie seit Liebigs Wirken bis gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts nur eine bescheidene Rolle in der chemischen Forschung spielte, hat Ostwald zu einer selbständigen, in sich geschlossenen Disziplin gefügt, deren geistiger Führer er war, ohne an den großen wissenschaftlichen Taten unmittelbar beteiligt zu sein. Er hat die physikalische Chemie nach innen und außen organisiert; nach innen durch sein Werk „Die allgemeine Chemie", eine organisatorisch-wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die eine ungeheure Fülle von Einzeltatsachen in einer zur „Lehre" geschlossenen Form zusammenhält; nach außen durch die Gründung einer erfolgreichen Schule und durch die Gabe, in Wort und Schrift die Ergebnisse physikalisch-chemischer Forschung und ihre Lehre zu verbreiten und sie zu einem nützlichen und notwendigen Faktor jeder modernen chemischen Arbeitsstätte zu gestalten. Dieser Wesenszug Ostwalds, die Gebiete seiner Wissenschaft zu beherrschen, nicht nur im Sinne eines Gelehrten, sondern mehr noch in dem eines Administrators, ließ ihn stets Standpunkte aufsuchen, die möglichst weite Überschau gewähren. Genügte ihm zuerst eine Höhe, die sein engeres Fachgebiet zu überblicken erlaubte, so sucht er jetzt von der Warte der philosophischen Betrachtung, der alle menschlichen Wissenszweige zu Füßen liegen, das Naturbild in sich aufzunehmen und zu analysieren. Da zeigen sich Zusammenhänge und Grenzen, die dem tiefer Stehenden verborgen bleiben; Flächen und Lichter heben sich heraus, die feinen Linien, die der nahe Beobachter sieht, verschwimmen.

Allgemeine Begriffe und Naturgesetze bilden solche Flächen und Lichter. Die Kleinarbeit der einzelnen Versuche hat ihre Schuldigkeit getan, wenn sie zum Naturgesetz oder allgemeinen Begriff geführt hat. Die Ergebnisse seines Überblicks über die Chemie von hoher Warte aus schildert Ostwald in seinem Buch „Werdegang einer Wissenschaft". Es ist eine Geschichte chemischer Begriffe, wie sie entstanden sind, begründet, erweitert und verallgemeinert wurden. Ostwald bezeichnet die einzelnen Vorträge, deren Form gewahrt blieb, als eine Reihe von Querschnitten durch das zu erforschende Gebilde, den Organismus der Chemie, so daß deren Nebeneinanderstellung die Gesamtgestalt einer leichteren und vollkommneren Auffassung zugänglich macht. Aber man muß hinzufügen, jeder Querschnitt gleicht dem eines Baumstammes mit seinen Jahresringen. Vom Mittelpunkte führt die Entwicklung zur Rinde: jede Idee, jeder Begriff, der dem lebenskräftigen Mark der Tatsachen entstammt, setzt Jahresringe an, deren Kreise immer größer werden.

Zu einer Nachschöpfung der chemischen Begriffslehre gehört nicht nur eine gründliche historische Kenntnis, vielmehr noch die Fähigkeit, die Bedeutung der Ideen im Entwicklungsgang der Forschung und in ihrem gegenseitigen Verhältnis bewerten zu können. Und noch ein weiteres, das dem Werdegang ein vorläufiges Ziel setzt, kommt für Ostwald hinzu: die Überzeugung, zu wissen, in welchem Punkte die allgemeinen Begriffe der Chemie und Physik sich vereinigen werden; welche Idee als die umfassendste in der nächsten Zukunft alle engeren Ideen umschließen wird. Es ist die energetische Anschauung des Naturgeschehens, deren Vorkämpfer Ostwald ist, eine Anschauung, die jeden Naturvorgang dem allgemeinen Begriff der Energie unterordnen will. Das mehr der Rückschau gewidmete Buch stellt die aktuellen Kampfesfragen der Energetik, die für einen unkritischen Leserkreis ungeeignet sind, nicht in den Vordergrund und betont sie fast nirgends. Aber in den fruchtbaren Boden, auf den der historische Schilderer führt, senkt Ostwald die Keime seiner eigenen Ideen, und schafft sich auch in weiteren Kreisen die Möglichkeit eines Ver-

ständnisses seiner wissenschaftlichen Überzeugungen. Alles das zu sagen, schien mir notwendig, um ein tieferes Verständnis für Ostwalds Buch zu fördern. Sachlich bedarf es keines Kommentars. Es ist mit allen Vorzügen Ostwaldscher Darstellungskunst, klar, belehrend, fesselnd geschrieben. Wie der Begriff der chemischen Elemente, der Verbindungsgewichte und Atome entstanden ist, wie Tatsachen, durch Tatsachen gestützt, durch Annahmen und Hypothesen verschleiert, zuerst einfache Begriffe erweitert haben, wie die Gasgesetze im Verein mit der Molekularhypothese Theorien erzeugten, die gleichzeitig über das Tatsächliche hinausgingen und hinter ihnen zurückblieben, wie die organische Chemie, die Elektrochemie Begriffe umgestaltete; welche Wandlungen das Rätsel der Wahlverwandtschaften, der chemischen Kräfte erfuhr — alles das findet sich in engem Rahmen meisterlich dargestellt. Eine eigen geartete, von einem Leben in der Wissenschaft getragene Persönlichkeit spricht aus jeder Zeile. Der Genuß der Lektüre ist ebenso groß wie die Belehrung.

Ganz anders muten die beiden Bücher von Arrhenius an. Ostwald sieht die Chemie vom Standpunkte des Philosophen, Arrhenius die ganze Welt vom Standpunkte des Physikers und Chemikers. Ostwald sucht einen hohen Standpunkt, um auf die Gebiete der Naturwissenschaft hinabblicken zu können; Arrhenius steht fest auf seiner Erde und läßt seinen Blick nach allen Seiten schweifen. Wo ein Problem einen physikalischen und chemischen Angriffspunkt bietet, setzt er mit seiner Arbeit ein. Im Gegensatz zu den Werken Ostwalds sind Arrhenius' Werke einseitig, aber sie besitzen die fruchtbare Einseitigkeit des produktiven Forschers. Jeder Naturvorgang enthält physikalisch-chemische Bestandteile. Sie zu erkennen und zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen und Auffassungen zu wählen, mit ihnen die Tatsachen und Gesetze seiner Spezialwissenschaft zu verbinden, und aus dieser Verbindung neue Anschauungen zu entwickeln, diese Gabe ist eine der wesentlichen Eigenschaften, die Arrhenius zu einem großen Naturforscher machen. Eine Phantasie, die nicht vor kühnen Hypothesen zurückschreckt, aber auch niemals den festen Boden der Tatsachen verliert, befähigt ihn, fruchtbare Gedanken auszustreuen und überall, wo er eingreift, neue Anregungen zu geben. An der Entwicklung der modernen physikalischen Chemie durch grundlegende theoretische Arbeiten beteiligt, hat er später den erfolgreichen Versuch unternommen, die Lehren der modernen physikalischen Chemie auf biologische und physiologische Probleme anzuwenden. So schien ihm die Serumtherapie, deren theoretische Grundlagen kaum eine Vereinfachung des sehr komplizierten Tatsachenmaterials boten, einer physikalisch-chemischen Deutung fähig. In seinem Werke „Immunochemie" stellte er seine Arbeiten und Ansichten zusammen, die, ohne das ganze Problem zu lösen, doch für einzelne Teile die Geltung der allgemeinen naturwissenschaftlichen Lehren bewiesen. Die charakteristische Fähigkeit, die physikalisch-chemische Seite des Problems zu erkennen, zeigt sich in diesem Buche in hervorragender Weise, und ebenso in seinem „Werden der Welten", in dem er in populärer Form kosmogonische Fragen behandelt, die er vor längerer Zeit in seinem „Lehrbuch der kosmischen Physik" dem engeren wissenschaftlichen Fachkreise mitgeteilt hat. Den großen Schwierigkeiten, die sich der Erklärung einer Anzahl von Erscheinungen im Weltenraum bieten, tritt er mit einem bisher nicht angewandten physikalischen Gedanken entgegen, mit der Annahme, daß der von Strahlen jeder Art ausgeübte „Strahlungsdruck", dessen Existenz schon Euler (1746) annahm, und Maxwell (1873) für Wärmestrahlen bewies und berechnen lehrte, von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung, den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft des Weltbildes ist. Der Strahlungsdruck bildet eine Gegenkraft der Gravitation oder Massenanziehung. Läßt man z. B. in einem möglichst von Luft befreiten Stundenglas feinen Kohlenstaub in dünnem Strahle in den unteren Teil des Gefäßes rieseln und beleuchtet es gleichzeitig mit starkem elektrischen Bogenlicht von der Seite, so lenkt der Druck der auftreffenden Strahlen die Kohlenteilchen von der lotrechten Fallrichtung, wie sie die Gravitation bedingt, ab und treibt sie in der Richtung der Lichtstrahlen der Glaswand zu. Nur an äußerst leichten Gebilden wird die Massen-

anziehung durch den Strahlungsdruck überwunden. Die schon zu Keplers Zeiten beobachtete Abstoßung der wahrscheinlich aus kleinsten Flüssigkeitströpfchen bestehenden Kometenschweife, die Ausschleuderungen aus der Sonnenkorona deuten auf die abstoßenden Kräfte, die von der Sonne aus der Anziehung entgegen auf den kosmischen Staub einwirken. Der Strahlungsdruck macht die Ausbreitung des Stofflichen im Weltall verständlich und damit des Lebens, das in seinen niedrigsten Formen, Sporen und Protozoen, die außerordentliche für eine Wirksamkeit des Strahlungsdruckes erforderliche Kleinheit besitzt.

Nach Arrhenius' Anschauung war das Weltganze seinem Wesen nach stets so, wie es noch jetzt ist. „Materie, Energie und Leben haben nur Form und Platz im Raum gewechselt."

In welcher Weise für Arrhenius das Problem der Weltentwicklung ein physikalisch-chemisches ist, spricht er selbst im Vorwort aus: „Ohne Zweifel wird es (das Problem der Weltentwicklung) wohl den vornehmsten Platz unter allen Fragen behalten, die nicht direkt praktische Tragweite haben. Die Lösung, die man zu verschiedenen Zeiten für dieses Lieblingsproblem gefunden hat, gibt ein treues Bild der jeweiligen Denkweise auf naturwissenschaftlichem Gebiete. In dieser Hinsicht hege ich die lebhafte Hoffnung, daß die folgende Darstellung der großartigen Entwicklung entsprechen wird, die Physik und Chemie um die letzte Jahrhundertwende genommen haben."

Auf Einzelheiten des gedankenreichen Buches einzugehen, ist hier nicht möglich. Wie Arrhenius es versteht, die kosmischen Erscheinungen bekannten Naturvorgängen anzuschließen, sei es, daß es sich um den Einfluß von Temperatur und Druck auf die Gestaltung der Erdkruste oder auf den Kohlensäuregehalt in Wasser und Luft handelt, wie er die Lehre von der Panspermie[1]) naturwissenschaftlich beseelt und den Gedanken ewiger Wiederkunft mit dem Energiegesetz durch die Annahme eines Zusammenwirkens von Schwerkraft und Strahlungsdruck vereint, das alles und vieles andre übermittelt sein Werk in sachlich ruhiger Weise und in ansprechender Form, deren deutsche Übersetzung, ebenso wie die des folgenden Werkes von L. Bamberger herrührt und alles Lob verdient. Die Lektüre des Arrheniusschen Werkes gestattet auch dem Laien einen selten gebotenen Blick in den „Werdegang einer Wissenschaft".

Gleichsam als eine Beigabe zu dem „Werden der Welten" bietet Arrhenius in seinem Buche „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" das Ergebnis einer historischen Studie über das Problem der Weltentwicklung. Er sagt selbst: „Da ich — — veranlaßt worden bin, mich in die geschichtliche Entwicklung der kosmogonischen Ideen vor Newtons Auftreten hineinzuversetzen, war es möglich, mir durch Vervollständigung meines Wissens auf diesem Gebiete eine Vorstellung von der Auffassung des Weltproblems zu verschiedenen Zeiten zu bilden. Dieses Studium hatte so großes Interesse für mich, daß ich zu glauben wage, auch das Publikum wird gern einen Begriff davon bekommen, wie die Anschauungen auf diesem Gebiete sich aus den ersten kindlichen und unzusammenhängenden Vorstellungen bei den Naturvölkern zu dem großartigen Gedankenbau unsrer Tage entwickelt haben."

Werke wie die Ostwalds und Arrhenius' bedürfen keiner Empfehlung. Nur der Wunsch möge geäußert werden, daß das Streben beider Forscher, die Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft mehr noch, als es heute der Fall ist, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, durch einen großen und dankbaren Leserkreis belohnt wird.

Walther Löb.

[1]) Nach dieser Lehre irren Lebenssamen in den Räumen des Weltalls umher, treffen die Planeten und erfüllen deren Oberfläche mit Leben, sobald die Bedingungen für das Bestehen der Organismen dort erfüllt werden.

ρ. **Aus guter alter Zeit.** Berliner Bilder und Erinnerungen. Von Alexander Meyer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags Anstalt. 1909.

War sie denn wirklich so gut, diese alte Zeit, war sie besser als die neue? Der wird so leicht zum laudator temporis acti, dessen schönere Jahre, Jugend und Mannesalter weit in der Vergangenheit liegen, und der manchen Erscheinungen der Gegenwart fremd — um nicht mehr zu sagen — gegenübersteht. Mag Erinnerung immerhin dem, was war, ihren Zauber leihen: so viel wird zugegeben werden müssen, wenn man das Heute mit dem Einst vergleicht, daß die bis zur Ruhelosigkeit gesteigerte Bewegtheit der Existenz dem Innenleben nur noch wenig Raum gönnt, daß das Individuelle sich mehr und mehr in der unterschiedslosen Masse verliert, daß mit der Herrschaft der Maschine das Dasein in materieller Hinsicht wohl reicher, in jeder andern aber ärmer geworden ist. Und was von den Menschen, gilt auch von den Städten. Gewiß war das Berlin, das aus den Blättern des vorliegenden Buches noch einmal ersteht, eine Stadt, die sich an Pracht und Größe mit dem gegenwärtigen nicht messen kann: aber es hatte, was diesem fehlt: seinen spezifischen Charakter; es hatte Figuren und Gestalten, die sonst nirgends vorkamen; es hatte seine Besonderheiten, die nicht immer liebenswürdig, aber ihm doch eigentümlich waren, seine bescheidenen Genüsse, die man auswärts nicht kannte — mit einem Wort: es hatte einen Typus, der allmählich entschwunden ist. Wie dankbar daher, und mit welchem Gefühl der Wehmut zugleich nehmen wir dies Buch aus den Händen der Witwe und der Kinder Alexander Meyers entgegen, der ja selber noch ein typischer Vertreter des alten Berlin war. Seinen Zeitgenossen ist er vornehmlich als einer der geistreichsten Parlamentarier bekannt gewesen, dessen schlagfertiger Witz im Abgeordnetenhause und Reichstage manchmal entscheidend und immer zündend wirkte. Aber er war auch ein vortrefflicher Schriftsteller, wenn er gleich auf diese Seite seiner Tätigkeit so wenig Gewicht legte, daß er die mit feinem Stift gezeichneten Skizzen, die bei ihrem ersten Erscheinen in Berliner Zeitungen so großen Beifall fanden, doch nie gesammelt hat. Sehr richtig bemerkt Richard M. Meyer, der diese Sammlung mit einem gedankenreichen Vorwort einleitet, daß Alexander Meyer zu jener bedeutenden Gruppe von Volksvertretern aus der Bismarckschen Zeit gehörte, die ihren Wahlkreis auch im literarischen Parlament vertraten. Als ein solcher hat er in diesem Buche „aus guter, alter Zeit" sein Ehrendenkmal erhalten, das ihm, namentlich im Herzen jedes Berliners, ein liebevolles Erinnern sichert.

σ. **Deutsche Literaturgeschichte.** Von Alfred Biese. Zweiter Band. München, C. H. Beckische Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1909.

Man hat sich bereits im vorigen Jahre bei Erscheinen des ersten Bandes dieser „Literaturgeschichte" ein Urteil darüber zu bilden vermocht, daß dieses Werk nicht nur etwa eine mehr ist in der Flut ihrer Vorgängerinnen, sondern daß sie ein besonderes, ein gutes und kluges Gesicht trägt, das sich lieber zu der Jugend hinunterneigt als sich rein artistischen Erwägungen zuwendet. Damit soll nicht gesagt sein, daß Biese nur Lernstoff bringt, nur Material: es soll nur betont werden, daß der Verfasser überall streng sachlich ist. Vor allem spürt er den Zusammenhängen nach, die zwischen Zeit und Individuum bestehen; zwischen der literarischen und der politischen Entwicklung. Das Ganze — und das gilt zum Glück heute selbst in Deutschland für einen Vorzug — liest sich leicht, fast spannend, wie ein in sich geschlossenes literarisches Werk, trotz der Mannigfaltigkeit seiner Helden. — Der erste Band, der in der „Deutschen Rundschau" bereits besprochen wurde, reichte bis zu Goethe. Der zweite beginnt mit ihm. Hier besonders, wo die Gefahr so nahe lag, etwas Neues, Geistreiches sagen zu wollen, fällt es angenehm auf, wie enthaltsam Alfred Biese nur an tüchtige und vollständige Arbeit denkt, die Unkundigen nützen kann. Seine gerechte Natur hütet sich vor abschließendem Tadel oder Lob, so daß dem jugendlichen Leser nichts aufgedrängt oder verboten, nur freundlich geholfen wird, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Ausgestattet ist das Buch wie sein Vorgänger mit mannigfachen Abbildungen, Druck und Papier sind angenehm. Ein dritter Band wird die Dichter der Bismarck-Zeit behandeln und so das Werk abschließen.

ρσ. **Lauchstädt und Weimar.** Eine theaterbaugeschichtliche Studie. Von A. Doebber. Mit 20 Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 1908.

Dieses Buch sollte in erster Linie der Geschichte des Lauchstädter Theaterbaues gewidmet sein. Da aber das Theater zu Lauchstädt als Tochterbühne der Goetheschen Musterbühne zu Weimar erscheint, so hielt es der Verfasser für angemessen und notwendig, die vorausgehende Entwicklung des Weimarischen Theaters in den ersten Partien seines Buches mit zu behandeln. Wir erhalten also die Geschichte des Weimarischen Theaters zunächst vom 16. Jahrhundert an bis zur Bildung des Hoftheaters unter Goethes Leitung 1791, dann werden wir bis zum Umbau des Theaters durch Thouret 1798 weitergeführt. Schon der Direktor Bellomo besuchte mit seiner Truppe von Weimar aus das kleine kursächsische Stahlbad Lauchstädt bei Halle: Goethe hielt aus ideellen und materiellen Rücksichten daran fest: der Neubau des alten Spielhauses wurde aber eine Notwendigkeit. Es folgt nun in vier großen Abschnitten sehr ausführlich die Darstellung der Verhandlungen, die sich um Konzession und Baueerlaubnis drehten, der Hinderungen, die dazwischen traten, und der endlichen Bauausführung, die 1802 das neue Haus erstehen ließ. All dies ist durchweg nach gedrucktem und ungedrucktem Aktenmaterial dargestellt, auch alle übrigen Quellen sind umständlich herangezogen. Die literarische Seite des Werkes ist aber nicht diejenige, auf die der Verfasser selbst das Hauptgewicht legt: vielmehr ist sein Augenmerk auf

Erhellung und Darlegung des Bautechnischen, der Baugeschichte, auf Grund von Rissen, Bauplanen usw. gerichtet. In der Verbindung beider Eigenschaften, der literarischen und der bautechnischen, liegt eben die Bedeutung dieses Buches, das nicht leichten Genuß gewährt, sondern Studium erfordert, wenn man seiner Resultate habhaft werden will. Es ist gewiß, daß die Art der Theateraufführungen, ja sogar die Abfassung mancher Theaterstücke von der Bühne und dem Hause beeinflußt wird, wo sie aufgeführt wurden; der Verfasser weist mit Recht darauf hin. Wie weit man im einzelnen diese sehr delikate Frage fördern könne, läßt sich nicht sagen; aber eine solche Untersuchung wird erst möglich, wo dafür eine so gute und sichere Unterlage wie in diesem Buche geschaffen ist.

ν. **Die Geschichte der Wilhelmshöhe.** Von Paul Heidelbach. Mit Titelbild, 92 Abbildungen und einem Situationsplan. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1909.

Der Herausgeber der Zeitschrift „Hessenland" hat durch vorliegendes Werk sich um die vaterländische Geschichte wohlverdient gemacht. Es ist, wie Paul Heidelbach im Vorwort sagt, das Ergebnis fünfjähriger Arbeit, was wir ihm gern glauben, da er, beim Mangel eigentlicher Vorarbeiten, sein Material sich erst herbeischaffen und überall auf die archivalischen Quellen zurückgehen mußte. Dafür aber haben wir nun auch diesen stattlichen Band erhalten, der über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus mannigfachen Anklang finden wird. Denn wenn die Wilhelmshöhe mit ihren landschaftlichen Reizen, phantastischen Bauten und Wasserkünsten schon im 18. Jahrhundert das Staunen und die Bewunderung der Zeitgenossen bildete, so ist sie von Jahr zu Jahr mehr ein beliebtes Wanderziel, ein Ort der Erholung für viele geworden, die sich hier auf historischem Boden und im Anblick des berühmten Schlosses der eigenartigen Schönheit der durch fürstliche Munizenz entstandenen Schöpfung erfreuen. Bis ins 12. Jahrhundert müssen wir zurückgehen, um hier am „weißen Stein" ein Nonnenkloster zu finden, das, — mit Einführung der Reformation — das Schicksal der übrigen Klöster teilend, durch Philipp den Großmütigen in ein Jagdschlößchen verwandelt ward, und zu Beginn des 17. Jahrhunderts einem Neubau des Landgrafen Moritz des Gelehrten Platz machte, dem „Mauritiolum Leucopetraeum", dem Moritzheim am weißen Stein. Sein Urenkel, Landgraf Karl, der genialste von Hessens Fürsten, dem in seiner mehr als fünfzigjährigen Regierung seine Residenzstadt Kassel einige ihrer vornehmsten Zierden verdankt, war es auch, der dem bisher so bescheidenen Landsitz durch die Kaskaden, das Oktagon und die Herkulesstatue den bis auf die heutige Zeit bewahrten Charakter gab. Was später noch hinzukam: Grotten, Fontänen, Aquädukte, Löwenburg, Eremitage und chinesisches Häuschen, hielt sich immer in diesem, dem Geschmack des 18. Jahrhunderts angepaßten Rahmen, der jetzt das lebensvolle schöne Bild umschließt. In seinem Vordergrunde steht das Schloß, das, von Hessens letztem Landgrafen und ersten Kurfürsten erbaut, der Schauplatz so vieler wechselnder Geschicke werden sollte. Nicht lange nach seiner Vollendung mußte Wilhelm I., nachdem der Weißenstein fortan Wilhelmshöhe genannt ward, sein Land flüchtend verlassen; König Jérôme zog ein, und die Wilhelmshöhe ward zur Napoleonshöhe, bis dem nach sieben Jahren Heimkehrenden der Unteroffizier der Schweizergarde vortretend meldete: „Nichts Neues passiert." Aber ein andrer Napoleonide sollte hier oben traurige Monate der Gefangenschaft verbringen, und ein andrer Kurfürst von Hessen, der letzte, von hier ins Exil gehen, aus dem er nur, ein Toter, zurückkam, um in heimatlicher Erde neben seiner Mutter bestattet zu werden. Von all diesen Dingen in anziehender Art erzählt Heidelbachs Buch, das, auf gründlichen Studien beruhend, mit Bilderschmuck und Situationsplan nicht nur die Geschichte der Wilhelmshöhe, sondern in der Tat ein Stück besonders interessanter, weil lokal begrenzter Kulturgeschichte gibt.

γ. **Napoleon I.** Von Theodor Bitterauf, Privatdozent an der Universität München. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Diese Skizze erscheint als 195. Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" und hat einen jungen Historiker zum Verfasser, der mit dem ersten Band einer Geschichte des Rheinbundes sich gut eingeführt hat. Man streitet sich bekanntlich, ob Napoleon I. aus maßlosem persönlichen Ehrgeiz die Welt mit Kriegen erfüllt hat, oder ob er einem historischen Zwang unterlag, gegen den kein einzelner Mensch aufkommen konnte. Bitterauf ist der letztern Ansicht; die imperialistische Politik ist nicht Napoleons Werk, sondern die der Bourbonen, die auch die Schreckensmänner mit noch gesteigerter Energie aufnahmen, und die auch nach ihm in Kraft blieb, bis die Ereignisse von 1859, 1866 und 1870 ihr ein Ziel setzten. Mit dieser Erkenntnis will Bitterauf die historische Verantwortlichkeit Napoleons I. als einer Persönlichkeit nicht aufheben; aber er richtet nicht bloß, er erkennt die Riesengröße des Mannes an, der überall dem neuen Europa Bahn brach, nicht am wenigsten in Deutschland, und schließlich eignet sich Bitterauf Hüffers Wort an: „Es bleibt uns nichts übrig, als Gott zu danken, daß jemand unsres Geschlechts mit so unvergleichlichen Vorzügen konnte ausgestattet sein." Nicht jeder wird bei diesem Schlusse ankommen, aber daß man bei ihm ankommen kann, ist nicht zu bestreiten.

βλ. **Voltaire philosophe.** Par Georges Pellissier. Paris, A. Colin. 1908.

Voltaire ist so vielseitig und so wandelbar, daß er seinen Verteidigern Stoff in Fülle zu Apologien bietet. Dieses Mal spricht ein Bewunderer, der sich Rechenschaft gibt, daß er seinen Weg durch Widersprüche sich zu bahnen hat. Die Entschuldigung, die in der Tatsache des religiösen Verfalls, den Voltaire vor Augen hatte, die Erklärung für seine Gegnerschaft gegen das Christentum findet, hält aber nicht stand

vor Blasphemen, und die Frivolität des Angriffs ist unphilosophisch. Mit Voltaire, „dem Philosophen", befaßt sich aber der Verfasser, und sein Bemühen, Folgerichtigkeit in Voltaires Gedankenwelt zu bringen, rechtfertigen die Texte, die er zusammengestellt hat, in keiner Weise. Das wird besonders fühlbar im Abschnitt über die Politik. Unzweifelhaft hat Voltaire Reformen gewollt und Unschuldige verteidigt, am liebsten dann, wenn sein Haß gegen die Unterdrücker sich mit seinem Rechtsgefühl und seinem Mitleid begegnete. Aber er war und blieb ein Aristokrat, der vom aufgeklärten Despotismus, nicht von der Vielherrschaft, das Heil erwartete. J. J. Rousseau, nicht Voltaire, symbolisiert die Revolution: Robespierre würde den Philosophen von Ferney geköpft haben. In der Religion ein Deist, in der Moral ein Relativist, in der Politik ein Absolutist, entzieht er sich der Methode. Wir lesen beständig über ihn, statt ihn selbst zu lesen. Tausende seiner Briefe, aus denen Pellissier vieles zugunsten seiner Auffassung gewonnen hat, sind in ihrer Unmittelbarkeit wichtiger zur Kenntnis des Menschen als die meisten seiner Werke und doch verhältnismäßig nur wenig bekannt. Es ist vergebliche Liebesmühe, seinen Charakter zu retten; Lehren der Weisheit lassen sich aus seinen Schriften zusammenstellen: sie würden dennoch ein ganz falsches Bild von demjenigen geben, von dem Goethe sich schaudernd als von einem Geist abwandte, dessen zersetzende Kritik keine Ehrfurcht kannte.

λ. **Geschichte der Philosophie als Einleitung des Systems der Philosophie.** Von Walter Kinkel, ao. Professor der Philosophie an der Universität Gießen. Zweiter Teil: Von Sokrates bis Plato. Gießen, Alfred Töpelmann. 1908.

Wir haben den ersten Band dieses Werkes in einem früheren Banoe dieser Zeitschrift angezeigt; der zweite befaßt auf 133 Seiten (denen 33 S. mit Anmerkungen angeschlossen sind) die Philosophie des Sokrates, der Sokratiker Euklides, Aristippos, Antisthenes und Xenophon und die des Plato. Die Darstellung ist für diesen gewaltigen Stoff ziemlich gedrängt, aber auf selbständigen Studien aufgebaut und interessant; der Stil jedoch ist nicht immer klar; was z. B. S. 9 die Worte sagen sollen: „Die Zerrissenheit der unmittelbaren, problematischen Lage des Individuums sollte den Sophisten das Sein verbürgen, so daß ihnen die Wahrheit und das Wissen unter den Händen verschwand", ist uns, wenigstens aus diesen Worten selbst, nicht verständlich geworden. Sokrates unterscheidet sich nach Kinkel von den Sophisten und Skeptikern aller Zeit durch seinen Glauben an die Vernunft, durch sein Vertrauen auf die Kraft der Erkenntnis; Plato erscheint als die schönste Blüte des Geistes innerer Freiheit, der den Grundzug des griechischen Wesens ausmacht, als der Lehrer des Guten, daß des Menschen Bestimmung ist; er lebt der Überzeugung, daß die Realität des Seins in der Wahrheit liegt.

μ. **Tourville.** Par Emmanuel de Broglie. Paris, Plon-Nourrit. 1908.

Der Versuch, den wenig bekannten persönlichen Schicksalen des französischen Seehelden einige neue Züge hinzuzufügen, ist auch seinem neuesten Biographen nicht gelungen. Tourville, der in seiner Jugend „ein Adonis" war und deswegen Mühe hatte, vom Malteserorden, dem er angehörte, Verwendung auf einem Kriegsschiff zu finden, begann seine Laufbahn mit fünfzehn Jahren. Wir vermissen das Bildnis des Mannes, der seinen Verdiensten allein den Erfolg seines Lebens verdankte. Im Kampf gegen Türken und Korsaren hatte er sich geschult und stand 23 Jahre im Dienst, als er 1690 den Oberbefehl über die französischen Flotten erhielt und am 10. Juli 1690 die anglo-holländische Flotte bei Beachy Head schlug. Der Sieg blieb vereinzelt. Tourville konnte ihn nicht ausnützen und erfuhr die Mißstimmung des Königs, dessen Befehle, die durch die Unfähigkeit des Ministers Pontchartrain noch verschärft wurden, die Niederlage von La Hogue förmlich erzwangen. Tourville, dem Zaghaftigkeit vorgeworfen wurde, wagte den aussichtslosen Verzweiflungskampf, der zur Vernichtung des größten Teils der französischen Flotte, unter den Augen des am Ufer wartenden Jakob II., führte, dessen Ratschläge und eitle Hoffnungen den französischen Monarchen in seiner Verblendung bestärkt hatten. Tourvilles Verzicht auf Rechtfertigung und das stolze Schweigen, das er niemals brach, erinnern an Benedeks Haltung in ähnlicher Lage. Glücklicher als der österreichische Heerführer, fand Tourville in seinem König einen Mann, der, seiner Verantwortung bewußt, den geschlagenen Admiral zum Marschall von Frankreich ernannte und an der Spitze seiner Marine ließ. Nach wie vor mied er den Hof; fast in Vergessenheit ist er 1701 sechzigjährig gestorben.

γ. **Die letzten Kämpfe und der Heimmarsch 1878.** Von Oberst Georg Freiherrn vom Holtz. Wien, O. W. Stern. 1908.

Der Verfasser dieses Büchleins hat in einem früheren Bändchen, „Von Brod bis Serajewo", die Kämpfe behandelt, die die zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina abgesandten k. k. Truppen 1878 auszufechten hatten. Jetzt schildert er den Schluß des Feldzugs, in behaglicher Breite, mehr im Stil des mündlichen Referats als in dem des Historikers, aber mit einer Fülle charakteristischer Züge aus dem wirklichen Leben jener Tage. Es ist deshalb nicht zu bezweifeln, daß gerade jetzt, wo infolge der neuesten politischen Vorgänge am Balkan Bosnien wieder im Vordergrund des Interesses steht, die Berichte des Obersten vom Holtz recht zeitgemäß wirken. Die Insurgenten, halb Fanatiker, halb Räuber, an ihrer Spitze der Mekkapilger (Hadschi) Lojo, der schließlich zu fünfjährigem Kerker verurteilt wurde und im Theresienstädter Gefängnis das Schneiderhandwerk erlernte, sind charakteristische Typen, die auch heute wieder erstehen könnten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aletheia. — Schutz gegen Richterwillkür! Ein Mahnruf, zugleich Abwehr der Bestrebungen der sozialistisch organisierten Richter Österreichs. Von E. Aletheia. Leipzig, B. Volger. 1908.

Aus Natur und Geisteswelt. — Nr. 81. Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre und seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Hans Richert. Mit einem Bildnis Schopenhauers. Zweite, durchgesehene Auflage. — Nr. 146. Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung von Oswald Külpe. Mit einem Bildnis Kants. Zweite, verbesserte Auflage. — Nr. 238. Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. Nr. 239. Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette E. T. A. Hoffmanns. — Nr. 244. Byzantinische Charakterköpfe. Von Dr. Karl Dieterich. Mit zwei Bildnissen. — Nr. 246. Friedrich der Große. Sechs Vorträge von Th. Ritterauf. Mit zwei Bildnissen. — Nr. 272. Deutsche Romantik. Eine Skizze von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Bacher. — Zehn kleine Geschichten für die Jugend. Von Eduard Bacher. Leipzig, B. Volger. 1908.

Bapst. — Le Maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle par Germain Bapst. Tome quatrième: les souverains à Paris, les fêtes des Tuileries, la guerre contre l'Allemagne (1870). Avec cartes. Paris, Librairie Plon. 1909.

Bartels. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Adolf Bartels. In zwei Bänden. 11.—15. Tausend. Fünfte und sechste Auflage. Erster Band: Die ältere Literatur. Zweiter Band: Die neuere Literatur. Leipzig, Eduard Avenarius. 1909.

Bartels. — Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Adolf Bartels. Zweite Auflage (4. bis 7. Tausend). Leipzig, Eduard Avenarius. 1909.

Bartels. — Wilhelm von Polenz. Von Adolf Bartels. Dresden, C. A. Koch. 1909.

Beetz. — Das eigene Heim und sein Garten. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des Mittelstandes Von Dr. ing. Gerold E. Beetz. 305 Abbildungen, Kunstbeilagen, Ansichten, Grundrisse. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. 1909.

Bourgeois. — Mes dernières découvertes sur Louis XVII et sa sœur. Par Armand Bourgeois. Paris, H. Daragon. 1909.

Bourgeois. — Nouvelle étude historique sur Louis XVII. Par Armand Bourgeois. Paris, H. Daragon. 1907.

Brand. — Reise eines jungen Deutschen in Frankreich und England im Jahre 1815. Nach Originalberichten herausgegeben von Georg Brand. Leipzig, Georg Wigand. 1909.

Brandt. — Aus dem Lande der lebenden Buddhas. Die Erzählungen von der Mission George Bogles nach Tibet und Thomas Manings Reise nach Lhasa (1774—1812). Aus dem Englischen des Mr. Clements R. Markham übersetzt und bearbeitet von Wirkl. Geh. Rat. M. v. Brandt. Mit vier Bildern und einer Karte. 1.—3. Tausend. Dritter Band der Bibliothek denkwürdiger Reisen, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1909.

Breitscheid. — Persönliches Regiment und seine konstitutionellen Garantien. Von Dr. Rudolf Breitscheid. Demokratische Flugblätter. Nr. 1. Berlin, Herm. Ehbock. O. J.

Brun. — Savinien de Cyrano Bergerac, gentilhomme parisien. L'histoire et la légende. De Lebret A. M. Rostand. Par Pierre Brun. Ouvrage orné d'un portrait gravé et de planches hors texte. Bibliothèque du vieux Paris. Paris, H. Daragon. 1909.

Brunetière. — Histoire de la litérature française classique. 1515—1830. Par Ferdinand Brunetière. Tome premier: de Marot à Montaigne. 1515—1595. Troisième partie: la détermination de l'idéal classique. Paris, Librairie Ch. Delagrave. S. A.

Bücher. — Arbeit und Rhythmus. Von Karl Bücher. Vierte, neubearbeitete Auflage. Mit 26 Abbildungen auf 14 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Captain. — The world's time tables. Kursbuch der Passagierdampferlinien aller Meere. Januar—März 1909. Berlin, Maritima Verlagsgesellschaft. 1909.

Chrusen. — Prospekte zu Theaterstücken. Von P. P. Chrusen. Leipzig, L. Volger. 1908.

Cossel. — Prinz Heinzels Brautfahrt. Ein lustiges Waldmärchen in sieben Gesängen. Von Agnes Cossel. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Dallmeyer. — Kleidörn. Plattdeutsche Gedichte heiteren und ernsten Inhalts. Von Wilhelm Dallmeyer. Leipzig, B. Volger. 1909.

Darwin. Seine Bedeutung im Ringen um Weltanschauung und Lebenswert. Sechs Aufsätze von Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, Eduard David, Max Apel, Rud. Penzig, Friedr. Naumann. Bd. 4 der „Modernen Philosophie", herausgegeben von Dr. Max Apel. Berlin, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Deledda. — Il Nonno. Novelle per Grazia Deledda. 1e migliaio. Roma, Nuova Antologia. 1909.

Epstein. — Poesien des Alten Testaments im deutschen Gewande. I. Teil: Pentateuch und die ersten Propheten. Von Dr. M. Epstein. Leipzig, B. Volger. 1908.

Fais. — Carmina neo-latina. Von Henri du Fais. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Ferri. — La Camminante. Romanzo. Per Giustino L. Ferri. Roma, Nuova Antologia. 1909.

Fletcher. — Paradise court. By J. S. Fletcher. London, T. Fisher Unwin. 1908.

Fling. — Mirabeau and the French Revolution. By Fred Morrow Fling. In three volumes. Vol. I: The youth of Mirabeau. Illustrated. London, G. P. Putnam's sons. 1908.

Franz Josef. — Die Thronreden Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. bei der feierlichen Eröffnung und Schließung des österreichischen Reichsrates. Nebst einer kurzen Verfassungsgeschichte der Gesamtheit der Reichsratsländer. Herausgegeben vom k. k. Regierungsrat Dr. Anton Bezecny. Wien, Manz. 1908.

Fritz. — Plaudereien eines Schweigsamen. Von S. Fritz. (Fritz Singer). Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Fuchs. — Schill oder Im Sturm der Zeit. Historische Tragödie von Karl Fuchs. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Gamper. — Die Brücke Europas. Erster Teil. Von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1908.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Zweite Serie. Zehnter Band. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Garrison. — Nachtfalter. Gedichte von Robert Garrison. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Goethe-Gespräche. — Goethe-Gespräche ausgewählt von Dr. Paul Lorenz. Mit zehn Kunstdruckbeilagen und einer Heliogravüre. Dresden, L. Ehlermann. O. J.

Goethe. — Aus Goethes Prosa. Kleine Dichtungen und Aufsätze. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Karl Kinzel. Mit zwei Abbildungen im Text, vier Kunstdruckbeilagen und einer Gravüre. Dresden, L. Ehlermann. O. J.

Goethe. — Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Kritische Gesamtausgabe. Erster Band: 1776—1781. Zweiter Band: 1782—1786. Dritter Band: 1786—1789. Mit dem Briefwechsel aus den Jahren 1794—1826. Jena, Eugen Diederichs. 1908.

Göhring. — Aus verschiedenen Welten. Novellen von Ermund Göhring. Leipzig, B. Volger. 1909.

Goldene Klassiker-Bibliothek. — Eichendorffs Werke in vier Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Ludwig Krähe. — Hebbels Werke in zehn Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Koppe. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Grazie. — Heilige und Menschen. Roman von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1909.

Griois. — Mémoires du général Griois. 1792—1822. Publiés par son petit-neveu. Avec introduction et notes par Arthur Chuquet. Tome premier. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1909.

Guenther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. 15.—20. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Guhr. — Konrad der Rüde (Der Komtur). Ein Drama in fünf Aufzügen von Erwin Guhr. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Hasenclever. — Nirwana. Eine Kritik des Lebens. Von Walter Hasenclever. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Heidelbach. — Die Geschichte der Wilhelmshöhe. Von Paul Heidelbach. Leipzig, Verlag von Klinkhardt & Biermann. 1909.

Henning. — Freilicht. Lyrisch-lehrhaft-launige Reimbilder von Carl Henning. Wien, Karl Graeser & Cie. 1909.

Henschel. — Verantwortlichkeit der Reichstagsabgeordneten! Eine Petition an den Hohen Reichstag. Von Hermann Henschel, Gerichtsassessor a. D., Hamburg. 1909.

Hensel. — Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern von S. Hensel. Fünfzehnte Auflage. Zwei Bände. Berlin, B. Behr. 1908.

Hensoldt. — Breaking the fetters on the truth about the „Church". An appeal to enlightened humanity by Dr. Henry Hensoldt. Sidney, published by the author. 1908.

Hildebrand. — Gesammelte Aufsätze. Von Adolf Hildebrand. 1.—3. Tausend. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1909.

Hister. — Träumereien und Balladen. Von Franz Hister. Leipzig, Max Spohr. 1909.

Hitchings. — Nach vielen Tagen. Drama in einem Akt. Von C. Hitchings. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Hofmiller. — Versuche. Von Josef Hofmiller. München, Süddeutsche Monatshefte. 1909.

Hof, von. — Der Böbel und andere heitere Geschichten. Von P. von Hof (Pauline Freifrau von Godin). Berlin, Curt Wigand. 1909.

Hohlbaum. — Ein Leben. Von Robert Hohlbaum. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Hollaender. — Agnes Feustels Sohn. Roman von Felix Hollaender. Berlin, S. Schottlaenders Schles. Verlagsanstalt. O. J.

Homer. — Homers Odyssee in deutscher Übersetzung von Johann Heinrich Voss, herausgegeben von Hans Feigl. Vorwort von Willy Pastor. Wien, Carl Konegen. O. J.

Hopfen. — Der Räuber von Mallow und andere Erzählungen aus der Fremde. Von Otto Hellmut Hopfen. Berlin, S. Schottlaender. O. J.

Hügli. — Die Jungfrau. Eine Dichtung von Emil Hügli. Schteubitz, W. Schäfer. 1909.

Huth. — Satiren von Wilhelm Huth. Leipzig, B. Volger. 1908.

Jacobs. — Ehrlich gekämpft. Ein Frauenleben nach persönlichen Mitteilungen dem Leben nacherzählt von Lydia Jacobs. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Jahrbuch der Turnkunst. Jahrbuch der Deutschen Turnerschaft. 1909. Mit 175 Bildern und 7 Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Rudolf Gasch. Dritter Jahrgang. Leipzig, Emil Stock. 1909.

James. — Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Von William James. Aus dem Englischen übertragen von Georg Wobbermin. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1907.

James. — Pragmatismus. Von William James. Deutsch von Wilhelm Jerusalem. Band 1 der philosophisch-soziologischen Bücherei. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1908.

Jörg. — Spielmannsträume. Von Paul Jörg. Elberfeld, B. Hartmann. 1909.

Kaboth. — Der Friedhof der Heimatlosen. Eine Erzählung von Hans Kaboth. Leipzig, B. Volger. 1908.

Kann. — Erez Israel. Das jüdische Land. Von J. H. Kann. Köln, Jüdischer Verlag. O. J.

Kaufmann. — Johann Martin Niederee. Ein rheinisches Künstlerbild von Dr. Paul Kaufmann. Mit 23 Abbildungen. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

Kipling. — Œuvres choisies de Rudyard Kipling. Avec une notice par Michel Epuy. Paris, Librairie Ch. Delagrave. S. A.

Kirchner. — Wider die Himmelsbriefe. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde. Von Pfarrer Lic. Dr. V. Kirchner. Leipzig, B. Volger. 1908.

Kitts. — In the days of the councils. A sketch of the life and times of Baldassare Cossa. (Afterward pope John the Twenty-Third). By Eustace J. Kitts. Sometime of the Indian Civil Service. Illustrated. London, A. Constable & Co. Ltd. 1908.

Klein. — Dies und Das. Von Otto Klein Leipzig, B. Volger. 1908.

Kleinclausz. — Histoire de Bourgogne. Par A. Kleinclausz. Ouvrage illustré de 56 gravures tirées hors texte et de trois cartes. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1909.

Kohut. — Die Hohenzollern und die Freimaurerei. Von Dr. Adolph Kohut. Mit 16 Abbildungen. Berlin, Franz Wunder. 1909.

v. Konarski. — Aus der engen und weiten Welt. Gedichte von Minna v. Konarski. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Konservativer Kalender 1909. Berlin S. 42, Verlag des Konservativen Kalenders. 1909.

Korrodi. — Enrica von Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. Von Eduard Korrodi. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 1909.

Kraft. — Sich selbst Musik. Gedichte von Ottokar von Kraft. Erste Auflage. Leipzig, B. Volger. 1908.

Krauß. — Heldenleben — Heldenziele! Zwei deutsche Heldengeschichten von Otto Krauß. Leipzig, B. Volger. 1908.

Kuhlo. Geschichte der Zelterschen Liedertafel von 1809—1909. Dargestellt nach den Tafelakten von Prof. Hermann Kuhlo. Mit zwei Heliogravüren und sieben Faksimiles. Berlin, Eigentum der Singakademie; zu beziehen durch Horn und Raasch. 1909.

Kunstwartarbeit. Eine Übersicht zum praktischen Gebrauch über die von Ferdinand Avenarius begründeten und geleiteten Unternehmungen. Mit 516 kleinen Illustrationen. München, G. D. W. Callwey. 1908.

Kunz. — Poetereien in Spruch und Dichtung. Von Conrad Kunz. Erste Auflage. Leipzig, B. Volger. 1908.

Lafenestre. — Molière. Par Georges Lafenestre. Paris, Librairie Hachette. 1909.

Landeseisenbahnrat. — Der Preußische Landeseisenbahnrat in den ersten fünfundzwanzig Jahren seiner Tätigkeit (1883—1908). Denkschrift, dem Landeseisenbahnrat überreicht vom Minister der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Carl Heymanns. 1908.

Lange. — Erinnerungen an den Sachsenwald. Von Regierungsrat Hermann Lange. Zweite Auflage. Halle, Gustav Moritz. 1909.

Lange. — Am Wege gepflückt. Novellen von H. E. Lange. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Larkens. — Mein Weg. Gedichte von Viktor Larkens. Straßburg. Treuttel & Würtz. 1909.

Laube. — Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von H. H. Houben. 14. 15. Band: Der deutsche Krieg I. 16./17. Band: Der deutsche Krieg I. 18./19. Band: Der deutsche Krieg II. 21. 22. Band: Der deutsche Krieg III. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Leblond. — L'idéal du XIXe siècle par Marius-Ary Leblond. Paris, Félix Alcan. 1909.

Leskien. — Auf dem Wege. Gedichte von Ilse Leskien. Heidelberg, Karl Winter. 1909.

Les poètes du Ferroir du XVe siècle jusqu'à nos jours. Textes choisis et notices bibliographiques, par Ad. van Bever. Tome I, avec cartes. Paris, Ch. Delagrave. S. A.

Leyen. — Deutsches Sagenbuch. In Verbindung mit Friedrich Panke und Karl Alexander von Müller herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Erster Teil: Die Götter und Götterfagen der Germanen. München, Oskar Beck. 1909.

Liebrecht. — Muhme Strehlen. Märchen in Versen von Elfriede Liebrecht. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Loewe. — Kunterbunt. Neue schlesische Gedichte von Robert Loewe. Berlin, Curt Wigand. O. J.

Löns. — Aus Wald und Heide. Geschichten und Schilderungen von Hermann Löns. Für die Jugend ausgewählt von dem Jugendschriftenausschuß des Lehrervereins Hannover-Linden. 1.—5. Tausend. Hannover, Adolf Sponholtz. O. J.

Löns. — Mümmelmann. Ein Tierbuch. Von Hermann Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 1909.

Lorraine. — The woman and the sword. By Rupert Lorraine. London, T. Fisher Unwin. 1908.

Ludwig. — Schiller und die deutsche Nachwelt. Von Albert Ludwig. Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1909.

Mack. — Opfer. Vier Einakter von Friedrich Mack. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Martens. — Recueil des traités et conventions, conclus par la Russie avec les puissances étrangères, publié d'ordre du ministère des affaires étrangères par F. de Martens. Tome XV. Traités avec la France. 1822—1906. St.-Pétersbourg, A. Böhnke. 1909.

Masson. — Madame de Tencin (1682—1749). Une vie de femme au XVIIIe siècle. Par Pierre-Maurice Masson. Paris, Libraire Hachette et Cie. 1909.

Matičević. — Zur Grundlegung der Logik. Ein Beitrag zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Logik und Psychologie. Von Dr. Stephan Matičević. Wien, Wilh. Braumüller. 1909.

Mau. — Pompeji in Leben und Kunst. Von August Mau. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, mit einem Kapitel über Herculaneum. Mit 304 Abbildungen im Text, 14 Tafeln und 6 Plänen. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1908.

May. — Ernst Haeckel. Versuch einer Chronik seines Lebens und Wirkens. Von Prof. Dr. Walther May. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1909.

Mayers. — Der Kurzelanen Sendling. Eine Wunder- und Wandergeschichte aus dem Märchenlande von K. Mayers. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Mayl. — Schuld und Sühne. Schauspiel in vier Aufzügen von Carl Mayl. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1908. Heft VI—XII. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Meisterbriefe. II. Musik, herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Max Friedlaender. Felix Mendelssohn Bartholdy, ausgewählt und erläutert von Ernst Rychnen. Mit vier Portraits. Berlin, B. Behr. 1907.

Mendelssohn-Bartholdy. — Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Karl Klingemann in London. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Klingemann. Mit einem alphabetischen Personenregister, nebst 7 Bildnissen, Zeichnungen und Faksimiles. Essen, G. D. Baedeker. 1909.

Merki. — L'amiral de Coligny. La maison de Chatillon et la révolte protestante 1519—1572. Par Charles Merki. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1909.

Metz. — Den König drückt der Schuh. Ein Spiel in vier Bildern. Von Josefa Metz. Leipzig, Haupt & Hammon. 1908.

Meyenberg. — Wartburgfahrten. Wanderbücher aus Innen und Außenwelt von A. Meyenberg. Luzern, Räber & Cie. 1908.

Meyers Kleines Konversationslexikon. Siebente Auflage. Fünfter Band: Nordkap bis Schönebeck. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1908.

Meyer. — Aus guter alter Zeit. Berliner Bilder und Erinnerungen von Alexander Meyer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Meyer. — Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey. Mit vier Bildern und acht Handschriftproben. Zwei Bände. Leipzig, H. Haessel. 1908.

Moeglich. — Gedichte und Skizzen. Von Alfred Moeglich. Wiesbaden, Verlag deutscher Roland. O. J.

Moeglich. — Mirjams Sohn. Ein moderner Jesusroman von Alfred Moeglich. Wiesbaden, Verlag Deutscher Roland. O. J.

Möller. — Die Beitreibung von Forderungen in Dänemark. Von Rechtsanwalt Heinrich A. Möller. Kopenhagen, Brostrykkeriet. 1908.

Moser. — Frühlingsenzian. Ein Lied aus der Zeit des Minnesangs. Von Hans Joachim Moser. Berlin, Verlag von Julius Bard. 1908.

Müller-Lyer. — Phasen der Kultur- und Richtungslinien des Fortschritts. Soziologische Überblicke von Dr. F. Müller-Lyer. München, J. F. Lehmann. 1908.

Murat. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815, publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. II. armée d'observation du midi - république cisalpine-république italienne 1801—1803. Avec portrait et fac-similés. Paris, Librairie Plon. 1909.

Muser. — Demokratie und Block. „Doktrinarismus" und „Realpolitik". Von Oskar Muser. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Nedarsulmer. — Irene. Geschichte einer Liebe. Von Emil Nedarsulmer. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Neuffer-Stavenhagen. — Märchenfaden. Von Hildegard Neuffer Stavenhagen. Illuriert von O. Herfurth. Neue Auflage. Neue Märchenbücher. Band 1. Berlin, Dr. Wedekind & Co. O. J.

Oberle. — Viel umworben. Von E. Oberle. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Pachnicke. — Auf Posten im Osten. Erzählung aus der Ostmark und Kleinstadt. Von Arthur Pachnicke. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Palten. — Der Schusterfranzi. Aus dem reichen Leben eines armen Teufels. Von Robert Palten. Mit zwei Bildern des Schusterfranzi. Dresden, Heinr. Minden. O. J.

Pearson. — Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene (National-Eugenik) für den Staat. Vierzehnte Robert-Boyle-Vorlesung von Prof. Karl Pearson. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Pécsi. — Krisis der Axiome der modernen Physik. Reform der Naturwissenschaft. Von Prof. Dr. Gust. Pécsi. I. Buch: Newtons System und das neue physische System. II. Buch: Das neue Sonnensystem. Esztergom (Ungarn), G. Buzárovits. 1908.

Péladan. — Les idées et les formes. Antiquité orientale. Égypte, Kaldée, Assyrie, Chine, Phénicie, Judée, Arabie, Inde, Perse, Aryas d'Asie Mineure. Par Péladan. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Plate. — Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag und zugleich ein Wort gegen Joh. Reinke von Prof. Dr. L. Plate. Mit 14 Textfiguren. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Polenz. — Gesammelte Werke von Wilhelm von Polenz. Band 1—8. Berlin, F. Fontane & Co. O. J.

Pompilj. — Nuove Liriche. Di Vittoria Aganoor Pompilj. Roma, Nuova Antologia. 1909.

Presber. — Aus Traum und Tanz. Von Rudolf Presber. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. O. J.

Reinecke. — „und manche liebe Schatten steigen auf." Gedenkblätter an berühmte Musiker. Von Carl Reinecke. Leipzig, Gebrüder Reinecke. 1909.

Reuß. — Lebenstagen. Freie Gedichte eines Weltmenschen. Von Franz Reuß. Leipzig B. Volger. 1909.

Riehl. — Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Dritte, durchgesehene u. verbess. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Ripert. — La présidence des assemblées politiques. Par Henry Ripert. Ouvrage couronné par la Faculté de Droit de Paris. Préface de M. Paul Deschanel. Paris, Arthur Rousseau. 1908.

Rouveyre. — Le Gynécée. Dessins inédits de Rouveyre. 1907—1909. Recueil précédé d'une glose par Remy de Gourmont. Paris, société du Mercure de France. 1909

Rudert. — Die Kunst, sich glücklich zu fühlen. Ein Zwiegespräch über Welt und Leben. Von Theodor Rudert. Halensee, Verlag für aktuelle Philosophie. 1909.

Ruederer. — Tragikomödien. Von Josef Ruederer. München, Süddeutsche Monatshefte. 1908.

Runge. — Wie wandere ich nach Südamerika aus? Teil I: Brasilien. Von Dr. E. Runge. Berlin, W. Süsseroth. O. J.

Saar. — Ferdinand von Saars sämtliche Werke in zwölf Bänden. Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der deutschen Schillerstiftung mit einer Biographie des Dichters von Anton Bettelheim herausgegeben von Jakob Minor. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Saint-Didier. — Le dernier fils de Louis XVI. Par A. Morel de Saint-Didier. Paris, H. Daragon. 1909.

Sammlung Göschen. — Nr. 426. Die Steuersysteme des Auslandes. Von Oberfinanzrat O. Schwarz. Leipzig, G. J. Göschen. 1908.

Schalk. — Die Sintflut in Griechenland. Eine dramatische Warnung. Von Kuno Schalk. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1907.

Schatzbehalter, Der. — Ein Brevier zeitgenössischer Lyrik. Ausgewählt von H. Federmann. Königsberg i. Pr., Deutschherren-Verlag 1909.

Schiller. — Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Auswahl aus ihrer Korrespondenz. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Hans Bondy. O. J.

Schlicker. — Aus Höfen und Katen. Heidegeschichten von Friedrich Schlicker. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

Ap
30
D4
Bd.138

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY